This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HF 0.3

Scheller. del. Rein. fc.

Joh. Caroli Hagel's

ONOMATOLOGIA FORESTALIS-PISCATORIO-VENATORIA.

oder

vollständiges

Forst- Fisch- und Jagd-

Lexicon,

J. F. Stahl.

in welchem

alle bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erkläret,

der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen, samt der Art sie im besten Stande zu erhalten, angewiesen,

die Eigenschaften, Gebrauch und Fortpflanzung der verschiedenen Holzarten, wie auch aller besonderer Gattungen der Bäume,

ferner

die Natur und Eigenschaften der wilden Thiere, der Vögel und des Federwildprets, alle Arten ihres Fanges und der Jagden, die mit ihnen angestellt werden,

endlich auch der Rauh- Strohm- und Teich-Fische, nebst ihrem Fang und Wartung beschrieben, auch die in alle drey Gegenstände einschlagende Rechtsfälle mitgetheilet werden:

Nach alphabetischer Ordnung zu allgemeinem Gebrauch deutlich und ausführlich abgehandelt,

und aus langwieriger Erfahrung auch bewährtesten alten und neuen Schriftstellern gedachter Künste und Wissenschaften, wie auch der Naturlehre, Haushaltungskunst, Policey- und Cameral-Wissenschaften zusammengetragen.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig, 1772.

Vorrede
von den
Annehmlichkeiten,
welche
ein vernünftiger Förster und Jäger bey seinen Geschäften genießen kann.

Aus Herrn Büchting.

Wer eine gründliche und practische Erkänntniß von dem Forstwesen und der Jägerey erlanget hat, und dabey eines vernünftigen Nachdenkens fähig ist, der kann bey seinen Geschäften recht beneidenswürdige Annehmlichkeiten genießen. Wir wollen versuchen, ob wir

vermögend sind, denen Förstern und Jägern, die diese Wahrheit bis daher noch nicht lebhaft genug erkannt haben, einigen Vorschmack beyzubringen, der sie künftighin zu etwas mehrerer Aufmerksamkeit anreizet.

Bekannter massen sind die Geschäfte eines Förstern und Jägers nicht einförmig. Er siehet sich nicht etwa, wie die meisten Gelehrten und Canzleyverwandte in vier Pfähle eingeschlossen, wo er seine Arbeit verrichten muß. Nein, alle seine Handlungen sind eine beständige Reihe von Abwechslung und Veränderungen, dabey die Sinnen immer etwas neues und wunderbares entdecken, das zu einer vernünftigen Betrachtung Anlaß geben, und ein wahres Vergnügen verschaffen kann.

Er hat vermöge seines Berufs mit wilden und zahmen Thieren zu thun. Die Hunde, als zahme Thiere, müssen ihm beförderlich seyn, die Wilden zu erforschen und auszumachen. Wie wunderbar, und auf wie vielerley Art geschiehet das nicht? Vermittelst eines Leithundes kann er den Auffenthalt eines Hirsches, einer Sau u. s. w. bestimmen. Der Schweishund führet ihn der Fehrte eines verwundeten Thieres nach. Er läßt sich nicht leicht durch andere Spuren vom gesunden Wildpret irre machen, sondern er verfolget die einmal angenommene Spur, und bringet ihn endlich dahin, wo er dasselbe entweder todt oder lebendig antrift. Der Hünerhund zeiget ihm durch Vorstehen an, wenn er Hasen, Hüner und andere dergleichen Wildpret durch den Geruch vermerket. Was für

ein

ein weites Feld ſiehet ein Nachſinnender hier vor ſich! Und wenn würden wir fertig werden, wenn wir nur die Handlungen der Hunde alle anführen wollten, die einer aufmerkſamen Betrachtung gewiß nicht unwürdig ſind? Wie wunderbar iſt die Sprache des Jägers mit demſelben? Beyde verſtehen einander, und letzterer ſcheinet mit allen Gaben ausgerüſtet zu ſeyn, die ein ſchlauer Verräther haben muß, wenn er ſich in der Gunſt erhalten ſoll. Beyde, der Jäger und der Hund, lehren ſich einander, was ein Theil von ihnen allein unmöglich ausrichten kann. Und ſie haben es hierinnen beyde ſo weit gebracht, daß ſie ſich untereinander berathſchlagen können, wie dieſes oder jenes Thier erlegt werden ſolle, das beyde noch nicht einmal ſehen, und das ihnen doch vollkommen eigen iſt, ſo bald es beyde nur wollen. Dieſe Verrätherey iſt der Urſprung und die Gelegenheit zu dem ewigen Krieg, den der Menſch mit den wilden Thieren führet.

An den wilden Thieren erblickt man ein gleichmäßiges Verhalten. Sie unternehmen ihre Handlungen zum Theil mit vieler Behutſamkeit. Man bemerke nur, wie ſehr ſich der Fuchs vor allen Nachſtellungen in Acht nimmt? Vermuthlich haben ihm deswegen einige alte Moraliſten die Ehre angethan, ihm ſogar einige Hoftugenden beyzulegen. Er bedienet ſich ſeines guten Geſichts, des feinen Gehörs, und der ſcharfen Naſe, oder des Windes, zu allerley Erfindungen, um entweder andere Thiere, ſo ihm zur Nahrung dienen, zu überfallen, oder dem Jäger und Hunden, ehe ſie ſichs verſehen, zu entwiſchen.

Man gehe auf diese Art das ganze Thierreich der Jäger durch, wie viel bewunderenswürdige Entdeckungen wird man da nicht machen? Wie viel Stof wird sich nicht unsern Gedanken zu vernünftigen Betrachtungen darbieten? Wie leicht wird unsere dadurch stets wachsende Erkänntniß, uns in den glückseligen Zustand versetzen, daß wir die unumschränkte Vollkommenheiten des Schöpfers deutlicher erkennen?

Ich entsinne mich, sagt **Herr Büchting**, daß ich jüngst Gelegenheit hatte, mich mit einem Jäger, den ich **Herr Wildfang** nennen will, von dieser Materie zu unterreden. Es war ihm lächerlich, ja beynahe ärgerlich, daß ich in der Betrachtung über die Handlungen der Thiere so viel Vergnügen fand. Er meynte, die Thiere wären ein zu geringer Gegenstand, und es verlohnte sich nicht der Mühe, deren Handlungen mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Mit einer altklugen Mine setzte er noch hinzu: Wozu kann uns eine Sammlung der Geschichte von dem Betragen der Thiere nutzen? Sie besitzen ein Vermögen, sich dahin zu bewegen, wo sie Hunger und Durst hintreibet, und das ist alles, was von ihnen gedacht werden kann.

Herr Wildfang irret sich gar sehr, wenn er in den Gedanken stehet, daß die Thiere sich blos nach denen von Hunger und Durst gewirkten Empfindungen bewegen; denn auf diese Weise würden die Bewegungen der Thiere beynahe mechanisch seyn. Zum Exempel der Fuchs

wird

wird durch den Trieb des Hungers bewogen, einen Ort, wo er bereits seine Nahrung gefunden hat, wiederum zu besuchen. Sollte er sich nun allein nach dem gedachten Triebe bewegen; so würde er sich in seinem Vorsatz durch nichts stöhren lassen. So bald er aber durch die Sinnen etwas Widriges vermerkt, so bald ändert er seinen Vorsatz. Und woher kommt dieser? Er hat durch die sinnliche Empfindung seine Unsicherheit entdecket, und dadurch wird er bewogen, von seinem Vorhaben abzugehen. Ist dieß eine maschinenmäßige Bewegung? Nimmermehr!

Die reizende Gestalt, in welcher sich die anderwärtigen Geschäfte eines Jägers unsern Augen zeigen, verleitet uns, diese Betrachtung noch etwas weiter auszudehnen. Wie manche Stunde muß nicht ein Jäger, vermöge seiner Geschäfte, in der angenehmsten Einsamkeit hinbringen? da wo kein Geräusche die Gedanken zerstreuet, da, wo ein abwechselndes Grün, Berge und Thäler zieret, da, wo das Heer der wilden Thiere einen sichern Aufenthalt sucht, da führet ihn sein Beruf nicht selten hin, und heisset ihn zu Zeiten bey nächtlicher Weile daselbst verharren.

Hier bemühet er sich, wenn der glänzende Weltkörper, die Sonne, zum Horizont eilet, das vorsichtige Wild, welches eben zu der Zeit seinen des Tages über bewohnten Platz verläßt, um die zum Unterhalt bedürftige Nahrung einzunehmen, zu erschleichen, oder ihm auf dem Anstand aufzupassen. Welch ein Vergnügen! wenn

ganze Schaaren Thiere, oder mit den Jägern zu reden, ganze Rudel Wildpret, von verschiedener Art, vor den Augen des Jägers herumwallen, und öfters die Gipfel der Berge besteigen, oder mit Bächen durchschlungene Thäler, und bethauete Gründe durchziehen, um sich an denen daselbst befindlichen kräftigen Kräutern zu erquicken.

Indem er sich mit dieser vergnügenden Musterung belustiget, so erblickt er auch wohl dasjenige Thier, durch dessen Erlegung seine Absicht befriediget wird. Ein donnernder Knall stöhret alsdenn die stolze Ruhe desselben, weil das tödtende Bley bereits in Bewegung gesetzt worden, das den Tod des Thiers bewirken solle; der auch unfehlbar erfolget, wo nicht ein kleines Versehen, das der Schütze begehen kann, sich in diese Handlung mischet, und dem Thiere das Leben fristet.

Von einer so angenehmen Arbeit ermüdet, begiebet sich der Jäger zu einer, oftmals von schlechter Geräthschaft, und auf einer hohen Höhe erbaueten Hütte. Da kann er den gestirnten Himmel, und weit entfernte Welten überschauen, wodurch er Stof genug erhält, sich mit vergnügenden Gedanken über das so künstliche Weltgebäude, und den Urheber desselben zu beschäftigen, bis ein nach und nach sich einstellender Schlummer diese glückselige Betrachtung unterbricht, der ihn, ohne ein weiches Lager, eine sanfte Ruhe genießen läßt.

Kaum

Vorrede.

Kaum erscheinet das helle Morgenroth wieder in unserer Sphäre; so erhält er aufs neue Gelegenheit, den noch nicht erreichten Zweck zu vollziehen. Das gesättigte Wildpret kehret sodann nach dem Wohnplatz zurücke, wo es sich den Tag über aufhalten will. Und wenn der Jäger den Wechsel desselben zuvor einiger massen erkundiget hat; so kann er abermals das Vergnügen genießen, und verschiedene Arten Wildpret mit stolzen Schritten dahin eilen sehen.

Indessen wird das Heer der Vögel durch den Anbruch des Tages zu einem frohen Jauchzen ermuntert, das auf denen Höhen erthönet, und in denen Thälern wiederschallet. Ein vernünftig denkender Förster und Jäger, der sich an einer dergleichen erhöheten Gegend befindet, ist alsdann ein in Freuden schwimmender Zuhörer dieser kunstreichen Harmonie, und zugleich ein ächter Beschauer des von der glänzenden Sonne erleuchteten Schauplatzes der Natur. Hier stehet er an dem Stamme knotichter, bejahrter rauher Eichen, die fast bis in die Wolken reichen, und unter deren breiten Kronen im Schatten Lust und Ruhe wohnen. Kein Lichtstrahl bewegt sich zu seinen Augen, der nicht von dem Gegenstande, wovon er zurücke geworfen wird, etwas bewunderungswürdiges mitbringe. Er siehet einen Berg, der über viele andere hervorraget, der mit dicken Bäumen bewachsen, und schon bereit stehet, die Dürftigkeit der Menschen zu befriedigen. Nicht weit davon erblicket er eine andere Anhöhe mit unendlich verschiedenen Pflanzen und Bäumen bedecket, die in einem

noch jüngern Wachsthum zum künftigen Gebrauch erwünschte Hoffnung geben. Die schlanken belaubten Reiser haben sich dergestalt durcheinander gewunden, daß das starke Licht der Sonne zu oft wiederholten malen gebrochen, endlich ganz schwach auf den Boden wirket. Ein dergleichen schattichtes, kühles und ruhiges Dickigt erwählt sich das schüchterne Wild vorzüglich zu seinem Wohnplatz, allwo es in denen heissen Sommertagen von dem fliegenden Geschmeiß nicht so viel Ungemach zu gewarten hat.

Eine dritte Gegend hat vor kurzem ihre bis zur Reife und vollem Wachsthum ernährte Bäume zum Dienste der Menschen hingegeben. Da ist die Natur schon wieder beschäftiget, ein junges Dickigt zu erzeugen. Unzählige Kräuter und Grasstengel schießen mit denen zarten Holzpflanzen in die Höhe und umringen dieselben, daß ein brennender Sonnenstrahl sie nicht verletzen kann. Sie fangen bey nächtlicher Weile den treufolnden Thau auf, und unterhalten die erquickende Feuchtigkeit unter sich zu einem gemeinschaftlichen Wachsthum. Das munter und scherzende Wild besucht dieses Gefilde, so bald sich der Tag neiget, und das Heer der Sterne den blauen Himmel beziehet. Welch eine Gegend! Was denket der Förster und Jäger? Hier stehet ein lockerer Schwamm, ein knorrigtes Gewächse, ein grüner Sammt von Moos. Er kann verwunderungsvoll auf alten Rinden, Gebüsche, Stauden, Laub und Kraut, ja ganze kleine Wälder finden. Mit was für entzückenden Empfindungen betrachtet ein vernünftiger Zuschauer das Ganze und einen jeden

Theil

Theil desselben? Kann die genaue Betrachtung eines Saamenkorns, in welchem ein zukünftiger Baum auf das zarteste verschlossen lieget, uns von der unendlichen Weisheit des Schöpfers überführen; was muß die Betrachtung des ganzen Weltgebäudes für Gedanken in vernünftigen Seelen wirken? Alles ist auf das Weiseste zusammen geordnet, ungeheure Weltkörper bewegen sich nach gewissen Gesetzen, und alles dieses zusammengenommen macht einen bewunderungswürdigen, und uns unerforschlichen Lauf der Natur aus. Was für eine unumschränkte Macht, die dieses alles gegründet hat! die daraus fließende Erkänntniß und die rechtmäßige Anwendung derselben ist ein zureichendes Mittel zur Beförderung eines wahren Vergnügens, und zur Erwerbung einer dauerhaften Glückseligkeit.

Da nun ein Förster und Jäger in seinen Berufsgeschäften vorzüglich Gelegenheit hat, viele Umstände in der Natur kennen zu lernen, welche andern, und zumal denen Gelehrten selten oder gar nicht vor die Augen kommen, und also sich mit Betrachtungen darüber vergnügen kann; so mögen wir wahrhaftig nicht begreifen, wie mancher finsterer Kopfhänger so frech seyn kann, daß er die Jägerey, an und vor sich betrachtet, als ein rohes und wildes Leben ansiehet. Freylich kann man nicht läugnen, daß viele von solchen Leuten, die sich mit der Jägerey beschäftigen, in einer tiefen Unwissenheit wühlen, und daher ganz untaugliche Mittel zu dem Gebäude ihrer Glückseligkeit wählen. Allein an solchen bedaurungswürdigen

Leu-

Leuten ist die Jägerey, die sie zu ihrem Hauptgeschäfte erwählet haben, so wenig Schuld, als der verehrungswürdige geistliche Stand Schuld daran ist, wenn sich Unwürdige in denselben einschleichen. Möchte doch vielen die von Vorurtheilen geflochtene Larve vor den Augen verschwinden, daß sie eine deutliche und gründliche Erkänntniß von den Dingen dieser Welt nicht für eine handwerksmäßige Wissenschaft hielten, die nur Leuten anständig wäre, welche sich einmal Gelehrte nennen wollen. Blos das aus einer solchen Erkänntniß entspringende Vergnügen ist allein hinreichend, uns die darauf gewendete Mühe reichlich zu vergelten; zu geschweigen, daß uns eben dadurch noch unzählig viel andere ökonomische Vortheile zuwachsen.

Man bedenke nur, wie viel Nutzen ein Förster und Jäger sich, seiner Herrschft, wie auch seinem untergebenen Revier, ja wir können wohl sagen, der ganzen Welt stiften kann, wenn die Gränzen seines Wissens etwas weiter ausgedehnet sind, als daß sie blos von Fällung Bau-Nutz- und Brennholzes, von der Eichel- Büchel- und andern Mast, von Harzscharren, Streumachen, von Gewehr, Pürschen, Hunden, und Raubvögeln u. s. w. erfüllet seyn sollten.

Wie viele Gelegenheiten hat nicht ein solcher Mann, seltene Erscheinungen mitten in seinen Geschäften zu beobachten? Solche Beyträge und bekannt gemachte Bemerkungen würden den Naturforschern nicht unangenehm seyn.

Es

Vorrede.

Es glaubet schon der gründlich gelehrte Herr Professor Käſtner, in der Vorrede der überſetzten Schwediſchen Abhandlungen, daß die Naturforſcher von Jägern, Bergleuten und Bauren mehr phyſikaliſche Wahrheiten gelernet hätten, als von tiefſinnigen Philoſophen.

Es ſind viele Wiſſenſchaften mit dem Forſt- und Jagdweſen auf das genaueſte verwandt. Kann wohl ein Forſtbedienter den Betrag ſeines untergebenen Reviers genau beſtimmen, wenn er nichts von der Geometrie verſteht? Beruhet nicht die richtige Ausmeſſung der Gränzen, Bäume u. ſ. w. ebenfalls darauf?

Wer kann uns widerſprechen, wenn wir behaupten, daß einige Erkänntniß von den Mineralien einem Förſter und Jäger, wo nicht höchſt nöthig, doch ſehr nützlich ſeye, und warum? Er durchwandert die wildeſten Oerter, wo außer ihm manchmal ſehr wenige Leute hinkommen. Und es iſt nichts ſeltenes, daß ein ungefehrer Zufall einen in der Erde verborgenen Schatz, wir meynen einen Vorrath von ergiebigen Erzen, entdecket. Zum Beyſpiel kann der bekannte Rammelsberg dienen. Bald reiſſet ein ſtürmender Wind einen Baum mit ſeinen Wurzeln aus der Erde, und dadurch wird ein Gang von haltbaren Erzen entblößet, wie ſolches im Joachimsthal geſchehen. Der Förſter beſuchet den Köhler, der zu Altenburg in Sachſen das reiche Zinnerz unter ſeinem Miehler gefunden. Eine Magd, die in einem Wald graſete hauete mit der Sichel einen Silberzahn ab, und gab Ge-

legen

legenheit zu dem **Freudensteinergang in Schneeberg.** S. Baiers **Markscheidekunst.** Pag. 7. In hohlen Wegen und andern dergleichen Orten eröfnet sich zuweilen durch das Herabrollen der lockern Erde von selbst eine Quelle haltbarer Bergarten. Und in wie viel mehrern Fällen kann nicht ein Förster und Jäger, der einige Kenntniß von denen Mineralien hat, vortheilhafte Entdeckungen machen? Nicht minder würden die Naturaliencabineter von jenen einen vielfachen Beytrag zu erwarten haben, wenn sie zum Theil die Reiche der Natur etwas näher kenneten. Wie oft kommen ihnen nicht, außer dem Wilde, verschiedene andere Thiere, und besonders Insecten vor, die uns so wenig bekannt sind, als sich alle Geschlechter und Arten bey unsern Kräutern in Gärten nicht aufhalten, sondern die Wildniß und Höhe lieben; da ein Jäger, wie oben gedacht, nicht nur des Morgens, Mittags und Abends, sondern auch die Nächte hindurch dem Wilde nachgehet, und also Phänomena und Meteora erblicken muß, die nicht in die Studier- und Schreibstuben kommen, in welchen sich mancher zum Nutzen des menschlichen Geschlechtes einschließet, und zur Wohlthat der Völker endlich den Beweiß findet: **daß das Ganze größer sey, als seine Theile.**

Mit dem **Forst- und Jagdwesen** stehet die **Fischerey** in verschiedener Absicht in genauer Verbindung. Und wenn wir sie in Absicht auf die Annehmlichkeiten, die damit verknüpft sind, betrachten; so wird sie jenen beyden nicht viel nachgeben. Hat man bey jenem reiche Gelegen-

heit,

heit, die Weisheit und Größe des Schöpfers zu bewundern; so eröffnet sich hier ein eben so herrlicher Schauplatz derselben. In der großen Menge der Wasser, die den Erdboden bedecken, und einen ungleich größern Theil, als das veste Land, einnehmen, fehlet es so wenig an zahlreichen Geschöpfen, als auf der Erde und in der Luft. So groß und weit das Meer ist; so wimmelt es doch darinnen ohne Zahl, beyde groß und kleine Thiere. Psalm. CIV, 25. Und ein gleiches muß man auch von andern Wassern, von Flüssen, Bächen und Seen sagen. Sie werden insgesammt von einer unzählbaren Menge Fische bewohnet, die dazu gemacht sind, daß sie im Wasser leben, und ihren zureichenden Unterhalt darinnen finden sollen. Niemand wird leicht die verschiedene Gattungen dieser Wassergeschöpfe zählen können. Der berühmte Naturforscher **Joh. Leonh. Frisch** versichert, daß allein in Deutschland 400. Gattungen der Fische anzutreffen seyen.

So mannigfaltig aber die Gattungen, mithin auch die äußerliche Gestalt dieser Geschöpfe ist; so kommen sie doch alle darinn überein, daß sie Floßfedern haben, und dadurch tüchtig gemachet werden, in dem Wasser sich mit einer bewunderenswürdigen Geschicklichkeit zu bewegen. Man merke an, wie diejenigen Fische, welche die schnelleste Fahrt haben, vorne am völligsten, und nach hinten zu immer schmäler seyen, wie sie gemeiniglich lang und schmal, und beym Drittheil am breitesten sind, wie die Seiten von da, innerhalb der halben Länge, nach und nach abnehmen, und am Schwanze spitzig zusammen laufen. Sie

haben zugleich runde Köpfe, wie der Delphin, die Mackräle. Der Hecht aber hat einen länglichten spitzigen Kopf, und dabey eine ungemein schnelle Fahrt; wenn er mit dem Schwanz einen Schlag gethan hat; so pfleget er, wie ein Pfeil, ein groß Stück fortzufahren.

Siehet man die Structur der Fische noch genauer an; so wird man überall Spuren der Weisheit ihres allerhöchsten Werkmeisters finden. Wie viel Adern und Blutgefäße, wie viel Flächsen und Nerven sind sowohl bey dem allerkleinsten, als größten Fische anzutreffen? Jedes Glied, jede Spannader ist am rechten Orte angebracht. Jede Feder muß ihren Dienst verrichten; an dem kleinsten Fisch dürfen nicht weniger seyn, als an dem größten. Jedes Werkzeug der Bewegung ist so weislich und ordentlich angebracht, daß keines das andere hindert.

Es sind aber die Fische den Menschen nicht allein zur Betrachtung und Bewunderung; sondern auch größtentheils zur Nahrung und Speise gegeben. Und Gott reichet uns auch diese Art Speise mit ungemein reichen Seegenshänden dar. Man kann von 10. Streichkarpfen in einem Jahr weit über 1000. Stück junge Brut haben. Wiewohl der milde Geber auch haben will, daß man diese Gabe mit Genügsamkeit annehmen, und keinen unersättlichen Geiz dabey äußern solle. Denn wenn Flüsse und Bäche zur Unzeit und ohne Maaß ausgefischet werden; so werden sie dadurch ganz abgeödet. Wenn man aber ihrer schonet, so vermehren sie sich immerfort, und reichen

genug-

genugsamen Vorrath dar. Es verdienet also bey der Landwirthschaft nicht nur die Holzung und Jagd, nebst dem Ackerbau und der Viehzucht, sondern auch die Fischerey alle Aufmerksamkeit. Es sind aber auch gewisse Vorschriften und Regeln nöthig, wie man die Fischerey recht einrichten, und den großen Seegen, den uns Gott in den Fischen darreichet, vernünftig nutzen solle.

Eine solche vernünftig eingerichtete Fischerey giebt von Zeit zu Zeit allerley angenehme Beschäftigungen, und unter abwechselndem Vergnügen auch immer eine reiche Belohnung der angewandten Mühe. Wie reizend in dieser Absicht die Fischerey seye, mag man unter andern daraus schließen, weil man, wenn man die Welt durchreiset, überall findet, daß, wo große und fischreiche Wasser, Seen, Teiche oder Meere sind, sich die Leute dahin gehalten, und an den Ufern derselben ihre Städte und Dörfer gebauet haben. Um das galiläische Meer waren viele Städte ringsumher gebauet, welche wegen der Fische angeleget worden, indem die Leute daselbst von der Fischerey eine austrägliche Nahrung fanden. Wir sehen dieses auch an dem großen Donaustrohm, am Rhein, an der Oder, an der Spree, und vielen andern fischreichen Wassern, wie auch an der offenbahren See, und an allen Meeren.

Diese bisher belobte drey nützliche und angenehme Gegenstände sind es, welche den Innhalt dieses Wörterbuchs ausmachen, von dessen Beschaffenheit und Veranlassung wir noch etwas gedenken müssen.

Vorrede.

Als wir ehemals mit Verfertigung der bisher beliebten, und wohlaufgenommenen Onomatologia œconomica practica, oder des ökonomischen Wörterbuchs beschäftiget waren, und die Absicht hatten, dasselbe vornemlich vor kleine Oeconomien brauchbar einzurichten, sahen wir bald ein, daß eine hinlängliche Ausführung dessen, was zum **Forst- Jagd-** und **Fischwesen** gehöret, der Erreichung unsers Endzwecks hinderlich falle; Wie vieles hätte nicht hineingebracht werden müssen, wovon dergleichen Hauswirthe in ihrem Leben keinen Nutzen ziehen kannten. Um ihnen also in Erkaufung dessen, was für sie nicht brauchbar ist, die Kosten zu ersparen, haben wir gedachte Materien von dem ökonomischen Lexico abgesondert, und selbige in ein besonderes Lexicon zusammen zu fassen, beschlossen. Wir hatten uns daher bey einigen dahineinschlagenden Artickeln, mehrmalen auf ein **Forst-, Fisch- und Jagdlexicon** berufen. Dieß hat die Begierde nicht weniger Leser erreget, solches Lexicon neben dem ökonomischen, das für sie, nach ihren Umständen, in Ermangelung dieser Materien, nicht hinlänglich war, zu besitzen. Und da es bis daher zurücke geblieben, und so geraume Zeit nicht erschienen; so ist häufige Nachfrage darnach geschehen. Man hat aber aus keinen andern Ursache so lange damit zurücke gehalten, als damit man solchem Werk desto mehrere Vollständigkeit geben könnte. Wer da weißt, was in diesen Wissenschaften für eine häufige Verschiedenheit der Kunstwörter in Benennung einer und eben derselben Sache statt finde, und in wie vielen Dingen fast eine jede Provinz ihre eigene Kunstwörter angenommen habe, der wird leicht einsehen, wie viel Zeit

dazu

dazu erfodert werde, dieselbe gehörig zu sammeln, und in Ordnung zu bringen; er wird es aber auch mit desto mehr Billigkeit übersehen, wenn er hie und da noch einige vermisset. Aus dieser Ursache konnte man nicht zum Druck schreiten, bis das Werk vollkommen ausgearbeitet ware, indem immer wieder andere Benennungen bald da, bald dorten einzuschalten, vorfielen. Eben dadurch aber ist man in den Stand gesetzet worden, das Werk durch sehr häufige Citationen und Anweisungen desto bequemer und brauchbarer zu machen. Niemand wird sich wohl daran stossen, wenn wir, sonderlich im Deutschen, nicht so sehr auf die Rechtschreibung gedrungen; sondern neben der rechten Schreibart auch andere beybehalten, und in die Citationen mit gebracht haben, welche in alten Forst- Jagd- und Fischbüchern eingeführet waren, indem wir auf solche Art das Nachschlagen zu erleichtern, und manchem, der sonst nicht gefunden hätte, was er suchte, behülflich zu seyn, glaubten. Da wir leicht vermuthen konnten, daß dieses Werk noch mehr, als das ökonomische, in die Hände solcher Personen kommen werde, welche in den Wissenschaften und Sprachen bewandert sind, und von dem Innhalt desselben auch solche Schriften lesen, die in lateinischer oder französischer Sprache geschrieben sind, ja da sowohl bey dem Forst- und Fischwesen, als auch vornemlich bey Jagdsachen nicht wenig französische Wörter aufgenommen worden; so haben wir die Kunstwörter aus beyden Sprachen mit beygefüget, welches jedoch denen, die nur deutsch verstehen, im Nachschlagen nicht hinderlich fallen wird. Man hat es aber bey einer bloßen Erklärung der Wörter nicht bewenden lassen; sondern, da die Absicht war, das Werk

practisch zu machen, eine ausführliche Anleitung gegeben, wie man bey allen dahin gehörigen Gegenständen zu verfahren habe. Und man hat sich darbey sowohl alter, als neuen Schriftsteller, und sonderlich der letztern in dem, was zum Forstwesen gehöret, bedienet. Eben dieß hat gleichfalls eine Verzögerung der Herausgabe verursachet, indem unter der Arbeit immer neue Entdeckungen, und auf bessere Erfahrungen und Beobachtungen gegründete Anweisungen zum Forstwesen herausgekommen. Auch rechtliche Vorfälle sind bey dem dreyfachen Gegenstand dieses Lexicons nicht vergessen, sondern aus den bewährtesten Schriftstellern, nebst sattsamer Anweisung zum weitern Nachschlagen, mit eingerücket worden. Wo sehr weitläuftige Artikel vorkommen, hat man für die Bequemlichkeit des Lesers, durch Abtheilungen vermittelst der Buchstaben und Zahlen, gesorget, wovon man auch hernach in Citationen wiederum einen bequemen Gebrauch machen, und das Nachschlagen erleichtern konnte. Doch wir enthalten uns weiterer Anpreisungen, und bitten die geneigten Leser, durch den Gebrauch selbst, und eine nähere Einsicht, die Probe zu machen; so werden sie durch den Augenschein überzeuget werden, daß bisher kein Lexicon dieser Art vorhanden seye, das diesem an Vollständigkeit gleich käme; wie wir uns auch, außer allgemeinen, großen und sehr kostbaren ökonomischen Werken, keine Lexicons erinnern, darinnen bemeldte drey Gegenstände, die so genau miteinander verwandt sind, zusammen so ausführlich abgehandelt worden.

Geschrieben im Julio 1772.

Auch iſt wirklich zu haben:

Onomatologiæ Botanicæ completæ, 2ter Theil, oder Vollſtändiges botaniſches Wörterbuch, worinn nicht nur alle Kunſtwörter überſetzt und erklärt, die bekannte Pflanzen nach der Lehrart des Ritters von Linne beſchrieben, ihre verſchiedene Namen nach den berühmteſten Schriftſtellern angeführt, und eine kleine Lebensgeſchichte der vornehmſten Kräuterkundigen beygefügt, ſondern auch die Heilskräften, und der Nutzen, den die Arzneywiſſenſchaft, Landwirthſchaft, Färberey, Viehargney- und Scheidekunſt aus denſelben zieht, aus den beſten Schriften dieſer Art und eigener Erfahrung erläutert wird;

Die Verfaſſere haben, wie ſie mit Recht hoffen, nicht nur Wort gehalten, ſondern ſolchen auch um etliche Bögen ſtärker geliefert; als ſie in der ausgegebenen Nachricht verſprochen haben. Diejenige nun, ſo darauf 2. fl. voraus bezahlt, können ſolchen ablangen, laſſen ſich aber gütigſt gefallen, eben ſo viel auf den 3ten Theil zu entrichten. Dieſer iſt bereits unter der Preſſe, und wird von dato in 4. bis 5. Monath ebenfalls ausgegeben werden. Das Werk wird bis zur Beendigung pünktlich fortgeſetzet, und man kann desfalls um ſo ſicherer Gewährſchaft leiſten, da das Manuſcript gänzlich ausgearbeitet vorräthig lieget.

Onomatologia medica completa, oder mediciniſches Wörterbuch, zu vollſtändiger Erläuterung aller Namen und Kunſtwörter, welche zu der Arzneywiſſenſchaft eigentlich, und zu der Apothekerkunſt beſonders gehören; mit einer Vorrede des berühmten Hrn Albr. von Haller, und mit D. Eberhardts Verbeſſerungen gr. 8. fl. 3. 1772.

- - - ejusd. 2ter Theil, oder Erklärung aller Namen, welche die Zergliederungskunſt und Wundarzneywiſſenſchaft eigen hat, mit beſagten Herrn von Hallers Vorrede, gr. 8. 1775. 2 fl. 30. kr.

- - - Onomatologia hiſtoriæ naturalis completa, oder vollſtändiges Wörterbuch der Naturgeſchichte, nach ihrem ganzen Umfange, aus den beſten bisher gehörigen Schriften, dem Dictionaire de Bomare, Dictionaire des Animaux &c. von einer Geſellſchaft naturforſchender Aerzte zuſammengetragen, 1. 2. und 3ter Theil, gr. 8. 1758-1767. jeder Theil, 2 fl. 30. kr.

- - - der 4te Theil wird gegen Michaelis fertig.

- - - Onomatologia Oeconomico practica, oder ökonomiſches Wörterbuch, in welchem die allernöthigſte nützlichſte und durch ſichere Erfahrung bewährte Haushaltungskünſte, verſchiedene zur Stadt- und Landwirthſchaft gehörige unentbehrliche Anmerkungen, und auserleſenſte Vortheile und Handgriffe deutlich

und

und aufrichtig beſchrieben werden, ſamt einer Vorrede Herrn Joh. Heinrich von Juſti, 3 Theile gr. 8. 1760-1763. 7. fl. 30 kr.

- - - Magica, oder Zauberlexicon, gr. 8. 1769. 3 fl.

Ladvocat des Herrn Abts, hiſtoriſches Hand-Wörterbuch, worinnen von den Patriarchen, Kayſern, Königen, Fürſten, großen Feldherren, heidniſchen Gottheiten, Päbſten ꝛc. Gelehrten aller Wiſſenſchaften, ihren Schriften ꝛc. hinreichende und zuverläſſige Nachricht ertheilet wird, aus dem franzöſiſchen überſetzt, mit einer Menge neuer Artikeln vermehrt, und mit einer Vorrede herausgegeben von Otto Chriſt. von Loenſchiold, 4. Theile, gr. 8. 1760-1763. 10 fl.

Gmelin Flora Tubingenſis 8. 1772.

Geſchichte des gegenwärtigen Krieges zwiſchen Rußland, Polen und der Ottomanniſchen Pforte, 16 Theile, à 8 fl.

Dieſe bishero mit ſo vielem Beyfall aufgenommene Geſchichte fängt ſich mit der Verſtoſſung Peter des dritten an, und erzählet mit gröſter Genauigkeit die Urſache des entſprungenen und noch fortdaurenden blutigen Krieges, wobey das abwechslende Glück der Kriegführenden Mächten unpartheyiſch erzählet, und von Anfang deſſelben bis auf die mislungene Unternehmung der Ruſſen auf die Inſel Lemnos fortgeſetzet iſt, alle bishero erſchienene Theile prangen mit denen Bildniſſen der jetztregierenden Rußiſchen Kayſerinn, Peter III. Königs in Polen, Prinz Petrowitz, Admiral Spiritof, Großvezier, Muſtapha III. General Romanzow, Panin, Großadmiral Orlow, Tartar und Janitſcharen, ſodann mit ſehr wohlgerathenen Charten von Polen, Tartarey, Morea und Griechenland, Vorſtellung von Conſtantinopel und Meerenge der Dardanellen, auch Einnahme von Bender. Der 17te Theil, worauf man 30. Kreuzer pränumeriren kann, iſt wirklich unter der Preſſe, und enthält die General Weißmanniſche Expedition ſamt Bender im Grund und Proſpect, und andere Kupfer mehr. Da das Werk vor jedermann Gelehrte und Ungelehrte geſchrieben, und bis zum Ende dieſes traurigen Krieges fortgeſetzet, auch zuletzt der Friedensſchluß beygefügt werden ſolle, ſo belieben ſich die Liebhabere zeitlich zu melden, weil wenig complete Exemplarien mehr vorhanden. Wem das Werk zu koſtbar ſcheint, kann ſolches ja mit 2. oder 3. in Geſellſchaft bey der Zeitungs-Expedition in Ulm erkaufen, woſelbſt man auch einzele Theile à 30. kr. von dieſem Werke haben kann. Auch iſt die groſe Charte von Polen in XVI. Blättern à fl. 15. zu haben.

A. Aal.

A.

Aal, lat. Anguilla, Fr. *Anguille*, iſt ein Fiſch von glattem, langem und ſchlanken Leibe, der der Geſtalt einer Schlange ſehr nahe kommt; daher er auch im lateiniſchen von dem Wort Anguis, eine Schlange, den Nahmen bekommen. Er iſt etwas länglicht-rund, und nicht allzu ſtark; ſein Kopf hingegen iſt etwas zugeſpizt. In dem Maul hat er ganz kleine, aber viele und ſehr ſcharfe und ſpitzige Zähne. Der Schlund iſt ziemlich weit, aber die 2. Floßfedern, die ihm zunächſt an den Kiefern, und gleich bey den Ohren ſtehen, ſind kleiner als bey den meiſten andern Fiſchen. Er hat ſeinen Aufenthalt ſowohl in ſtarken als ſchwachen, ſowohl in hellen als trüben, meiſtens aber nur in ſüſſen Waſſern, Flüſſen, Teichen und Seen. Er iſt indeſſen nicht in allen Flüſſen zu finden, wie er denn weder in der Donau, noch in allen andern Flüſſen, die in dieſelbe fallen, angetroffen wird. Hingegen wird er in der Oder, beſonders von Schweed bis Stettin, gar häufig gefangen; und man hält davor, daß er vom April bis zum Junio hin am beſten ſeye. Er wird gemeiniglich unter die Flußfiſche gezehlet; aber deſſen ungeachtet begibt er ſich doch im Frühjahr in das Meer hinab, da er dann ſonderlich an den ſüdlichen Ufern der Oſtſee in Menge gefangen wird, und von dem Salzwaſſer einen reinern Geſchmack bekommt. Seine Stärke und Gröſſe iſt verſchieden, am höchſten wird er der Länge nach über 2. Ellen, und in der Dicke über eines Armes Stärke gefunden, ſo daß er bis auf 20. Pfund am Gewichte betragen kann. Man will von dieſem Fiſch als etwas beſonders anmerken, daß er keine gewiſſe und ordentliche Laichzeit halte, noch auch ſeine Brut aus dem Roger zeuge; daher es auch unter den Aalen weder Milchner noch Roger geben ſolle, indem er ſeine Jungen gleich lebendig von ſich laſſe. Doch behaupten andere, daß er, wie die übrigen Thiere, aus Eyergen fortgepflanzet werde,

und daß er seine Streich- und Laichzeit im October habe, und alsdann, weil er aus der Tieffe hervor gehe, desto leichter gefangen werde. Um diese Zeit findet man auch in den Aalen ihren Rogen in Gestalt eines sehr kleinen Rogens, wie bey den Forellen; wiewohl man von Milchnern, oder dem männlichen Geschlechte, noch nichts entdecket hat, noch auch, wie die Eyergen fruchtbar gemachet werden. Wir wollen uns also mit Muthmassungen nicht aufhalten. Genug, daß er aus Eyergen, wie andere Thiere, sonderlich aber an schlammichten Oertern, wie schon Plinius angemerket, fortgepflanzet wird. Die Nahrung der Aale bestehet in Schlamm und Moder, doch gehen sie auch den Krebsen gerne nach. Denn wenn sich diese mausen, und die junge Haut haben, liegen sie ebenfalls meistens im Schlamm und Moraste, woraus sie die Aale schön vorzulangen und zu verzehren wissen. Daher auch an den Orten, wo man viele Aale fängt, wenig Krebse anzutreffen sind. Eben so rauben sie auch die kleine Fische, die noch in ihrem Saamen sind. Sie nähren sich über dieses von Kräutern und Wurzeln, Aesern, Würmern und Fischen, sowohl von todten, als lebendigen. Sie lieben auch die junge Saat, und wenn, sonderlich Waitzen, Haber und Erbsen aufgegangen, so hebt der Aal im Wasser den Kopf empor, und reucht, wie die Fischer reden, wo die Saat dem Ufer am nächsten stehe, vornemlich wenn sie zur Blüte gekommen ist; da er dann auf das Land heraus gehet, und seine Nahrung darinnen suchet, wobey er aber öfters seine Lust mit den Leben bezahlen muß, wenn der Ackersmann solches gewahr wird, und eine Furche gleich vor dem Acker zeucht, über die er nicht nach dem Wasser zurücke kommen kann, und sich also gefangen geben muß. Sonsten lieget er ordentlich bey Tag stille, erhebt sich hingegen bey der Nacht, und sucht seine Nahrung; wie er sich denn auch gerne von andern Fischen abgesondert hält.

Der süsse Geschmack seines Fleisches ist dem Gaumen sehr angenehm; aber wegen seiner Fettigkeit ist er eben keine gesunde Speise, und wird insonderheit der Kopf und Schwanz, wie auch das weisse Rückgradsäderlein vor sehr unverdaulich gehalten. Ueberhaupt ist sein Fleisch süsse und fett, und mit vielem schleimichtem Wesen versehen; daher es zwar viele Nahrung gibt, aber Leuten, von schlechter Verdauung, einen zähen und schleimichten Nahrungssaft verursachet, welcher in kurzer Zeit dergestalt in das Geblüte übergehet, daß Niessen, Schnupfen, Verschleimung der Brust und andere Zufälle daher entstehen. Wer zum Stein, Reissen, Podagra und verhaltener Monatblume geneigt ist, wird von dem Genuß desselben Schaden nehmen, und sein Uebel vergrössern. Ja man will so gar behaupten, daß er zur schweren Noth Gelegenheit gebe. Weswegen auch viele bey dessen Zubereitung das Braten dem Sieden vorziehen, zumalen wenn durch reichliches Gewürze die Verdauung desselben befördert wird. Doch wird ein mässiger Gebrauch desselben, wie bey allen Dingen, keinen Schaden bringen, und es ist allerdings zu glauben, daß das meiste

meiſte Uebel, ſo er bey einigen angerichtet, von dem unmäſſigen Genuß ſeinen Urſprung habe: denn weil er eine der niedlichſten Speiſen iſt, und die wenigſten ihren Appetit in gehörigen Schranken zu halten wiſſen; ſo pflegen ſie ſich gemeiniglich darinnen zu übernehmen. Den Kranken wird er faſt durchgehends verbotten, ausgenommen Schwindſüchtigen, oder auch denen, die mit der Milzſucht, und vieler Säure des Magens behaftet ſind; denn dieſen iſt er nahrhaft, und kann mit groſſem Nutzen von ihnen genoſſen werden. Insbeſondere ſoll ſein Blut den Augen ſehr ſchädlich ſeyn, ſo gar, daß ein Menſch, wo ihm etwas davon in die Augen kommt, wo nicht gänzlich, doch auf einige Wochen davon blind werden kann. Daher man ſich bey dem Aufſchneiden deſſelben wohl vorzuſehen hat.

Hingegen iſt auch manches an dem Aal zu finden, das zur Arzney ſehr dienlich iſt. So wird das Fett vom Aal als ein heilſames Mittel vor das verlohrne Gehör angeprieſen, wenn man etwas in die Ohren davon ſtreichet, oder darein tropfen läſſet. Das ausgefallene Haar, wenn es damit geſchmieret wird, kann wieder wachſend gemacht werden. Auch wird eben dieſes fett, an Orten, wo die Aale in Menge gefangen werden, aus dem Eingeweyde ausgeſotten, zum Brennen in Lampen ſtatt des Oels, und wie der Thran, wie auch zum Wagenſchmieren gebraucht. Die Leber mit der Galle getrocknet ſoll die ſchwere Geburt befördern. Die abgezogene und gedörrte Haut, wenn ſie in Wein, Bier oder Eſſig aufgekochet und erweichet, hernach aber ſo warm, als nur zu erleiden iſt, um verſtauchte oder verrückte Glieder gewickelt wird, ſoll dienlich ſeyn, dieſelbe wieder herzuſtellen. Wenn man mit dem blutigen Ende des Kopfs, der erſt abgeſchnitten worden, ein Hünerauge oder Warze berühret, und hernach den Kopf unter eine Trauffe verſcharret, ſo ſoll das Hünerauge vergehen, und die Warze abfallen, ſo bald der Kopf in die Verweſung gehet. Will man jemand eine gewiſſe Art des Getränkes abgewöhnen, und ihm einen Eckel davor beybringen; ſo darf man nur einen Aal in ſolchem Getränke abſterben laſſen, und ihm davon zu trinken geben. Doch iſt dabey zu merken, daß dieſes Mittel etwas gefährlich ſeye, und öfters übel ausgeſchlagen habe. Die eingeſalzene Haut vom Aal ſoll auch ein vortreffliches Mittel im Vorfall der Gebährmutter ſeyn, wenn nämlich der Rauch von dieſer Haut in die Mutter gelaſſen wird. Endlich die friſche Haut zur Erweichung und Vertreibung der Geſchwulſten und Darmbrüche, nachdem man dieſelbe in Waſſer eingeweichet, und zu einem Schleim kochen laſſen.

Was die **Bewahrung und Aufbehaltung** der gefangenen Aale anbetrift; ſo iſt dieſelbe leichtlich zu bewerkſtelligen. Der Aal hat ein ſo hartes und zähes Leben, daß er nicht nur viele Stunden lang auſſer allem Waſſer dauren kann, ſondern auch auſſer ſeinem ordentlichen Waſſer ſich auf etliche Tage und Wochen erhält, zumalen wenn der Wind von Norden gehet. Indeſſen muß man ihm doch dabey zu Hülfe

kommen, und in das Gefäß, darinnen er verwahret wird, etwas Erde thun, auch über das Wasser breitblätterig Gras oder Schilf streuen. Ja man kann die Aale weit und breit lebendig versenden; und wenn sie auch in Stücken zerschnitten werden, so spürt man doch noch ein Leben und Bewegung in den zerstückten Theilen. Gleichwohl hält er sich in Fischbehältern nicht zum besten, und schickt sich nicht zu zahmen Fischen. Seine Farbe ist auf dem Rücken grau, dunkelblau und schwärzlicht, an dem Bauche aber gelblicht, oder, wie er meistens gefunden wird, weißlicht. Er wird gemeiniglich unter die glatte Fische gezehlet, welche keine Schuppen haben; doch hat man durch Vergrösserungsgläser eine schuppichte Haut, wie bey andern Fischen, entdeckt. Mit den Händen läßt er sich nicht wohl halten, weil seine Haut gar zu ölicht und schleimicht, und daher über die massen schlüpferig ist. Endlich wie die Fische überhaupt das Salz nicht wohl vertragen können; also stirbet auch der Aal davon, und zwar am allererstien, ob er wohl sonst das zäheste Leben hat. Die Zeit und Art zu fangen, kann in dem Artickel: Aalfang nachgesehen werden.

Zur Speise wird der Aal auf unterschiedene Art zugerichtet. Man kann ihn frisch, oder eingesalzen, oder gebacken entweder allein, oder in einer Pastete, oder gebraten, oder marinirt und geräuchert verspeisen. Was zur Zubereitung hiebey zu erinnern ist, beruhet auf zweyen Punkten, je nachdem man nämlich den Aal entweder mit der Haut, welche von einigen vor das delikateste gehalten wird, oder ohne Haut essen will. Will man die Haut nicht abziehen, so reibet man den Fisch nur mit heisser Asche oder Salz, man brühet ihn mit heissem Wasser, darinn er wieder abgewaschen wird. Hernach wird das Eingeweyde heraus genommen, in rein Wasser geleget, und ausgewaschen, der Kopf und Schwanz aber weggeworfen. Will man ihm die Haut abziehen, so wird er, sonderlich wenn er groß ist, mit einem starken eisernen Nagel durch den Kopf vest angenagelt; hierauf wird rings um den Hals ein Schnitt gemacht, man nimmt Salz in die Hand, und streift die haut herunter. Nach dieser Vorbereitung kann der Aal auf vorbemeldte Arten zubereitet, und mehr nachgeschlagen werden, pag. 10. in dem 1ten Theil Onomatolog. Oeconom. pract.

Aalfang, bezeichnet die Art und Weise, wie die Aale gefangen werden. Das geschiehet 1) mit Reussen, wenn man einen ausgewässerten Hering hineinleget. Noch mehr aber gehet dieser Fang von statten, wenn man auch etwas Queckſilber, mit einem oder etlichen kleinen Stücklein von faulem, und bey der Nacht scheinendem Holze, in ein kleines Glas hinein thut, dasselbe mit Wachs und Harz vest vermachrt, und mitten in die Reisser hänget. Hernach nimmt man alt Schmeer und wilde Münze, man röstet beydes miteinander in einer Pfanne, man bindet es in ein dünnes Tüchlein, und thut es in eben solche Reussen, welche nachgehends, wo viel Moos ist, geleget, und also über Nacht darinne gelassen werden. Wiewohl man nach den neuesten Erfahrungen behaupten will, daß der

der Aal nicht in die Reussen gehe. b) Mit ordentlichen und gemeinen Angeln, oder auch mit Nacht- oder Legangeln. Wer sich derselben bedienen will, der darf nur kleine Weiß- oder andere Fischlein, oder Regenwürmer an die Angeln stecken, und bey der ersten art, nämlich bey den ordentlichen Angeln, um die Angelschnur ein Büschlein Binsen, welche im Wasser wachsen, binden; da denn dieselbe unter dem Wasser einen Schatten, als wie Moos oder Gesträuche, von sich geben, welches die Aale sehr lieben, hinzuschwimmen, und bey Wegfischung des Gräses sich fangen und hängen bleiben. c) Mit sogenannten Aalgabeln, oder Treistacheln. Dieses ist ein Instrument von plattem Eisen, wie eine dreyzackigte Mistgabel gestaltet, davon eine jede Zacke 8 bis 9 Zoll lang ist; an der mittlern Zacke aber sind Widerhacken angebracht. Die beyde äussere Zinken werden ausgebogen, der mittlere aber gerad eingesetzt, und rundlicht zugespitzt. Damit sie sich nun nicht ausbiegen; so werden sie nahe bey dem Hals mit einem eisernen Band gefasset. In den Hals, der wie eine Schauffel rund ausgehölet ist, wird eine lange Stange, ungefehr 15 bis 16 Fuß gesteckt, und mit Nägeln bevestiget. Mit dieser Gabel stossen die Fischer entweder an den Rand des Wassers, wo man Aale vermuthet, oder auf einem Kahn immer auf den Grund; da es denn nicht selten geschiehet, daß 2, 3 und mehr zwischen den Zacken und Widerhacken hangen bleiben, und also auf einen Zug herausgezogen werden. d) Mit sogenannten Aalpuppen. Dieses sind kleine Bündgen auf Steinbinsen mit einer Schnur und einem Angelhacken versehen. Der Hacken ist ohngefähr eines Gliedes lang, spitzig, ohne Widerhacken und kurz, und enge zugebogen. Die Schnur ist ein doppelt zusammengedrehter hänfener Faden, so wie ihn die Fischer zu den Hamen und Netzstricken brauchen, wenigstens 3 oder 4 Klastern lang. Die Puppe aber, daran die Schnur hanget, ist ohngefehr 7 bis 8 Zoll lang, und 4 Finger stark; welche Puppe nur an dem einen Ende, wo die Schnur angeschleift ist, zusammengebunden wird; das andere Ende aber ist ungebunden, so daß alle Binsenstengel etwas auseinander stehen, und einer Rose gleichen. Diese Aalpuppen werden von dem May bis gegen Johannis in grosser Anzahl, mit angestecktem Aas, oder Speise, so ein Weißfisch oder Grundling seyn kann, gegen Abend auf das Wasser geworfen. Wobey aber zu merken, daß man bey dem Auswerfen nicht die ganze Länge der Schnur nehmen solle; sondern man richtet sich hierinnen theils nach der Tiefe des Wassers, theils nach der Höhe oder Tiefe des Ganges der Aale. Das übrige der Schnur wickelt man um die Puppe so herum, daß sie sich nicht verschleife, damit die Puppe, wenn der Aal den daran gesteckten Lockfisch verschlungen, und sich gefangen merket, nachgeben, und in dem Fische, der an der Schnur ziehet, sich gemächlich abwinden kann, bis die Schnur sich ganz entwickelt hat; da denn die Puppe dem Aal, wo er hinstreichet, immer nachgehet; und indem dieselbe wenig widerstehet, ausser, daß sie sich nicht zu Boden ziehen lässet, immer auf dem Wasser daher tanzet;

von welchem Tanzen der Nahme einer Aalpuppe hergenommen zu seyn scheinet. Diese auf dem Wasser sich bewegende, und gleichsam tanzende Puppen geben bald zu erkennen, ob ein Aal daran angebissen habe; denn sie gehen tiefer im Wasser, als die andern, welche leer sind. Spürt man was, so werden die Puppen so sachte, als möglich, herausgezogen. Denn wenn man auf einmal einen starken Riß thun wollte; so würde der Aal mit seinem Widerstand die Schnur abreissen; oder, wenn er sich an dem Angel nur ein wenig verbissen, das Maul schlitzen, und damit doch entkommen. Diese Aalpuppen pflegen bey geschwülen Nächten und einfallenden Donnerwettern reichlichen Fang zu geben. e) Mit Aalquästen. Dieses sind oberwärts an lange Stangen bevestigte, und fast bis auf einen Fuß unter Wasser gestreckte Faschinenbünde, von grünem, besonders weidenem Reisse, welche einer Quaste ähnlich sehen. An diese Aalquästen machen sich die Weißfische häufig, vom Mayen bis Johannis, da sie leichen, als welches sie am liebsten bey diesen Reisern verrichten. Dahin werden also die Aale durch diese Weißfische gelocket, und ihre Begierde, ihres Raubes bald theilhaftig zu werden, treibet sie, daß sie sich so gar in die Aalquäste hinauf dringen, und sich selbsten fangen. Des Morgens nahet man sich dann ohne starkes Geräusch, auf einem Kahn, den Aalquästen, und ziehet die ganze Quäste mit sammt der Stange in die Höhe über das Wasser, und schlägt an den zur Seite angehefteten Reißbund, daß der Aal sich herablasse. Damit er aber, indem er sich herablässet, nicht entkomme; so hält ein anderer einen geraumen und tiefen Hamen unter dem Reise, und hilft damit diesen Quasten halten. Wenn nun der auf der Flucht sich aus dem Reise machen will; so fällt er in den untergehaltenen Hamen, und wird also gefangen. Da befinden sich oft in einer solchen Aalquaste 3 oder mehr Aalfische; wiewohl auch bey ermangelnder Behutsamkeit viele entwischen. Sonderlich bekommt man hier viele kleine Aale, die man hernach marinirt, und unter dem Nahmen der Brücken in fremde Länder verschicket; wie sie denn auch zur grossen Delicatesse verspeiset werden. f) Mit Aalwehren, welche nichts anders, als unter Wasser gebrachte, schlangenweis aus Reisig geflochtene Zäune sind, die nach der Tiefe des Wassers in der Höhe anzurichten. Die Zäune müssen also, wie eine Schlange, sich wenden. An denen zu beyden Seiten abwechslend entstehenden stumpfen Winkeln wird eine gehörige Oefnung dem Fische zum Ein- und Ausgang gelassen. Unmittelbar vor, oder hinter solche, werden grosse Körbe mit doppelten Fängen von verschiedener Weite eingesenket, so, daß kein Aalfisch, ohne gefangen zu seyn, auf- oder ablauffen kann. Die beyden Ende des Wehrs, so gegen die Ufer anlauffen, müssen so eingerichtet seyn, daß sie den Schiffen freye Farth lassen. Hier ist der Fang öfters so reichlich, daß die Körbe wohl 2 mal des Tages ausgehoben werden können. g) Endlich fängt man die Aale auch mit einem Garn oder Sack. Dieses Garn stellet man gemeiniglich an solchen Orten auf, wo man

man weißt, daß es Aale giebet, oder an ein Waſſerloch, oder an einen Mühlſchutz, oder mitten in einen Fluß. Wenn man dieſen Sack vor ein Waſſerloch leget, ſo muß man einige Steine wegnehmen, und ihn mit Stricken an den Steinen veſt anbinden, damit ihn das Waſſer nicht mit wegreiſſe. Wenn dieſes geſchehen, ſo läßt man den Sack die Nacht über liegen, und hebet ihn des andern Tages früh auf, um zu ſehen, ob der Fang gerathen iſt.

Die Zeit, da die Aale am beſten gefangen werden, erſtrecket ſich vom Merz oder April an, wenn die Ellern ihre Blätter treiben, bis in den Auguſt und September, ja bis in October. Sonderlich aber ſind die Aale im Sommer, wenn es geſchwülig iſt und Donnerwetter kommen, gar leicht und in groſſer Menge zu fangen. Denn pflegen ſie ſich zuſammen zu ringeln, und werden, wie todt, mit dem Waſſer davon getrieben. Nur iſt dabey zu beobachten, daß man ihnen nicht im neuen Mond aufpaſſe; denn um dieſe Zeit pfleget kein Aal zu gehen, wenn es auch noch ſo ſehr donnerte. Sonſten aber werden ſie am häufigſten gefangen, wenn die Waſſer ausgetreten oder trübe ſind. So werden ſie auch, wenn ſie lauffen oder laichen und ſtreigen, nämlich im October, mit Neuſſen und Wehrkörben ſehr ſtark gefangen.

Aalgabel, ſ. Aalfang.

Aalkaſten, welcher auch Aalfang genennet wird; lat. Anguillarium, Anguillæ Captura, franz. *Anguilliere*, iſt ein Gebäude in Flüſſen, an den Teichen oder Seen, die einen Fall haben, in welchen man den Aal, jedoch nur zu gewiſſen Zeiten, und vornemlich bey Ungewittern, da ſie ſich zuſammenbegeben, häufig zu fangen pfleget. Sodann verſtehet man hierunter auch wohl einen ſchlammichten und ſchattichten Ort, wo man die Aale mit den Eingeweyden von allen Arten der Thiere, oder auch mit allen Arten zum Eſſen tauglicher Früchte, ja ſo gar mit zermalmeten Eicheln, füttern kann.

Aalpuppen, ſ. Aalfang.

Aalquäſten, ſ. Aalfang.

Aalraupe, Ohlruppe, Quappe, Roſelcke, Ruppe, Rutte, Treuſche, Truſche, lat. Muſtela, Gobius fluviatilis; franz. *Lamproye de Riviere*, iſt ein Fiſch, der wegen ſeiner gleichmäſſigen, glatten und ſchlüpfrigen Haut, wie auch in Anſehung der Farbe, dem Aal ſehr nahe kommt; woher er auch dieſen Nahmen mag erhalten haben. Er hat aber einen breitern Kopf, und ein weites Maul, wie ein Froſch, an welchem einige Flechſen herausgewachſen. Der Augapfel iſt blau, und deſſen Zirkel gelbfärbig. Zu beyden Seiten am Maul hat er einen Bart, wie die Barmen, an den Kiefern 4 Floßfedern, desgleichen auch vom Rücken bis zum Schwanze hinaus, und unten am halben Bauche auch bis zum Schwanze Floßfedern, welche in dem Schwanz zuſammen kommen. Auf dem Rücken iſt ihre Farbe grau, an den Seiten etwas heller, und am Bauch ganz weiß; auf der dunkelgrauen Haut des Rückens aber hat die Aalraupe zierliche, ſchwarze und gelbſchattirte Flecklein, welches gar ſchön läßt. Der Vorderbauch, nahe hinter den

Kiefern, ist stärker, als in der Mitten und Hinten. Auch hat sie nach Proportion eine ziemlich grosse Leber, die als eine grosse Delicatesse gehalten wird. Als etwas besonders ist bey ihr anzumerken, daß sie inwendig auf ihrem Magen und Gedärm ein fleischicht Gewächse liegen hat, welches der völligen Gestalt eines Kröten- oder Froschfusses gleichet, und beym Zurichten mit dem Gedärme weggeworfen wird. Im Maul hat dieser Fisch kleine scharfe Zähne, womit er die kleinen Fische raubet. Daher er unter die Raubfische gezehlet wird. Und man darf nur die Probe machen, und etliche in Streich- oder Brut-Teiche setzen; so wird man finden, wie sie im Stande seyen, einen ganzen Teich von solchen noch kleinen Fischen rein zu machen. Allzu groß werden die Aalraupen nicht; doch findet man zuweilen welche, die 1 bis 1 ein halb Pfund schwer wägen; insgemein aber sind die schon ziemlich stark, welche ein halb Pfund am Gewichte betragen. Sie haben mit Aalen gleiche Nahrung, und halten sich meistens in den Flüssen auf, wo sie Schlamm und fetten Boden haben; wie man denn deren in der schwarzen Elster, Spree und andern Flüssen eine grosse Menge antrift; in harten Quellwassern aber werden sie nicht leicht gefunden. Ihre Streich- und Laichzeit ist im Hornung und Merz, und sie werden, wie die Aale, mit Angeln, Aalgabeln, Netzen und Reussen gefangen.

Sie sind eine gute und wohlschmeckende Speise, sonderlich im Monat December, als zu welcher Zeit ihre Leber am grösten und gesundesten seyn solle. Es wird zwar dieser Fisch wegen des obbeschriebenen Magens und der ungestalten Figur seines Kopfes, der einer Kröten ähnlich, von einigen vor verächtlich gehalten, aber nur von denen, welche den herrlichen Geschmack seiner Leber nicht kennen. Sonsten ist wohl nicht zu läugnen, daß das Fleisch dieses Fisches, zumalen wenn er alt und erwachsen, nicht so gar gar wohlschmeckend und verdaulich seye, und es muß die Güte und Grösse der Leber fast alles ersetzen, was diesem Fisch einen Werth geben kann. Uebrigens, wenn er noch jung, und nicht völlig ausgewachsen ist, ist sein Fleisch weiß, zart, und auch lieblich am Geschmack; doch sind die in lautern Wassern gefangen werden, immer besser, als die, so aus sumpfigten kommen. An Orten, wo er in Ueberfluß vorhanden ist, wird er gedörrt, und an statt des Kiens zum Leuchten gebraucht. Weil die Haut der Aalraupen, gleich den Aalen schleimicht ist; so müssen sie, wenn man sie zurichten will, zuförderst gebrühet, und mit Salz oder heisser Asche wohl abgerieben und gereiniget werden. Nach diesem reißt man sie auf, nimmt sie bis an die Leber aus, denn diese muß unten am Halse hängen bleiben. Auch darf man, die Galle davon zu nehmen, nicht vergessen, und sie hierauf fleissig auswaschen.

Zur Arzney sind die Aalraupen gleichfalls zu gebrauchen. Aus dem Fett, welches sie inwendig an der Leber und am Eingeweyde haben, wird ein heilsames Oel bereitet, wenn man solches Fett ungewaschen in ein reines

reines Glas thut, und zur Sommerszeit an der Sonne destilliren läßt. Dieses Oel ist sonderlich den dunkeln und blöden Augen, an statt des Vipernfettes dienlich. Läßt sich auch vor Flecken und Felle auf den Augen gebrauchen. Wenn es täglich mit einem feinen Federlein in das kranke Aug gestrichen, und damit eine Zeitlang angehalten wird; so heilet das Auge, und das Fell gehet nach und nach vom Auge ab. Man nimmt auch den Magen, zusammt dem Schlunde aus dem Fische heraus, und dörret dieselbe. Wenn sie hernach zerstossen in Wein eingenommen werden; so treiben sie sonderlich die Nachgeburt, und dienen vor allerley Gebrechen der Mutter, und vor die Colik. Gleichwie auch der Stein, so bey dem Anfang des Rückgrads gefunden wird, wider die fallende Sucht gute Dienste leisten solle. Wie die Aalraupen gesotten, gebacken, gebraten, marinirt, und besonders die Leber wohl zugerichtet werde, davon s. *Onomatolog. Oeconom.* oder Oeconom. Wörterbuch p. 14 - 16.

Aalwehre, s. Aalfang.

Aas, bedeutet gemeiniglich den verreckten Cörper eines Viehes. Seinen eigentlichen Ursprung aber hat dieses Wort vom Essen und aus der Mühle her, darinnen man aber nicht mit Fleisch, viel weniger mit umgefallenem Vieh zu thun hat. Man verstehet da nämlich darunter nichts anders, als das geringe von dem geschrotenen der Kornfrüchte, oder eigentlich das Schrot selbst. Dessen bedienet man sich, nicht nur das zahme Vieh damit zu füttern, sondern auch das Wild damit zu körnen und herbey zu locken, wie die Vogelsteller zu thun pflegen. Nachgehends haben auch die Fischer angefangen, mit Fleisch und Gewürme die Fische an die Angel und ins Garn zu ziehen. Die Jagdbedienten aber haben, weil sie geglaubt, wenn alles Wild sich vom Getreyde nähren sollte, daß solches nicht vor die Menschen zulänglich seyn würde, das Ludern durch den Köder erfunden. s. Köder.

Aasen, Assen, Aesen, Aessen, wird von dem rothen Wildpret, und insbesondere von dem Hirsch gesagt, und bedeutet so viel als Fressen. Z. E. der Hirsch aasset, heißt so viel, als er frißt oder weidet.

Aasjägerey, s. Jägerordnung.

Aassen, s. Asen.

Abaisser, s. Abbrechen.

Abandonner, ist ein Kunstwort der Franzosen in der Falknerey, und heißt so viel, als den Vogel frey ins Feld lassen, damit er sich lustig mache, oder ihn abdanken.

Abatis, heißt bey den Franzosen der Gang und Wiedergang der jungen Wölfe nach den Oertern, wo sie gesäuget worden sind; wobey sie kleine Wege machen, auf welchen das Gras niedergetretten ist.

Abberquer, s. Ludern.

Abbiß, heißt in der Jägerey, wenn ein Hirsch auf den jungen Schlägen die Sommerlatten dergestalt abbreisset, als ob sie mit einem scharfen Messer wären abgeschnitten worden; woran die Jäger ein Zeichen nehmen, daß Hirsche in derselbigen Gegend streichen.

Abblasen, wird von den Jägern gesagt, wenn sie bey Endigung

einer Jagd mit ihren Hörnern eine Musik machen.

Abbrechen, Abreiſſen, franzöſ. *Eplucher*, *Abaiſſer*, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, und heißt ſo viel, als die Nahrung des Vogels vermindern, wenn er allzu fett iſt, um ihn leichter, und zum Raube begieriger zu machen.

Abendjagd, Fackeljagd, Nachtjagd, wird auf folgende Weiſe angeſtellet: Man ſpannet im Winter vor Mitternacht, wenn der Mond nicht ſcheinet, und der Haaſe aus dem Holz auf das Feld gehet, ein Netz vor das Holz, welches auf jeder Seite einen Flügel hat. Hinter dieſes Holz ſtellet der Jäger die Bauren, und ungefähr eine viertel- oder halbe Stunde davon andere Leute, welche eine brennende Lunte oder Strohfackel in der Hand haben. Hierauf zündet der Jäger ſeine Fackel an, und ſchreyet, und lauft nebſt den andern ausgeſtellten Leuten nach dem Netz und Holze zu; da denn der Haaſe, wenn er dieſes höret, nach dem Holz läuft, und darüber in das Netz kommt, und gefangen wird.

Aberglaube, bey dem Forſtweſen. Ueberhaupt wird in denen wirthſchaftlichen Dingen das Wort Aberglaube für ſolche Meynungen und Handlungen genommen, welche allerhand falſche Sätze von der Natur der Dinge, der Cörper und Geiſter, zum Grunde haben; denen man Wirkungen beyleget, die durch ihre bekannte Kräfte und nach ihrem Weſen nicht möglich ſind. Der Urſprung dieſer abergläubiſchen Dinge iſt in der Unwiſſenheit der Natur- und Geiſterlehre der Alten zu ſuchen. Wie es nun eines jeden Menſchen Schuldigkeit iſt, Irrgläubige auf den rechten Weg zu leiten; ſo iſt es auch eines Förſters Pflicht, den Aberglauben aus der Forſtwiſſenſchaft auszurotten, und bey allen Gelegenheiten Sorge zu tragen, daß die Wahnſätze ſich nicht auf die Nachkommen erblich fortpflanzen mögen. Wir wollen nur einige der vornehmſten hier anführen. Wie Geſpenſterwäßig klinget die Nachricht, die Herr Carlowitz in ſeiner Sylviculture p. 46. wiederholet, als hätten einſtens böſe Leute in Schleſien ein Meſſer, zu einer gewiſſen Zeit, ſchmieden laſſen, und hernach mit ſolchem nur ein kleines Aeſtlein von jedem Baum des Waldes geſchnitten, worauf in kurzer Zeit das ganze Gehölze verdorben ſey. Eben dieſer Verfaſſer hält für nöthig, daß man bey der Holzſaat vornemlich auf gute Calenderzeichen zu merken habe. Herr Beckmann ſpricht: mir kommt dieſes ſehr abergläubiſch vor. Ich habe mich nie nach einem guten Zeichen im Calender umgeſehen, wann ich Holz ſäen wollte, ich habe an ſtatt deſſen nur auf die rechte Zeit gemerket, da jeder Saamen mit Nutzen zu ſäen iſt, und dabey bin ich ganz wohl gefahren. In meiner Meynung bin ich übrigens dadurch beſtärket worden, weil ich wahrgenommen, wie der Saame, ſo noch in Zapfen iſt, bey ſeinem Ausfalle, ſich auch nicht nach denen im Calender angegebenen guten Zeichen richtet, und dennoch nicht dadurch zu dem glücklichen Aufgehen und Wachsthum untüchtig werde. Es behauptet ferner der Herr von Carlowitz, daß zu dem Baumſaamenſäen eine glückliche Hand erfordert werde. Wir glauben, daß dieſes ein unglücklicher Einfall ſey, wodurch derſel-

derselbe dem Aberglauben das Wort redet. Die nachläßigen Förster werden dadurch eine gute Entschuldigung nehmen, und auf Befragen: Warum sie nicht mit der Holzsaat eine Probe machen wollen? zur Antwort geben, sie hätten keine glückliche Hand dazu, und in der ganzen Nachbarschaft wüßten sie auch keinen solchen Menschen, den der Himmel mit der erforderlichen glücklichen Hand zu solchem Geschäfte begabet hätte. Gewiß ist es, daß die Hand unglücklich ist, wann der Kopf dumm denket. Eben dieser spricht p. 46. daß auch bey dem Abhauen des Holzes immer eines Menschen Hand glücklicher sey als die andere. Wir möchten wohl sagen, eines Menschen Hand thut mehr Schaden in den Wäldern, als des andern, der nicht so unbesonnen in den Tag hinein hauet. Ueber dieses nennet solcher die Eiche einen weissagenden Baum und Propheten, weil man aus denen darauf wachsenden Eichäpfeln und sogenannten Galläpfeln einiger Massen künftige Dinge abnehmen könnte. In den ganzen, oder nicht durchlöcherten Aepfeln finden sich Thierlein nach dem Unterschied des Jahres oder der Luft, entweder eine Fliege, ein Würmlein oder eine Spinne. Wenn eine Fliege angetroffen werde, so sey es ein Zeichen des Krieges: ein Würmlein bedeute Theurung: die Spinne aber soll auf ungesunde Luft und Pestilenz zielen. Herr von Rohr urtheilet von diesem Vortrag also: was die Vorbedeutung der Würmer und andern Ungeziefers, die in den Galläpfeln angetroffen werden, anbetrift; so ist dieses eine Tändeley und ein Aberglaube, der erstlich von dem Pöbel, und vermuthlich wohl noch von dem alten Heidenthum, da die Eichen als göttlich verehret worden, seinen Ursprung genommen, nachgehends aber auch auf die Gelehrten, die in der Natur kein zu grosses Einsehen haben, gekommen ist. Es findet sich auf den Blättern der Eichbäume öfters sehr häufig ein gewisses Aftergewächse, das einige Galläpfel zu nennen pflegen. Es ist dieses, wie man insgemein dafür hält, keine eigentlich Frucht des Baumes, sondern die Naturforscher haben gefunden, daß eine gewisse Art Wespen, die auch von einigen daher Gallwespen genennet werden, die Ursache dieser Gewächse sind. Diese Wespen kommen im Frühling aus der Erden, in welcher sie zuvor als Puppen verschlossen waren, und nachdem sie sich gepaaret haben, macht das Weibgen mit ihrem Stachel eine kleine Oefnung in die Blätter der Eichen, worein sie ein Ey leget. So bald ein solches Blatt verwundet worden, fliesset der Saft um desto stärker nach der Wunde zu, und auf diese Weise entstehet ein dergleichen Gewächs. Die Gestalt desselben hat meist die Grösse einer Muscatnuß, doch sind einige derselben rauh, einige haben Beulen, einige sind glatt, u. s. w. Aus dem gedachten Ey, das in diesem Gewächse verschlossen lieget, wird nachhero ein Wurm, und dieser verwandelt sich endlich in eine Wespe, welche sich alsdann durchfrißt, und davon flieget. In diese gemachte Oefnung kriechet nun zum öftern ein anderes Insect, etwa eine kleine Fliege, Spinne, und hieraus ist die Fabel entstanden. Aus dem, was wir von dem Ursprung dieses Gewächses

wächſes gedacht, wird deutlich genug erhellen, wie diese Würmer, Fliegen und Spinnen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, in die ſogenannte Gall- oder Eichäpfel kommen, und daß daraus nichts weniger, als Krieg und Friede, wohlfeile und theure Zeiten geweiſſaget werden können. Wenn man ja etwas daraus prophezeyen wollte, ſo müßte es dieſes ſeyn: daß in dem Jahre, da dieſe Aepfelgen häufig gewachſen, auch viele dergleichen Weſpen gefunden werden müſſen, und dieſes mag leicht eintreffen.

Unter die Forſtaberglauben gehöret auch die merkwürdige Lehre, daß das Holz, ſo in den Hundstagen gefället und gemacht worden, nicht brenne. Daß es überhaupt ganz und gar nicht dienlich ſey, in den Sommermonaten, und alſo nothwendig auch in den ſogenannten Hundstagen, Brennholz fällen zu laſſen, weil es unter ſolchen Umſtänden, ſeinen zu der Zeit höchſt flüchtig und flüſſigen Saft, mithin ſeinen Geiſt und Kraft gröſtentheils verlieret, wie Herr Beckmann ſchreibet, hat keinen Anſtand. Wenn man aber die an einigen Orten bekannte alte Sage glauben wollte, vermöge deren ſolches Holz, das in den Hundstagen gefället worden, nicht brennen ſoll; ſo würde man ſich mit Recht in den Verdacht einer ſehr ſchwachen Beurtheilungskraft ſetzen. Dergleichen Sätze gehören in das Lehrgebäude der Rockenphiloſophie, und ſind vernünftigen Leuten ſo erquickend, als das Mährgen von der Mutter Holla! Wer in allen Sachen gerne Verſuche im Groſſen machen möchte, der kann ſicher ſeine ganze Waldung in den Hundstagen abtreiben laſſen; daß dem ungeachtet dieſes ſein Holz brennen und verbrennen wird, dafür will ich Bürge ſeyn. Zugleich aber wird er finden, daß dergleichen, zu unrechter Zeit gefälltes Holz freylich nicht die Hitze und Wärme gibt, und bey der Feurung den Nutzen ſchaft, der von wenigerm Holz, ſo zur geſetzten Zeit gefället worden, in Anſehung der Hitze und Wärme, gewiß zu erwarten ſtehet. Vielleicht ſahe diß der erſte Erfinder ſolches Aberglaubens mehr als zu wohl ein. Weil aber derſelbe zu allen Zeitaltern das kräftigſte Mittel geweſen iſt, die Herzen der Menſchen zu Handlungen und Entſchlieſſungen zu bewegen, zu denen ſie vernünftige Vorſtellungen nicht bringen können; ſo ſuchte er vermuthlich, da er die Denkungsart des gröſten Haufens der Sterblichen genau ergründet hatte, eben dieſelbe auch durch ein ſolches aberglaubiſches Vorgeben in dieſer ſo nützlichen Beobachtung bey der Forſtwirthſchaft folgſam zu machen, und da iſt es ihm dann, wie allen Fabellehrern ergangen: die Fabeln ſind wohl aufbehalten, und von Eltern auf Kindern immerfort erzehlet worden; die darunter verborgen liegende Ermahnungen und Lehren aber, ihr heilſamer Endzweck iſt gänzlich vergeſſen; und ſolchergeſtalt iſt zwar aus einer guten Meynung ein Aberglaube entſtanden, der aber bey den verkehrten Sitten der Menſchen, dennoch auch als ein ſolcher, viel Nutzen und Vortheil ſchaffet. Wenn doch dieſer Aberglaube auch einmal einen Satz erfinden wollte, der auf eine ähnliche Art der Welt zu dem ſo unumgänglich nöthigen und ſo nützli-

nützlichen Holzsäen bewegen könnte. Vielleicht richtete auch in diesem Stück eine thörichte Einbildung mehr aus, als die vernünftigen Ueberzeugungsmittel.

Es werden wenig Personen seyn, die nicht wenigstens in ihrem Leben sollten gehöret haben, daß es in einigen Gegenden einmal Schwefel geregnet habe. Woher kommt wohl dieser Wunderregen? Sollten wir glauben, daß dieser Schwefel von einem unreifen Gewitter herrühre, weil er meistens im Vorsommer, als zu derjenigen Zeit sich äussert, da wir vielmals Gewitter bekommen? Welch ein seltsamer Begriff! Ein Schwefel von einem unreifen Wetter! Allein diese Meynung wird um desto mehr bestärket werden können, da dieses zarte Schwefelpulver, wenn es trocken ist, in der Flamme sich entzündet, und wie ein Blitz auffähret. Wir wollen doch diesen Versuch etwas näher betrachten. Vielleicht finden sich Wißbegierige, welche sich von der Wahrheit unsers vorgebens etwa deutlicher überzeugen wollen. Man wird wahrnehmen können, daß dieser sogenannte Schwefel nichts anders als ein zartes vegatabilisches und staubichtes Pulver ist, das zur Befruchtung der Saamenkörner das seinige beyträget. Es findet sich solches am häufigsten an Tannen, Fichten, Forchen, Haselkätzgens, Musco terrestri ciuato, und verschiedenen andern Pflanzen. Wenn solches an dem Musco oder Lycopodio vollkommen ist; so ist solches so leichte und zart, daß es der geringste Wind wegblasen, und aus seinen Cellulis und Interstitiis heraussaugen kann. So ferne sich nur zur selbigen Zeit ein fühlicher Platzregen äussert, und kurz vorher, ehe es zu regnen anfänget, sich ein starker Wind erhebet, wie solches ganz gemein und nichts neues, sondern öfters der Vorbotte vom Regen ist; so bläset der Wind dieses zarte Pulver von den Fichten und andern damit begabten Pflanzen hinweg, führet es mit anderm zarten Staub und Sande in die Luft, so, daß sie davon öfters ganz nebelhaft erscheinet. Im Fall also gleich darauf der Regen fällt, so rencontrirt er alles dieses Zeug, und nimmt es aus der Luft mit sich wieder auf die Erde. Hier finden wir den vermeynten Schwefel. Wer hievon eine andere Meynung heget, der beliebe zugleich folgende Stücke zu überlegen. 1) Warum zeigt sich der Schwefelregen nur bey gewisser Frühlings- oder Sommerszeit, wann obgedachte Pflanzen solch Pulver bey sich führen, und die Umstände sich ergeben, a) daß dieß Pulver zeitig und recht trocken ist, b) daß sich ein grosser Wind erreget, c) gleich darauf der Regen einfällt. 2) Man sammle sich ein wenig von dem vermeynten Schwefel, schütte solchen auf eine wohlglühende Kohle. Ist es rechter Schwefel; so wird er sich den Augenblick in seiner blauen Flamme, und mit dem, allen Baurennasen bekannten Geruch, verrathen und zeigen, und ordentlich wegbrennen. Ist es aber kein Berg- oder Kramerschwefel, sondern obgedachter Pflanzenstaub; so wird er a) gar nicht brennen, b) vielweniger eine blaue, der Nasen und Lungen höchstempfindliche Schwefelflamme, wohl aber c) einen schwachenden, ganz anders riechenden vegeta-

vegetabilischen Dampf sehen lassen. 3) Man beliebe von solchem getrockneten Pulver etwas in die Flamme eines Lichts zu blasen, oder zu streuen; so wird das Pulver, wenn es solcher vegetabilischen Art ist, gleich auf einmal, wie ein Blitz, ohne sonderlichen Geruch, wegbrennen: hingegen wenn es wirklicher Schwefel ist, abermals ganz blau mit Schwefelgeruch brennen. Der vielen andern Proben und erforderlichen Eigenschaften eines wahren Schwefels jetzo nicht zu gedenken. Siehe Neumanns Lect. publ. vom Schwefel, p. 192. Boerh. Chem. Scheuchzer Mereor. p. 14. Henkel Flor. Saturn. p. 373.

Von der sogenannten Weidenrose leitet der Pöbel und diejenigen, so ihm am Verstande nichts nachgeben, sehr fürchterliche Prophezeyung her. Man kann zeigen, daß dergleichen Gewächse seinen Ursprung von einem gewissen Insekt hat, welches einen Zweig an den Weiden verwundet. Ein neuer Beweiß, daß der Aberglaube seine Verehrer in einer beständigen Sclaverey erhält. Man spricht insgemein, daß zwischen dem Eschenbaum und der Schlange eine so grosse Antipathie herrsche, daß die Schlange lieber in das Feuer gehe, als unten oder nahe bey diesem Baum sich aufhalte. Es ist mehr, als zu gewiß, sagt Herr Büchting in seinem Entwurf der Jägerey, daß derjenige, der zuerst diese Grille entdecket, sich in seinem Schluß muß übereilet haben, weil die Erfahrung hievon ein ganz anders lehret. Ueber dieses schreibet man besagtem Holze die bewunderungswürdigste Eigenschaft zu, daß alle offene und andere Schäden am dem menschlichen Cörper durch Bestreichen mit demselben können curiret werden. Einige, die den Ruhm des Eschenholzes recht erheben wollen, setzen noch hinzu: daß es so gar abwesenden Patienten seine Wirkung mittheile, wann deren Schäden nur einmal damit wären bestrichen worden. Seltsame Meynung! wärest du wahr: so würden wir vielleicht keine Doctores und Chirurgos nöthig haben. Die Vertheidiger des sogenannten Wundholzes möchten wohl hiebey denken: vielleicht weiß nicht ein jeder die rechte Zeit, da man es abhauen muß, wenn es seine gehörige Wirkung thun soll; allein wie vernünftig würden diese von Aberglauben eingenommenen Geister nicht handlen, wann sie keine Zeit und Gelegenheit versäumten, ein bewährtes Mittel zu entdecken, das sie von der Krankheit des Aberglaubens befreyete. Es ist mehr als zu bekannt, daß am Johannistage, ingleichen am stillen Freytage des Morgens vor der Sonnen Aufgang, und damit wir das wichtigste nicht vergessen, stillschweigend, die meisten dergleichen Thorheiten begangen werden. Wir behaupten keineswegs, daß das Eschenholz nicht einigen Nutzen in der Medicin haben könne. Wir wollen nur den Verehrern des Wundholzes sagen, daß sie unverantwortlich bey sich selbst handlen, wenn sie die Fürsorge ihrer Gesundheit auf so schwache Stützen und auf ein Stückgen Eschenholz gründen. s. Gottscheds Flor. Pruss.

Nach dem Vorgeben einiger leichtgläubigen soll unter gewissen

sen Bäumen eine solche Antipathie und Widerwärtigkeit herrschen, daß sie entweder nahe beysammenstehend, nicht gut wachsen, oder wohl gar vertrocknen. Sie verbinden unter der Benennung Antipathie den Begriff, als wenn es der Natur zuwider wäre, daß solche Bäume, wovon wir gleich ein paar Exempel anführen wollen, nahe beysammen stehen könnten. Die Eiche und der Nußbaum sind solche Bäume wovon man eine dergleichen Meynung zu hegen pflegt; wer begreift aber nicht, daß dieses Bäume sind, welche beyde viel Nahrungssaft an sich ziehen. Wann sie dahero in schlechtem Boden sehr nahe beysammen stehen, so ist es gar leicht möglich, daß einer dem andern den bedürftigen Nahrungssaft entziehet. Und unter diesen Umständen kann es geschehen, daß einer von beyden Noth leidet oder gar vertrocknet. Doch dünkt uns, daß dergleichen Fälle sehr selten sind. Man wird in einem mäßigen Boden Eichen- und Nußbäume, die ziemlich nahe beysammen stehen, ganz gut fortwachsen sehen. Auf eine ähnliche Weise werden sich alle andere Fälle untersuchen und beurtheilen lassen. Der Herr von Carlowitz behauptet eine Antipathie zwischen dem Schwarz- und Weißdorn. Es ist merkwürdig, spricht er pag. 231. in Sylvec. daß in einer Hecken beyde niemalen beysammen stehen; sondern der Schwarzdorn verdirbet und gehet uns, dagegen behält der weisse allemal die Oberhand. Besagter Herr Verfasser gibt hiebey die physicalische Ursache aus der Rockenphilosophie an: denn wie sie in der schwarzen und weissen Farbe unterschieden; also ist auch eine Antipathie zwischen ihnen. Diß heißt den Nagel auf den Kopf schlagen.

Endlich können wir auch die Nachrichten vom guten, und bösen Wädel nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Zeit, in welcher das Holz zu fällen, ist zu bemerken, dann es hanget die Dauer und Schönheit des Holzes nebst dem Widerausschlag aus den Stämmen größtentheils davon ab. Die Alten haben diesen Zeitpunct vor sehr wichtig gehalten, und es ist unstreitig, daß von ihnen alle die Verordnungen herrühren, welche wir auch in neuern Forstordnungen davon finden. Man wird sich erinnern, gelesen zu haben; wer in bösem Wädel hauet, der soll x- gestraft werden. Es soll das Schlag- und Bauholz zur rechten Wädelszeit gehauen werden. Wann die Sonne in das Zeichen des Scorpions gehet ꝛc. Es soll das Feuer- und Brennholz im Wädel oder im abnehmenden Mond gehauen werden. Und nach der Gräflich-Hohenlohischen Forstordnung d. a. 1579. tit. 32. soll das Brennholz in gutem Hau oder Wädel, nämlich zwischen Michaelis und vor Ausgang des Merzens, als zweyen Zeiten, nemlich im Herbst zwischen Michaelis und Martini: Im Frühling aber zwischen Lichtmeß und Reminiscere, und allwegen NB. im Zunehmen des Mondes, und vor und nach solcher Zeit, nicht gefället werden. Was ist nun der gute Wädel? Zum Glück erkläret uns solches die Onolzbachische Waldordnung: das bewilligte Bauholz soll in rechtem guten Wädel, als vor-

vornemlich das Eichen- und hart Bauholz im abnehmen: das Fichten-, Tannen- und ander Holz im zunehmenden Monat (Mond), doch so viel möglich, beedes im mittlern Mondschein abzuhauen, angewiesen werden. Viele Holzverständige können gleich böse werden, wann man ihnen einige Zweifel wider den Einfluß des Mondes, des Scorpionen und anderer Gestirne machet. Es sey also ferne von uns, jemand mit folgenden Lehren zu ärgern. Der Herr von Carlowitz schreibet, l. c. die meiste Wissenschaft, das Bauholz gehörig zu hauen, bestehet in fleißiger Beobachtung des Mondes, seiner Wirkung und Einfluß, als welcher der Regente, und so zu reden, Erhalter und Nährer vegetabilischer Geschöpfe ist. Dahero es zwar einige lauter Fabelwerk nennen, aber doch seine sonderliche Bedeutung hat, was von der Diana, welche Waldgöttin den Mond bedeutet, geschrieben wird. Wenn man Schlagholz im neuen Mond fället, so schlägt es behende wider aus, das im abnehmenden gefällte wird besser brennen. Der Grund hievon ist, weil der Mond der Regente der Feuchtigkeiten ist. S. P. I. c. 14. Syl. Der Herr von Rohr sagt in seinen Anmerkungen über das Carlowitzische Werk: diese Meynung muß noch in der Erfahrung sattsam bekräftiget werden, und braucht noch eine Untersuchung. s. a. Saft im Baum, Holzschlag.

Aberklauen, s. Afterklauen.

Abholzen, Abtreiben, heißt bey dem Forstwesen das auf einem Schlag befindliche Holz abhauen, wobey denn zwischen dem Land- und Tangelholz ein Unterschied zu machen ist. Das Tangelholz muß völlig abgehauen oder abgetrieben werden, einmal, damit dem in der Erde liegenden Saamen zum Wachsthum Luft gemachet werde; hernach weil doch der Wind Laasbäume, die man allenfalls wollte stehen lassen, bald über den Hauffen werfen würde, indem sie keine tiefe Wurzeln schlagen, sondern mit denselben nur ganz flach auf der Erde weglauffen. Das Landholz hingegen wird nicht völlig abgeholzet, sondern man läßt die darinnen befindliche Laasreisser, Vorständer, angehende Bäume und Hauptbäume in gewisser Anzahl stehen.

In der Rechtsgelehrsamkeit wird hier ein Unterschied gemachet unter dem bescheidentlichen oder pfleglichen, und unter dem unbescheidentlichen aber unziemlichen Abholzen; welches in dem Falle besonders zu merken merken ist, wenn der Grund- und Eigenthumsherr des Holzes die Jagdgerechtigkeit nicht hat; sondern ein anderer dieselbe besitzet. Jenes, das bescheidentliche oder pflegliche Abholzen bestehet darinn, wenn der Grund- und Eigenthumsherr das Holz und die Bäume ohne grossen zuwachsenden Schaden der Jagdbarkeit in seinen Waldungen und Gehölzen fället und umhauet. Bey solcher pfleglichen Abholzung muß nun das Absehen vornemlich auf drey Stücke genommen werden, einmal muß die Grösse des Waldes in Betrachtung gezogen werden; sodann muß sich die Proportion des Abholzens nach der zu führenden Haushaltung Eigenthumsherrn richten; und endlich,

endlich, wenn etwas von Holz abgetrieben worden; so muß man denselben Plan, und das darauf hervorschiessende junge Gehen bis in das 4te oder 5te Laub, d. i. 4. oder 5. Jahr lang dergestalten verschonen, daß dem Vieh keine Weyde, oder Blumenbesuch darinnen gestattet werde.

Vid. *Keller* de Offic. Jurid. Polit. L. 2. C. 16. *Besold.* Thes. Pract. voc. Forste und Hewung.

Ausser diesem aber muß auch darauf gesehen werden, ob der Wald, davon die Frage ist, ein Sylva Cordua, d. i. ein solcher Wald seye, wo die umgehauene Bäume leichtlich wieder neue Geschoß hervortreiben; oder aber, ein Sylva non Cordua, d. i. ein solcher Wald, wo bloß etliche Bäume zu dem Bauwesen gewidmet dastehen. Da man denn in dem ersten Fall nicht so sparsam und behutsam mit dem Holzfällen umgehen darf, und gleichwol dabey das pflegliche Abholzen bestehen kann. In dem letzten Fall aber muß man sparsamer zu Werke gehen, weil solche grosse Bäume, die zum Bauen gehörig, wenn sie einmal umgehauen sind, nicht leichtlich wieder aufwachsen.

Vid. *Garsias* de Expens. c. 11. n. 34. *Ertel* de Jurisdict. Infer. L. 2. c. 34. Obs. 3. in fin. *Lauterb.* in Coll. Theor. Pract. tit. de A. R. D. §. 36.

Das unbescheidentliche und unziemliche Abholzen aber bestehet darinn, wenn der Grundherr das Holz oder die Bäume in allzugrosser Anzahl, und auf einmal, zu merklichem Schaden und gänzlicher Abtreibung der in solchem Wald einem andern zustehenden Jagdgerechtigkeit und Wildfuhr, umhauen läßt. Wie nun derjenige, der in eines andern Wald die Jagdgerechtigkeit hat, regulariter und insgemein alles dasjenige thun kann, was zu Erhaltung solcher Gerechtigkeit dienlich ist;

Vid. *Pruckmann* de Venat. Cap. 7. n. 8. & *Leyseri* Jus Georg. L. 3. c. 11. n. 47.

Also darf hingegen der Grundherr ihm in solcher seiner Gerechtigkeit durch unbescheidentliches Abholzen keine Hinderung und Eintrag thun.

Vid. 10. & 12. ff. de Usufr. Jo. *Harpprecht* ad §. 12. Inst. de R. D. n. 280. *Oetting.* de Jure Limit. L. 1. c. 10. Lit. Y. *Speidel.* Specul. Jur. voc. Jagen. vers. Vtrum &c. & vers. notandum est. *Pruckmann* de Regal. §. Venatio, cap. 7. n. 1. seqq. *Myler ab Ehrenbach* de Princip. & Statib. Imp. P. 2. c. 73. §. 7. *Leyser.* in Jur. Georg. L. 3. c. 11. n. 44. seqq. *Ertel.* Obs. Jurid. Polit. Equestr. 11. per tot.

Und dieses zwar in dem vernünftigen und rechtlichen Bedacht, daß auch sonsten, wenn jemand auf eines andern Grund und Boden eine Dienstbarkeit oder Gerechtigkeit hergebracht, der Grundherr ihm dieselbe nicht schmälern, noch daran schädlich seyn kann.

per l. 1. §. de Opere. 3. ff. de Aqu. pluv. l. 20. §. 1. ff. de S. V. P. Add. omnino. *Author.* Theatri Servit. tit. 11. §. 7.

Allwo hier doch ein Unterscheid unter folgenden Fällen gemachet wird: Ob die Jagdgerechtigkeit in eines andern Wald durch gewisse Pacta, Geding oder Verträge, oder durch die Præscription und Verjährung erworben und acquiriret worden. In dem erstern Fall wird das unbescheidentliche Abholzen vor unerlaubt gehalten. In dem letztern aber nicht, und zwar aus dem Grunde, weil die Verjährung auf nichts weiters extendirt werden könnte, als auf dasjenige, was besitzlich hergebracht worden. Da nun der Eigenthumsherr seine Patienz lediglich bey dem Jagen erwiesen; so hätte der andre nur das Jagen, nicht aber auch das Recht, dem Grundherrn das unbescheidentliche Abholzen zu inhibiren, præscribiret und an sich gebracht. Denn wenn er sich auch dieses Rechts anmassen wollte, so müßte nothwendig vorher eine Prohibition von seiner Seite an den Grundherrn ergangen seyn; dieser aber müßte bey solchem Verbot so lange Zeit, als es die Verjährung erfordert, acquiesciret, und es dabey haben bewenden lassen. Welche Meynung auch weitläuftig verfochten wird von Ludov. *Grempio* apud *Besold.* P. 1. Consil. 15. Worauf aber die JCti Ingolstadienses in dem folgenden Consil. 16. weitläuftig geantwortet, und das Gegentheil behauptet haben. Wiewol hiebey gerne zugegeben werden kann, daß, wenn derjenige, so die Jagdgerechtigkeit in einem fremden Walde hat, solches unbescheidentliche Abholzen dem Grunherrn nicht inhibiret, noch sich darüber beschweret, er sich hiedurch sehr præjudiciren könne.

Vid. text. in l. Stillicidii 8. ibique Gloss. & *Barthol.* ff. quemadm. Servit. amitt. & cap. cùm *Marius Ferariensis* 9. X. de Constitut. Add. *Besold.* P. 1. Cons. 15. n. 55. seqq.

Da zu dem unbescheidentlichen Abholzen auch das Ausstocken mit allem Recht gerechnet werden kann; so gilt von diesem alles, was bisher von jenem gesagt worden. Was aber davon noch besonders zu bemerken ist, das wird unter diesem Wort selbst angebracht werden. Was nun das pflegliche Abholzen anbetrift; so muß solches dem Grundherrn von dem, der die Jagdgerechtigkeit hat, ohne alle Widerrede sowol zu seinem nothdürftigen Gebrauch, als auch zum Bauen und Verkauffen gestattet werden, immassen er sich sonst, und ausser dem, aller Nutznieſſung seines rechtmäßigen Innhabens und Eigenthums verlustiget sehen müßte; welches sehr hart und unbillig wäre.

Vid. *Sixtin.* de Regal. c. 18. n. 68. L. 2. *Harpprecht* ad §. 12. Instit. de R. D. n. 283. & Cons. Tubing. V. 5. Consil. 72 n. 162. sqq. nec non in Respons. 69. n. 45. *Besold.* Thes. Pr. voc. **Forst.** vers. das unziemliche. *Lauterbach.* in Coll. Theor. Pract tit. de A. R. D. §. 36. & *Ertel.* de Jurisdict. Inser. L. 2. c. 34. Obs. 3.

Abjagen, französ. *Parchasser*, ist die letzte Handlung bey einem Haupt- und Bestätigungsjagen, die ihren Anfang nimmt, wenn das

das eingestellte Wildpret mit dem Zeug solle gefangen und gefället werden. Die Gebräuche, so dabey beobachtet werden, sind folgende: So bald die Herrschaft mit ihrem Gefolge ab- und in den Schirm getretten; so wird das Quertuch vom Jagen weggenommen, und die Hetzhunde eingetheilet. Hierauf stellet sich die Jägerey auf dem rechten Flügel gegen den Schirm, nach ihrem Range in Bereitschaft, zu Holze zu ziehen. So bald nun Ordre von dem Commandeur gegeben wird, ziehen sie ihre Hüte ab, und schwenken sich rechts um nach dem Jagen. Nachdem die Jägerey stark ist, ziehen sie in starken Gliedern, oder Paar und Paar mit dem gewöhnlichen Waldgeschrey Jo ho! hoch do! hoch do! so bey der Hirschjagd gebräuchlich ist, am rechten Flügel hinauf zu Holze, die Hetz- und Jagdhunde werden koppelweise von einem Bauren geführet, und folgen mit dem dazu gehörigen Hundejungen, welcher voran gehet, hinter der Jägerey nach. Wenn denn inzwischen das Quertuch weggeschaffet ist, gehet der Zug mit den Jägern, unter fortwährendem Waldgeschrey, zur Abjagungskammer am Flügel hinauf bis an die Rundung. Die Jagdhunde folgen ihnen, die Hetzhunde aber, wenn sie bis ans Quertuch kommen, ziehen auf der andern Seite des Schirms herum, und dahinter in ihren behörigen Hatzschirm. So fort wird ein Theil von den Jagdhunden gelöset, die Treibleute bleiben am Zeuge stehen, und einige von den Jägern zwischen ihnen. Der Jäger aber, so die die Jagdhunde hat, reitet oder gehet mit seinen Jagdhunden und bey sich habendem Horne, nebst noch einigen Jägern in das Jagen. Wenn nun seine Hunde finden, ermuntert er noch mehr mit Zuschreyen, und so er einen jagdbaren Hirsch erblicket, bläset er sein Horn, desgleichen die andern Jäger geben durch ein Juch Hirsch Schreyen und mit Blasung drey langer Hüsten zu verstehen, daß sie jagdbare Hirsche gesehen. So auch Trompeter und Paucker vorhanden sind; so stehen dieselbe mitten, wo das Quertuch vorher gestanden, und fangen gleichfalls an, zu blasen und zu paucken, wenn ein jagdbarer Hirsch auf den Lauft kommt; worauf er denn von der Herrschaft gefället und geyürschet wird, nachdem ihn die Jagdhunde bey dem Schirm und auf dem Laufte herum forciret haben. Würde nun ein Hirsch bloß verwundet, daß er nicht gleich stürzen und enden wollte; so werden ein paar Hetzhunde aus dem Hetzschirm genommen, und wird derselbe damit gehetzet. Die jagdbare Hirsche werden mit dem Hirschfänger, die schlechten aber mit dem Genickfänger abgefangen. Alles gefällete Wildpret wird auf der rechten Seite des Schirms mit dem Gehörn und Köpfen gegen den Schirm gestrecket. Die besten Hirsche, so die meisten Enden haben, oben an, hernach die rothen Thiere, ferner die Tannenhirsche. Ist auch schwarz Wildpret mit vorhanden; so kommen die Hauptschweine, sodann die Keuler und Bachen, wie sie aufeinander folgen; ferner die Reheböcke und Rehe, und endlich die Raubthiere. Das Wildpret aber wird sämmtlich mit grünen Brüchen bedecket. Wenn denn die Hunde nichts mehr finden, und

alles heraus gejagt haben; so ziehen sich die Jäger hinauf an der Jagungsrundung, nehmen die angelegte Tribleute mit sich, und gehen in Ordnung mitten durch das Jagen, um zu sehen, ob etwa was angeschossenes im Jagen gestürzt, und zu finden seye. Wenn nun die Jäger mit den Leuten durch bis an den Lauft kommen, müssen die Treibleute stille stehen; die Jägerey aber ziehet sich auf dem linken Flügel zusammen, mit Anstimmung ihres Waldgeschreyes wieder nach dem Schirm zu, bläset mit Jagd-Flügel- und Hüfthörnern drey Sätze, und allemal wieder mit einem Waldgeschrey abgewechselt, das Jagen ab. Hierauf wird mit einem nochmaligen Juchschrey der Befehl gegeben, die Hunde abzukuppeln, den Zeug abzuwerfen, und das gefällte Wildpret aufzuladen, und abzuführen. Bey ihrer Rückkunft haben die Jäger schon ihre Brüche auf den Hüten; da denn der Commandeur dem Herrn auch einen Bruch aufsteckt. Wer sich nun unter dem Jagen wider das edle Weydwerk und die Jägerey vergangen, der wird bey dem Oberjägermeister angeklagt, und wird ihm hierauf, nach dessen Ausspruch, das Weydmesser gegeben. Alsdenn endiget sich die Jagdlust vollends mit beliebigem gutem Essen und Trinken; dabey die Jäger niemals vergessen werden, daß sie, vor ihre Mühe und Arbeit, mit einer guten Mahlzeit, und einem Glaß Wein, ihre Kräfte wieder zu stärken und sich zu erfrischen suchen.

Abies, s. Tanne.

Abkämpfen, heisset, wenn die alten Auerhähne in der Falz die Jungen von ihrem einmal gewohnten Stande wegbeissen, daß diese sodann weichen und sich weiter ziehen müssen.

Abkappen, französ. *Dechaperonner*, heißt dem Falken die Kappe abziehen. s. a. Falkenkappe.

Ablaß, lat. Statilinum, heißt der niedrigste und tiefste Ort an einem Teich oder Fluß, dahin sich das Wasser aus allen anliegenden Orten zu versammeln pfleget, und wo solches alsdenn vermittelst einer durch den Damm gelegten Rinne, und eines darauf gesetzten Schlegels oder Zapfens, oder anderm Ständers nach Gefallen abgelassen werden kann. Die Röhren werden aus Föhrenholz am liebsten gemacht, weil dieses Holz, nachdem es frisch und gut, dick und stark ist, 30, 40. bis 50. Jahre dauret. Man nimmt sonst auch Eichen- und Tannenholz dazu, welche gleichfalls von guter Währung sind. Diese Röhre, deren Grösse und Länge, nach der Proportion des Teiches und Weyhers, darein sie kommen, gerichtet werden muß, wird so ausgehauen, daß sie an einer Spitze ganz bleibet, und oben auf einen grossen Spünt hat, in welchen man einen Zapfen stecken und schlagen kann. Diese Seite wird in den Teich hinein geleget, so, daß das Spuntloch dieser Ablaßrinne etwas tief zu liegen kommt, damit das Wasser seinen Abfall leichter haben möge. Es muß aber etliche Schuhe, oder wohl anderthalb Klafter lang von dem Damm in dem Weyher gehen, damit der vorgesteckte und vorgeschlagene Zapfen von muthwilligen Nachtraben und liederlichen Kuechten nicht ausgezogen und verrücket, und

und also der Teich nicht zu Schanden gerichtet werde. Wo man böse Nachbarschaft und feindlichen Muthwillen zu besorgen hat, verwahret man die Zapfen entweder mit einem hölzernen Gitter und Gerüste, oder man setzet noch ein kleines bretternes Häuslein oben darauf, welches ausserher mit einem Schloß versehen ist. Innenher aber werden die Bretter, womit der Boden beleget wird, so aneinander gefüget, daß man sie nach belieben wieder von einander sondern, aufheben, und zu dem unten liegenden Ablaßrinnenzapfen langen und kommen kann. Die andere Seite dieser Rinne aber, welche ganz und gar ist ausgehauen worden, muß ausser dem Teich liegen, und heraus in den Graben gehen, in welchen das Wasser abgelassen wird. Dieser Graben kann etliche Schuhe weit mit Steinen belegt und gehebe verwahret werden, damit das Wasser in seinem Abfall nicht Graben, Löcher und Klumsen, ausfressen und zusammenreissen möge. Uebrigens muß man sich mit diesen Ablaßrinnen nach der Grösse der Teiche und dem Ueberfluß des Wassers richten. Denn in geringen, kleinen, und nicht Wasserreichen Weyhern, hat man der Sache genug gethan, wenn man eine einzige an vorbenanntem Orte einlegen lassen. Allein das ist nicht genug bey grossen und wasserreichen Teichen. Denn wer da nur einen Ablaß anrichten wollte, dem möchte nicht nur die Zeit etwas lang werden, bis das meiste Gewässer sich verlaufen hätte, sondern auch die Lust zum Fischen vergehen. s. a. Teich.

Ablassen, heißt bey den Teichen, den Schlegel, Zapfen, oder das Vorsetzbrett eines Ständers ziehen, und dabey das Wasser eines Teichs oder Canals, welchen man fischen will, ablauffen lassen. Es muß aber solch Ablassen allmählich geschehen, damit die Fische mit sachtem Ablaß dem Zug des Wassers nicht folgen, und nicht in niedrigen Plätzen in den Gruben, dergleichen sich manchmal in den Teichen finden, stehen bleiben mögen.

Ablaßrinnen, s. Ablaß.

Ableret, ist ein französisches Kunstwort bey dem Fischfang, und bedeutet ein viereckigtes Netze, mit dem man die Weißfische fängt. In einigen Ländern nennet man es *Carrè* oder *Carrelet*.

Abläsen, heißt bey den Jägern, wenn sie etwas von einem wilden Thiere abschneiden.

Abois, tenir les abois, heißt bey der Jägerey, wenn das Wild aus Müdigkeit vor den Hunden stehen bleibt, und nicht mehr fort kann. *Derniéres Abois* hingegen ist, wenn das Wild todt und ganz entkräftet niederfällt; alsdann sagt man: *la Bête donne le dernieres Abois.*

Abougri, ein französisches Kunstwort, dessen man sich bedienet, wenn man Holz von schlechtem Wachsthum, welches kurzstämmig, höckericht und knorricht ist, benennen will.

Abraschbaum, s. Ebreschenbaum.

Abraum, heissen die kleine Zweige und Aeste von einem gefällten Baume, welche nicht unter das Lagerholz oder Klafterholz gehören; sondern woraus nur klein

Holz, als Reißholz und Kleppel, gemacht werden. An vielen Orten heißt es auch ein Afterschlag. Eben dieses Wort hat noch eine andere Bedeutung, und wird von dem Ausstocken eines Gehölzes gebraucht, lat. Eradicatio, Excisio Lignorum; da ein ganzes Stück Holz ausgerottet, abgetrieben, und zu Acker gemachet wird. Was sich hiebey vor Rechtsfälle ereignen, davon s. Ausstocken.

Abreissen, s. Abbrechen.

Abrichten, franz. *Affaiter*, wird in der Falknerey von Raubvögeln gesagt, die man fliegen und auf die Hand, oder zur Lockspeise zurück zu kommen lehret. Es heißt auch, sie vertrauter machen, und in Gesundheit erhalten. s. a. Abtragen.

Abrichtung, Fr. *Affaire*, ist gleichfalls ein Wort, das in der Falknerey gebraucht wird. So sagt man z. E. von einem zum Flug wohl gewöhnten Vogel: Es ist ein Vogel von guter Abrichtung.

Abschlagen, wird von unterschiedenen Dingen gesagt; 1) von Eicheln, Nüssen ꝛc. wenn dieselbe zur Herbstzeit nicht von sich selbst von ihren Bäumen fallen; sondern vermittelst eines Steckens oder Stange herunter geschlagen werden. 2) Von dem angezündeten Meuler in der Kohlenbrennerey, wenn man die untern Plätze desselben zumacht, und sodann eine quere Hand um und um niederstricht. Doch, wo es stark im Feuer gehet, da gibt man keine Stiche; sondern machet es ganz veste zu, damit der Meuler gleich niederkohle. s. Kohlenbrennen. 3) Von dem Hirsch und Rehbock, wenn sie die rauhe Haut von ihren Gehörnen, nachdem dieselbe wieder vereckt sind, an gewissen Bäumen abschlagen und reinigen. 4) Von den Säuen, da es so viel heißt, als: sie gehen durch von den Hunden.

Abschneiden, wird von den Bäumen gesagt, wenn sie nicht mit der Art gefället; sondern mit einer Säge entzwey geschnitten werden. Was dieses vor Nutzen und Vortheil habe, davon s. Fällen.

Abschrecken, heißt so viel, als: des Nachts das Wildpret vom Felde in das Gehölze jagen, damit nichts aus dem Gehäge und in andere Reviere gehe.

Absehen, franz. *Mire*, heißt die Fliege oder das Korn auf einem Rohr oder Büchse. s. a. Korn.

Absprung, wird genennet, wenn der Haase auf seiner ordentlichen Fährte wieder ein Stück Weges zurücke gegangen, oder, wie die Jäger zu reden pflegen, einen Wiedergang gethan hat, und alsdann davon auf die Seite abgesprungen; folglich dadurch einen Anfang zu einer neuen Fährte gemacht hat. So pflegen die Haasen 2, 3, oder mehrere dergleichen Absprünge zu thun, wenn sie vom Felde wieder nach dem Holze hineingehen, um dadurch den Hunden den Geruch zu verlegen, und die Spur zu benehmen, damit sie von denselben nicht so leicht gefunden und aufgejagt werden können; sondern desto sicherer in ihrem Lager bleiben mögen.

Abständig, nennet man ein Holz, welches über seine haubare Zeit so lange gestanden, bis der Saft in den verhärteten Stämmen im freyen

freyen Umlauf gehindert wird, alſo daß die Stämme ſtockigt und faul werden, und das Holz zu vertrocknen anfängt.

Abſtäuben, ſ. Holzſchlag, B) 7) 2) 2).

Abſtecken, heißt bey einem Jagen den Lauf formiren, wie weit derſelbe gehen ſolle. Zu dem Ende werden etliche Heſtel eingeſchlagen, wornach man die Tücher aufſtellet.

Abſtehen, wird 1) von den Fiſchen geſagt, wenn ſie ſterben, welches entweder aus natürlichen oder zufälligen Urſachen geſchiehet. Wenn die Teiche, weil man ſie etwa nur alle 8. Jahr beſetzet, und niemals ruhen läßt, verödet ſind, wenn man den Fiſchen, da die Teiche ſehr zugefroren ſind, keine Luft machet, und wenn das Waſſer faul, und nicht mit friſchem Waſſer vermiſchet wird; ſo pflegen die Fiſche, ſonderlich Karpfen, abzuſtehen. Es laſſen ſich alsdann etliche Tage zuvor groſſe, ſchwarze breite Käfer ſehen. Hierauf folgen die Hechte, Perſchling und endlich die Karpfen. Alsdann iſt kein beſſer Mittel, als ſie aufzufangen, und eilig in friſch Waſſer zu bringen. Man hat deswegen zwar viel Karpfenrecepte; aber ſie helfen wenig oder nichts. Friſch Waſſer iſt das beſte Mittel. Einige Fiſche können auch das Schieſſen in das Waſſer nicht ertragen, ſo daß, wenn nur einige geſchoſſen werden, die ganze Gattung abſtehet. 2) Von den Bäumen, da es auch das Abſterben genennet wird, wenn dieſelbe entweder Alters halber, oder durch einen andern ſchädlichen Zufall, ihren natürlichen Saft und benöthigte Feuchtigkeit verlieren, Wipfeldürre werden, und entweder nach und nach, oder auf einmal verdorren. Wenn dieſes in einem jungen und wohlbeſtellten Holze, eben nicht Alters halber geſchiehet, auch ganze Plätze damit angeſtecket werden; ſo wird es als eine Waldſeuche angeſehen, und die Darre genennet. Woher dieſes Uebel entſtehen könne, ſ. Darre.

Abſterben, ſ. Abſtehen.

Abſtreiffen, wird von denen Raubthieren, als Wölfen, Füchſen, Iltiſſen, Mardern, Dachſen, Luchſen, wilden Katzen, Fiſchottern ꝛc. geſagt, wenn ihnen die Haut, oder Weydmänniſch zu reden, der Balg abgezogen wird. Eben dieſe Redensart wird auch von Haaſen und Aalen gebraucht. Hingegen, obſchon der Bär ein Raubthier iſt; ſo hat doch derſelbe darinn was beſonders, daß ſeine Haut nicht Balg, ſondern Haut genennet, auch derſelbe nicht geſtreift, ſondern aufgeſchäfft, und vor zerwirkt gehalten wird, weil ihn der Jäger, ſeines Fettes halber, ganz zu zerlegen und zu zerwirken pfleget.

Abtragen, wird von dem Leithund geſagt, wenn er ſich auf der Fährte müde gearbeitet hat, und von dem Jäger ohngefähr 10. oder mehr Schritte ſeitwärts von der Fährte ſein gemächlich getragen, und auf die Erde niedergeſetzt wird. Dieſes Abtragen hat den Nutzen, daß der Hund, wenn er niedergeſetzt wird, alsdenn nicht weißt, wo er die Fährte verlaſſen, und daher deſto begieriger wird, dieſelbe zu ſuchen. Wenn man ihn allezeit mit dem Hängeſeil nach der Arbeit von der Fährte wegſchleppen, und mit Gewalt abzie-

hen wollte; so würde er nur faul und verdrossen, und endlich gar verderbet werden. Eben diese Redensart wird auch von den Falconierern gebraucht, wenn sie die Blaufüsse oder Schlechtfalken zur wilden Enten- Feldhüner- und Reigerbaitze abrichten und gebrauchen.

Abtreiben, s. Abholzen.

Abtritt, heißt bey den Hirschen, wenn sie das Gras oder grüne Getreyde glatt abtretten, daß es wie abgeschnitten aussiehet. Das Thier thut es so nicht; sondern zerquetscht es nur. Wenn man bey hartem Boden und trockenem Wetter eine Fährte siehet, und nicht weißt, ob sie frisch seye, darf man nur das abgetrettene Gras gegen die Sonne halten; so wird man bald sehen, ob es dürre oder grün seye. Ist es dürre; so ist der Abtritt denselben Tag nicht geschehen. Ist es aber grün; so ist es gewiß frisch.

Abvisierung eines Baums, ist nichts anders, als eine genaue Ausmessung der Länge desselben, wenn er noch auf dem Stamme stehet. Dieses kann nun auf eine dreyfache Art geschehen. A) Mit einem Stabe oder Stock. Man schneidet nämlich einen geraden Stock ab, oder man machet hiezu einen besondern Stab, der entweder unten spitzig, oder unten und oben gerade zugeschnitten ist. Der Stab muß aber die Länge haben, daß, wenn man ihn dichte vor sich stellet, er just bis an die Augen treffe. Der Gebrauch davon ist Fig. 1. zu ersehen. Der Stab ist B, der Baum C. Gesetzt nun, ich will wissen, wie lang der Baum C, bis oben an den Ast D seye (wir wollen hier z. Ex. 24. Ellen nehmen); so messe ich 24. Ellen von des Baumes Wurzeln von H in gerader Linie weg, wie die Linie E zeiget, bis an F aber messe ich von diesem Punkte des Stabes Länge wieder auf der Linie zurück. Kann ich nun den Stab nicht einstecken; so muß selbiger von jemand gehalten werden, doch so, daß er perpenticulair stehe. Alsdenn leget man sich platt zu Boden auf den Rücken, wie an A zu ersehen, und setzet die Füsse mit den Sohlen dichte an den Stab B, unten an G. Hiebey ist aber zu merken, daß der Stab so hoch über der Erde stehe, als die Höhe des Mannes bis an die Augen seye. Hierauf visiret man gerade über den Stab, ohne Verrückung des Haupts, daß man sich nicht mit selbigem aufrichte; sondern so platt auf dem Boden liegen bleibe, und also nach dem Baum, und nach D ziele, wie die Linie I zeiget. Sodenn merket man sich den Fleck, welcher eben über den Stock in die Augen gefallen. Dieses wäre also die Höhe von 24. Ellen, und eben so hoch, als wie die Länge, wo man mit den Augen gelegen. Will ich nun den Baum fällen lassen; so muß ich die Höhe des Stocks, und den Span des Hiebes rechnen. Z. Ex. den Stock nehme ich vor eine Ene, den Kerb des Hiebes vor $\frac{3}{4}$ Ellen, und rechne solches von den 24. Ellen ab; so bleibet $22\frac{1}{4}$ Elle; welche der gefällte Baum bis an den bemerkten Fleck accurat haben wird. B) Mit einem hierzu verfertigten Triangelinstrument, welches Fig. 2. nachgesehen werden kann. Bey demselben ist B der verfertigte Triangel, welcher von 3. fein gehobelten Latten gemacht

gemacht wird. Diese sind 2. Zoll breit, und 1. Zoll stark. Der Winkel ist b a c. Die Länge aus a nach b 12. Zoll, und von a nach c 12. Zoll, wie die Seiten d und f bemerken. Die schräge Seite ist mit E bezeichnet. Es müssen aber diese Latten rechtwinklicht in einander gezapft und befestiget seyn. Ferner habe ich einen langen Stab, woran das Instrument an der Seite d mit Schrauben angemacht ist. Des Stabes Höhe ist am füglichsten, so er die Länge hat, daß, wenn ich von b nach a sehe, ich gleich die Höhe bis an meine Augen habe. Der Baum auf dem Risse ist K. Will ich nun die Länge desselben bis an L wissen; so schraube ich meinen Winkel an den Stab G, nehme selbigen vor mich, gehe rückwärts in gerader Linie vom Baum weg, visire aus dem Winkel b nach dem rechten Winkel a, ob ich auch die gerade Linie nach dem Baum habe. Sodann muß ich auch eine Bleywage bey mir haben, und selbige auf die Seite an f setzen, daß also auch der Winkel mit seiner untern Linie wagrecht stehe. Oder ich mache zugleich eine Wage in den Winkel, also: Ich hänge oben an einem Schnürlein eine unten zugespitzte kleine eiserne Kugel; unten auf der Seitenblatte f wird eine eiserne Spitze eingeschlagen, jedoch nach der obern perpendiculair, daß die herunter hangende eiserne Kugel mit ihrer Spitze unten auf die eingeschlagene Spitze accurat treffe. Wenn ich nun, wie gedacht, aus b nach c den begehrten Fleck an L habe, wie die Linie M bezeichnet, und mein Instrument vest und wagrecht, auch nach dem Baum gerade stehet, daß ich eben die Linie O nach N habe; alsdann messe ich von meinem Stabe und Instrument auf den Boden, an P bis an den Baum K. Befinde ich, daß ich 63. Fuß habe, und ich rechne einen Fuß vor den Winkel meines Instruments dazu; so habe ich 64. Fuß. So hoch ist der Baum von N bis an L. Alsdenn rechne ich die Höhe meines Stabes G vor $5\frac{1}{2}$ Fuß dazu, wie aus folgendem zu ersehen:

64 Fuß die Linie O
$5\frac{1}{2}$ Fuß die Höhe des Instruments

$69\frac{1}{2}$ Fuß;

Davon abgezogen:
2 Fuß des Stockes Höhe.
$1\frac{1}{2}$ Fuß der Kerb oder Span zum Fällen.

$3\frac{1}{2}$ Fuß.

66 Fuß bleibt also vor des Baumes Höhe, und so lang ist der Baum bis an L.

C) Endlich kann die Höhe eines Baums noch auf folgende Art gemessen werden, welche aber nicht anderst, als wenn die Sonne scheinet, vorgenommen werden kann. Man nimmt einen Stock, stecket denselben etwas vom Baume ab, daß er im Sonnenschein stehe, bemerket aber, daß er entweder 2. oder 3. Ellen lang seye. Gesetzt nun, der Stock ist 3. Ellen hoch; so messe ich den Schatten des Stockes, der z. Ex. 6. Ellen wäre. Nachdem messe ich auch den Schat-

ten des Ganges. Befinde ich, daß derselbe 60. Ellen ist; so rechne ich es nach der Regel de Tri aus, da 30 Ellen zum Facit herauskommen wird; wie aus folgendem zu sehen ist:

Schatten. Stock.

6 Ellen gibt 3 Ellen, was gibt 60 Ellen Schatten

3

180

ꝛßø f 30 Ell. Fac.
ßß

Oder:

9 Ellen Schatten gibt 2 Ellen Stab; was 45 Ellen Schatten.

2

90

ßø f 30 Ell. Fac.
ßß

Abwerfen, wird 1) von Hirschen und Rehböcken gesagt, wenn sie ihr Gehörne oder Geweyhe abstossen. 2) Heißt es bey der Jägerey auch so viel, als die Tücher und Garne, nach Vollendung des Jagens wieder abnehmen, und gehörig zusammen machen.

Abziehen, heißt, wenn man den ausgestopften Vögeln, mit Beybehaltung ihrer Federn, die Haut abziehet, welche alsdann sauber wieder zusammen genehet, und mit Rehhaaren ausgestopft werden. Vom Abziehen der Haut bey den Raubthieren. s. **Abstreiffen.**

Acacia germanica s. **Nostras**, s. **Schlehendorn.**

Acanthis, s. **Zeisig.**

Accipiter, s. **Habicht, Sperber**

Accouer, wird von dem Jäger gesagt, wenn er einem Hirsche nachellet, der aufs äusserste gebracht ist, um ihm bey dem Ausgang des Schulterblatts mit dem Jagdmesser den Fang zu geben, oder ihm die Kniekehle entzwey zu schneiden.

Accouts, heissen die äussersten Enden von Forsten, und grossen Wäldern.

Accuts, ist gleichfalls ein französisches Kunstwort bey der Jägerey, welches gebraucht wird, die entferntesten Oerter, in den Höhlen der Füchse und Dachse, wie auch die tiefsten Oerter, wohin man das Wild zu fliehen nöthiget, damit zu bezeichnen.

Acer, s. **Ahorn.**

Acipenser, Acipensis, s. **Stöhr.**

Ackermännlein, s. **Bachstelze.**

Acredula, s. **Nachtigall.**

Acylus, s. **Eichel.**

Adebar, s. **Storch.**

Adelfelchen, s. **Gangfische.**

Adler, lat. Aqula, franz. *Aigle*, ist der grösseste, stärkeste, und geschwindeste unter allen Raubvögeln, und wird deswegen vor den König aller Vögel gehalten. Seine Stärke beruhet aber mehr auf der Vestigkeit seiner Knochen, und der Bindigkeit der Nerven, als auf der Schwere seines Leibes, in

in dem er wenig Fleisch hat. Er hat einen langen krumm gebogenen Schnabel, welcher an der Spitze schwarz, und in der Mitten blaulicht ist. Er ist sonst sehr hart und vest, wird aber im Alter schwach, wächset indessen, wie die Klauen immer fort, bis er endlich zuwächset, und der Adler dadurch am Fressen verhindert wird. Hier meynen einige, daß der Adler zu solcher Zeit gar nichts genieſſe; hingegen versichert Aelianus, daß er sein Leben durch das Getränke erhalte, welches er theils selbst suchet, theils von seinen Jungen so lange empfängt, bis er sich von seinem krummen Schnabel wieder befreyet, den er so lange an einem scharfen Felsen wetzet, bis die obere Krümme davon abgehet. Das Vordertheil seines Kopfes wird vorne gegen den Schnabel ein wenig schmal. Seine Füsse sind gegen die Gröſſe seines Leibes kurz, aber stark und feiſte, gelb und schuppicht, mit starken krummen Krallen versehen, davon der rechte länger ist, als der linke. Die Federn sind nach den Gattungen der Adler an Farben sehr unterschieden, starr und steiff. Die Flügel sind stark und weit ausgebreitet, doch an den Enden etwas gekrümmet, voller Nerven, nicht sehr fleischicht. Die Schwungfedern sind so stark, daß die Kiele oft drey Viertel eines Zolls im Umfange haben. Er hat einen kurzen Schwanz. Seine Augen sind gegen den Leib zu rechnen, klein, nicht sehr rund, auch nicht zu lang, an Farbe röthlicht, liegen tief im Kopfe, und er kann mit denselben über alle massen scharf sehen. Er kann auch mit seinen Augen gerade in die Sonne sehen, wiewol er dabey seine Flügel ausbreitet. Das lehret er auch seine Jungen, indem er sie an seine Klauen gegen die Strahlen der Sonne hänget. Die nun davon recht unbeweglich und gerade in die Sonne sehen, die sind ihm am liebsten, und er hält sie seines Geschlechtes würdig. Welche aber ihr Gesicht von der Sonne abwenden, die werden von ihm verlassen und verworfen. Wie nun der Adler, in Ansehung seines scharfen Gesichts, wenig Thiere seines gleichen hat; also übertrift er sie auch alle am Geruch, und kann, wie der Geyer, ein Aas wol auf 15 Meilen riechen, wenn es auch schon über dem Meer lieget. Seine Wohnung hat er auf den höchsten Bergen und Felsen, dahin weder Vögel noch Menschen kommen, andere Thiere aber sich in gröſſer Menge finden. Er verändert weder seine Wohnung noch sein Nest; sondern kommt alle Jahr wieder dahin. Er legt 3. Eyer, wovon aber nur 2, bisweilen auch alle 3, binnen 30. Tagen, ausgebrütet werden. Und wenn die Jungen noch nicht flück worden; so setzen sie die Alten auf die Flügel, und tragen sie durch die Luft, damit ihnen, wenn sie abwesend wären, nichts Böses widerfahre. Ehe die Jungen harte und grobe Speisen verdauen können, saugen die Alten das Blut aus dem gefangenen Raube, und schütten es den Jungen ein. Lehren sie hernach, wenn sie stark und flück worden; allmählich fliegen, und wenn sie darinn fertig sind; so tragen sie ihnen keine Speise mehr zu, sondern jagen sie von sich hinweg. Der Adler lebet vom Raub anderer Thiere, Vögel, Gewürme, sonderlich Schlangen und Drachen;

chen; wenn er in der Höhe einer Schlange gewahr wird; so überfällt er sie mit grossem Geschrey, und verschlucket sie, so bald er das tödtliche Gift von ihr gerissen. Er hat ein langes Leben, und einen sehr schnellen Flug, und erhebet sich in die Luft höher, als ein anderer Vogel. Er flieget auch nicht, wie andere Vögel, nach der Krümme über sich. Insgemein wird er von allen Vögeln gefürchtet; wiewol sich einige vor ihm zu wehren wissen, als z. Ex. die Kraniche, indem sie in einen Kreiß zusammen tretten, und ihm die Schnäbel bieten; ingleichem die Enten, indem sie ihm Wasser entgegen spritzen. Das Wallwurzkraut kann er nicht vertragen. Seine Federn verzehren und verderben alle andere Federn, zu welchen sie geleget werden. Seine Stimme ist unangenehm, und erschröcklich, fast einem Gebrülle gleich, so, daß auch davor die Vögel, wie die Thiere von dem Brüllen der Löwen, erschrecket werden. Die Jungen hingegen sollen anfangs gar stumm seyn, weil sie die Zunge, wegen Mangel der Feuchtigkeit nicht bewegen können. Der Adler ist ein edelmüthiger Vogel, und besitzet vor andern Thieren etwas der Vernunft ähnliches. Er ist sehr listig, verschlagen, hitzig, und scheut keine Gefahr, wenn es an ein Kämpfen gehet. Er ist großmüthig, und verachtet die kleinern Vögel, besonders die Krähe, wenn sie ihn necken will, indem er sich von ihr schnell in die Höhe schwinget, da sie ihm nicht folgen kann. Er begehret des Raubes nicht, der von andern gemacht worden, und wenn er dergleichen findet, läßet er es liegen, indem er seine gröste Lust an seiner eigenen Mühe und Fleiß hat. Ja er frißt auch seinen eigenen Raub nicht ganz allein, wo er nicht durch den Hunger dazu genöthiget wird; sondern läßt den andern Vögeln, die ihm deswegen nachfliegen, auch etwas davon zukommen. Wenn er alt worden, mauset er sich, läßet seine alte Federn mit einem grossen Schweife ausfallen, und bekommt an deren statt neue. Wenn seine Augen dunkel werden, flieget er in die Höhe über alle Wolken; da denn die Dunkelheit seiner Augen von der Sonne verzehret, und er gleichsam wieder verjünget wird. Er ist einsam, wild und ein abgesagter Feind aller Ruhe und alles Friedens; dabey sehr geil und unkeusch, so daß er des Tages wohl 14mal mit dem Weiblein zuhält, ohne daß sich dieses widerspenstig erzeiget.

Die alten Adler lassen sich selten lebendig fangen; doch wollen es einige mit einer Henne, oder todten Hunde, werkstellig machen. Wenn man sie aber auch erhaschet, sind sie so wilde, daß sie sich gar nicht zähmen lassen, und mit zunehmendem Alter immer ärger werden. Hingegen sind sie leichtlich zu schiessen. Man darf nämlich nur ihren Horst auskundigen, und wenn dieses geschehen; so muß man sich eine grüne laubichte Hütte dabey machen, daß man darinnen verborgen seye, und sich mit einer guten Büchse vor Tag hinein stellen. Wenn nun der Adler entweder noch Eyer oder Junge hat; so ist, wo nicht beyde, doch gemeiniglich einer in oder bey dem Horste, oder kommt doch

doch bald dahin; da kann man ihn mit der Kugel herunter langen. Er fällt auch gern auf Luder. Wenn man nun was davon in solche Gegend bringen läßt; so kann man ihn gleichfalls aus einer Hütte dabey schiessen.

Wenn ein Adler jung aus dem Neste genommen wird; so kann er gezähmet, und zur Jagd abgerichtet werden, daß er nicht nur Vögel, sondern auch Haasen, Füchse, und Rehe stößt, ja wohl gar Wölfe bezwinget. So man einen fangen und gerne zähmen will; so muß man sich in einem Korbe an einem langen Seil, von den obersten Gipfeln der Berge und Felsen, zu dem Nest herablassen, den Jungen geschwinde heraus nehmen, sich aber vor den Alten wohl vorsehen, das Haupt und Schultern, Arme und Hände mit starkem Leder und Handschuhen recht verwahren, den Jungen nicht weit von dem Neste an einen Pfahl binden; der denn mit seinem Geschrey beyde Alte, oder zum wenigsten einen hinzu locket, daß er ihm Speise bringet. Wobey man denn fleissig in Acht nehmen muß, was es seye, damit man ihn hernach mit eben dergleichen füttern könne. Die Jungen muß man hernach beständig an einem dunkeln und finstern Orte halten, und sie gewöhnen, erstlich auf die Hand zu fliegen, sodann andern Vögeln nachzueilen, die man ihnen hernach, wo sie sie erhaschen, zum Raube überlassen muß. Damit er nicht wegfliege, muß man ihm entweder die Federn am Schwanze zusammen nehen, oder die Federn um den Hintern ausrauffen, daß er daselbst die Kälte empfinde, und desto ehender in die Luft begehre. Wenn sie ausgezogen und abgerichtet sind, kann sie ein starker Mann, wiewol mit grosser Mühe, auf der Hand tragen, und zum Haasen- und Rehfang gebrauchen. Wenn sie zu fliegen begehren, soll man sie mit Gewalt nicht aufhalten, damit sie dem, der sie hält, den Arm nicht beschädigen, oder sie müssen mit Harben und verdeckten Augen getragen werden. So oft sie etwas fangen, muß man ihnen etwas von dem Raube lassen, damit sie desto begieriger werden. In Africa werden sie dermassen abgerichtet, daß sie nicht allein Haasen, Reh und Füchse, sondern auch grosse und grimmige Wölfe fangen können, sich ihnen auf die Köpfe setzen, bis sie sie endlich mit ihrem Kratzen und Beissen bezwingen. Den jungen Hirschen und Stieren streuen sie mit ihren Fittigen Staub und Sand in die Augen, wodurch sie dieselben blenden, und endlich fällen. Den Schwanen sind sie sonderlich feind, wie auch den Störchen, die ihren Eyern nachtrachten sollen.

Zur Speise wird der Adler nicht gebraucht; aber von seinem Nutzen in der Arzney haben die Alten viel Wesens gemacht, wovon doch alles sehr ungewiß ist. Er führet in allen seinen Theilen viel Oel und flüchtiges Salz. Sein Haupt sammt den Federn fein bereitet, solches über den Bauch und Magen gelegt, soll in Darmgicht und Magenflucht dienlich seyn, und die Verdauung befördern. Seine Federn oder Flügel einer gebährenden Frauen unter die Füße gelegt, sollen also

bald

bald die Geburt befördern, die man aber nach der Geburt sogleich hinweg thun muß. Sein Hirn mit Oel und ein wenig Cedernholz an das Haupt gestrichen, soll den Schwindel und andere Krankheiten des Haupts benehmen; oder wenn das Hirn mit 3. Becher voll Wein getrunken wird, vertreibet es die Gelbsucht. Adlerhirn und Galle mit Honig vermischt, heitert die fliessenden Augen, und vertreibet die Dunkelheit des Gesichts. Seine Leber gedörrt und gepulvert, und mit eigenem Blute und einem Syrup (Oximel) 10. Tage lang getrunken, vertreibt die fallende Sucht. Die Zunge an den Hals gehänget, benimmt den Husten. Seine Füsse vertreiben das Lendenwehe, wenn der rechte Fuß in die rechte, und der linke in die linke Seite des Leibes gebunden wird. Sein Koth aufgestrichen, vertreibet die Warzen.

Endlich ist auch von den verschiedenen Gattungen der Adler etwas zu gedenken, von welchen folgende die vornehmsten sind:

1) Der Steinadler, der bey den Alten, wegen seiner gelben oder falben Federn, Gnesion und Chrysætos genennet wird. Er ist der edelste und gröste unter allen, indem sich seine Flügel über eine Klafter weit erstrecken. An seinen Fängen ist auch die hinterste und vorderste Mittelkralle zusammen so lang, daß ein Mensch dieselbe kaum überspannen kann. Die auf den Felsen wohnen, sind gröser, als die sich in Wäldern aufhalten. Er horstet in hohen, unwegsamen und unersteiglichen Steinklippen, oder in grossen, selten von Menschenfüssen betretenen Wäldern, an einsamen und düstern Orten, auf hohen Tannen, Kiefern, Fichten und Rothbuchen. Hier weißt er seiner selbst sowohl wahrzunehmen, daß, wenn ein Jäger, ihn zu schiessen, sich verborgen hat, er es sogleich merket, und seinen Raub den Jungen im Vorbeyfliegen, ohne daß er fusset, sehr klüglich und geschwinde vorzuwerfen weißt. Das Weiblein ist schöner, gröser, und auch grimmiger, als das Männlein. Seine Nahrung bestehet meistens aus jungen Wildkälbern, und Haasen, die er an den Bergen und Höhen wohl zu suchen weißt. Einige wollen dabey beobachtet haben, daß er Steine in seine Fänge nehme, dieselbe über den Hecken und Dornbüschen fallen lasse, und die Haasen damit sprenge. Doch unterstehet er sich auch, Rehe und Hirsche anzugreiffen, und, wo er nur etwas Blösse findet, solche zu erwürgen, und zu Schanden zu schlagen. Er wirft, wie alle andre Raubvögel sein Gewölle, d. i. er speyet die Haare oder Federn, welche sich von dem Fraß des vorigen Tages in seinem Kropf gesammelt haben, wieder aus; und wenn dieses nicht geschiehet; so ist er denselben ganzen Tag nicht geschickt, etwas, wenn es auch das allergeringste wäre, zu fangen, oder zu schlagen.

2) Der Stockadler, latein. Aquila Valeria, Melanaetus, franz. *Petit aigle noir*, oder *Gerfaut*, ist der kleinste unter allen; wiewohl er deswegen den andern an Stärke und Streitbarkeit nicht weichet. Sein Gefider ist schwarz, mit wenigen weissen Flecken auf dem

dem Rücken. Seine Füsse sind rauch, und fast ganz mit Federn bedeckt, und die Krallen schwarz. Seine gewöhnlichste Speisen sind Haasen, denen er mit sonderbarer Vorsichtigkeit nachstellet. Er greiffet aber auch wohl Hirsche und die gröste Schlangen an. Er hält sich gerne in Bergen auf. Dieser, und der vorhergehende lassen sich allein zur Beitze abrichten.

3) Der Fischadler, der auch Fischaar, Fischaehr, und Meeradler genennet wird, lat. Haliætus, Halyætus, franz. *Orfraie*, ist falb um den Kopf, mit weissen Strichen, dunkel auf dem Rücken, weiß an dem Kropf und Bauche mit schwarzen Flecken. Seine Füsse sind blau, und einer derselben einem Gänsefuß nicht ungleich, damit er, weil er allein von Fischen lebet, wenn er auf den Raub geschossen, und mit dem Adlersfang denselben ergriffen, mit dem Gänsefuß sich im Schwimmen besser helfen könne. Er wohnet an dem Meer, und grossen Seen. Er hat unter allen Adlern das schärfeste Gesicht. Ja seine Augen sehen so scharf, daß, ob er gleich über dem Meer so hoch schwebet, daß ihn kein menschlich Auge mehr sehen kann, er doch die kleinsten im Meer schwimmende Fische sehen, und ausspüren kann. Wenn er hoch fliegel, soll es gut Wetter andeuten. Colerus schreibet in seiner Oeconomie von diesem Adler, daß er, wenn er fischen wolle, in die Höhe fliege, und aus seinem Schwanz eine feuchte Materie in das Wasser herab trieffen lasse, wozu sich die Fische gerne versammeln. Wenn nun ein Fisch auch nur einen Tropfen von diesem Fett bekäme; so werde er alsobald matt, und schwimme auf dem Rücken, also daß er auf diese Art die Fische mit leichter Mühe fange. Man leget daher dem Fett dieses Adlers die Eigenschaft bey, daß, wenn davon etwas in einen Teich gethan werde, und die Fische solches genössen, man sie alsdenn alle mit den Händen fangen könne.

4) Der weißgeschwänzte Adler, lat. Albicilla, Pygargus, franz. *Queue-blanche*, ist von mittelmäßiger Grösse, hat einen gelben Schnabel, ein dunkelfarbes mit Schwarz vermengtes Gefieder, und einen weissen Schwanz. Er hält sich nicht so gar in den Wüsteneyen, wie die andern, sondern auch in Städten, Feldern und Haynen auf. Er lebet indessen vom Raube, wie die andern, und stellet insonderheit den Reihen nach.

5) Der Entenadler, oder Entenstösser, lat. Morphnus, Clanga, Percnon, Anataria, Fr. *Auard*, kommt an Grösse dem Stockadler am nächsten, hat ein dunkelblaues Gefider, mit wenigen weissen Flecken, und ganz rauhe Füsse. Seine Nahrung sind Enten und andere Wasservögel. Daher er auch meistens in Seen zu finden ist.

6) Der Geyeradler, latein. Oripelargus, Percnopteros, franz. *Buse*, ist der unedelste, weil er bloß mit Aesern zufrieden ist. Er hat einen kahlen Kopf, und hinter demselben eine Kuppe. Der Schnabel ist nicht so krumm, wie bey den andern, die Federn sind dunkelbraun, mit zwey weis-

sen

sen Flecken hinten am Halse, und am Ende des Rückens. Er hält sich in Feldern und Büschen auf.

7) Der **Beinbrecher**, lat. Ossifraga; welcher Nahme daher entstanden, weil er die Gebeine der gefangenen Thiere zerbricht. Er gibt an Grösse und Muth dem Steinadler wenig nach. Er hat an der Kehle etliche dünne Federn, wie einen Bart, am Leibe aber ein gemengtes Gefieder von unterschiedenen Farben. Die Füsse sind meist mit Federn bedeckt, und die Krallen schwarz, daß sie glänzen. Er hält sich in den Felsen auf, und lebet von Haasen und andern kleinen Thieren; wobey er auch Gemsen fösset, und Fische fängt.

8) Der **Americanische Raubadler**, Cuntur genannt, ist von einer entsetzlichen Grösse, und grossem starken Schnabel, mit welchem er eine Kuh durch und durch stossen kann, hat aber keine Klauen. Seine Flügel nehmen 12. Schuh ein, wenn sie ausgebreitet sind.

Aëdon, s. **Nachtigall.**

Aegagropilæ, Aegagropili, s. **Gemsenkugeln.**

Aegeirinon, s. **Pappel.**

Aegithalus, s. **Meise.**

Aegithus, s. **Hänfling.**

Aelster, s. **Elster.**

Aemmerling, s. **Emmerling.**

Aenderlinge, Enderlinge, Aenger, Engerlinge, sind Würmer, welche den Hirschen, wie weisse dicke Maden in der Haut, und bis auf das Wildpret stecken, und sich auf dem Zimmer und Rücken am meisten befinden. Sie entstehen aus einem salzigten und scorbutischen Geblüte. Wenn die Hirsche im Merz durch schöne frische Kräuter, grüne Saat, Brunnenkresse und dergleichen ausgereiniget werden; so werden auch diese Aenderlinge von ihnen getrieben. Sie heilen demnach durch die äusserste Haut heraus, und es ist nicht zu glauben, wie einige meynen, daß sie von den Hirschen durch den Schlund und die Gurgel sollten heraus gehustet, und ausgespyen werden. Wenn also auch Aenderlinge ausgehustet, und im Schlund gefunden worden; so kommt solches eben nicht daher, als ob dieselbe inwendig gesessen hätten; indem man ja tief in dem Wildpret, es seye an Hirsch, Thier oder Rehen, niemals die Aenderlinge findet; sondern, wie schon gedacht, zu oberst in dem Wildpret, und in der Haut. Mithin ist aus diesem Aushusten nur so viel zu schliessen, daß es dem Hirsche, wenn diese Aenderlinge anfangen durch- und heraus zu heilen, juckt; wobey er sich denn durch sein Lecken zu helfen suchet; und indem er leckt, und solche heraus rupft; so kommen ihm welche in den Hals und Schlund, die er denn, weil sie eine sehr anziehende Materie sind, mit Gewalt wieder heraus husten muß. Wobey denn auch in die äusserste Haut sehr viele Löcher fallen, also daß zu solcher Zeit die Haut fast wie ein Sieb ist. Gegen den Sommer aber heilen diese Löcher auch wieder so gut zu, daß man an vielen kein Fleckgen mehr davon gewahr wird.

Aeppich, s. **Epheu.**

Aesche, Asche, lat. Thymallus, Thymus, Thynnum, Temelum, weil

weil sein Fleisch nach Thymian riechen soll; franz. *Ombre*, ist ein Fisch, der fast die Gestalt, den Geschmack, und die Natur der Forelle hat. Doch unterscheidet sie sich darinn von der Forelle, daß sie auf dem Rücken hinaus grau oder aschenfahl, woher sie auch im Deutschen Äsche heißt, und am Bauche weiß ist; hat auch einen breiten und gedruckten Kopf, und ist etwas leibichter und großbauchigter. Die Schuppen sind gröber, als an den Lachsforen, anbey hart, und aschoder silberfärbigt; auf den Seiten aber bey dem Schwanz glänzet er, wie Messing. Die Floßfedern sind blaulicht mit rothen Punkten, ein Paar bey den Kiefen, zwey am Bauch, und zwey auf dem Rücken; davon die eine ziemlich groß, die andre aber kleiner ist; der Schwanz ist gespalten. Ihr liebster Auffenthalt ist in frischen und harten Quellwassern, die an felsichten und steinigten Orten entspringen. An sumpfichten Orten kommen sie gar nicht fort. Hiernächst wollen sie auch gerne schattichte Bäume, deren Wurzeln in das Wasser reichen, und hohl gewachsen sind. Und da die Äsche ein Raubfisch ist, so kommen ihr die in den Bächen befindliche kleine Fischlein, als Elleritzen, Kaulköpfe u. d. g. sehr zu statten. Sie verzehret auch allerhand Gewürme, das sich im Wasser findet, ingleichem Fliegen und Wassermücken. Ihre Laichzeit ist im October und November, wie bey den Forellen, wie sie denn auch, wie diese in kiesigten Sand ihre Eyer hinstreichen. Allzu groß werden sie nicht, und es ist schon viel, wenn sie bis auf 2 Pfund erwachsen. Es ist auch die Äsche auffer Wasser gar ein weichlicher Fisch, welcher bald abstehet. Ihr Fleisch ist eben so wohlschmeckend, derb und appetitlich, ja fast besser, als der Forellen; immassen der Äschen Fleisch, wegen ihres besondern Fettes, so sie viel mehr, als die Forelle, bekommt, eines angenehmen und süssen Geschmacks ist, und also von einigen Liebhabern der Fischspeisen der Forelle noch vorgezogen wird. Und weil ihr Fleisch zugleich nahrhaft ist, und den Magen nicht verderbet; so werden sie auch den Kranken zu geniessen erlaubet; sonderlich diejenigen, so man in ganz klaren und schnellen Bächlein fängt; dann sie pflegen auch zuweilen in die Landseen auszutretten, oder werden vielmehr durch die Strenge des Strohms dahinein geführt. Auffer der Laichzeit werden sie zu allen Zeiten des Jahres vor gut und gesund gehalten; sonderlich aber fängt man sie im Mayen, da sie ihren Strich haben, mit Angeln, Reussen und Garnen. Sie haben auch was heilsames und zur Arzney dienliches. Äschenschmalz soll ein Hausvater im May in ein Glas thun, und an der Sonne destilliren, und fleißig aufheben; denn es benimmt die Schmerzen der Ohren, wenn es in solche getröpfelt wird. Es dienet nicht minder sehr wohl für die Flecken und Dunkelheit der Augen, und löschet den Brand, er seye vom Feuer oder heissen Wasser. Die Oesterreichischen Fischer nennen diesen Fisch, wenn er noch gar klein ist Sprätzling; wenn er spännigt wird, Mailing; so er sich etwas mehr strecket, Äschling; endlich aber, wenn

er ausgewachsen ist, Aesche. Die Aschen können, wie die Forellen, frisch, oder mit Essig, oder wie der Lachs zubereitet werden. Man räuchert sie auch, damit sie dauren, und verschickt werden können; aber alsdann sind sie nicht mehr so hoch zu schätzen.

Aesche, ein Baum, s. Eschenbaum.

Aeschling, s. Aesche.

Aesen, s. Aasen.

Aespe, s. Aspe.

Aessen, s. Aasen.

Aestling, heißt ein junger Habicht, welcher schon auf den Aesten der Bäume herum hüpfen kann, und zum Abrichten gefangen wird. s. Habicht.

Aetzen, Atzen, wird von jungen Vögeln, die erst ausgekrochen gesagt, wenn man sie speiset. Man gebrauchet dieses Wort auf gleiche Art auch von dem Habicht; und wenn derselbe satt und genug hat; so spricht man: Er hat einen guten Kropf.

Affaire, s. Abrichtung.

Affaiter, s. Abrichten.

Affe, lat. Simius, Simia, franz. *Singe*, ist ein vierfüßiges Thier von der Größe eines Hundes, und bisweilen auch gröſſer. So wohl der äusserlichen Gestalt, als den innerlichen Eingeweyden nach kommt er unter allen Thieren dem Menschen am ähnlichsten; indem der Affe, unerachtet er 4 Füsse hat, doch meistens auf den 2 hintern gehet, und die vordern statt der Arme gebrauchet, wie die Menschen, zwischen welchen er auch seine Brüste hat, daran er seine Jungen, wie eine Mutter ihr Kind, zum Säugen anzulegen pfleget. Es gibt mancherley Arten, die in der Gröſſe, Gestalt, Farbe und Haaren vonein ander unterschieden sind. Einige haben lange Schwänze, und werden insgemein Meerkatzen, lat. Cercopitheci genennet. Andere haben gar keinen Schwanz, von welchen bey uns die bekanntesten die *Mummenets*, und Pavianen oder *Bavians* sind. So findet man auch weisse Affen, und in Indien wird der Fliegende angetroffen, dessen Flügel, wie die an den Fledermäusen, beschaffen; seine Farbe aber ist schwarzbraun. Die Affen auf der Insel Madagascar sollen so gelehrig seyn, daß sie von den Einwohnern zu allerhand Hausarbeiten, als Bratenwenden, Einschenken, und übriger Aufwartung angewöhnet werden. Bey den Europäischen Völkern werden die Affen als possirliche Thiere zur Lust und Zeitvertreib gehalten, indem sie alles auf eine lächerliche Weise nachmachen, was sie andere verrichten sehen. Sie sind aber bey alle dem falsche Thiere, und man hat wohl davor zu sorgen, daß Kinder nicht allzuviel mit ihnen spielen, weil sie öfters mit Kratzen und Beissen heftig sind. In Brasilien gibt es unterschiedene Arten von Affen; einige sind sehr groß, und werden *Aquiqui* genannt; sie sind ganz schwarz; und haben einen langen zierlichen Bart. Zuweilen findet sich einer darunter, so männlichen Geschlechts, braun, mit einem ziemlich weissen Angesicht. Wenn er ein gewisses Geschrey machet, kommen alle andere Affen herzugelauffen. Die Wilden nennen ihn den Affenkönig.

Andere

Andere sind etwas kleiner, als die vorige Art, und heissen *Macag*, oder *Macaq*. Sie weinen ohne Unterlaß, werden aber gerne in den Häusern gehalten, weil sie vor andern den Menschen artig nachäffen. Noch andere werden *Sagouin* oder *Sangouin* genennet, und sind nicht gröſſer, als ein Eichhörngen, insgemein pomeranzenfarbig, oder grau und scheckicht von Haaren. Sie sind so zart, daß sie von der geringsten Kälte sterben. Da die Affen einen beständigen Trieb haben, alles, was sie sehen nachzumachen, so können sie leicht betrogen und gefangen werden. Die, so sich mit dem Affenfang beschäftigen, bedienen sich folgender List: Sie setzen sich dem Affen so in das Gesichte, daß er alles sehen kann, was sie vornehmen. Sie ziehen hierauf ihre Schuhe aus, und wieder an; stellen aber unvermerkt ein paar kleine Schuhe an den Ort, wo die Schuhe sind aus- und angezogen worden. Wenn man sich nun von dem Orte wegbegiebet; so kommt der Affe und ziehet diese Schuhe an, wie er vorher von dem Fänger gesehen. Wenn er nun solche angezogen hat; so kann er darinn nicht so hurtig fortkommen, als ihm zu seiner Flucht nöthig ist; da er denn übereilet und gefangen wird. Sonsten führet der Affe viel flüchtig Oel und Salz bey sich, und hat eine anhaltende Kraft. Sein Schmalz zertheilet, und ist den Nerven gut. Das Herz gebraten, hernach gedörrt, zu Pulver gestossen, und ein Quentgen davon, sonderlich in Meth, eingenommen, soll das Herz stärken und erquicken, die Melancholie und das Herzklopfen vertreiben, das Gedächtniß stärken, und die schwere Noth curiren. Ob es wahr seye, muß die Erfahrung aufklären.

Affenbezoar, s. Affenstein.

Affenkönig, s. Affe.

Affenstein, Affenbezoar, lat. Bezoar Simiarum, franz. *Bezoar de Singe*, ist ein Stein, der aus dem Magen der gross*en* Affen genommen wird. Er soll dem Bezoarstein an Tugend gleich seyn, und gegen den Gift dienen. Daher er auch von den Portugiesen hoch geschätzet wird.

Affiche, nennen die Franzosen dasjenige Werkzeug, dessen sich die Fischer bedienen, wenn sie ihre Neussen aufspannen wollen. Es ist solches eine starke eiserne Spitze, die einen Stiel von 10 bis 12 Fuß lang hat. Man bedienet sich desselben auch, den Kahn aufzuhalten, indem man es tief in den Sand, oder in den Schlamm des Flusses hinein stösset. Es ist von der Fischerstange mit dem Haacken unterschieden.

Affolter, s. Mistel.

Affriander, s. Anlocken.

Afterholz, wird dasjenige Holz im Forstwesen genannt, welches windfällig, wipfeldürr und schneebrüchig ist, welches man aus den Hölzern fleissig raumen solle, damit es dem jungen Anwachs des Holzes nicht hinderlich seye. Es wird, wenn es groß, in Scheiten, wenn es aber klein in Büschel gemacht, und bey Zeiten ausserhalb des Holzes an Plätze gesetzt, die frey sind, und wo dem Wachsthum des Holzes kein Schade geschiehet. Wenn dergleichen

gleichen Afterholz in unwegsamen hohen Gebürgen, von welchen man es übereinander in die tiefen Klingen herunter stürzet, viel übereinander liegt, und das darunter befindliche junge Holz am Wachsthum verhindert werden müßte; so pflegt man lieber, ehe es lange lieget, und übereinander verfaulet, und schädlich wird, armen Leuten, oder Kuhl- und Aschenbrennern, im Fall, daß das Abraumen den Preiß des Holzes übersteiget, solches um wolfeilen Preiß zu erlauben; die sich denn, um einigen Nutzen damit zu machen, die Mühe nehmen, und solchen Holzgrund ausraumen. Wo hohe Gebürge und Berge sind, die an einen Weg oder Fuß angrenzen, daselbst werden über die Berge Rinnen und Gräben gemacht, in welchen man dergleichen Holz zur Winterszeit, wenn es glatt und schlüpfrig ist, herablauffen läßt; wodurch viele Mühe des Führens erspart wird. Sind es ganze Bäume, so läßt man solche gerade fort abschiessen. Sind es scheiter; so wird ein Stück nach dem andern in die Rinne gelegt, und demselben ein Stoß gegeben, daß es stürzend wird. Wenn dieses nahe an einem Wasser geschiehet, so pfleget man aus den Bäumen Flösse zu machen, um das übrige darauf zu legen und abzuführen; oder man wirft die Scheiter in den Fluß selbst, und läßt solche schwimmen; da es dann bey jeglichen nahe daran gelegenen Dorfschaften und Städten durch einen Damm aufgehalten wird; wovon denn so viel heraus genommen wird, als der Forster erlaubet, oder die Nothdurft erfordert. Damit sich aber niemand heimlich zu einem Holzvorrath helfe, und dergleichen auffische; so ist eine schwere Leibes- und in manchen Fällen Lebensstraffe darauf gesetzet. Liegt ein solches Holz lange, und hat viel Wasser in sich gezogen; so sinkt es unter, und verfaulet im Wasser. s. a. Flössen.

Afterklauen, Aberklauen, Geäffter, sind nach der Sprache der Jäger die zwey hindere kleine Klauen, welchen den Hirschen, Wildpret, Sauen, und mehr Thieren hinten an den Läuften über den Ballen heraus wachsen. Diese Afterklauen dienen den Jägern zu einem Kennzeichen der Fährte, dadurch z. Er. ein Hirsch von einem Thier unterschieden, und erkannt werden kann. Denn bey dem Hirsch sind sie viel stumpfer, auch mehr breit, und nicht so länglicht, als in des Thiers Fährte, anzusehen, so, daß in eines jagdbaren, zumal in die Flucht gehenden Hirsches, Fährte, die Afterklauen sich eben so zeigen, als wenn man mit den Daumen die Queere nebeneinander gedruckt hätte.

Afterklauigt, franz. *Ergotté*, wird bey den Jägern ein Hund genennet, der inn- oder auswendig eine Afterklaue, oder eine Klaue zu viel hat.

Afterschlag, s. Abraum.

Afterzegel, lat. Rami sylvestres, werden an einigen Orten die Aeste und Reißig genennet, welche von den Baustämmen abgehauen werden, und die man öfters den Förstern und andern Forstbedienten zu überlassen pfleget. Weil aber die Erfahrung gelehret hat, daß durch dergleichen Accidenzien zu bösem

bösem Unterschleif in Verschleppung vieles andern Holzes Gelegenheit gegeben werde; so pflegt man sich besser zu rathen, wenn man solchen Personen ein gewisses Quantum an Geld, oder Holz, oder Früchten dafür aussetzet, und das Afterzegel in die Holzrechnungen bringet; denn so hat alsdenn die Mauserey ein Ende.

Africanische Hüner, oder Perlinen, sind die neueste Art von Federwildpret, so nach Deutschland aus Africa gebracht worden, und zu grosser Delicatesse erzogen werden. Ihr Gestalt ist in Grösse eines Fasanhahns. Doch haben sie kurze Schwänze, und gehen fast so etwas krumm gebuckt, wie ein Pfau; wie sie denn auch mit den Füssen, dem Halse und Kopfe diesem gleichen; haben aber auf dem Schnabel am Kopfe ein spitziges Gewächse stehen, welches einem Hörnlein gleichet, wie es denn auch Horn nicht ist, auf 2 Zoll lang, und am Kopf, wie ein starkes Tobackspfeiffenröhrlein, stehet. Ihre Farbe ist grau, doch fällt sie zugleich ins bräunlichte, und glänzet schöne; wie sie denn auch über und über kleine und weisse Tüpflein auf den Federn haben, welches aussiehet, als ob sie mit Perlen besetzt wären, weswegen sie auch Perlinen genennet werden. Sie machen ein Geschrey, fast wie die Pfauen, daß man sie weit hören kann, wiewohl es nicht einem jeden angenehm ist. Ihr Wildpret, besonders der Jungen, wird sehr delicat geachtet. Sonst sind sie ein Vogel, der nicht viel Kälte vertragen mag, und erfrieren sie sich leichtlich die Füsse. Daher sie auch zur Winterszeit am besten in den dazu erbauten Häusern zu erhalten sind. Mit der Fütterung halten sie sich ganz gut, wenn man sie nur mit Erbsen und etwas Gerste oder Waitzen füttert. Im Sommer aber, wenn sie einen Garten, und Platz darinnen haben, erhalten sie sich ohne sonderliche Fütterung, dieweil sie die freye Aesung im Grase mehr, als die Fütterung lieben; da sie sich vom Gras, Gesämig, Würmern, Fliegen, Ameiseneyern, u. d. g. recht gut nähren. Ihre Vermehrung ist stark; immassen sie auf 30 und mehr Eyer legen. Da ist es aber am besten, wenn man diese Eyer durch zahme und Calecutische Hüner ausbrüten läßt. Die Jungen werden gleich den jungen Fasanen erzogen. Doch wollen sie von Jugend auf nicht so enge, als die Fasanen, stehen: sondern lieber umherziehen, und sich ihre Nahrung selbst suchen. In ihrem Flug sind sie fast schneller, als ein Fasan; dennoch aber ziehen sie sich nicht, diesen gleich, weit auseinander; sondern fallen gerne des Abends wieder in ihrem einmahl gewohnten Stande ein. Sie sind nicht nur delicat zu essen; sondern es ist auch eine angenehme Uebung, sie im Flug herunter zu schiessen. Man kann, wie schon gedacht, bald zur Vermehrung derselben kommen, nur lasse man sie nicht selbst brüten; sondern lege die Eyer zahmen Hünern unter, so legen sie hernach desto mehr Eyer.

Afut, s. Lauer.

Agaricus, s. Lerchenbaum.

Agaricus, Agaricus vegetabilis, franz. *Agaric*, s. Lerchenschwamm.

Agrifolium, ſ. Stechpalmen.

Agropiles, ſ. Gemſenkugeln.

Ahorn, weiſſer Bergahorn, Ahornbaum, Maßholder, Maßerlen, Urle, Urlenbaum, Leinbaum, Waldeſchern, Bucheſchern, lat. Acer, Platanus, franz. *Erable*, *Plane*, *Platane*, iſt ein groſſer, ſtarker und hochſtämmiger Baum, mehrentheils mit einem geraden und wohlgewachſenen Schafte, der nicht nur in den gröſten und dickeſten Wäldern, unter den Tannen, Fichten, Buchen und andern Bäumen vermiſcht zu finden; ſondern auch um ſeines angenehmen Schattens, und lieblichen Anſehens willen, durch menſchlichen Fleiß, auſſer dem Gehölze, dergeſtalt fortgepflanzet worden, daß man denſelben heut zu Tage in Gärten und Alléen, unter Linden, Rüſtern, u. dergl. Bäume untermenget, und auch wohl ganze Alléen davon anleget. Es iſt dieſer Baum unter allen Bäumen des Laubholzes einer der vornehmſten, wie denn die Geſchichtſchreiber bemerken, daß er wegen ſeiner ſchönen Zweige, Laubes und Breite bey den alten Heyden vor einen heiligen Baum gehalten worden. Daher auch an vielen Orten der Nahme Ehre, Ehrenbaum und Ehrenholz beybehalten worden; wie er denn am Harzwalde alſo benennet wird. Schon Martialis L. 3. Epigr. 57. hat ſeiner gedacht, und von den Römern überhaupt wurde viel von demſelben geredet. So iſt bekannt, daß Licinius Mutanus, und Kayſer Caligula unter einem ſolchen Ahornbaum mit vielen Perſonen geſchmauſſet, und im Schatten geſeſſen, indem des erſtern Baum 81 Schuh weit und breit um ſich einen Schatten geworfen. Dieſer Baum bekommt eine Dicke von 3 Fuß und drüber im Durchſchnitt, und hat, wenn er geſund, und nicht gar zu alt iſt, eine glatte, graugelblichte Rinde, die endlich im Alter weißgrau wird; die Loden aber ſind von braunröthlicher Farbe, welche ſich auch an den jungen Blättern mit grün vermenget zeiget, deren Kern ſtark und ſchwammig iſt, der ſich aber mit zunehmenden Jahren verlieret. Dieſer Baum ſchläget ſeine Wurzeln gar tief, und läſſet dieſelbe nicht in die Breite gehen; daher es geſchiehet, daß er weder den andern Bäumen ſehr ſchädlich, noch auch vom Winde leicht umgeriſſen wird. Das Laub iſt groß, und wenn es ausgewachſen von einer angenehmen Grüne. Es kommt dem Laube des Weinſtocks, noch mehr aber dem Laube des Elzbeerenbaums gleich. Im Maymonat ſiehet man daran kleine gelbgrünlichte Blümlein, worauf der geflügelte Saame folget, da 2 bis 3 Kernlein aneinander ſitzen, und lange dünne Flügel bekommen. Das Holz iſt ſehr hart, weiß und läſſet ſich glatt arbeiten. Wenn der Baum zu einem hohen Alter kommt, wird er mehrentheils maſerigt. Er wächſet ſchnell, ſonderlich wenn er auf gutem Boden ſtehet; wobey zu merken, daß ſein Wachsthum vom 30ſten bis ins 80ſte Jahr am ſtärkſten iſt. Nach dieſer Zeit nimmt er langſamer zu, als irgend eine andere Art von Bäumen, und das Holz nimmt dabey an Veſtigkeit über die maſſen zu.

So

So dauerhaft dieser Baum in hohen Gebürgen ist, so weichlich sind die aus dem Saamen aufgehende Loden. Daher, ob er gleich gern in Gebürgen wächset, fället es doch schwer, ihn durch den Saamen fortzubringen, es seye denn, daß die Saamenlode von andern umherstehenden stärkern Stamm- und andern Loden Schutz habe. Säet man den Saamen auf einen verlangerten Ort; so nimmt, wenn solcher insonderheit harte Witterung von Dürre und Hitze ausgesetzt ist, eine sehr kalte Nacht, nach weggeschmolzenem Schnee im Frühjahr, oder einige sehr hitzige und trockene Tage im Sommer, die Loden sämmtlich weg. Doch ist ihnen eine trockene Hitze schädlicher, als die Kälte, und deswegen ist es gar schwer, sie auf freyem hitzigen Boden, wo kein Schutz vorhanden, fortzubringen. Etwas Kraut und Gras gibt ihnen zwar gegen die Witterung Schutz, wenn es aber zu stark wird, versaulen die zarte Loden darunter gar leicht. Man findet deswegen höchst selten Oerter in den Forsten, die ganz oder grösstentheils mit Ahornstämmen bestanden, wenn nicht etwa einige Plätze mit grossem Fleiß und Kosten damit angezogen sind. Will man ihn entweder durch Saamen, oder durch Ausläuffer, oder von der Wurzel von Nebenschossen fortpflanzen; so muß es in lockerm Erdreich geschehen; und ist dieses dabey sonderlich zu merken, daß er, wenn er von der Baumschule soll ausgehoben werden, wenigstens 10 bis 12 Schuh hoch seyn müsse, auch nicht, wie die Eichen- Pappel- und andere Bäume, beschnitten werden dürfe, weil er davon hohl wird, und abstehet. Wird dieses Holz vor dem 40sten Jahr abgehauen; so schlägt es wieder aus, und treibt die Stammloden überaus schnell, welche Kohlen und Feuerholz von mäßiger Güte geben. Ob übrigens gleich der Ahorn viele und grosse Blätter an weit ausgebreiteten Aesten und Zweigen hat, verdrückt er doch nicht leicht die darunterstehende niedrige Gewächse, es wäre denn, daß mehrere Ahorn gar zu dick nebeneinander stünden. Man gibt verschiedene Arten von Ahornbäumen an, welcher Unterschied aber nicht wesentlich ist, sondern nur von der Verschiedenheit des Bodens, der Gegend, und des Alters herzurühren scheinet. Ob das eine besondene Gattung seye, welche die Blätter im Herbst länger an sich hält, etwas vester Holz hat, auch langsamer wächset, wäre noch erst zu untersuchen. Unterdessen lieset man in den Forstbüchern mancherley Gattungen benennet: als 1) den weissen **Bergahorn**, dessen Holz vortreflich schön, und weisser ist, als der andern. 2) den kleinen **Feldahorn**, der dem Laube nach von dem grössern unterschieden ist, als welches bey diesem viel kleiner ist. Und dieß ist eben derjenige Baum, der sonst auch **Maßerle** genennet wird. 3) den gelben **Bergahorn**, welcher sich wieder in mancherley Arten zeiget, als der gelbkrause, der in Waldungen blühet, hat krause und weiche Blätter, welche sowohl unten, als oben schön grün, und nicht so sehr zerschnitten sind. Der gelbe Bergahorn, so das **Männlein** genennet wird, blühet zeitlicher, sein

sein Holz ist gelber, härter, und mit mehr Adern gezeichnet. Und dieß ist eben der Baum, dessen man sich bedienet, manche schöne Arbeit zu verfertigen, sonderlich werden aus dessen Wurzeln zierliche Löffel gemacht, die fast den buxbäumernen gleich kommen. Das Weiblein des gelben Bergahorns blühet später, sein Holz ist bleicher, und nicht so krausigt. 4) Den Bergahorn mit den ganz zarten und spitzigen Blättern, welcher auf jeder Ecke seiner Blätter recht scharfe Spitzen führet, die von oben ganz dunkelgrün und glänzend sind. Wir übergehen die ausländische Gattungen, deren Beschreibung hier wenig Nutzen bringen würde.

Der Gebrauch und Nutzen dieses Baums ist gedoppelt; a) In der Arzneykunst. Hier dienen seine zarte Blätter in Wein gesotten, und Pflasterweise auf die Augen gelegt, die Flüsse zu stillen, und die Entzündungen derselben zu löschen, auch das Würgen und Brechen des Magens zu hemmen; oder so sie grün und frisch gestossen, und zu einem Pflaster formiret, als Umschläge gebrauchet werden, sind sie dienlich, hitzige Geschwulsten zu legen. Die Brüche von der in Essig gesottenen Rinde in dem Munde eine Zeitlang gehalten, und denselben damit ausgespület, stillet das Zahnweh. Die Rinde gebrannt, und die Asche mit Wasser überlegt, heilet den Grind, und für sich selbst allein, ohne Wasser, alle alte eingewurzelte feuchte Schäden und Geschwüre. Die grünen Beere mit Wein getrunken, helfen wider die giftige Schlangenbisse. b) In der Oeconomie, allwo ein mannigfaltiger Gebrauch davon gemachet wird. Das schöne weisse und sehr harte Holz desselben wird von den Drechslern spiegelglänzend zu Dreschflegeln, Tellern, Rollen und anderm Hausgeräthe verarbeitet. Die Tischler pflegen dieses Holz schön zu verarbeiten an Tischen, Schränken, *Queues* zum Billardspielen und andern Dingen. Die Bretter sind nach Beschaffenheit der Dicke und Reinigkeit des Holzes im Preis unterschieden. Die Zimmerleute brauchen dieses Holz bey Mühlwerken, Stampfmühlen, bey den Stämpfeln und Seitenwänden, weil es veste, und nicht so schnell, als anderes Holz vermodert. Die Rademacher verfertigen daraus gute Naben, Helme und Stiele an Beile und Aexte. Und wenn dieses Holz maserigt ist, kann fein eingelegte Arbeit damit gemachet werden. Die Büchsenschäfter brauchen es zu Flinten-Büchsen- und Pistolenschäften, und da es die Baitze gar gerne annimmt; so werden die Schäfte sehr schön, sonderlich wenn das Holz masericht ist. Ausser diesem vielfachen Nutzen des Ahornbaums in der Oeconomie, ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß man in Schweden den Versuch angestellet, ob man nicht aus dem Saft, so dem Ahorn durch die Hähne abgezopft worden, durch Sieden Zucker machen könnte, wie aus dem Americanischen. Der Erfolg war auch in so fern günstig, daß man aus 20 Kannen Saft 2 ein halb Pf. braunen Zucker gemacht, welcher viel Süssigkeit mit einem eben nicht unangenehmen Geschmack hatte, und der durch das Rafiniren

ren schöner und besser schmeckend könnte gemacht werden. Weil aber hiedurch die Holzungen mehr Schaden empfinden würden, als durch diesen Zucker Nutzen geschaffet würde; so hat man diese Erfahrung als eine Curiosität angesehen, und zugleich das Anbohren der Ahornen scharf verbotten; ausser es habe jemand an die Stelle eines Baums eine gewisse Anzahl junge Bäume von eben der Art gepflanzet.

Ahr, s. Habicht.

Aiche, s. Eiche.

Aigle, s. Adler.

Aland, Alant, Altdöbel, Alten, Elten, Eltfisch, ist eine Art weißlichter Fische, welche, weil sie mehr Gräten haben, als die Brachsen, geringer sind, als diese, und ihnen auch an gutem Geschmack nicht gleich kommen. Sie werden in sumpfichten und frischen Wassern gefangen; wovon die letztern noch einen bessern Geschmack haben, als die erstern, und sowohl zum kochen, als braten gebraucht werden. Sie haben breitlichte silberfarbene Schuppen, grosse Köpfe, und weite Mäuler. Ihre Flossfedern sind roth, und an den Enden braunblau. Ihr Fleisch aber ist fett, und ganz weich, zumal aber sind sie im Herbst am festesten. Man findet sie in Teichen, Seen, Flüssen und Bächen; doch hat man sie in den erstern nicht gerne, wenn Karpfen daneben zu stehen kommen. Denn sie sind gar hurtig auf ihre Nahrung, und nehmen den Karpfen, welche sie an Geschwindigkeit übertreffen, das Ihrige vor dem Maul hinweg. Ihre Laichzeit ist im May und Junio. Sie schwimmen meistens theils in der Höhe, weil sie sich auch von Fliegen, Mücken, und dergleichen Ungeziefer nehren, und werden mit Heuschrecken, Mücken und Kirschen am Angel, auch mit grossen Netzen, Garnsäcken und Hamen gefangen. Da ihnen andere Fische am Geschmack weit vorgehen; so ist es unnöthig, sich mit ihrer Zurichtung in der Küche aufzuhalten.

Alauda, s. Lerche, Steinbreisser.

Alba coerulea, s. Balche.

Albele, s. Gangfische.

Alberbaum, s. Aspe, Pappel.

Alberbrosen, s. Pappel.

Alberknöpfe, s. Pappel.

Albicilla, s. Adler.

Albula, s. Rheinancke.

Albulus, Alburnus, s. Güstern.

Alburin, s. Gangfische.

Alburnum, s. Splint.

Alce, s. Elend.

Alcedo, s. Eisvogel.

Alces, s. Elend.

Alcus, s. Elend.

Alcyon, s. Eisvogel.

Alender, s. Jäse.

Alet, Aletfisch, s. Alose.

Alhornbaum, s. Hollunder.

Alnus, s. Erle.

Alnus nigra baccifera, s. Faulbaum.

Alose, Alse, Alet, Aletfisch, Else, Ilse, Elsten, latein. Alosa, Alausa, Clupea, franz. *Alose*, ist ein Fisch, der sich zwar im Meer aufhält, aber aus demselben, wie etwa der Lachs oder Stöhr zu thun pflegen, zu seinem Wachsthum und Verbesserung in

die Ströhme austritt. Er gehöret also unter die Pisces anadromos, und wird im Brandenburgischen, Bayerischen, und in Mähren am meisten gefunden; wiewohl er auch in grossen Teichen, gleich den Karpfen, eingesetzt und erzogen wird. Er wird so groß, als ein Karpfe, jedoch nicht so dickleibig, hat auch mit selbigem einerley Nahrung; aber er ist kein Raubfisch, wie der Karpfe. Der Kopf ist gegen den obern Theil seines Leibes hinzu eingedrückt, die Schnautze spitzig, das Maul weit, und ohne Zähne. Oben an dem Kopf über den Augen befindet sich auf jeder Seite ein gleissendes Bein oder Schuppe. Die Zunge ist schwärzlicht, der Rücken lichtfarb, die Seiten und der Bauch silberweiß. Zu Anfang des Frühlings tritt er aus dem Meer in die Flüsse, im May aber nimmt er seinen Rückweg, weil er die Donnerwetter nicht vertragen kann. Ihre Laichzeit ist im Herbst. Sie werden mit Neussen, darein man in einem Säcklein, mit Wein und Myrrhen abgekochte Erbsen thut, oder auch durch Hülfe der Music, wovon sie grosse Liebhaber sind, mit Netzen also gefangen; Man stellet nemlich zu der Zeit, da er aus dem Meer in die Flüsse gegangen, ein Netz in den Strom, wo man dergleichen Fische weißt, über das Netz aber ein Gerüste mit Schellen behängt, welche nach der Bewegung des Wassers ein Geläute von sich geben. Weil nun dieser Fisch solches gerne höret, und ihm nachgehet; so kommt er darüber in das Netz, und wird gefangen. Die Alse wird gebraten gegessen, und hiezu muß man sie schupen, kerben, und mit Butter und Salz reiben; nach diesem auf dem Rost bey gelindem Feuer braten lassen, bis sie eine schöne Farbe bekommen hat. Man kann sie hierauf auch mit einer Sauerampfbrühe anrichten, wozu man Sauerampf nimmt, und mit Salz, Pfeffer, und guter frischer Butter, nach Art des Spinats kochen läßt. Man thut ein wenig Peterßilien und Kerbel dazu, und leget die Alose, wenn die Brühe fertig ist, hinein. Im Kopfe dieses Fisches wird ein steinhartes Bein gefunden, welches gut zum Eröffnen ist, wie auch zum Stein und Grieß, desgleichen die Säure zu dämpfen, indem es ein Alcali ist. Der Magen desselben getrocknet und zu Pulver gestossen, dienet innerlich eingenommen zur Stärkung des Magens.

Alouette, s. Lerche.

Alphanet, ist eine Gattung der Falken aus dem Geschlechte der Lanier oder Schwimmer. Er kommt aus der Barbarey, und wird unter allen Falken vor den lustigsten und schönsten Vogel gehalten, auch zur Haasen- und Rebhünerbeitz abgerichtet. Er ist gemeiniglich bloud von Federn, und steiget sehr hoch, daß er bey hellem Wetter kaum zu sehen ist. Er ist mehrentheils kleiner, als der Lainer; aber man findet doch etliche so groß, als die Sackerfalken, welche sehr gut sind, und sich zu allerhand Weydwerk gebrauchen lassen. s. a. Falke.

Alse, s. Alose.

Alster, s. Elster.

Altdöbel, s. Aland.

Alte, s. Altfisch.

Alte Magd, s. Schnerff.

Alten,

Alten, ſ. Aland.

Alter der Bäume, ſ. Baum; ingleichem die Nahmen von jeden Gattungen derſelben.

Alter, ſowol der Fiſche, als auch aller zum Weydwerk gehörigen Thiere, ſ. unter ihren Articuln.

Alter Nachwachs, ſ. Nachwachs, alter.

Altfiſch, Alte, lat. Squalus, Fr. *Munier*, iſt ein ziemlich groſſer Fiſch, der in ſtillen Waſſern, Teichen, Seen und Ströhmen, die viel Austritte haben, lieber wohnet, als in rauſchenden Bächen. Er ſchwimmet meiſtentheils in der Höhe, und fängt Mücken und anderes Ungeziefer, ſo auf dem Waſſer ſchwebet. Iſt ein guter Bratfiſch, wenn er mit grünem Fenchel oder Salbeyblättern geſpickt wird. In der Laichzeit, welche in den May und Brachmonat einfället, iſt er nicht ſo gut, als auſſer derſelben. Er wird mit Würmlein an dem Angel, oder auch mit einem Schöpſhamen gefangen.

Ameiſenbären, ſ. Bär.

Americaniſcher Raubadler, ſ. Adler.

Ames, ſ. Kloben.

Amnis, ſ. Bach.

Amorce, ſ. Köder, Lockſpeiſe.

Amorcer, ſ. Ludern.

Amſel, Merl, lat. Merula, franz. *Merle*, iſt ein Vogel ungefehr in der Gröſſe einer Aelſter, insgemein ſchwärzlicht; daher er auch von den Franzoſen *Nigrette* genennet wird. Sie ſind aber an der Farbe ſehr verſchieden, und man findet, wiewohl ſelten, auch welche, die ganz weiß ſind. Die meiſten haben einen langen, ſpitzigen, dünnen Schnabel, und gelbe Füſſe, wiewohl es auch welche gibt, die ſchwarze Beine und Füſſe haben. Die Federn verändern ſich manchmal nach der Gegend, und ihrem Alter. Ihre Wohnung haben ſie in dicken Hölzern; ernähren ſich aber von Feldfrüchten, vornemlich von Weintrauben, Aepfeln, Hollunder- und Lorbeerbeeren, Myrthen und Cypreſſen, von Pflanzen und einigem Fleiſche, als von Würmern, die ſie aus der Erde ziehen. Sie machen 4 bis 5 Neſter auf einmal, und das Weiblein fängt an zu legen, ehe der Winter ganz vorüber iſt; gemeiniglich geſchiehet es gegen das Ende des Aprils, da man ſie gut fangen kann. Es gibt vielerley Gattungen derſelben, von welchen folgende 4 die vornehmſten und bekannteſten ſind.

1) Die **Schwarzamſel**, welchen Nahmen ſie von der Farbe hat, da das Männlein oder der Hahn ſchwärzer iſt, als das Weiblein, wiewohl dieſes an der Bruſt dunkelbraune untermiſchte Federn hat; der Hahn aber iſt am ganzen Leib ſchwarz, und pfleget gegen den Frühling ſeinen Schnabel wachsgelb zu färben. Von ihrem Auffenthalt im Walde wird ſie auch die **Waldamſel** genennet. Sie hält ſich meiſt in dicken Gebüſchen auf, und niſtet daſelbſt ſelten Mannshoch, brütet das Jahr 2 mal, und die Eyer ſind grünröthlicht geſprengt. Wenn ſie gefangen, und in Keſigen gehalten wird; ſo wird ſie mit Hirſen, in Milch eingeweichtem Semmelbrodt, oder mit gehackter Kälberleber oder Herz gefüttert. Im Keſig läßt ſie ſich ſehr zahm machen, und lernt, was

man

man ihr vorpfeift, nachpfeiffen; doch taugen hiezu die jungen beſſer, als die alten, mit welchen nicht viel auszurichten iſt. Sie haben ihren Strich im Herbſt, und ziehen weg; doch gehen ſie nicht haufenweiſe miteinander; ſondern ziehen ganz einzeln; daher man im Winter hier und da Männlein zu ſehen bekommt, aber keine Weiblein. Bisweilen werden ſie in Gruben, worinnen Meiſenſchläge geſetzt ſind, mit todten Vögeln oder Fliegen angeätzt; aber ſie laſſen ſich auf dieſe Art ſelten fangen. Vor die Weydleute haben ſie dieſen Nutzen, daß ſie bisweilen die beſte Spur zu machen pflegen. Denn wenn des Abends einen Hirſch, Reh, Haaſen, Fuchs oder Wolf vermerken; ſo pflegen ſie ohne Unterlaß zu ſchnippen und zu ruffen; worauf denn die Jäger auch zu merken pflegen.

2) Die **Meeramſel**, welche ſonſt auch **Ringelamſel** genennet wird, und dieſen Nahmen führet, weil ſie einen weiſſen Ring um den Hals hat. Sie iſt ſchwarzgrau mit etwas weißgeſprengten Federn, hat eine weiſſe Kehle, wie die Waſſeramſel, und iſt gröſſer, als die ſchwarze Amſel. Sie hecket nicht in unſern kalten Gegenden; ſondern ziehet im Herbſt hinweg, und im Frühling ſtreicht ſie hin und her mit groſſen Flügen. Auf den Heerden wird ſie leicht gefangen, und wenn ſie auch im Ziehen des Garns entwiſcht, ſo geht ſie nicht weg; ſondern wartet, bis das Garn zum Zug wieder angerichtet iſt; da ſie dann wieder einfällt, und alſo gefangen wird. Sie iſt fett, und gehet allen andern Mittelvögeln vor.

3) Die **Steinamſel** oder **Goldamſel** iſt in unſern Gegenden nicht viel zu ſehen. Sie iſt vom Kopf bis auf den Schwanz aſchengrau, am Bauch aber ziegelroth, mit eingemiſchten weiſſen Federlein. Die Flügel und der Rücken ſind Caſtanienbraun, auch weißlicht geſprenget, der Schwanz aber iſt roth. Die Füſſe ſind, wie bey einer Weindroſſel, doch etwas brauner, ſo auch der Schnabel und die Augen. Sonſten gleichet dieſer Vogel, wenn man ihn gegen der Bruſt anſiehet, der Farbe nach einem Rothſchwanzhahne, wiewohl er gröſſer iſt. Seine Nahrung iſt Gewürme, und mancherley Beere. Er brütet gemeiniglich 4. Junge aus, ziehet auch im Herbſt, ganz unvermerkt, hinweg.

4) Die **Waſſeramſel**, welche zur Winterszeit bleibet, und ſich an Bächen und Flüſſen aufhält. Sie iſt ſchwarz mit unvermerkten Sprenkeln, unter der Kehle aber ganz weiß, und brütet an den Waſſern, woraus ſie ihre Nahrung holet, welche in Waſſerwürmern und Schnecken beſtehet, die ſie, auch zur Winterszeit an den offenen Quellen und Flüſſen gar künſtlich heraus zu holen, und ſich dabey auch in der ſtrengſten Kälte zu erhalten weiſſt.

Es iſt noch übrig, daß wir eine nähere Beſchreibung geben, wie die Amſeln gefangen werden. Man verfertiget dazu ein Netz, welches Spinnengewebe genennet, und alſo gemacht wird: Man ſtrickt nämlich daſſelbe mit rautenförmigen, und kleinen viereckigten Maſchen, jede einen Dau-

Daumen breit, von ziemlich dünnem, zweydrätigem, und gefärbtem Garne, deſſen Obertheil von 60 bis 80 Maſchen gemacht wird. Die Höhe muß 7 bis 8 Fuß hoch ſeyn, damit es, wenn es ausgeſpannt iſt, 5 oder 6 Fuß, mehr oder weniger, nach der Höhe des Ortes, wo man es brauchen will, bleibe. Man kann dieſes Garn mit Ringelgen machen; auſſer dem aber kann man einen ſehr glatten Bindfaden durch alle Maſchen der oberſten Reyhe ziehen, wie aus Fig. 4. erhellet; wo man ſiehet, daß der Bindfaden A B durch die Maſchen der oberſten Reyhe gehet. Will man nun bey Tage damit Amſeln fangen; ſo muß es bey neblichtem Wetter geſchehen, weil die Amſel niedrig, und beſtändig an den Zäunen hinflieget. Man bedienet ſich denn des jetztbeſchriebenen Garns folgender maſſen: Erſtlich muß man ſich mit einer Stange D F ſechs Fuß lang verſehen, die an dem kleinen Ende D ein wenig geſpaltet, und an dem andern F ſpitzig iſt. Man muß dabey mit einem Meſſer verſehen ſeyn, und mit dieſer Stange und dem Garn längſt der Zäune ſpatzieren gehen, wo man Amſeln vermuthet. Wenn welche da ſind, werden ſie auffliegen, und zwar allezeit längſt des Zaunes E, und ſich 30 bis 50 Schritte von dem, der ſie fangen will, ſetzen. Wenn man nun den Ort bemerket hat, ſo muß man etwa bis auf 20 Schritte gegen dieſem Ort, da ſie niedergefallen, zugehen, und das Garn alſo aufſtellen: Geſetzt, der Ort, wo die Amſeln niedergefallen ſind, wäre längſt einem Wege, oder an beyden Seiten des Zaunes E I; ſo erwehle man liegend einen Baumaſt, der ein wenig über den Weg hänget, als z. Er. derjenige, der mit dem Buchſtaben C bezeichnet iſt, und der ungefehr 6 Fuß hoch über der Erde ſtehet. Daſelbſt mache man eine kleine Spalte A mit einem Meſſer; man ſtecke die kleine Spitze des Holzes, welches an den Faden des Spinnegewebs veſt gemacht iſt, locker hinein, und gehe von da nach der andern Seite F I des Weges; man mache daſelbſt einen andern Baumaſt auf eben die Art, und dem erſten gegen über, zu rechte, ſtecke die andere kleine Spitze des Holzes, welches an das andere Ende des Fadens von dem Garn veſt gemacht iſt, hinein, ſo, daß der Faden wie geſpannt iſt, und das Garn bis auf das Obertheil des Zaunes, wo der Vogel iſt, herunterhängt. Wenn dieſes geſchehen iſt, gehet man 20 Schritte über den Ort hinaus, wo die Amſel hingefallen iſt. Hernach gehet man auf ſie zu, da ſie aufſtehet, um zu entwiſchen, und während der Zeit, da ſie längſt des Zaunes hinflieget, das Garn berühret, welches auf ſie fällt, und ſie verwickelt; woraus man ſie nehmen, und ſeine Jagd nach andern fortſetzen kann. Wenn ungefehr kein anderer Zaun da wäre, als der, wo die Amſel niedergefallen iſt; ſo muß man den Mangel deſſelben mit der Stange D F erſetzen, die man dem Baume E A gegen über, etwa 6 oder 8 Fuß von dem Zaun, nach der Länge des Garns einſteckt, und dieſelbe ſo brauchet, als wenn es ein Zaun wäre. Ob man gleich oft nur eine Amſel aus dem Zaune auffliegen, und ſich wieder ſetzen ſiehet; ſo fliegen doch derſelben viele

viele auf, wenn das Garn aufgestellet ist, und man von der Seite des Garns weiter fortgehet. Endlich ist von den Amseln noch zu bemerken, daß sie keiner einzigen Krankheit unterworfen seyen, die sie ums Leben bringet; es wäre denn die Mause, da es bisweilen hart mit ihnen hält. Zur Arzney werden die Amseln sonderlich in der rothen Ruhr, und in Bauchflüssen gebrauchet.

Anaasen, Anätzen, heißt bey den Jägern einen Fuchs oder Wolf an denjenigen Ort gewöhnen, wo man ihn fangen oder schiessen will.

Anas, s. Ente.

Anataria, s. Adler.

Anbeissen, heißt bey den Jägern, wenn der Fuchs oder der Wolf das Aas oder Luder anfrißt; bey den Fischern aber, wenn die Fische die an der Angel angesteckte Speise anpacken, und davon reissen wollen.

Anbinden der Leinen, s. Leinen anbinden.

Anblasen, ist eine Verrichtung der Jäger, da sie, wenn ein Jagen angehet, in ihre Hüfte oder andere Hörner blasen, und damit das Zeichen geben. Wenn eben dieses am Ende des Jagens geschiehet, heisset es Abblasen s. oben diesen Artickel.

Anbohren, heißt bey dem Forstwesen ein Loch in einen Baum bohren, welches in verschiedener Absicht geschiehet. So werden 1) die Birken angebohret, damit man im Frühling den Saft davon zapfe, welchen einige zur Cur und Reinigung des Geblütes gebrauchen. So werden 2) die Fichten- und Tannenbäume angebohret, und aufgerissen, damit das Harz daraus fliesse, und sich anhänge; welches hernach mit scharfen Messern abgescharret, geschmelzet, und grossen Theils zu Pech gesotten wird; wiewohl dieses in kleinen Wäldern eine schädliche Arbeit ist. s. Harz reissen. Endlich 3) pflegen auch die Zimmerleute einen Baum, welchen sie zu ihrer Arbeit gebrauchen können, mit einem Hohlbohrer bis an den Kern anzubohren, damit sie erfahren, ob der Baum innwendig anbrüchig oder faul, rißklüftig oder hohl seye. Dieses erkennen sie alsobald aus den Spänen; in welchem Fall sie den Baum nicht brauchen können. Es ist aber diese Arbeit dem Baum schädlich, wenn er stehen bleibet, obgleich das Loch wieder vermacht wird, daß man es fast nicht mehr sehen kann. Verständige Forster leiden dergleichen nicht im Forste.

Anbrechen, Anbrüchig, wird von Bäumen gesagt, wenn sich von Wind und Wetter eine Fäulung daran angesetzet, oder wenn sie einen Anfall von Krebs, Brand und dergleichen haben.

Anbrüchig, s. Anbrechen.

Anchois, s. Sardelle.

Andre, Andtracht, s. Ente.

Anerle, s. Maßeller.

Anflug, nennet man die Räumen und zarten Stämmlein, welche von dem flüchtigen Saamen eines Holzes, den der Wind in zimmliche Entfernung forttreiben kann, hervorwachsen, und die sich auf einem Platze befinden, wo das Holz gehauen und abgeräumet worden. Weil nun zu einem guten Anflug eines Holzanflugs noths

nothwendig Saamen erfordert wird; so ist es nöthig, daß die gesundeste und beste Bäume zu Saamenbäumen stehen bleiben; deren reiffer Saame hernach durch den Wind in den abgeraumten Platz zerstreuet wird. Wo es aber eben nicht so genau durch den Wind geschiehet, muß man der Natur zu Hülfe kommen, und solchen Holzsaamen, ehe er verstieget, sammlen, und ihn hernach, wo Plätze leer stehen, einstreuen. Hier muß aber Sorge getragen werden, daß keine Weyde, Hut, oder Sichel auf den Anflug komme, und das etliche Jahre lang, bis die Stämme verstarket, und die Wipfel höher steigen, daß sie nicht leicht können beschädiget werden. Dieß ist insonderheit bey dem Tannenholz nöthig; denn wenn die Wipfel desselben abgebrochen, oder das Stämmlein angebissen, oder vertretten worden; so ist der ganze Stamm dahin, und wird entweder gar nichts daraus, oder der Stamm wird krumm und untauglich. Bey dem Laubholz kann man auch eher nachsehen; denn wenn solches gleich beschädiget, oder der Wipfel abgerissen worden; so schlägt doch das Stämmlein wieder aus, und wächset fort; doch nimmer gerade; sondern sie bekommen Seitenreiser, die das Steigen des Baumes hindern. s. a. Holzbau, Loden.

Angehender Baum, wird von den Forstleuten im Laubholz derjenige Baum genennet, welcher von 3 Schauen her stehen geblieben, und also nach Beschaffenheit des Holzes 30, 40 und mehr Jahre alt ist; der auch bey nachfolgendem Hauen, statt eines Hauptbaums, in dem Forst so lange bleiben muß, bis ein anderer daneben seine Stelle ersetzen kann.

Angehendes Schwein, heißt ein wildes Schwein von 3 Jahren, so männlichen Geschlechts ist.

Angel, ist ein Instrument, die Fische damit zu fangen, so aus einem krumm gebogenen scharfen Widerhacken bestehet, der an einer langen Ruthe mit einer guten Schnur bevestiget, oder bloß an einer Schnur in das Wasser eingeleget, und deswegen Legangel genennet wird. Man hat vornemlich viererley Arten.

a) Die Nachtangeln, welche also gemacht werden: Es wird auf 50, 60, ja bis 100 Klaftern starker Bindfaden, oder besonders hiezu gezwirnte dünne Leinigen genommen, woran viele Schnuren von von etlichen zusammengedreheten Pferdhaaren sind, welches die dauerhaftesten seyn, und woran am Ende die eisernen Hacken angemacht werden. Ferner muß an diesen Schnürlein entweder ein Gesenke von Bley, oder statt dessen Steine daran gemacht werden, welche die Schnuren mit dem Hacken zu Grunde führen. Wenn sie nun gelegt werden, welches gemeiniglich des Abends geschiehet; so müssen an alle Hacken Regenwürmer, und so es nach Raubfischen ist, kleine Fischgen, oder was man sonst vor einen Köder beliebt, angemacht werden. Die lange Schnur wird ordentlich in den Kahn gelegt, daß sie sich nicht verwickeln kann, und sogleich mit auf den Fluß, die Landsee oder den Teich gefahren, und die

die Schnur im währendem Fahren allmählig mit dem Angelhacken in das Wasser gelassen; die lange Schnur aber ist an beyden Enden an Pfählen veste gemacht. Diese Angeln bleiben die Nacht über liegen. Da nun die Fische auf Nahrung ausgehen, und den Köder an den Angelhacken gewahr werden, und selbigen hineinschlingen wollen; so bleiben sie am Hacken hängen. Es werden auf diese Art viele Fische, ohne sonderliche Mühe, gefangen.

b) Die Hechtangeln sind so beschaffen: An statt der Pferdhaarenschnüre muß von einem Drathe mit langen Gelenken ein Kettlein seyn, indem sonst der Hecht die Schnüre leicht zerbeißt. Dieß Kettlein aber muß er ganz lassen. So ist auch, weil er einen grossen Rachen hat, ein dreyfacher Angelhacken daran, welcher also im Triangel gemacht ist, daß auf jeder Seite ein Hacken heraus gehet. Die Angelhacken werden auch im Februario und weiter fort mit an die Nachtschnüre gemacht, woran aber ein klein Fischlein, oder ein Stücklein von einer Leber zu machen ist, als wornach der Hecht gerne gehet. Hierbey ist auch zu bemerken, daß der Hecht, besonders im Neumond und letzten Viertel, auch bey dunkelm Wetter, nur gerne anbeißt. Man angelt auch mit diesen Hechtangeln auf dem Eise. Wenn die Seen lange mit Eis zugefroren bleiben; so beobachtet man ihren Winterstand, und hauet daneben Wuhlen oder Wuhnen ins Eis. Wie nun im Februario der Hecht schon munter wird, zu streichen, und auch gerne nach dem frischen und offenen Wasser gehet; also häuget man etwa 3 oder 4 dergleichen Angelhacken, die an einer langen Schnur zugleich angemacht sind, in die Wuhlen. Wird denn der Hecht das Fischlein gewahr, so begehrt es es bald hineinzuschlingen; es wird ihm aber die Mahlzeit gar sauer, massen ihm der dreyfache Hacken im Rachen hängen bleibt; da man ihn denn damit herausziehen kann. So wird er auch bey seiner völligen Streichzeit im Merz, auf den Flächen der Seen und Teiche, oder auch in Lachen, mit dieser Art Angeln vielfältig gefangen. Hier ist aber noch zu bemerken, daß man sowohl auf dem Eis, als am offenen Wasser, recht stille, und ohne sich zu rühren, sitzen muß; immassen die Fische gar ein helles Gesicht und leises Gehör haben. So bald sie nur etwas hören oder erblicken; so fahren sie fort, und nach dem Grunde zu.

c) Die Grundangeln werden darum also genennet, weil man mit diesen die Fische auf dem Grunde zu fangen sucht. Sie werden insgemein von 6 bis 8 Pferdehaaren zusammen gedrehet; es müssen aber weisse Haare seyn, weil die Fische vor den schwarzen scheu werden. Sodann wird eine solche Schnur, nach Erfordern, wo man weit hinein senken will, auf drey Klastern gemacht, wozu aber auch eine Angelruthe gehöret. Dieses ist ein fein gerader und Daumens starker Stock, worauf oben noch von vestem Holze eine weiß geschälte lange Spitze angemacht wird, woran die Angelschnur kommt. Am

Ende

Ende der Schnur wird der Angelhacken fein veſt mit Seide oder Pferdhaaren angemacht. Einen Fuß, und auch wohl noch weiter, über dem Hacken, wird eine runde Bleykugel an die Schnur gezogen, welche den Hacken zu Grunde führen muß. Noch weiter über der Bleykugel wird eine Federſpule an die Schnur alſo angemacht, daß, wenn der Hacken und Kugel zu Grunde, die Federſpuhle auf dem Waſſer lieget, woran man ſehen kann, wenn ein Fiſch anbeißt. Auf den Hacken wird ein lebendiger Regenwurm gebunden, welcher den Hacken nicht nur bedeckt; ſondern wovon auch ein Stück herunter hängt. Der Wurm muß fein reine ſeyn, und bey dem Aufmachen fein ausgeſtrichen werden, damit das Unreine davon komme.

d) Mit den Klitzſchangeln zu fangen, iſt es auch kurzweilig; denn wenn die kleinen Fiſche, ſo ſo man damit fängt, recht anbeiſſen; ſo gibt es immer dabey zu thun, bald die Fiſche heraus zu ziehen, bald auch wieder mit der Angel hinein zu hauen. Dieſe Angeln werden eben, wie die vorigen, doch nicht ſo lang und ſtark, auch nicht ein ſo ſchwer Geſenke daran gemacht. Wenn nun zur Sommerszeit Gewitter vorhanden, daß die Jckley, Rothfedern u. d. g. kleine Fiſche hoch ſteigen, und flach im Waſſer gehen; ſo iſt mit dieſer Angel der beſte Fang. Und zwar macht man etwa Waſſerſchwaden, oder Schnacken, oder Fliegen, oder auch Würmer, oder ein ander Köder an den Angelhacken, und hauet alsdenn mit der Angel ins Waſſer hinein. Man bringt oftmals den Hacken kaum ins Waſſer; ſo iſt ſchon ein Jckley, Rothfeder, Weißfiſch, oder dergleichen da, und naget ſogleich am Hacken. Man rückt aber auch gleich zu, und hebet ihn mit der Angel heraus. Dieſe Angel wird deswegen Klitzſchangel genennet, weil ſie ganz flach im Waſſer geführet werden muß. Doch muß man ſich mit denſelben auch nach dem richten, wie tief die Fiſche zu mancher Zeit gehen. Im Julio und Auguſto gehen ſie zum höchſten im Waſſer, im September ſchon tiefer, und im October noch tiefer, da ſie ſchon anfangen ihren Winterſtand zu ſuchen. Wie man mit dieſen Angeln auch Fröſche fangen könne, davon ſ. Froſch.

Angelhacken, iſt ein von Eiſen- oder Meſſingdrat angemachtes, an einem Ende gekrümmtes, und mit einem Widerhacken verſehenes Häcklein, ſo an eine Roßhärne Schnur gemacht, und mit einem Köder verſehen wird, welchen die Fiſche anbeiſſen, und ſich alſo mit dem Angelhacken ſelbſt fangen. Er wird groß oder klein gemacht, nach Beſchaffenheit der Fiſche, die man fangen will.

Angeln, heißt die Fiſche in fließenden und ſtehenden Waſſern mit dem Fiſchangel oder Hamen fangen, und hat ſeinen Nahmen von der Angel, ſo man dabey gebrauchet, erhalten. Zu dieſem Geſchäfte wird allerdings Wiſſenſchaft und Erfahrung erfordert. Vor allen Dingen muß man wiſſen, was vor Köder und Lockſpeiſe eine jede Art der Fiſche vorzüglich liebe und anbeiſſe, und zu welcher Jahreszeit dieſelbe nach dem einen mehr, als nach dem andern begierig ſeye. ſ. Köder.

Hierzu muß man sich mit den Angeln nach den Fischen richten, die man zu fangen gedenket. Zu Hechten, Bärschen und andern Raubfischen muß man gröſſere und stärkere Angelhacken haben, als zu andern geringern; wie man denn insonderheit auf die Hechte gerne gedoppelte Angeln mit zweyen Hacken gebraucht. Es muß auch die Angelschnur nicht gar bis an den Angelhacken gehen, sondern zwischen beyden ein eiserner oder messingner Drat, oder dergleichen Kette seyn, welches diese Fische mit ihren scharfen Zähnen nicht so, wie die Angelschnur, entzwey beissen können. Bey andern Fischen, von welchen dieses nicht zu besorgen, kann der Angelhacken nur gleich an der Schnure mit starkem weissen Zwirn, oder dergleichen Seide beveſtiget, und der Köder daran gestecket werden. Weil aber der Hacken mit dem Köder in etlichen tiefen Wassern zu leicht ist; so pfleget man etwa eine halbe Elle über den Hacken ein Stücklein Bley an die Angelschnur anzumachen, damit der Hacken desto tiefer hinab, und schier auf den Grund des Wassers reichen möge, weil etliche Fische sehr tief gehen; wiewohl er nicht gar auf den Boden reichen muß. Man muß auch eine Senkfeder oder Pantoffelholz an die Schnur machen, wenn man zuvor mit einem Stabe die Tiefe des Wassers an demjenigen Orte, da man angeln will, erfahren hat; dabey man denn Achtung zu geben hat, daß das Gesenke des Bleyes unten nicht zu schwer seye, und die Feder unter sich ziehe; sondern daß sie fein gerade auf dem Wasser schwimmend bleibe; sonst gehet das Angeln schlecht von statten, denn man siehet nicht, wenn der Fisch angebissen hat; welches hingegen leicht gemerket wird, wenn der auf dem Wasser schwimmende Kiel zittert, und in die Tiefe gezogen wird. In diesem Fall muß man zuerst stark zucken und schnallen, damit der Angel dem Fisch in den Mund einreisse, und der Fisch daran gehalten werde, daß man den Fisch fein gemächlich mit der Angelschnur aus der Tiefe herauf ziehe, damit er die Schnur nicht zerreisse, und mit der Angel durchgehe. Bey groſſen Fischen pfleget man eine Zeitlang mit der Angel nachzugeben, und ihn mit der Angel allmählich herum zu ziehen, damit er sich ermüde, und hernach desto gewisser an das Ufer könne gezogen werden, wo man ihn vollends mit Behendigkeit herausrücket. Unter dem Angeln muß man auch immer auf den Köder achtung geben, und bisweilen nach demselben sehen; denn wenn er vom Hacken hinweg ist, muß gleich ein anderer angemachet werden. In Ansehung der Zeit hat man zu wissen, wenn die Fische hoch oder tief gehen, und nach diesem muß die Angelruthe eingerichtet werden. s. a. Angel.

Angelruthe, ist eine, nach Beschaffenheit der Ufer, 10, 12 oder 15 Fuß lange zähe Ruthe, welche insgemein von Haselholz geschnitten wird. Wenn man keine so lange Ruthe bekommen kann; so macht man sie aus zweyen Stücken. Ja man bedienet sich wohl gar, wie insgemein die Fischdiebe solches zu practiciren pflegen, eines Rohrstabes, der in etliche Stücke also getheilet ist, daß man sie bequem ineinander

der schieben, und hernach unversmerkt als einen Stock bey sich tragen kann.

Angelschnur, wird nach Beschaffenheit der Fische, denen man nachstellet, eingerichtet, und entweder stark oder schwach gemacht. Sie bestehet aus 4 bis 6 weissen Pferdhaaren, und wird an die Angelruthe vest angebunden. Stellet man grossen Fischen nach; so muß die Angelschnur nicht bis zur Angel gehen; sondern es muß von Messing oder Eisen ein Drat an den Angel gehestet werden, damit die grossen Fische denselben nicht abbeissen können; und an diesen Drat wird erst die Angelruthe vest angebunden, und solcher gestalt die Arbeit des Fischens unternommen. Es muß aber bey trübem Wetter geschehen; denn bey hellem Wetter sehen sie von aussen die Schnur, und den Schatten von der Ruthe; davor sie denn scheuen, und davon fliehen. Die Legangeln und Nachtschnüre werden also zugerichtet: Man erwählet einen guten langen Bindfaden, und bindet daran viel kleine Stücke, nach Gelegenheit des Wassers und seiner Breite, je eines um das andere, eine Elle lang, und eine Elle weit von einander. An jeglicher kleinen Nebenschnur bindet man einen ziemlich grossen Angelhacken vest, und stecket daran kleine Fischlein oder Grundeln, also daß sie quer durch den Leib an den Angelhacken kommen, damit sie noch leben, und am Angel zappeln können. Die Hauptschnur aber bindet man an einem am Wasser stehenden Baum, oder starken Wasserpfahl vest an, und wirft die übrigen Schnüren, so daran verbunden sind, so weit es das Gewicht, so am Ende der ganzen Schnur angebracht ist, erlaubt, in das Wasser, und zwar, so viel es geschehen kann, quer über den Fluß oder das Wasser; so wird nicht leicht ein Fisch darzwischen streichen, der nicht an der Lockspeise nage, und sich selbst also den Angel in Rachen schlinge. Damit man aber wisse, wo die Hauptschnur mit den Nebenschnüren, im Fall sie durch grosse Fische abgerissen worden, sich hingesetzt habe; so bindet man etliche Büschel von leichten Binsen an die Schnüren, welche auf dem Wasser schwimmend anzeigen, wo sie sich befinden. Man braucht diese Leg- oder Nachtschnüre auf die Aale, Barben und andere Flußfische. Doch ist wegen der Aale zu merken, daß der Ort, wo die Nachtschnur hingeworfen wird, mit keinem Gras oder Gebüsche bewachsen seyn dürfe, weil der Aal, wenn er merkt, daß er gefangen ist, sich um solche schlingt, und die Angelschnur von der Leine leichtlich abreißt. s. a. Aalfang.

Angelzeit, ist die beste Zeit zu angeln, die zwischen Pfingsten und Margarethen einfället. Man fängt aber dieses Geschäfte auch bald nach Waldpurgis an, und treibt es bis in den Herbst, jedoch nur an trüben und dunkeln Tagen. s. Angelschnur. Im Neumond und letzten Viertel beissen die Fische, sonderlich die Hechte, am meisten an.

Anguilla, s. Aal.

Anguillæ Captura, s. Aalfang.

Anguillarium, s. Aalkasten.

Anguille, s. Aal.

Angailliere, ſ. Aalkaſten.

Animal magnum, ſ. Elend.

Anisholz, welches ſonſt auch Hasenhüttgen, Hanehitzen, oder Zweckholz heißt, wird von Forſtverſtändigen eigentlich Spindelsbaum genennet.

Ankirren, ſ. Ankörnen, Kudern.

Anködern, heißt den Fiſchen eine Lockſpeiſe, an Angeln geſteckt, oder in Reuſſen ꝛc. gelegt, vorwerfen, welcher ſie nachgehen, und dadurch gefangen werden.

Ankörnen, Ankirren, heißt einen Platz mit Vogelbeeren, oder andern Körnern, welchen die Vögel nachgehen, überſtreuen, damit die Vögel herbey gelockt werden, und in die Heerde fallen, auf welchen ſie mit Garnen, Wänden, oder auf andere Weiſe gefangen werden.

Ankuppeln, heißt in der Jägerey die Hunde, wenn man auf das Jagen gehet, oder daſſelbige vollendet hat, zuſammenbinden, damit ſie deſto leichter an Ort und Stelle gebracht werden können.

Anlaſchen, heißt in dem Forſtweſen einen Baum mit dem Waldeiſen zeichnen, wenn derſelbe zum Bau, oder Bretter, oder Schindelarbeit beſtimmet und angewieſen worden. Man pflegt da nämlich von der Rinde ein Stück abzubauen bis auf das friſche Fleiſch des Baumes, wo ſodann das Waldzeichen mit dem Waldhammer angeſchlagen wird.

Anlaſſen, wird von Teichen und Seen geſagt, die aus andern Weyhern oder Flüſſen nach und nach mit Waſſer durch Rinnen verſorgt werden. Solches Anlaſſen geſchiehet entweder bey alten Teichen, welche, nachdem das Waſſer abgelaſſen, und dieſelbe geſiſchet worden, wieder aufs neue angelaſſen werden müſſen; oder bey neu angelegten Teichen, worinnen noch niemals Waſſer geweſen. Bey jenen geſchiehet das Anlaſſen entweder gleich, nachdem ſolche geſiſchet worden, oder aber man pfleget dieſelbe, wenn man ſie 4 oder 5 mal geſiſchet, ein Jahr lang ruhen, und dann von neuem Anzulaſſen. Sind aber die Waſſerbehälter oder Teiche neu; ſo hat man dieſe Regel zu beobachten: daß man das Waſſer nicht auf einmal und ſchnell einſchieſſen laſſe, damit die Dämme oder Vorlagen, die ſich ohnehin noch nicht veſte geſetzt haben, nicht durchreiſſen, und der Schaden gehäufſet werde. Sind grüne Zäune vor den Vorlag geſetzt worden; ſo muß man auch gemächlich nach und nach das Waſſer anlaſſen, damit das Waſſer das Bittere verliere, welches von dem Weidenwerk ſich in daſſelbe geſetzet hat, und die Fiſche ſterbend machet. Es mag alſo zur Zeit des Fiſchens, oder zu anderer Zeit geſchehen; ſo hat man vorbemeldte Vorſicht zu gebrauchen.

Anlauffen laſſen, iſt eine Redensart, die in der Jägerey gebrauchet wird, wenn man einer wilden Sau das Eiſen oder Spieß vorhält, damit ſolche darein laufen ſolle; welches ſo bald geſchiehet, als ſie der Jäger mit den Worten: Huy Sau! anſchreyet. Hier muß der Jäger wohl zuſehen, daß er veſten Fuß halte, damit ihn die Sau nicht über den Hauffen renne. Denn wenn dieſes

ſes geſchiehet, oder wenn er ihr den rechten Fang nicht gibt, oder ſie gar verfehlet; ſo iſt das Schwein meiſter über ihn, wo er nicht alſobald auf das Geſichte niederfället, und ſich ſo viel möglich des Athemholens enthält. Doch iſt dieſe Vorſicht nur bey dem Eber dienlich, der mit ſeinem Gewerf oder Gewehr nur über ſich hauen kann; da hingegen eine Sau mehr unter ſich kommen, und Schaden zufügen kann. ſ. a. Fang, Hangeiſen.

Anlocken, franzöſ. *Affriander*, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, und bedeutet ſo viel, als dem Vogel gute Lockſpeiſe geben, wohin junge Hüner und Tauben gerechnet werden.

Anonymus, ſ. Spindelbaum.

Anſchieſſen, heiſſen die Jäger, wenn ſie ein Wild mit einem Schuß alſo verwunden, daß es entweder gar nicht, oder doch langſam fället.

Anſchlag, der wilden Fiſcherey, ſ. Fiſcherey.

Anſchlag, der Teiche, ſ. Teich.

Anſchlag, der Waldungen, ſ. Holzverkauf.

Anſchlagen, wird von Jagdhunden geſagt, wenn ſie, nachdem ſie ein Wild aufgeſpüret, und ſehen, zu bellen anfangen. Sie thun eben dieſes auch wohl, wenn ſie eine fremde Perſon, oder ein fremdes Thier antreffen.

Anſer, ſ. Gans.

Anſtillen, iſt ein Wort, deſſen ſich die Vogelfänger bedienen, wenn ſie einen Vogel an einem Bändlein auf dem Vogelheerd anſeſſeln. Es geſchiehet nämlich auf folgende Art: Man nimmt ein ſtark Bändlein, oder eine ſubtile Reſtelſchnur, machet einen kleinen Ring von eiſernem oder meſſingenem Drat daran, ſchläget daſſelbe Bändlein oder Schnur in ein Drepeck zuſammen, nach der Gröſſe des Vogels, der anzumachen iſt, ſtürzet es über des Vogels Kopf und Füſſe, ſo, daß das Ringlein in der einen Spitze des Triangels juſt unter den Bauch kommt. Hierauf ſtecket man ein geſchwankes Räthlein bogenweiſe in die Erde des Heerdes, welches glatt, und ſo gemacht ſeyn muß, daß ein anderes Ringlein hin und her daran lauffen kann. An dieſes Ringlein wird ein zweyfach gelegtes Band, ohngefehr eines Fingerslang, veſte gemacht; welches gedoppelte Band man durch das an dem Leibe des Vogels beveſtigte Ringlein ziehet, den Vogel durchkriechen, und alſo das Band zuziehen läßt, oder, welches leichter geſchehen kann, wenn das Band an das Ringlein des Vogels geſchlungen wird, ehe man es mit ſeinem Ringlein an das Räthlein ſtecket. Das Band, welches dem Vogel über den Kopf und Füſſe angeworfen wird, nennet man eine Sille; der Vogel, den man hiezu gebrauchet, heißt der Lauffer, oder Vorlauffer; und dieſes Anſeſſeln an dem Vogelheerd wird das Anſtillen des Lauffers genennet. Bey einem wohleingerichteten Vogelheerd muß man alſo etliche ſolche Sillen, nach der Gröſſe und Stärke der Vögel, und nach der Beſchaffenheit des Gebrauchs, in Bereitſchaft haben.

Anſprechen, heißt urtheilen und anſagen, wie ein Hirſch am Leibe oder Schörne zu rechnen ſehe.

So spricht der Jäger: Ich habe den Hirsch vor 12 Enden zu haben angesprochen, an statt, daß er, eigentlich zu reden, sagen sollte: Ich habe den Hirsch gesehen, der hat 12 Enden. Die Franzosen gebrauchen hier Redensarten, die dem Wortverstande nach von unserm Deutschen in etwas unterschieden sind. Man muß aber bekennen, daß es noch fast leichter seye nach ihrer, als nach Art der Deutschen anzusprechen. Jene pflegen die Hirsche also anzusprechen: 1) *Un daguet*, ein Spiesser oder Spießhirsch. 2) *Cerf a sa seconde tête*, ein Hirsch vom zweyten Kopf, d. i. ein Hirsch, der sein zweytes Gehörn, und etwa Spiesse oder Gabeln aufgesetzet hat. 3) *Cerf a sa troisiéme tête*, ein Hirsch vom dritten Kopf, d. i. ein Hirsch, so sein drittes Gehörn, und also etwa 6 Enden aufgesetzt. 4) *Cerf a sa quatriéme tête*, ein Hirsch vom vierten Kopf, ist so viel, als der Hirsch trägt sein viertes Gehörne, und hat 6 oder 8 Enden aufgesetzt. 5) *Un Cerf de dix cors jeunement*, ein schlecht jagdbarer Hirsch, welcher sein fünftes Gehörn, oder 10 Enden nunmehro tragen kann, und erst jagdbar geworden. 6) *Un Cerf de dix cors*, ein jagdbarer Hirsch, er habe dann so viel Enden, als er wolle; so wird er allemal so genennet. 7) *Vieux Cerf*, ein recht guter jagdbarer Hirsch, und will der Franzose hiemit anzeigen, daß es ein recht Capital- oder alter Hirsch seye. Diese Manier anzusprechen, ist also ganz leichte; denn sie bleiben nur bey der Aufsetzung des Gehörns, und kehren sich an die Enden nicht. Dieß muß also ein Hirschgerechter Jäger verstehen, ob der Hirsch sein anderes, drittes, viertes oder fünftes Gehörn aufgesetzet, oder was ein junger Hirsch im Alter an Jahren hat, und was einmal jagdbar ist, bleibt ein *Cerf de dix cors*. Es folgen aber auch einige Deutsche diesen Terminis, nach den Köpfen oder dem Gehörn bey der Parforcejagd anzusprechen; ist auch ganz gut und leichte, wie gedacht, bey Hirschen, die noch nicht über 7 oder 8 Jahr alt sind. Daß aber etliche noch weiter gehen wollen, und gar auch die jagdbaren Hirsche nach ihren Köpfen, jagdbar ansprechen, als: ein Hirsch vom ersten, andern, dritten, vierten Kopfe jagdbar u. s. fort, hat keinen sichern Grund. So viel räume ich zwar ein, daß man den Hirsch, da er den ersten, andern oder dritten Kopf jagdbar hat, noch gut und meist richtig ansprechen kann. Jedoch ist auch die Gelegenheit des Bodens zu unterscheiden, indem man im Gebürge den Hirsch wegen seiner stumpfen und flachen Schaalen gar leichte, so er erst gut jagdbar ist, vor älter ansprechen kann. Daß aber ein Jäger nach der Fehrte, oder wenn er auch schon den Kopf mit sammt dem Gehörne siehet, und in Händen hat, sprechen kann, daß der Hirsch den vierten, fünften, sechsten Kopf u. s. w. jagdbar hätte, ist ganz falsch. Denn der Weydmann kann den Hirsch wohl nach seiner Fehrte als einen recht guten Hirsch ansprechen, auch, so er das Gehörn siehet, wohl urtheilen, daß, da es dichter mit der Rose auf dem Kopf stehet, die Rosen auch stark, und dieselben, wie auch die Stangen, sehr

und

und vollkommen geperlet sind, daß der Hirsch, als jagdbar, mehr als ein Gehörn abgeworfen, und aufgesetzet habe; aber wie vielmal er eigentlich, als ein jagdbarer Hirsch, abgeworfen und aufgesetzt gehabt, ist ohne wahren Grund, und nicht richtig zu wissen. Ja bey denen kann es noch gelten, die etwa zahm erzogen worden, deren Jahre man weißt, und aufgeschrieben, daß von denselben richtig gesprochen werden kann, der Hirsch seye von dem fünften, sechsten Kopf u. s. w. jagdbar. Was also junge Hirsche seyn, da ist es leichter und deutlicher nach dem Französischen auszusprechen. Was aber ein recht guter jagdbarer Hirsch ist, bleibet es gründlicher bey den Deutschen, da ich spreche: Ein recht guter oder Capitalhirsch kann so viel Enden tragen, oder wäget so und so viel. Doch ländlich, sittlich. Inzwischen wäre wohl zu wünschen, daß bey dem edlen Weydwerk auch hierinn einerley Ceremoniel und Einrichtungen, besonders aber einerley weydmännische Termini wären.

Anstand, heißt in der Jägerey ein solcher Ort, wo ein Wild von den Jägern und Hunden hingetrieben wird, um solches, wenn es kommt zu schiessen; oder es bedeutet auch einen Ort, wo man aus der Fehrte schliesset, daß einiges Wild heraus komme. Und wenn man sich an einen solchen Ort stellet, um das Wild zu schiessen; so heißt es Anstellen. Hiebey ist in Ansehung der Jagdgerechtigkeit zu bemerken, daß demjenigen, welchem nach Füchsen und Haasen zu richten, zu baissen und zu lauffen, erlaubet worden, nicht sofort gebühre, daß er auch nach denselben schiessen, oder jemand anstellen darf; sintemalen das Richten, Baissen, Lauffen, und das Anstellen und Schiessen unterschiedene Dinge sind, bey welchem sich von einem auf das andere nicht schliessen läßt. Daher denn der bey der Belehnung oder Concession vorgeschriebene Modus, oder Art des Jagens, genau zu beobachten ist. Welches eben auch die Ursache ist, warum Fürsten und Herren in denen Gnaden- und Reversjagen, das Anstellen und Schiessen in den Hölzern so genau ausdingen, zumalen aber das Büchsentragen in der Wildfuhr, wie auch, daß darinnen Schützenhäuser oder Hütten aufgerichtet werden, nicht gestatten wollen.

Vid. *Wehn.* voc. Frosts recht. *Bidemb.* Quæst. Nobil. 17. n. 8. *Harpprecht* ad §. 12. Inst. de R. D. n. 273. seq. *Doeppler* in G. R. B. L. 2. c. 6. n. 52. 147. *Lündespur* de Imper. & Famil. Orig. & mutat. cap. 31. n. 15. *Brunnem.* Cent. 2. Decis. 15. *Knipschilt* de Nobilit. c. 1. n. 120. seqq. *Stryck* in usu moder. ff. tit. de A. R. D. §. 6. *Ertel* de Jurisdict. infer. L. 2. c. 7. observ. 9. & *Martini* de Jure ven. §. 27.

Ja, was noch mehr ist, so wollen die Doctores nicht einmal das Anstellen, Bürschen und Schiessen demjenigen gestatten, welcher die Jagdbarkeit generaliter und absolute, d. i. ohne Benamsung einer gewissen Art des Wildes, an sich gebracht hat, ob er gleich

gleich auch nach dem ſchwarzen und hohen Wildpret zu jagen berechtiget wäre; ſondern ſie geben ihm nur das Jagen mit Netzen und Hunden zu.

Vid. *Carpzov.* P. 3. Deciſ. 287. per tot. *Dietherr* ad *Beſold.* voc. Jagen in Add. vers. Hagen, Jagen und Bereiten &c. in fin.

In vernünftiger Erwägung, daß dergleichen Conceſſiones und Bewilligungen eines ſehr engen und eingeſchränkten Verſtandes ſind, und insgemein alſo interpretirt und ausgelegt zu werden pflegen, daß ſie dem Concedenti, oder dem, der die Bewilligung gethan, am wenigſten præjudiciren können. Hat aber jemand die Jagdbarkeit præſcribiret, oder durch die Verjährung erworben; ſo kommt es dieſſalls auf den bisherigen Beſitz und Gebrauch an, und kann alſo derſelbe das Jagen nicht anderſt exerciren, als wie er es bisher durch den Gebrauch hergebracht. Tantum enim præſcriptum, quantum conceſſum.

Vid. *Wehner.* voc. Forſtrecht ꝛc. *Gail.* 2. O. 68. n. 3.

Anſteckloch, ſ. Meuler.

Anſtellen, ſ. Anſtand.

Anſtrich der Karpfen, iſt eine gewiſſe Salbe, mit welcher man die Streichkarpfen beſtreichet, wenn ſie in den Streichteich eingeſetzet werden. Sie wird alſo zubereitet: Man nimmt ein paar Hände voll Schaafſorbeeren, einen Löffel voll Honig, etwas Salz, und eine Meſſerſpitze Ingwer und Pfeffer; man macht hieraus eine Salbe, beſtreicht ſie an den Windlöchern damit, und ſetzt ſie alſo in den Streichteich ein. Oder man rühret Schaafſorbeeren in Teichwaſſer in einem Zuber ein, und ſetzt die Karpfen eine halbe Stunde darein: alsdenn nimmt man ſie heraus, und reibet ihnen die Windlöcher mit Honig und Pfeffer, und ſetzt ſie alſo in den Teich. Zuweilen werden ſie hievon matt. Daher muß man ſie nur erſt am Damme, wo der Teich tief iſt, ſachte hinein ſetzen. Wollen ſie nun nicht gleich fort; ſo rühret man ſie mit einem Sträuchlein an, daß ſie ſich anfangen zu bewegen und fortzugehen. Man machet es auch auf folgende Art: Man nimmt geſiebte Aſche und Salz untereinander gemiſcht, und reibet ihnen die Näbel und Bäuche damit. Hierauf nimmt man Schaafſorbeeren in einen Zuber mit Waſſer, und ſetzt die Karpfen, wie vorhin, darein, läßt ſie etwa eine viertel Stunde darinnen ſtehen, ſchläget von Reiß ein klein Zäunlein in den Teich, nimmt die Karpfen aus dem Zuber, und reibet ihnen die Bäuche brav mit dem Schaafmiſt, worunter zugleich etwas Salz gethan worden; ſchüttet ſie ganz gemach ſammt dem Waſſer in den Zaun, gibt ſo lange Achtung darauf, bis ſie ſich bewegen, fortzugehen; oder man muß ſie anregen, und ihnen forthelfen; ziehet ſodann das Reiß allmählich von den Pfählen ab, daß ſie alſo weiter fort im friſchen Waſſer gehen können. Dieſe Forthelfungen der Natur ſind keinesweges zu verachten. Doch hat man ſchon öfters Streichkarpfen eingeſetzt, ohne ihnen einen Anſtrich zu geben, und man hat doch viele und

gute

gute Brut und Setzlinge von ihnen bekommen. Das vornehmste hiebey iſt dieſes: daß man einen Streichteich habe, der einen etwas leimigen, aber auch mit Sand vermiſchten Boden habe; und das Waſſer beſonders gegen Norden und Oſten ganz flach aus, und im Graſe hinaus gehe, hingegen nicht viel röhrig ſeye, damit die Karpfen am Graſe und an den Kampen, oder den dahin geſchlagenen Pfählen, ſchlagen und den Laich abſtreichen, und derſelbe fein gegen die Sonne zukomme, damit er recht erwärmet, und vollends ausgebrütet werde; auch bey dem Laichen die Streicher fein ruhig und ungeſtöhrt ſtehen; nachmals aber auch der Teich ſeine Nahrung habe, daß ſich die junge Brut gut fortheliſen könne. ſ. a. Karpfenteich.

Antaeus, ſ. Hauſen.

Antanaire, ſ. Falke.

Antelopen, iſt eine Art Thiere, ſo von einem Hirſch und einer wilden Geiß erzielet worden.

Antenere, iſt der Nahme eines jährigen Falken, welcher das erſtemal zu niſten vermeynet, ob er ſchon nicht vermauſet hat.

Antenido, ſ. Faulbaum.

Antvogel, ſ. Ente.

Anweiſegeld, ſ. Stammgeld.

Aper, ſ. Schwein.

Aper anniculus, ſ. Friſchling.

Apfelbaum, lat. Malus. Wir wir reden hier nämlich nur von dem wilden Holzapfelbaum. Dieſes iſt ein volläſtiger, ungerader und gekrümmter Baum, der daher nicht beſonders hoch wächſet; und je höher und rauher das Gebürge, je ſtruppichter wächſt dieſer Baum, mit ganz dick untereinander verworrenen Aeſten, welche bald mit Mooß überzogen werden. Er wird auch nicht dick, aber deſto älter. Seine Blätter gleichen denen am guten Apfelbaum, nur daß ſie um ein ziemliches kleiner ſind. Seine Blüthen haben eine ſchöne röthlichte Farbe, und geben einen angenehmen Geruch von ſich. Die Frucht aber iſt deſto ſchlechter. Sie iſt herbe, und dienet mehr vor das ſchwarz Wildpret, als vor die Menſchen. Doch wird ſie in niedern und gelindern Landſtrichen um ein merkliches beſſer, ja man kann in Feldhölzern, und wo der Boden von maſtiger Güte iſt, ziemlich gutes wildes Obſt ziehen. Man findet dieſen wilden Apfelbaum in Wäldern, Brahmen, an bergichten Orten, auch auf Rainen und Rändern. Er hat ſonſt ſowohl, als der einheimiſche ein hartes und veſtes Holz, welches zu allerhand Drechsler- und Tiſchlerarbeit, ingleichen von den Müllern gerne zu Mühlkämmen gebraucht wird. Es iſt auch gutes Brennholz, und läßt ſich treflich zum Verkohlen brauchen. Seine Vermehrung geſchiehet durch den Kern, gleich den Gartenäpfelbäumen; wächſet aber meiſtens von ſich ſelbſt, von den Kernen, ſo von den Holzäpfeln ausfallen, oder von Vögeln in die Hölzer getragen werden. Die Stämme dienen auch den Gärtnern zum Pfropfen und Oculiren. Dennoch aber ſollte man billig ſolche nicht nur in Wäldern vor das Wildpret zur Maſt; ſondern auch den Eigenthümern zu Nutze, auſſer den Wäldern und Bäſchen pfropfen und oculiren; da-

von denn gutes Obst zu gewarten ist; wovon die Forstbediente selbst auch Nutzen und Accidens haben könnten. So herb übrigens die wilden Holzäpfel sind; so geben sie doch im Monat October, da man sie zu lesen, und auszupressen pfleget, einen Safft, woraus entweder ein Most, oder, wozu er noch besser taugt, ein guter Essig gemacht wird. Man pfleget sie auch aufzustreugen oder zu dörren, und vor das Gesinde unter gutes getreugtes Obst gemengt, zu verspeisen, nicht weniger einen guten Brantewein daraus zu machen. Wenn sie getrocknet, und alsdann gekochet werden; so ist der Trank davon ein dienliches Mittel in hitzigen Krankheiten. Sonsten machen sie einen harten Leib, und das Wasser davon ist ein gutes Mittel wider den Durchlauf, und die rothe Ruhr.

Apeau, s. **Lockvogel.**

Apeau d'un Oiseleur, s. **Lockpfeiffe.**

Apellant, s. **Lockvogel.**

Aphya lacustris, s. **Stint.**

Appas de Poisson, s. **Köder.**

Appater, s. **Ludern.**

Appeau, s. **Lockvogel.**

Appel, wird in der Jägerey von den Hunden gesagt, wenn sie ein gut Gehör zum ruffen angenommen; welches auch ihnen anzugewöhnen, das erste seyn muß, wenn man sie dressiren will.

April, oder wie er sonst auch genennet wird, der **Blumenmonat**, lat. Aprilis, franz. *Avril*, ist der vierte Monat des Jahres, welches mit dem Jenner anfängt. Gegen den 20ten dieses Monats tritt die Sonne in das Zeichen des Stiers, und hat 30. Tage. Die Verrichtungen, so in diesem Monat vorgenommen werden müssen, sind folgende:

A) In den Wäldern und Holzungen kann man bis Pfingsten noch ferner Reiß und Scheitholz zum Verbrennen hauen; ingleichem Besenreiß von Birken sammlen, ehe sie ausschlagen; nicht weniger das Laub, Gemöß, und faule Holz zusammenrechen, und in die Miststätte führen, das trockene und säuberste aber zum Streuen gebrauchen. Doch muß hierinnen Maaß gehalten, und dem Walde auch etwas zum Dünger davon gelassen werden. Ein Förster muß hier insbesondere 1) die Gehaue, die in dem künftigen Herbst wieder besäet werden sollen, von den Stöcken, und überhaupt gänzlich raumen lassen. 2) Die Gehaue, die im Frühjahr noch besäet werden sollen, wenn sie, wegen zu rauher und unbequemer Witterung, in dem vorhergehenden Monat nicht zur Saat haben zubereitet werden können, muß er nunmehro ungesäumt dazu zurichten. 3) Dieselbe, nach Beschaffenheit des Holzbodens und seiner Einrichtung, mit Fichten, Kiefern und Lerchenbaumsaamen besäen. 4) Die besäeten Gehaue, wo Wildpret stehet, und die Viehhütung in den Wäldern geduldet wird, verzäunen und umheegen lassen. 5) Auf die Blüthe der Aspe, Birke, des Leimbaums, des Lerchenbaums, und der Pappel-Saak- und anderer Weiden Acht haben. Denn die Kenntniß der Blüthen der wilden Bäume gehöret nicht nur mit zur Vollständigkeit

keit der Wissenschaft eines Förstes; sondern er kann auch aus den Blüthen dieser Holzarten selbst schon im voraus einiger massen beurtheilen, ob sie in solchem Jahre viele oder wenige Zapfen und Saamen bekommen werden, und mithin wegen seiner wieder zu besäenden Holzschläge deßfalls einige vorläuffige Einrichtung darnach machen. 6) Muß er sich aus eben diesem Grunde auch um die vorfallende Frühjahrsfröste bekümmern, ob durch dieselbe, wie öfters geschiehet, die Blüthen Schaden gelitten haben. Endlich 7) muß er noch ferner mit Ausklingelung des Saamens aus den Zapfen fortfahren.

B) Bey dem Weydwerk und der Jägerey soll man von Ostern bis Johannis keine Rehe mehr schiessen, hernach aber ist es wieder erlaubt; doch soll man der Ricken oder Ziegen, so viel möglich, schonen. Wo die Kolbenhirsche häuffig sind, werden solche bisweilen in diesem Monat zur Arzney geschossen. Sonsten ist das Wild voll Enderlinge, und gar nichts nütze, zu genieſſen. Man muß jetzo noch mit Fleiß besorget seyn, das Wildpret im Thiergarten bey dem Nachwinter zu füttern, weil das andere Wild in seiner Freyheit noch eher etwas finden kann, als dieses. Wenn das Laub ausgeschlagen, werden die Sulzen oder Wildspretlecken wiederum angerichtet, und erneuret. Nun kann man noch die Haselhüner, und sonderlich die Hahnen mit der Pürsch, oder Steckgarnen bekommen, weil sie noch ihre Falzzeit haben; es währet aber nicht länger, als bis etwa in die Helfte dieses Monats; denn hernach begeben sich die Hennen zur Brut, und verstecken sich in das dicke Gestrüche, darinnen sie sich den Sommer durch ruhig halten, und da hat also dieses Weydwerk vor dieſesmal ein Ende. So lange kann man auch die Birkhahnen pürschen, als sie nämlich falzen. Ob wohl in diesem Monat das wilde Taubenschiessen am besten ist, weil sie häuffig ins Feld und auf die angesäeten Aecker streichen, allwo man sie leicht mit einem Taubenruf frühe Morgens locken, und auf einem Baum pürschen kann; so ist doch besser, man warte, bis sie brüten, und die Jungen ins Feld führen, zumalen da die Alten um diese Zeit lauter magere und zähe Tauben sind, die gleich ihre Brut antreten, und mit einer jeden Taube eine ganze Brut, bisweilen auch wohl zwey derderbet werden. Im Augustmonat sind sie fett und gut, besser zu essen, und leichter zu fangen. Man muß auch um diese Zeit, nämlich im April, verbieten, die wilden Enten, Rebhüner, und Wachteleyer wegzunehmen, oder zu verwüsten. Jetzo ist es auch Zeit, sich mit jungen Mistlern und Amseln zu versehen, wenn man sie vom Nest aufziehen, und zahm machen will. Auch gehet der Finken, und Gereuthvögel, oder Gereuthlerchenfang mit dem Stechen an. So werden auch noch in diesem Monat die wohlsingende Finken und Emmerlinge zur Lock auf den nächsten Herbst eingethan und verhalten.

C) Bey der Fischerey ist nöthig, die Teiche, die keinen Durchfluß oder Brunnenquell haben, und allein von den Wassergüssen

güssen erhalten werden müssen; in diesem Monat, wenn anderst die Dämme solches erleiden mögen, anlauffen zu lassen, damit es ihnen zur heissen Sommerszeit nicht an Wasser gebreche. Wo die Teiche im vorigen Monat nicht alle besetzt worden, kann solches in diesem noch geschehen, weil nun die Fische von allerhand Arten zu wachsen anfangen. Vornehmlich mag man um diese Zeit, und zwar bis Philippi und Jacobi aufs längste, wenn das Wasser ein wenig warm geworden ist, im zunehmenden Mond, den zweyjährigen Saamen mit dem dreyjährigen, wo dieser nicht bereits im vorhergehenden Monat ist ausgesetzt worden, gehörig fortsetzen. So pfleget man auch um Georgii, da kein sonderlicher Frost mehr zu besorgen, die Streich- oder Laichkarpfen zu versetzen. Es sollen aber dergleichen Streichteiche zuvor mit dem Pflug umgerissen, und wo es seyn kann, den Winter über, ohne Wasser liegen gelassen werden. Weil man nun der Fischbrut sonderlich schonen muß; so soll man daher mit dem Fischfang einhalten, und von diesem Monat bis in den August keine Kräuterbürden oder Fischreussen legen lassen, weil gleichergestalt viel Brut dadurch verderbet wird; es wäre denn etwa in den Bächen und Flüßlein, die ohnedem in Fischreiche Wasser fliessen, und darein man auch schon zuvor im Herbst von Gesträuch und Steinen Fälle oder Fischweiden gemacht, damit die Hechte desto lieber hinein steigen. Man soll auch um diese Zeit kein Gehrig oder Gras im Wasser aufmähen, auf daß der Brut dadurch desto besser geschonet werden möge. Ingleichem soll man die Krebse mit den Eyern, d. i. die Mutterkrebse, diesen Monat aus den Wassern nicht fischen lassen, weil es grossen Schaden und Abgang verursachet. Von rechtswegen soll man sie, wenn ohngefehr einige gefangen worden, wieder ins Wasser werfen. Hingegen sind die Aale jetzt gut zu fangen, um die Zeit, wenn die Erlen Blätter treiben. So gehet auch nunmehro der Stöhrfang an, und währet bis in Junium. In diesem Monat streichen nicht nur die Pärschen, Weissfische, Rothangen, Eritzen, Schmerlen, Gründlinge, und Alten oder Eltfische; sondern es ist auch jetzt und im folgenden Monat der Lachsstrich.

Apron, s. Asper.

Apua, Apua phalerica, s. Stint.

Aquifolium, s. Stechpalmen.

Aquila, s. Adler.

Aquila valeria, s. Adler.

Aquilex, s. Teichgräber.

Aquiqui, s. Affe.

Arbeere, s. Elsenbeersbaum.

Arbeitung des Leithundes, bestehet darinnen, wenn man den Leithund auf die Fehrte eines Hirsches oder andern Wildes dergestalt abrichtet, daß er weder eine Fehrte übergehet, noch auch, wo er auf dergleichen gefallen, dieselbe verdrossen, sondern munter fortsuchet, und den Tritt des Thieres zeiget. Dieses Arbeiten geschiehet zur Behängenszeit im Frühling, wenn die Wiesen und Gründe von jungem Gras fein grün worden, und liebliche, warme und stille Morgen sind, gemeiniglich im May und Brachmonat, da die Winterkälte vorbey,

bey, und der Thauschlag kenntlich, auch nicht regnerisch oder windicht ist; weil der Regen und die Kälte die Dünste der Witterung von der Fehrte gar zu sehr dämpfen; der Wind aber den Geruch des Wildes dem Hund entgegen bringen würde, daß er mit der Nase nicht zur Erde bleiben, sondern mit dem Kopf in die Höhe, und gegen den Wind suchen, um sich sehen, und die Spur endlich übergehen lernen, mithin auf solche Art verdorben würde. Da an diesem Arbeiten des Hundes so viel gelegen ist; so wollen wir erstlich zeigen, wie bey dem Auszug verfahren werden müsse; und sodann das Arbeiten selbst umständlich beschreiben.

A) Wenn man den Leithund so weit erzogen, daß er führig ist; so wird es mit dem Auszug also gehalten: Man fasset den Hund an das Hängeseil, und so man schon einen gearbeiteten Hund hat, daß einer damit voraus ziehen kann, ist es desto besser, indem der junge Hund dem Alten nachzueilen beginnet. Doch muß man hiebey wohl Acht haben, ob der junge Hund nicht hinten her zu hitzig werde, in welchem Fall man lieber mit dem Alten neben her ziehet. Im Ausziehen spricht man dem Hunde mit freundlicher Stimme also zu: Hin! Hin! Vorhin! oder Voraus! ho, ho, ho, ho, hoa! Vorhin! Süllmann, Gesellmann oder Mann; zu den Hündinnen aber: Hatte! oder Seele! Dieß sind eigentlich von Alterher die gebräuchlichsten Worte der Hundenahmen, wenn man dabey bleiben will. Wer aber etliche und mehr Hunde hat, gibt ihnen verschiedene Nahmen, um sie zu unterscheiden; dabey sie denn auch bey dem Zuspruch genennet werden. Ob man nun aber gleich den Hund durch Zusprechen sowohl aufrischen, als auch straffen und einrichten muß, was er thun und lassen solle; so muß dennoch nicht immer mit ihm geplaudert, und stark geschryen werden; denn sonst wird es der Hund so gewohnt, daß er endlich selbst nicht mehr weißt, was er thun soll; oder er wird, wenn des Jägers Maul zu ist, gleich läßig werden. So wird auch durch das viele und laute Schreyen dasjenige rege gemacht, so man bestätigen will. Gleichwohl muß der Weydmann auch nicht gar als stumm hinter dem Hunde hergehen; sondern ihm ordentlich und zu rechter Zeit zusprechen. In währendem Ausziehen mit dem Hunde soll man ihn nicht vor den Häusern an die Knochen oder Kothhauffen anzuschnuppen, gewöhnen lassen, und sich dabey aufhalten, oder in die Fahrglöser, und Wasserpfützen einzufallen; sondern man nimmt das Hängeseil so aufgedockt in der linken Hand, daß man mit der rechten Hand an demselben vorgreiffen kann, damit es nicht schlaff werde, und auf die Erde falle, daß der Hund drauf, und drein tretten muß; sondern, so viel möglich, muß sich der Hund gewöhnen, das Hängeseil straff anzuziehen. Mancher Hund liegt zwar von selbst, und gar zu scharf im Hängeseil; er wird aber das bey bald müde, wenn er nicht sonst eine besonders gute Dauer hat. Man muß auch nicht mit den Armen schleuderend gehen; sondern

ſondern den linken Arm am Leibe halten, und den rechten auch nicht ſo gar frey, und weit hinaus ſtrecken, daß man den Hund nicht immer am Halſe rucke, als an einem Pferdt, wenn es Hotte gehen ſoll. Denn der Hund wird ſonſt ſchüchtern gemacht; und ſo er von Natur leichtſinnig anfällt, und es ihm nicht allzu gerecht iſt, wird er alsdann mit ſolchem Hotten gar bald und unvermerkt abgeruckt. Auch muß der Hund ſich nicht angewöhnen, bald herüber, bald hinüber zu ſchwärmen; ſondern nach und nach ſo gewöhnt werden, daß er vor der rechten Hand gerade voraus, und neben oder an der Straſſe und den Wegen rechter Hand vorhin ziehe. Wenn der Hund rechter Hand ſich hinwenden ſoll; ſo ſpricht man: Dahin! Dahin! So er ſich aber linker Hand herum, oder wegwenden ſoll; ſo ſpricht man: Daher! Daher! Und ſo er nicht recht voraus will: Dahin! hin, hin! Vorhin! oder Voraus! Wenn man ſo mit dem Hunde ausziehet, und denſelben arbeiten will; ſo muß der Jäger ſtets ſeine Augen auf des Hundes Kopf, und ſeine Minen wenden, und nicht hin und her gaffen; denn gibt man nicht beſonders auf den jungen Hund acht; ſo fällt der Hund gar leichte was an, das ihm nicht allzu gerecht iſt; und ſo ziehet man überhin, und der Hund gewöhnt ſich dabey, gerne zu übergehen. Dieſes aber iſt der gröſte Fehler eines Hundes.

B) Das Arbeiten ſelbſt iſt verſchieden, nachdem man den Hund auf eine Art des Wildes abrichten will. Insgemein werden ſie beſonders auf Hirſche und Säue abgerichtet; und dieſe beyde Arten wollen wir hier beſchreiben.

a) Auf den Hirſch kann der Hund auf zweyerley Art abgerichtet werden, entweder ohne, oder zugleich mit auf den Wider- und Abſprung.

1) Bey der erſtern Art gehet es alſo her: Wenn der Weydmann zu Felde und Holze mit dem Leithund ziehet, welches frühe, ſo bald es Tag iſt, geſchehen muß; ſo muß er nicht dichte oder zu nahe ans Holz ziehen, weil die Haaſen, Füchſe und dergleichen da herum zu fahren pflegen, auch nicht in die friſch gepflügten Felder. Dann bey dem erſtern begehren die junge Hunde gerne herum zu ſchwärmen; auf den andern aber lernen ſie in die Löcher ſtupfen, ſo man ſie in ſolchem lockern Boden arbeitet. Sehr gut iſt es, ſo man die jungen Hunde, welche man zum Hirſchen arbeiten will, zu erſt auf die Hirſchfehrten bringet, indem man befinden wird, daß dergleichen Fehrten, worauf der Hund anfangs ein paarmal gearbeitet worden, von demſelben nachgehends am meiſten geliebet werden. Doch iſt dieſes nicht dahin zu verſtehen, daß er alsdann von andern Thieren die Fehrten gar nicht anfallen ſollte; ſondern nur ſo viel, daß er die erſte Art der mit ihm angefangenen Arbeit am meiſten anzunehmen pflegt. Denn durch fleiſſiges Arbeiten muß ihm alles andere, was er nicht ſuchen ſoll, abgewöhnet, und er davon abgebracht werden. So iſt es auch ſehr ſchädlich, wenn man zuerſt auf Rehe, Haaſen, oder dergleichen Fehrten kommt,

kommt, und darauf herum schwärmt. Daher ist es besser, daß man anfangs einen guten Boden auf dem Feld erwähle, und sich vorher der Hirsche Wechsel recht wohl erkundige; so kann man alsdenn auch des Morgens frühe dieselbe mit dem Hunde finden. Wenn man einzelne Hirsche haben kann, das ist die beste arbeit. Alsdann nehme man nur den Hund wohl in acht, und sehe zu, daß der Hund nur einen oder ein paar Hirsche zur Suche hat; so wird er eher zeichnen, und stehen bleiben. Sind ihrer aber mehrere, und sie gehen aus einander; so fährt der Hund von einer Fehrte auf die andere, und will gern alles beyeinander haben, und wird also auf den vielen Fehrten leicht zum Schwärmen gebracht. Wenn nun der Hund anfällt; so spricht man ihm zu: Ho! Hoa! Was da! oder: Was zeucht daher! oder: Was wittert dich an! oder: Ho! richte dich nach der Fahrt. So der Hund die Fehrte recht anfällt, faßt man ihn kurz, daß er sich auf der Fehrte halten muß. Wenn er denn in die Fehrte mit der Nase eingreift, spricht man: Ho! richte dich! oder: Nun, nun, laß sehen! Alsdann greift man geschwind und behende vorwärts ans Hängeseil, daß man den Hund zwischen die Beine kriege, aber nicht rückwärts greiffen; sondern man muß ganz gemächlich so über den Hund kommen, daß er auf der Fehrte, die er mit der Nase gezeichnet, stehen bleibet. Anfangs zeichnet der Hund freylich nicht die Fehrte; sondern will mit der Nase hin und wieder fahren. Darum muß man ihn nur kurz halten, und so bald, als er nur mit der Nase nach der Fehrte hinein greift, muß man ihn auch caressiren. Denn dieses ist vornemlich der Zweck, daß der Hund lernen muß, die Fehrte mit der Nase accurat zu zeichnen, und die Fehrte nach Begehren richtig fort zu suchen; wohin er aber auch nicht gleich in einer Behängezeit gebracht wird. Caressiret man nun den Hund also: Ho! recht mein Mann! oder: Recht! du hast recht, trauter Gesell, oder: Halle! oder wie der Hund benamset ist; so läßt man sodann den Hund weiter auf der Fehrte nach, aber kurz, und man läßt ihn also wieder mit der Nase die Fährte suchen, und zeichnen. So er sie hat, muß man ihm wieder, wie vorhin, recht geben. Hierauf läßt man ihn etlichemal vorwärts fortschiessen, und so, daß er allemal, wenn man ihn anhält, die Fehrte mit der Nase recht zeichnen muß. Sodenn streicht und caressirt man ihn mit dem Bruch, nimmt ihn, während dessen, ganz glimpflich auf, trägt ihn ab, und ziehet neben der Fehrte rückwärts oder vorwärts, doch so, daß der Hund nicht so nahe an der Fehrte ist, daß er dieselbe im Wind, oder Nase hat. Wenn man auf solche Art hinziehet; so muß man sich wieder, wo man denkt, daß die Fehrte ist, darnach wenden, daß der Hund wieder quer über die Fehrte kommt. Dieses heißt Vorgreiffen. So er denn anfällt, muß man ihn wieder, wie zuerst, darauf arbeiten, zeichnen lassen, und abtragen. Einige arbeiten alsdann, wenn sie vorgegriffen, der Fehrte entgegen oder rückwärts; einige aber greiffen öfters vor, und arbeiten nicht

nicht rückwärts. Jenes heißt die Wiederfährte, das letztere aber die Nachfarth, wo es hingezogen ist. Wenn man mit einem jungen Hunde des Tages ein- zwey- oder aufs höchste dreymal zur Fehrte gekommen ist; so ist es auf diesen Tag schon genug. Wenn man aber etlichemal mit dem Hunde ausgezogen; so muß man es länger mit ihm machen, und ihn, so es seyn kann, einen Tag um den andern fortarbeiten. Fällt aber, wie fast alle junge Hunde thun, derselbe andere Fehrten an, die er nicht suchen soll; so muß man ihn deswegen nicht gleich mit Schlägen tractiren; sondern man ziehet ihn nur davon ab, und straft ihn also: Pfuy! Schone dich! oder: Schone dich, hüte dich! so wird es der Hund schon merken lernen, daß er da nicht caressirt wird. So muß man mit dem Hund verfahren, wenn er weichlich und furchtsam ist. Ist er aber hart und wilde; so muß man ihn zuweilen, so er nicht recht thut, mit dem Hängeseil schnellen; aber auch zu rechter Zeit, und mit Maaße. Ein Hund, so 2 Behänge auf sich hat, d. i. so er 2 Jahr gearbeitet worden, muß schon so viel thun, daß man sich einiger massen auf ihn verlassen kann. Im dritten Behänge aber muß er vollkommen gut, und gerecht werden, daß er, so er zeichnet, accurat die Fehrte mit der Nase habe, drein zeige, und stehen bleibe, und den Kopf in die Höhe werfe, bis man zu ihm gehe, auch nicht eher wieder fortschieße, bis man ihm zuspreche. Ist er in dieser Zeit nicht vollkommen; so hat es der Weydmann mit ihme versehen. Denn wenn anderst der Hund eine gute Nase hat, müssen ihm in solchen 2 bis 3 Behängen andre Untugenden abgewöhnet werden, und ihm so viel beygebracht seyn, daß er richtig und gerecht zeichne, und nichts übergehe. Man kann aber dem Hund auch eine schlechte Nase machen, wenn man nur allein ganz frühe ausziehet, daß er die Fehrten immer fein warm hat; wenn aber die Sonne aufgegangen, wieder nach Hause ziehet, oder wenn es ein wenig windigt, oder einen dünnen Regen oder starken Thau hat; da denn zu vermuthen, daß die Fehrten den Hunden nicht so gerecht, oder schon kalt seyn möchten. Es ist wahr, starker Wind ist vor junge Hunde gar nichts nütze, und bey starkem Thau und gar zu grosser Trockene ist dem Hunde der Such und die Witterung auch nicht so angenehme, als bey temperirtem Wetter, wenn es weder zu kalt noch zu warm, auch weder zu naß noch zu trocken ist. Aber wie siehet es alsdann aus, wenn bey einer solchen etwas unbequemen Witterung dennoch bestätiget seyn, und werden soll und muß. Da wird der Hund wenig oder nichts tangen, und der Jäger zu Schanden werden. Man muß also die Leithunde nicht gar zu zärtlich gewöhnen; sondern bald auf dürren Heiden, bald auf guten, bald wiederum auf sandigten, oder auch nassen Boden ziehen; denn die Veränderung des Bodens thut viel bey den Hunden, und man wird erfahren, wenn man von gutem fetten Boden auf dürre Heiden oder Sand mit dem Hunde gekommen, dergleichen er noch gar nicht gewohnt gewesen, daß er

ſich den erſten und andern Morgen bey dem Zug oder Vorzug ziemlich wunderlich anſtellet, und nicht ſo beherzt und wohl ſeine Sachen macht, als auf dem Boden, ſo er ſchon gewohnt geweſen. Darum muß der Hund in dem Behängen, und währender Hundsarbeit alles gewohnt werden, ſowohl ſtarke Thaue, als trockenes Wetter, kalte und hitzige Morgen und Züge. So viel iſt gewiß, bey gar ſtarkem Winde muß man den jungen Hund auf dem Felde, Wieſen oder Aenger nicht arbeiten; denn er wird da die Fehrte nicht fort ſuchen; ſondern ſich unter Wind wenden. Hält man ihn an, ſo iſt er nicht auf der Fehrte, und ſtehet bisweilen wohl 2 bis 3 Schritte weit von der Fehrte ab unter Wind. Setzte man dieſes alſo mehrmals mit ihm fort; ſo würde er ſich bald den Wind gewöhnen anzunehmen. Man thut alſo beſſer, daß man bey ſolchem Winde im Holz, wo breite Straſſen oder Alleen ſind, mit ihm ziehe, damit er nicht eben zu Hauſe liegen, und auf gut ſtill Wetter warten muß; ſondern auf dieſe Art doch in der Uebung bleibe. Man kann ihn auch wohl auf ſolchen breiten Straſſen etlichmal zeichnen laſſen, ſo er anfällt, obgleich nicht weit mit ihm nachzuhängen wäre. Es iſt auch nicht genug, daß er nur des Morgens die friſchen Fehrten allein zu ſuchen gearbeitet ſeye; man muß nach und nach weiter auf den Tag mit ihm arbeiten, und ſollte es auch bis 10 oder 11 Uhr, oder länger ſeyn. Wollte ihn je die Sonne zu ſtark drücken, ſo iſt es beſſer, man binde ihn unter einen ſchattichten Baum, und bringe ihn wieder auf die Frühfehrten und Brüche, daß er daſelbſt wieder anfalle. Ob er nun gleich leichte darauf ſucht; ſo lernet er doch auch die kalten Fehrten annehmen. Durch das weite und lange, auch öftere Ausziehen, bekommt auch der Hund mehr Dauer, und kommt beſſer in Athem, als wenn er ſelten heraus kommt. Doch muß ein Verſtändiger auch hierinn Maaſſe gebrauchen, indem man ſonſt den feurigſten Hund ruiniren kann.

a) Wegen vieler Feldtjagen, und Parforcejagden iſt es unumgänglich nöthig, daß man auch Leithunde habe, die auf den Wieder- und Abſprung gearbeitet ſind. Wie nun der Hund hierauf abzurichten ſeye, kann hier mit wenigem bemerket werden. Bey dem Auszug verfähret man gänzlich, wie bey der erſten Art. Hernach arbeitet man, wie vorhin, den Hund ſo lange, bis er eine Fehrte richtig anfällt, und eine Ecke mit fort zu ſuchen vermag; eher gehet es nicht an, ihn zum Wiederſprunge anzuhalten. So er nun auf dieſe Art mehrmals geübet worden; ſo hänget und arbeitet man denn weiter nach, ehe ſich das Wildpret gefärbet, aber ja nicht bis gar dichte an das Holz, damit ſich der Hund nicht an den daran hangenden Wildhaaren, wenn es ſich noch nicht gefärbet hat, gewöhne, den Kopf über ſich zu werfen, und im Winde zu ſuchen. Dieß iſt den Hunden ſchwer abzugewöhnen, und wird aus ſolchen Leithunden nichts, die nur im Winde ſuchen. So muß man auch überall keinen jungen Hund, wie es denn auch den Alten nicht viel

nütze ist, obgleich das Rothwild pret vollkommen verfärbet hat, in dicken Buschhecken oder Standen zeichnen, und ihn stehen lassen, daß er die Reiser erst vollkommen berieche. Sie gewöhnen es sich nachgehends gar bald an, daß sie, so bald sie am Holze zeichnen sollen, mit der Nase oben an den Reisern herumfahren, und unten die Fehrte so viel nicht, als oben die Reiser, achten. So man denn nun etwa eine Ecke mit dem Hunde die Fehrte fortbringen oder nachhängen kann; so muß man weiter also verfahren: Wenn der Hund anfällt, so läßt man ihn zeichnen, und spricht ihm recht; nur aber junge Hunde kürzer, als die sich schon besser geschickt erzeigen. Wenn er gezeichnet, nämlich auf die Hinfährte; so gehet man zwar vor an den Hund, aber man ziehet ihn, doch nicht mit Reissen, herum, und nach der Wiederfehrte, und spricht: Wieder, wieder nach der Fahrt! und bringt ihn also im Zug herum auf die Wiederfehrte; man läßt ihn da auch zeichnen; und wieder ein paarmal schiessen, und zeichnen, und trägt ihn ab. So nun dieses auch etlichemal mit ihm exerciret worden, und der Hund anfällt; so läßt man ihn auf der Hinfehrte, wie erst gedacht, zeichnen, und sodann auch wiederspringen und zeichnen; man bleibet stehen, und spricht ihm, mit etwas herum ziehen, zu: Recht! wieder nach der Fahrt! oder: Recht! wieder richt dich nach der Fahrt! Also muß er wieder herum, und auf die Hinfarth; da läßt man ihn wieder zeichnen, und spricht: Fehrte! oder: Nu! Nu! laß sehen! Hierauf eilet man zu ihm, gibt ihm recht, läßt ihn wieder gerade fortschiessen und zeichnen: Solches muß denn so lange mit ihm getrieben werden, bis er zum richtigen Zeichnen und Wiederspringen vollkommen gearbeitet ist. Dieß ist nun hernach von vortreflichem Nutzen. Man soll z. Er. einen Versuch vor dem Holze thun, wo das Getreyde nahe daran stehet, oder auf einem alten Wege, Strasse, Flügel oder Allée vorgreiffen. So bald der Hund anfällt, bleibt man stille stehen, läßt ihm das Hängeseil nach, so weit es sich thun läßt, und spricht: Was wittert dich an? So er die Fehrte ergreift, zeichnet er, wenn man ihm mit dem gewöhnlichen Wort: Fehrte! zuspricht. Bleibe ich aber, ohne weiter fortzutretten, stehen, und spreche: Wieder! so springt er neben mich gleich herüber; doch muß ich an dem Hängeseil sein hurtig nachgreiffen, daß der Hund nicht so hineintretten muß; lasse es sodann durch die Hund schiessen, halte wieder an, und sage: Fehrte; so zeichnet der Hund wieder. Auch läßt man den Hund nochmals wieder herüber springen, wo man meynet, daß die Hirschfehrten hinwärts seyn; da man denn, so viel möglich, den Hund das letztemal auf der Hinfehrte zeichnen läßt, an ihn gegangen, selbiger mit dem Bruche geliebt, und abgetragen wird; bey einem solchen ausgearbeiteten Hund braucht man sehr wenig zu sprechen. Wie ich nun zwischen dem ersten Fleck, wo der Hund auf einer Seite des Weges, und wieder über den Weg das andermal gezeichnet (welche beyde Orte man wohl in Acht nehmen muß), einen

nen ziemlichen Raum habe, daß ich von einem Orte bis an den andern die Fehrten beobachten, und beurtheilen, und also denn auch richtig ansprechen, und darnach richten kann; also muß eine jede Fehrte ordentlich verbrochen werden, und zwar mit abgebrochenen grünen Reisern, so Bürche heissen, mit der Spitze des Bruchs, und den Stielen des Laubes, wo ein Hirsch hinwärts gezogen. Und so werden alle Hirschfehrten nahe vor dem Holze verbrochen, daß man weiß, wie viel, und wo sie hinein seyn. Die Fehrten von Thieren aber werden von einigen mit dem Laube entgegenverbrochen, d. i. man leget den Bruch nicht so, wie bey den Hirschfehrten; sondern gerade verkehrt. Damit nun der Hund auch die kalten Fehrten zu suchen, dauerhaft werde, muß man ihn zu mehrern Zeiten des Tages, als nur allein des Morgens, und auch auf allerley Arten des Bodens arbeiten. Wie der Leithund noch auf eine dritte Art durch das Genieſſen abzurichten seye, davon s. Genüß.

ß) Auf eine andere Weise hat man zu verfahren, wenn man den Leithund zu Sauen arbeiten will. Man kann nun zwar eben den Hund, den man zu Hirschen abgerichtet, auch zu Sauen arbeiten; aber es gibt hernach Confusion, wo Hirsche und Sauen untereinander wechseln. Daher es bequemer ist, einen besondern Hund auf die Sauen abzurichten. Mit dem Auszug gehet es, wie bey den vorigen Arten. Wenn man nun aber mit dem Hunde auf, oder zwischen Feld, Vorholz oder Wiesen ziehet, und er fällt die Saufehrten an, spricht man ihm zu: Ho! ho! ho! ho! Was wittert dich an? Sau! Sau! wo wechselts? wo zeuchts? oder: Nach, darnach, Sau! Sau! Sau! So er recht hat: Recht, darnach, Sau! Und muß er auch zeichnen, wie bey der Hirschhundsarbeit vorgestellet worden; man muß auch mit ihm auf eben diese Weise verfahren, und bey dem Zeichnen gesprochen werden: Fehrte! halt! laß nun sehen! Er muß aber auch zum Wiederspringen, welches sehr nöthig, fertig gemacht werden. Nur hierinn ist sich sehr wohl in Acht zu nehmen; wenn nämlich die Sauen hin und her gebrochen; so will der Hund nicht gerne bey dem Zeichnen stille stehen; sondern fähret hin und her; da man ihn denn ganz kurz nehmen, und zeichnen lassen muß. So man aber merket, daß die Brüche ausgehen, muß man gleich vorgreiffen, und sprechen: Umgangen, umgangen, mein Geselle! Wo wechselts? oder: Wo zeuchts hinaus? oder: Wendet es sich? Wendet es sich? mach es aus! Laß sehen, wo zeuchts hinaus? Wenn er wieder die gerade Fehrte einfällt, und fortziehet, muß so viel, als möglich, nachgearbeitet werden. So man aber auf Wegen durch vorgreiffen muß, um etwa flüßige enger zu haben, muß man sich wohl in Acht nehmen. Sie wechseln zuweilen, oder brechen über den Weg, und wieder zurücke; da ist das vorgreiffen, und den Hund kurz halten, das Beste. Darum gehöret auch hiezu schon ein gearbeiteter Hund. Mit jungen Hunden muß man sich in

chen nicht viel aufhalten, sonst lernen sie herumschwärmen, und sind nicht gut in Stand zu bringen. Man muß also anfangs zusehen, wo einzelne Sauen hinaufziehen, wo man nicht schon einen gearbeiteten Hund zu Sauen hat, daß der junge Hund neben dem Alten mit gearbeitet werden könnte. Hat man diesen zur Hülfe; so ist es freylich besser. Alsdann nimmt ein Jäger den alten Hund, und ein anderer den jungen, und ziehen nebeneinander aus. Doch müssen die Hunde nicht zu dichte beysammen kommen, weil sie sich gar öfters beissen, und einander confus machen. Fällt der alte an, so greift man mit dem jungen gleich kurz von. Fällt dieser auch an, so läßt man ihn etwas fortschiessen, hält ihn hierauf zum Zeichnen an, und spricht: Sau! Sau! Fähete! Nun laß sehen! Man muß sich aber auch bald an ihn machen, und ihn caressiren. Immittelst läßt man den alten Hund neben dem jungen weg vorschiessen, gibt ihm das Hängeseil lang, und läßt ihn zeichnen. Alsdann nimmt man den jungen Hund kurz, und zwischen die Beine, krätschet auf der Fehrte mit ihm fort, bis man wieder an den alten Hund kommt. Hierauf läßt man den jungen Hund vor, man suchet ein Eckgen nach, und läßt ihn wieder zeichnen. So nun dieser wieder gezeichnet hat; so läßt man den alten wieder vorschiessen und zeichnen. Also sucht und hänget man mit beyden Hunden nach, so daß man immer einen um den andern zeichnen lassen muß, so weit es nur gehen will; und könnte man auf eine halbe Stunde, und auch weiter nachsuchen; desto besser lernet der Hund die Fehrte halten, und wird auch fleissiger und feuriger darauf. Doch muß man auch den Hund beurtheilen, ob er feurig ist, oder ob man es ihm zu lange, und ihn furchtsam machen möchte. Da die Sauen viel hin und wieder zu brechen pflegen; so muß, wie schon gedacht, der junge Hund kurz gehalten werden, daß er nicht schwärmen lerne, und man läßt ihn dagegen einmal zeichnen. Siehet man nun vor sich, daß die Brüche ausgehen; so wird es immer so gemacht, daß man über dieselbe hinaus komme. Hat man denn einen alten Hund dabey, und man kann die Sauen mit dem jungen nicht recht fortbringen, oder ausmachen; wo sie wieder aus den Brüchen gerade herausgezogen, wird sogleich mit dem alten Hunde ausser den Brüchen vorgegriffen, der junge aber in den Brüchen erst kurz, und zum Zeichnen angehalten, und abgetragen. Macht nun der alte Hund die Sauen ausser den Brüchen wieder aus, alsdann wird wider mit dem jungen Hunde dabey, und von einem an den andern, wie oben schon bemerket, bis zu Holze fortgearbeitet. Sind es aber nur Vor- oder lichte helle Höher, und ist nicht etwa Eichelmast oder wild Obst darinne, und also zu vermuthen, daß die Sauen gar sehr darinnen herumgebrechen; so hänget man mit den Hunden nach bis an den dickigt; daselbst läßt man die Hunde das letztemal zeichnen, und werden selbige ebenermassen, wie die Hirsche, verbrochen. Hat man aber einen jungen Hund ganz allein zu arbeiten; so muß

anfangs

anfangs angesehen werden, wo einzelne Sauen sind. In Weinbergen, wo zugleich auch allerhand Wurzelwerk ist, ziehen sie gar gerne, wie auch, auf den Wiesen, wo die Kümmel- und Garbe-Wurzeln zu finden, brechen und ziehen sie sehr stark darnach. Auf starke Rudel einen ganz jungen Hund zu arbeiten, ist, wie schon mehrmals erwähnt, nichts nütze. Wo aber 1, 2 bis 4 Sauen bey einander ziehen, da gehet es gut. Bey ganzen Rudeln lernen die Hunde schwärmen; aber wenn auch die einzelne Sauen schon brechen, so gehet es doch endlich wieder eine Ecke gerade fort, worauf mit einem jungen Hunde fortzukommen ist. Wenn nun der Hund erst ausgearbeitet ist; so muß er eben so gut und gerecht allein zur Sau seyn, wie der vorangezeigte zum Hirsch. Er muß accurat die Fährte mit der Nase zeigen, den Kopf in die Höhe werfen, und stille stehen, daß man zu ihm gehen kann, auch nicht eher wieder fortschiessen, bis man ihm wieder zuspricht. Die Zeit dieser reinen Sauhundsarbeit kann man gegen Bartholomäi anfangen, und damit fortfahren, bis die Hirsche in völliger Brunst seyn. Denn in der Brunstzeit wäre es vor den Hund schädlich, so man mit der Arbeit zu nahe ans Holz käme, und der Hund den starken Geruch, so die Hirsche zu dieser Zeit haben, vernähme; dadurch würde er lernen im Winde suchen, und nichts nütze werden. Wenn jedoch Orte vorhanden sind, wo die Hirsche ihre Brunstplätze nicht haben, ist es gut, wenn man mit dem Hunde fleissig mit der Arbeit fortfahren kann; widrigenfalls muß die Brunst vorbeygelassen, und die Arbeit sodann erst wieder angefangen werden. So können die Leithunde nicht nur zu Hirschen und Sauen, sondern auch zu Wölfen, wo Gelegenheit dazu ist, abgerichtet werden. Wenn endlich die Hunde nicht mehr gearbeitet, oder zum Versuchen gebraucht werden, so ist es gut, wenn man Zwinger hat, und sie ledig darinnen lauffen läßt; denn wenn sie an Ketten liegen, werden sie gerne steif.

Arbor farinifera, s. Mehlbaum.

Arbor foetida, s. Faulbaum.

Arbor pices, s. Rothtanne.

Arbor placida, s. Eiche.

Arbor procera, s. Oberholz.

Arbor sambuca, s. Hollunder.

Arcuata, s. Brachvogel.

Ardea, s. Geyer.

Ardea stellaris, s. Rohrdommel.

Arktirsche, s. Elsenbeerbaum.

Arlesbaum, Arlesbeerbaum, oder, wie ihn einige nennen, der zahme Vogelbeerbaum, lat. Sorbus, bekommt einen hohen und starken Stamm, wo er in gutem Erdreich stehet. Er hat ein schönes Laub, welches fast dem Ahornlaube, oder Weinlaube gleich kommt, aber viel kleiner und röthlicher, als dieses, ist. Das Holz kommt fast mit dem Holz der Birnbäume überein, ausser daß es etwas brüchiger, als dieses, ist. Es ist sehr hart und veſt, und kann sehr wohl zu allerhand Arbeit, und auch zum Brennen gebraucht werden. Die

Wurzel gehet tief in die Erde, und ist hart und röthlicht. Dieser Baum kann von den Kernen gar leichte, ingleichem auch von den Schößlingen, aufgebracht, und der Stamm zu Oberholz gezogen werden. Er verdrückt das Unterholz sehr wenig, schlägt auch auf dem Stamm und Stock wieder aus, und ist also vor ein sehr nutzbares Holz zu achten. Er wächset aber nicht aller Orten, sondern ist mehrentheils nur in Thüringen, wie auch an etlichen andern Orten in Franken und Schwaben anzutreffen. Die Früchte, welche dieser Baum in ziemlicher Menge trägt, heissen Arlsbeeren, oder Arlskirschen. Sie sind gelbröthlicht, und wachsen traublicht, können aber nicht eher, als wenn sie teig seyn, und eine braune Farbe bekommen, genossen werden. Man pflegt sie, ehe sie noch reif sind, in Büschel zu binden, und als etwas rares an diejenigen Oerter, wo sie nicht anzutreffen, zu verschicken. Das Wildpret und die Vögel streben ihnen mehr nach, als den Ebereschen- oder gemeinen Vogelbeeren. An der Form und Gestalt kommen sie der Weißdornfrucht, den sonst sogenannten Meelseistgen oder Meelsäßgen, sehr nahe, und haben, an statt des Kerns, einen harten Stein in sich, von welchem dieser Baum fortgepflanzet werden kann. Arme Leute räuchern sich auch mit den gedörrten Beerstielen für das Zahnweh, und bey Kindern braucht mans für das Bauchgrimmen. Sonst werden auch die Arlsbeere, wenn sie völlig reif geworden, wie die Quittenäpfel, oder andere dergleich Früchte, gekocht, und in Zucker gesotten; und sollen dieselbe also zubereitet den Magen gen stärken, und guten Appetit zum Essen machen.

Arquebuse, s. Büchse.

Arschklammer, Arschkützel, s. Dornrose.

Aschbaum, s. Esche.

Asche, ein Baum, s. Esche.

Asche, s. Potasche.

Asche, ein Fisch, s. Aesche.

Aspe, Aespe, Espe, Aspen, Espenbaum, Alberbaum, lat. Populus, Populus Lybica, Populus tremula, franz. *Tremble*, ist ein Baum der unter die geringeren Holzgattungen gehöret, zu keiner grossen Stärke und Höhe kommt, und auch nicht lange dauret. Einige halten ihn für eine Art eines Pappelbaums; es ist aber nichts an demselben, das mit dem Pappelbaum eine Aehnlichkeit hätte; denn auch die Blätter, so eine Aehnlichkeit zu haben scheinen, sind viel kleiner und runder; zu geschweigen, daß die Aspe längere Laubstiele hat, und auch die Rinde glatt bleibet, da sich jene bald rissig ziehet. Sonsten ist die Aspe in den Wäldern wohl zu dulden, weil sie dem Unterholz keinen Schaden thut, schnell aufschiesset, und mit ihren Wurzeln flach wegläuft; daher sie auch von den Sturmwinden leicht umgerissen wird. Im 30 oder 40sten Jahr hat sie gemeiniglich ihren Wachsthum vollbracht, so daß sie nicht leicht über 40 und 50, sehr selten aber 60 Jahre stehet; denn schon vor dieser Zeit wird sie um den Kern weich und stockigt, wie ein Korck. Sie kommt fast aller Orten fort, sowohl

sowohl in Gebürgen, als im Lande, sonderlich aber an feuchten und morastigen Orten. Das Holz ist weiß, weich und leicht, und läßt sich überaus gut drechseln. Es verwirft sich wenig, und ist in der Witterung von kurzer Dauer. Zum Brennen ist es schlecht, und verlodert gar schnell. Die Kohle gehöret unter die leichtesten Arten, ist doch aber viel brauchbarer, als die lindene, und kann, wenn das Holz ungefehr zwischen dem 20 und 30sten Jahre gehauen, und so bald es nur ein wenig Lufttrocken, verkohlet wird, zum Schmelzen noch ziemlich benutzet werden, absonderlich wenn man es zur Helfte mit andern harten Kohlen versetzet. Wird es aber alt, und im Kerne stockigt (denn dieser Baum faulet allezeit von der Mitte gegen den Umfang); so hat es die böse Eigenschaft an sich, daß es nach dem Verkohlen oft etliche Tage im Kern Feuer hält; wodurch zu Zeiten Unglück entstehet, und die Kohlenschuppen und Hüttenwerke in Brand gerathen. Die Kohlen von solchem alten Holz geben ein schwaches nur glimmendes Feuer; und da bey andern Kohlen durch heftiges Blasen auch das Feuer heftiger wird; so blasen sich diese schwarz, gleich den Schwammkohlen, legen sich unter der Forme auf, hindern die Wirkung des andern Feuers, und werden guten Theils wieder aus dem Ofen gezogen, wie sie aufgegeben worden, welches man besonders bey der hohen Ofenarbeit, und auf den Eisenhütten bemerket, woselbst das Feuer durch das heftigste Gebläse getrieben wird. Man hat davor gehalten, daß die Aspe keinen Saamen trage. Es ist aber gewiß, daß in den wolligten Gewächsen, welche daran im Frühjahr hervorbrechen, der Saamen als sehr zarte schwarze Körnlein befindlich, der aber sehr klein, flüchtig, und in lockere wollichte Klumpen eingewickelt ist, welche vom Winde weit und breit umhergejagt werden; daher die Aspe in den weitesten Entfernungen von ihres gleichen hat, und woselbst von undenklichen Jahren keine Aspen gestanden; wie er denn auch öfters auf hohe Mauren kommt, wo man nicht sagen kann, daß alte Wurzeln daselbst befindlich gewesen. Die abgehauene Espe, sie mag alt oder jung seyn, kommt mit häuffigen Loden hervor, wo sie nicht durch stärker Holz unterdrücket wird. Sie treibt ihre Wurzeln sehr weit vom Stamme, und wenn sie alt wird, und den Saft nicht mehr consumiren kann, wachsen in einer Entfernung von 6, 8, 10, 22, und mehr Schritten vom Stamme, aus den kleinen Nebenwurzeln junge Loden hervor, welches man von wenig andern Holzarten bemerket. Hieraus ist nun begreiflich, wie ein Ort, nachdem er abgetrieben worden, mehrentheils mit häuffigen Aspen überzogen wird. Kommen nun nicht bald hernach Stammloden von andern guten Holzgattungen hervor; so nehmen diese, nebst den Söhlweyden, Haseln, und einer Menge Staudengewächse dergestalt überhand, daß nicht leicht gute Gattungen aus dem Saamen in die Höhe zu bringen sind, wenn ihnen nicht Luft gemacht wird. Wegen der grossen von sich selbst erfolgenden Vermehrung dieses Baums hat man

sich um dessen Fortpflanzung wenig bekümmert. Indessen nimmt man nicht selten wahr, daß, wenn ein Hau ganz mit Aspenloden überwachsen, solche mit einmal vergehen, oder doch die Spitzen verlieren, woraus ein struppigtes unnützes Gewächse wird, ohne daß man es allezeit den Verbeitzungen Schuld geben kann, denen dieses Holz gar sehr unterworfen ist. Vermuthlich ist es dem Frost zuzuschreiben, weil man Spitzen verwelken siehet. So bald aber die Aspen schon ziemlich in die Höhe gewachsen, thut ihnen der Frost nicht leicht Schaden. Wenn im Winter, da der Boden mit Schnee und Eis überzogen ist, dem Rothwildpret die Aesung mangelt; so ist es dienlich, hin und wieder Aspen niederzuhauen, an deren weichen Spitzen das Wild Unterhalt findet, und den jungen Loden von besserer Art nicht so vielen Schaden zufüget. Uebrigens wächset dieses Holz gar geschwinde, nachdem es das 10 oder 15te Jahr zurückgeleget hat. Das Blatt, welches an einem langen schwachen Stiele hänget, zittert bey der geringsten Bewegung der Luft mit einem merklichen Geräusche. Der Schaft der Espe hat eine grüne glatte Borcke, und wenn er älter wird, borstet er unten in einer Höhe von 6, 8 bis 10 Fuß, gleich einer alten Birke auf; doch bleibt der obere Theil des Schaftes beständig mit grüner glatter Rinde bedeckt. Die Rinden werden nicht nur von den Rothgerbern gebraucht, sondern auch zu Fackeln gemacht. Das Holz führt einen Sand bey sich, welcher aus der Erden durch den Saft in demselben mit in die Höhe läuft, und einwächset. Es wird zu Geschirren, als Backtrögen, Molden, Bergtrögen, Schaufeln, Spaten und andern Sachen, auch zum Bauen und Stückholz der Fächer in Gebäuden gebraucht. Doch müssen die daraus gearbeiteten Stücke an trockene Orte, und nicht an die Wetterseite, oder sonst ins Feuchte kommen.

Aspe, s. a. Pappel.

Asper, *Aper*, ist ein kleiner Flußfisch, der insgemein zwischen *Vienne* und *Lion* in der Rhone sich befindet. Den Nahmen hat er wegen seiner rauhen Kiefern und Schuppen erhalten. Sein Kopf ist ziemlich breit und spitzig, das Maul nicht gar zu groß, und hat keine Zähne. Er siehet röthlich mit breiten schwarzen Flecken gleichsam besäet. Er ist gut zu essen, das Fleisch aber ist trockener, als des Gründlings. Er hat eine erösnende Kraft.

Astragali Leporum, s. Haasensprung.

Astragali Porcorum, s. Schweinesprung.

Atzel, s. Elster.

Atzen, s. Aetzen.

Auard, s. Adler.

Aubier, s. Splint.

Auceps, s. Vogelsteller.

Aucupium, s. Federspiel, Vogelfang.

Auerhahn, Aurhahn, Urhahn, Ohrhahn, lat. Urogallus, Tetrix, Tetrao, Gallus sylvestris major, ist einer der edelsten Waldvögel, und nächst dem Trappen unter den wilden Hühnern der gröste

gröſſte; aber wegen ſeines harten Fleiſches nicht am angenehmſten zu genieſſen, wo er nicht mit beſonderm Fleiß und Koſten zubereitet wird. Seiner eigentlichen Gröſſe nach iſt er wie ein Calecutiſches Huhn, nur daß er nicht einen ſo langen Hals und Schwanz hat. An Farbe iſt er ſchwarz, mit Caſtanienbraunen und aſchenfarben untermengten Flügeln und Halſe. Unter den Flügeln hat er weiſſe und graue, auch auf dem mittelſten Gelenke der Flügel weiſſe Federn, um die Augen hellrothe Augbraunen, und einen nicht allzulangen, und etwas gekrümmten Schnabel. Die Füſſe ſind bis auf die Zehen heraus mit ſubtilen Federn rund beſetzet, welche er in der Falzzeit meiſtentheils verlieret, die ihm aber doch gegen den Sommer in der Mauſer der Federzeit wieder wachſen. Das Huhn oder die Auerhenne, lat. Vrogallina, iſt um ein merkliches kleiner, doch gröſſer, als eine groſſe Haushenne. Der ganze Leib iſt bunt, wie eine Schneyfe, aber mit ſchwarzen Flecken hin und wieder beſprenget. Das übrige, ſonderlich unter dem Halſe bis an die Bruſt, iſt fahlroth. Der Regenbogen in den Augen iſt gelb; der Augapfel iſt blauſchwarz. Hinterwärts um die Augen hat ſie etwas rothes, am Bauche viel weiſſes. Die Füſſe und Zehen ſind wie an dem Hahn. Sie weichet, nachdem ſie empfangen hat, heimlich von der Geſellſchaft. Wenn die Rothbuche ihre Knoſpen öfnet, und die Blätter auseinander gehen; ſo ſuchet das Huhn ſeine Gelegenheit unter den Sträuchern, in Gehauen und Schlägen, entweder in Heidekraut, oder in Zimmer- und Wellengerichte, und leget daſelbſt 6, 8, 10 bis 12 Eyer; brütet auch ſolche meiſtentheils in 4. Wochen aus.

Die Falzzeit, welche etliche Wochen währet, iſt im Merz und April, nachdem der Winter lange anhält. Doch findet man, daß ſie im Gebürge, wo der Schnee lange dauret, auch noch bey währendem Schnee zu falzen pflegen. Einige wollen hier der alten Fabel beypflichten, als ob der Hahn das Huhn nicht, wie anderes Federwildpret oder Vögel, trette; ſondern wegen ſeiner groſſen Geilheit den Saamen von dem Baum, worauf er ſtünde, herunter fallen laſſe; dabey ſich denn die Hüner einfänden, und ſolchen auflöſen. Allein es iſt wider die Natur, daß dasjenige, was in den Magen und das Geſcheide kommt, in die Saamengefäſſe oder Eyerſtöcke kommen, und darinnen ſeine Frucht erzeugen ſollte; und es iſt wohlerfahrnen Jägern wohl bekannt, daß es damit, wie bey anderm Federwildpret, hergehe. Zur Falzzeit nämlich nimmt der Hahn ſeinen Stand, wo er ſchon ehemals gefalzet hat, gerne wieder, und zwar meiſtens in den Revieren, wo Rothbüchen- Kiefern- und Fichtenholz ſtehet, gemeiniglich auch an Hängen und Bergen, und gegen der Sonnen Aufgang, der ihm angenehm iſt, wie auch gern an rauſchenden Bächen. Ob er ſich wohl des Tages über mit den Hünern von ſeinem Stande etwas weggezogen, und ſein Geäß dabey mitgenoſſen; ſo fällt er doch gegen Abend wieder dahin nach ſeinem Falz, ſtehet des Nachts auf einem Baum, und ſingt gegen

gen Morgen; wohl schon um 2 Uhr an, zu salzen. Was den Ton anbetrift, den er hier von sich giebet; so ist, unerachtet man vielen Vögeln und Thieren den Ruff nachgeahmet, doch noch kein Erfinder gewesen, der gleich dem Auerhahn einen Ruff hätte machen können. Anfangs schnalzet er, fast als wenn ein Mensch mit der Zunge schnalzet; dann klinget es fast, als ob ein Grasmäher mit seinem Wetzstein mit doppelten Strichen gerade die Sensestriche; gleich darauf pflegt er ganz klein und zart zu singen, und am Ende wieder zu schnalzen. Unter dem Balzen höret und siehet er nicht, ja er vernimmt auch nichts, wenn man sogar nach ihm schiesset und fehlet, da er doch sonst ein leises Gehör und scharfes Gesichte hat. Dieß währet nun mit dem Balzen, bis die Sonne hervorbricht. Die Hüner, deren er wohl 8 bis 10 bestreiten kann, ziehen sich hin nach dem balzenden Hahn, und lassen ihm auch wohl ihre Ankunft zuweilen durch ein gelindes Tack rufen hören. Er vernimmt solches bald, steiget, wenn es vollends helle wird, vom Baum herab, bringet sie manchmal bey dem auspassenden Jäger vorbeygesagt, und besteiget und betritt sie, gleich anderm Federwildpret; da denn, wie vorhin gedacht, das Huhn sich wegmachet, und wenn es die Eyer geleget, solche in der bemeldten Zeit, ohne Hülfe des Hahns, ausbrütet. Sowohl des Auerhahns als des Huhns Geäsche sind im Winter die Knospen von den Rothbüchen, Kiefern, und Fichtennadeln, wie auch die Spitzen von desselben jungen Jahrwachse. Sie nehmen auch aus den Quellen kleine Steingen zu sich, die man zur Sommers- und Winterszeit in ihrem Magen findet. Sonsten ässen sie sich auch von Heydelkrons- oder Kräuselbeerbeeren, Himbeeren, Wachholderbeeren u. d. gl. auch von einigen Kräutern. Auch ziehet dieses Auerhahnwildpret nicht weg; sondern bleibet beständig hier zu Lande, in und um die Revier, wo es ausgebrütet. Beyde sowohl die Hahnen als Hüner gehören überall zu hohen Jagd. s. Jagd.

Insgemein wird der Auerhahn auf der Balz geschossen; da denn der Jäger frühe vor Tag schon an dem Orte seyn muß, wo der Auerhahn seinen Stand hat. Hört man da nun den Auerhahn balzen; so eilet oder springt man etliche Schritte auf ihn zu. So bald man aber vernimmt, daß dessen Balz oder Laut aufhöret; so bald muß man stille stehen, und sich weder rühren, noch wenden, indem er so leise ausser dem Balz höret, daß er auch das Zerbrechen des kleinsten und geringsten Reißleins empfindet. Fängt er aber wieder an zu balzen; so eilet man wieder nach ihm zu. Dieß muß man nun so fortsetzen, bis man nahe genug und verborgen stehen kann. Ist es noch nicht helle genug, so erwartet man den Tag, und schiesset ihn bey bequemer Gelegenheit unter dem Balzen. Weil er zur hohen Jagd gehöret; so ist es auch billich, daß er mit der Pürschbüchse und Kugel geschossen werde; doch werden auch zuweilen weiche mit grobem Hagel geschossen. Wie sie vor einem Hunde, und zwar auch ausser der Balzzeit geschossen werden,

werden, davon ſ. Auerhahnhunde.

Da der Auerhahn ein hartes Fleiſch hat, ſo muß man ihn, wenn man ihn genieſſen will, wohl einbeitzen, da er denn hernach in eine Paſtete geſchlagen werden kann; wiewohl er auch gebraten auf groſſer Herren Tafel aufgeſetzet wird. Solchen aber recht mürbe zu braten, muß man alſo verfahren: Wenn man ihn gerupfet, ſo wirft man ihn ſauber aus, und klopft ihn wohl, daß er mürbe werde. Man wäſchet ihn hierauf reine, und hält ihn in ſiedend Waſſer, daß er darinnen ein wenig anlaufe, alsdann aber legt man ihn erſt wieder in ein kaltes. Wie er denn ferner zugerichtet werde, davon ſ. *Onomatolog. Oeconom.* oder Oeconom. Wörterb. 1ſter Theil p. 318.

Von den Auerhahnen und Hünern kann man auch die Eyer zahmen Hof- oder Calecutiſchen Hünern, um ſolche auszubrüten, unterlegen. Nur wollen die Jungen insbeſondere mit Erziehung in Acht genommen werden; da ſie denn mit Ameiſeneyern, Kräutern und allerhand Beeren, auch groben Sande zu füttern ſind. Doch haben ſie auch dieſe Eigenſchaft, daß ihnen die Gelegenheit des Terrains nicht aller Orten anſtehet. Dennoch aber, wo ſie ſich ziemlich vermehren, weiß man Exempel, daß ſie ſich wohl 3 bis 4 Stunden weit abziehen und auseinander breiten, auch theils Orten weniger werden, als ihrer vorher geweſen, ob ſie gleich gehäget und geſchonet worden. Von dem letztern und erſtern wollen wir hier die Urſachen deutlicher vorlegen. Wo des Auerhahns Wildpret weniger wird, ſo iſt ein Haupturſache dieſe: Wenn die Raubthiere daſiger Orten herum nicht nach Möglichkeit getiliget werden, welche ihnen, weil ſie auf der Erde brüten, und ſo veſte ſitzen, gar vielen Schaden thun. So verändern ſie auch ihre ſonſt gebrauchten Stände, wegen veränderter Verhau- und Abholzung der Oerter, daß, da ſie wegen des Hauens und Abfahrens des Holzes ſehr beunruhiget werden, ſie ſich nach ruhigen Orten ziehen. Ferner ſind auch drittens an ihrer Ausbreitung, und der Verlaſſung ihrer erſten Stände, und der weitern Vermehrung an andern Orten, die gar alten Hähne ſchuld; immaſſen die alten Hähne in der Falz die Jungen bey ihrem einmal gewohnten Stande abkämpfen oder wegbeiſſen, daß dieſe ſodann weichen, und ſich weiter ziehen müſſen. Wenn es nun geſchehen, daß ſie ſich mit den Hünern ſchon comportirt haben; ſo ziehen die Hüner hinter dieſen drein; da denn der alte Hahn zwar ſeinen Stand, aber wenig Hüner behält, folglich in ſolchem Revier alsdenn wenige Junge zugezogen werden. Es wäre demnach dienlich, daß man die alten Hähne, ſo ſchon etliche Jahre an ihrem einmal angewohnten Stande beobachtet worden, wegpürſchete; ſo würden ſich alsdenn eine Zeitlang die jungen Hähne daſelbſt beyeinander beſſer vertragen. Mithin iſt daraus zu ſchlieſſen, daß die Vermehrung auch ergiebiger ſeyn würde.

Die

Die weydmänische Redensarten vom Auerhahn und dem Huhn sind folgende: Der Auerhahn hat seinen Stand, d. i. den Ort seines Aufenthalts. Er steiget oder tritt zu Baume, oder vom Baume. Er stehet auf dem Baume oder der Erde. Er hat Füsse. Er falzet oder balzet, heißt die Zeit der Vermischung. Er wird aufgebrochen, nicht ausgeworfen oder ausgenommen. Er hat ein Gekäusch und Gescheide, bedeutet das Inwendige im Leibe. Wie auf solche Art auch von andern zur hohen Jagd gehörigen Vögeln gesprochen wird.

Auerhahnhunde, Beller, ist eine Art kleiner braunen Hunde, etwa wie ein Dachskriecher oder Schlieffer, welche runde Köpfe, und etwas dünnere Mäuler haben. Man braucht sie insbesondere zu Auerhahnen ausser der Falz, auch wohl zu Haselhünern, dieselbe vor ihnen zu schiessen. Erstlich aber gewöhnet man den Hund an die welschen Hähne, daß er denselben nachlauffet, und sie verbellet. Wo auch Fasanen sind, läßt man ihn selbige auch suchen und verbellen. Wenn er denn erst da repieret, und dieses thut; so sucht man junge Auerhähner, daß er dieselbe nur erst kennen lerne; alsdann gibt es sich mit den alten, sie zu finden, und zu verbellen, gar leicht. Von andern Vögeln aber, wie auch vom Wildpret, Hasen, Reh, u. d. g. muß er abgehalten werden. Dieser Hund ist nöthig, wo Auerhähne seyn, und der Herr welche zu schiessen befiehlet; denn da gehet es mit diesem Hunde gar wohl und balde an. Nur muß man hoben behutsam, und stille verfahren. Wenn der Hund einen Auerhahn findet, und aufjaget; so steiget er zu Baum, und wird ihn der Hund alsdann verbellen. Indem nun dieses geschiehet, so schleichet man hinzu, und langet ihn mit der Büchse herunter. Ja man hat aus der Erfahrung, daß sich der Auerhahn auch so gar unten vor die Hunde gestellet, und vor solchen gehalten, weil sie klein sind; da er hingegen vor grossen Hunden nicht so Stand halten würde. In Ermangiung eines solchen Hundes thut man manchen vergeblichen Weg, und man wird das Verlangen des Herrn wenig erfüllen können. Es sind zwar einige, die da vorgeben, daß man den Auerhahn nur in der Falz schiessen könne. Allein sie irren sich weit, indem ein jeder erfahrner Weydmann wird gestehen müssen, daß man sie auch ausser dieser Zeit, auf die vorbeschriebene Weise, schiessen kann. Uebrigens ist dieses hiebey noch anzumerken, daß die Jäger zuvor den Auerhahn sowohl in der Falzzeit verhören, wo sie ihren Stand haben, auch gegen Abend, wo sie einfallen; als auch ausser der Falz dieselbe ausmachen, und es sodann der hohen Herrschaft mit gebührendem Respect melden müssen. Da sich denn dieselben in der Falzzeit des Nachts um 1 oder 2 Uhr, an den Ort, wo der Auerhahn seinen Stand hat, in hoher Person begeben, und sich an der Pürschung desselbigen beimstigen; ausser der Falzzeit aber dieselbe mit Hunden suchen.

Auerhenne, s. Auerhahn.

Auerhuhn, s. Auerhahn.

Auer-

Auerochs, Aurochs, Urochs, lat. Urus, ist eine Art wilder Ochsen, welche meistens die Gestalt der zahmen Ochsen haben; nur daß sie viel grösser, als diese werden, wie denn einige auf 7 Schuh, und noch drüber in der Höhe anwachsen. An Farbe sind sie schwarzbraun, ja fast schwarz. Sie haben ein Gehörne, welches den zahmen Ochsenhörnern gleich, welches zwar nicht überflüssig lang, aber ziemlich stark und einwärts gebogen ist. Unter dem Halse, vom Brustkern bis auf die Kienbacken, haben sie lange Haare, die wie eine Mehne herunter hangen, auch fast so einen spitzigen und langen Unterbart, wie ein Ziegenbock. Am Halse, an der Brust, und an den Blättern sind sie breit und stark, da sie hinten hinaus schmäler aussehen. Der Kopf ist breit und stark; wie sie denn auch über den Augen, an und zwischen dem Gehörne, etwas lang gekrümmte Haare haben. Wenn man hievon welches ausrupft, und daran ziehet, geben sie einen angenehmen Geruch von sich, welches sich auch bey den langen Haaren, so am Halse hängen, befindet. Er ist gar ein wildes und unbändiges Thier, welches eine ausserordentliche Stärke, besonders im Kopf und Halse hat, wie man dergleichen im Kampfspiegel siehet; denn da mag ihm ein Bär, Löwe, und andere dergleichen starke Thiere vorkommen; so ist er im Stande, wenn er sie recht fassen kann, dieselben gleich vom Boden mit seinem Gehörne aufzuheben, und in die Höhe zu werfen. Das Thier, oder die Kuh wird nicht so stark, als wie der Ochse. Beyde aber sind gar schnell auf den Füssen. Man findet deren viele in den mitternächtigen Ländern; die meisten aber in Moscau, Pohlen und Preussen. Aus diesen Ländern ist er auch in die angränzenden Gegenden Deutschlands gebracht worden, und wird an einigen grossen Höfen im Thiergarten gehalten. Die Vermehrung derselben ist aber nicht so stark, als wo sie in ihrem ordentlichen Vaterlande sind. Ob sie gleich alle Jahr brunsten; so gehen und bleiben sie doch sehr vielfältig gelte. Ihre ordentliche Brunstzeit ist im September, und gehen sie 40 Wochen tragend; hernach setzen sie ein Kalb. Wegen seiner Wildheit und Stärke ist dem Auerochsen nicht leichte beyzukommen, es seye denn, daß er in Gruben gefangen, und darein gelockt, oder durch Feuer hineingetrieben, und sodann durchs Geschoß erleget wird. Wo ein solches Thier im Walde etwa angeschossen, oder sonst durch etwas gereitzet, und hitzig gemachet wird, erzeiget es sich vor Zorn ganz unsinnig und rasend, so, daß es die stärksten Bäume mit dem Kopf umzustossen, sich unterstehet, wenn es insonderheit wahrnimmt, daß sein Feind darhinter verborgen seye; da alsdenn dergleichen Thier von einem beherzten Jäger auf der Seiten einen Fang bekommen kann. Sonsten soll der Auerochs die rothe Farbe gar nicht leiden können; daher, wenn man ihn zu fällen suchet, stellet sich ein Jäger auf einen starken hohen Baum; auf einem andern aber, nicht weit davon, lässet ein Knecht einen mit Stroh ausgestopften Mann, der roth angekleidet ist, an einem Seil herab auf den Boden, bewoget ihn so

lange

lange hin und her, bis der Ochse dessen gewahr wird; da er denn mit grosser Wuth auf den Mann zu rennet, und ihn umzubringen gedenket. Alsdann ziehet der Knecht den Mann unvermerkt hinter den Baum, oder auch gar in die Höhe zu sich; da denn der Ochse, wie oben gedacht, ganz unsinnig auf den Baum zustösset. Mittlerweile fasset ihn der Jäger auf dem Baum sehr wohl, und schiesset ihn von dannen, daß er fallen muß. In Litthauen wird er von wohlgeübten Jägern mit Pfeilen angeschossen, da er dann seinem Feinde nachläuft, bald aber von einem andern getroffen wird, auf den er sich von jenem wendet, bis ihn ein dritter verwundet, auf den er wieder los gehet. Dieß wird so lange getrieben, bis er ermüdet liegen bleibt. Sein Fleisch ist mittelmäßig zart, und gut zu essen. Seine Zunge ist scharf, wie eine Feile; die Haut, sonderlich auf dem Rücken, sehr stark. Aus den Hörnern aber pflegt man Trinkgeschirre zu machen.

Aufbrechen, ist ein weydmännisches Kunstwort, welches sowohl bey dem hohen Wildpret, als Hirschen, Thieren, Schweinen ꝛc. als auch bey dem zur hohen Jagd gehörigen Federwild, als Auerhahnen, Trappen u. d. g., gebraucht wird, und heisset so viel, als ein Wild aufschneiden, und demselben das Gescheide aus dem Leibe nehmen. Bey diesem Geschäfte muß man sich vor allen Dingen der Reinlichkeit befleissen. Es gebühret hier einem Jäger gar nicht, daß er, wenn er aufbrechen will, den Rock herunterziehe, die Westenermel und das Hemde ausstreiche, und mit den blossen Armen, wie ein Schlächter, hintrette; sondern er muß seine Kleidung ordentlich anbehalten. Ist es bey dem Jagen, so muß er auch das Horuseffel an sich, und einen Bruch auf dem Hute haben. Will man nun einen Hirsch aufbrechen; so leget man denselben auf den Rücken, und mit dem Gehörn unter den Hals, löset von der Drossel, von vorne an, bis an den Brustkern, die Haut auf, und sodann auch den Schlund nahe an der Drossel ab, sticht ein länglicht Loch hinein, streckt das Ende des Schlundes etliche mal durch, und solchen in die Brust hineinwärts. Ferner löset man auch die Gurgel mit der Drossel ab, und drückt solche auch etwas hineinwärts nach der Brust. Wo es nun gebräuchlich ist, daß dem Jäger die Kehlbraten und Zunge gehöret, da wird beydes auch gleich ausgelöset, sonst aber nicht. Ferner tritt man zwischen die Hinterläufte, schärfet die Haut zwischen dem Kurzwildpret, und bis an den Brustkern auf, machet eine kleine Oefnung zwischen den Keulen in das Wildpret, aber nur so groß, daß man mit zwey Fingern hinein kommen kann, steckt von der linken Hand zwey Finger hinein, fasset das Messer mit der rechten Hand, und hält es mit der Spitze zwischen den 2 Fingern hinein, und schärfet also bis an den Brustkern, greift über dem Wanste hinein, und ziehet den Schlund mit dem Wanste fein behutsam heraus, wie auch das ganze Geschelde; schläget das Schloß entweder mit dem Weydmesser auf, oder löset es durch den Knorpel, wo es zusammengewach-

gewachsen, mit dem Messer auf, drücket die Keulen auseinander, löset den Mastdarm mit dem Weydeloch heraus, zuchet die Surgel heraus, und reisset das ganze Geschleide heraus. Ferner werden die Mehrbraten, und das Kurzwildpret auch ausgelöset. Hier muß man sich aber in Acht nehmen, daß man das Geschleide nicht zerreisse; sondern fein subtil und reinlich mit umgehe, auch nicht die Quere über die Läufte, oder gar über den ganzen Leib trette. Auf diese Art wird alles Rothwildpret aufgebrochen. Die Sauen aber werden vorne am Halse nicht aufgeschärft; sondern man muß den Schlund und die Surgel inwendig mit dem Messer ablösen. Theils Orten haben die Jäger die Wammen von den Sauen zum Accident. Diese werden von den Keulen an und zu beyden Seiten abgelöset, bis in die Brust; da sie denn vollends mit dem Blate herausgeschlagen werden.

Aufheben, heißt bey den Jägern, wenn sie nach vollendetem Jagen die Garne ab- und zusammen machen. Sie gebrauchen auch in diesem Falle das Wort Abwerfen.

Aufjagen, Auftreiben, franz. *Debucher*, nennen die Jäger, wenn sie das Wild aus dem Dickigt und aus seinem Lager treiben, welches durch Schreyen, Klopfen, oder durch die Hunde zu geschehen pfleget.

Auflösen, s. Ablösen.

Aufs Blatt lauffen, nennen die Jäger, wenn die Rehziege im August von dem Bock gesuchet wird, und der Stimme seines Rehes nachgehet; welche Stimme oder Ruff so subtil lautet, als ob man auf einem Blatt pfiffe.

Aufschärfen, s. Abstreiffen.

Aufschläge, heissen bey den groben Vogel- und Finkenheerden diejenigen Hölzer, mit welchen die Netze ausgespannet werden; da denn durch das Rücken derselben die Vögel oft haufenweise gefangen werden.

Aufschroten des Stämme, s. Holzschlag.

Aufseher, s. Hundeknecht.

Aufsetzen, wird von den Hirschen oder Rehböcken gesagt, wenn ihnen das abgeworfene Gehörne wieder wächset.

Aufstehen der Fische. Dieses ereignet sich in einem zugefrornen Teiche, worauf entweder viel Schnee gefallen, oder beym Thauwetter viel Wasser stehen bleibt, daß das Eis auf die Fische drücket, und ihnen die Luft benimmt. Daher sie denn aus ihrem Lager gehen, zu den Wuhnen tretten, und frische Luft suchen.

Aufstellen, s. Stellen.

Auftreiben, s. Aufjagen.

Aufwecker, Wecker, ist ein Instrument, dessen man sich bey dem Wachtelfange bedienet. Man machts auf eben die Art, wie die Wachtelpfeiffen, aber nach Proportion noch mehr als einmal so groß, zwar nicht in der Länge, sondern nur in der Weite und Stärke. Man nimmt dazu auch einen Knochen aus einer Reh- oder Hammelskeule, und machts eine

eine solche Pfeiffe, womit man gleich dem Wachtelhahne schlagen kann. Vornemlich aber dient diese Pfeiffe dazu, daß, wenn man durch ein Feld gehet, und sich die Wachteln gar nicht hören lassen, man nur mit diesem Wecker schlagen darf. So es die andern Hähne hören, fangen sie bald an, zu antworten; da man denn hinzu gehet, und dieselbe mit dem Stockgarn verstricht, und mit dem Sieckenruffe ins Garn locket. Hiebey ist aber anzumerken, daß sie nicht nach dem Wecker oder Hahnenruf lauffen, sondern nur zum Schlagen dadurch aufgemuntert werden.

Aufwurf, nennet man das von einem Graben heraus geworfene oder aufgeführte Erdreich. Bey den Grenzgräben haben Forster dahin zu sehen, daß das Erdreich recht geworfen werde; immassen man auf den Aufwurf siehet, wenn man urtheilet, wem der Graben zustehe, und wer solchen ausstechen lassen müsse; da denn der Aufwurf auf desselben Seite zu werfen, dem der Graben gehöret. Wäre aber der Gruben beeden Angrenzenden gemein; so wird der Aufwurf auf beyden Seiten geworfen.

Augensprossen, Lissprüssel, heissen die zwey unterste Enden an jeder Stange des Hirschgewehes, welche zu nächst über dem Kopfe oder dem Rage stehen. Ein Hirsch, der diese nebst den Spitzen ausgewachsen, und keine Enden mehr hat, wird ein Endelhirsch genennet.

August, lateinisch Augustus, französisch Août, ist der achte Monat des Jahres. Er hat 31 Tage. Die Sonne tritt in das Zeichen der Jungfrau gegen den 23ten dieses Monats. Die Verrichtungen, so in diesem Monat vorfallen, sind folgende:

a) In dem Walde gibt es in diesem Monat, wegen vieler Feldarbeiten, wenig oder nichts zu thun. Nur dieses hat ein Förster zu beobachten, daß er 1) wegen der Verwüstung der Zapfen, und des in solchen enthaltenen Saamens der Tangelhölzer, welche durch den Wurm, das Eichhorn, und den Grünitz angerichtet wird, aufmerksam seye. Ferner 2) daß er auf denen im künftigen October und den folgenden Monaten zu machenden Holzschlägen, die Streu backen, und wegschaffen lasse. Und endlich 3) seine Aufsicht wegen der Viehhirten, und auch wegen der Beschädigung der noch zarten und jungen Holzsaaten, durch die Sommer- und Platzregen, fortsetze. Uebrigens ist hier noch anzumerken, daß nach Bartholomäi, oder doch nach dieses Monats Ende das Holz zu wachsen aufhöre.

b) Bey der Fischerey hat man erstlich dahin zu sehen, daß die im vorigen Monat unterbliebene Ausmähung der Teiche vorgenommen, und vollbracht werde. Hiernächst kann man das Angeln mit den Grillen und ausgezogenen Krebsschwänzen fortsetzen; man muß aber die Angelschnur kürzer machen, weil die Fische sich jetzt aus der Tiefe erheben, und am höchsten gehen. Auf Bartholomäi hören die Fische auf in die Gröse und Länge zu wachsen, doch nehmen sie am Fleisch

Fleiſch und Gewichte zu. Daher hat man ſich nun zur bevorſtehenden Herbſtfiſcherey zu rüſten, und dazu die Fiſchbehälter und Gruben zu ſäubern. Sonſt ſtreichen zwar in dieſem Monat die Karpfen wohl zum vierdtenmal; es iſt aber nur Stoppelbrut, wie man ſie nennet, und nicht viel zu achten. In Teichen, Flüſſen und Bächen muß man nun das Hanf- und Flachsröſten allerdings verbieten, weil es den Fiſchen höchſtſchädlich iſt, auch keine Rinnen aus den Bächen verſtatten, weil dadurch die Brut abgeleitet wird. Ingleichem ſoll man mit dem Rohr in den Teichen, und zwar allezeit zu Ende des Mondſcheins, fortfahren. Sonderlich kann nun das Binde- oder Böttgerrohr, oder, wie es einiger Orten genennet wird, die Schlatten geſchnitten werden. In dieſem Monat, gegen Bartholomäi, pflegen etliche Geldhungrige Leute ſchon die Karpfen wegzufiſchen, und zu verkauffen, bloß aus der leichtſinnigen Abſicht, weil alsdann der Centner etliche Gulden mehr gilt. Sie überlegen aber nicht den Schaden, den ſie dabey haben, und den Gewinnſt, den ſie dadurch verlieren. Denn iſt das Wetter kalt geweſen; ſo hat der Fiſch noch wenig zugenommen, und kann bey anſcheinendem beſſern Wetter bis in die Mitte des Octobers noch viel an Fleiſch und Gewichte zunehmen. Iſt aber die Sommerszeit erwünſcht geweſen; ſo iſt es eine nothwendige Folge, daß, weil das Waſſer und der Erdboden zu des Fiſches beſſer Nahrung erwärmet wird, der Fiſch noch mehr zunehmen müſſe. Und ſo verlieret man bey dem allzufrühen Fiſchen dasjenige am Gewichte wohl doppelt, was man durch den höhern Preiß zu gewinnen vermeynet.

2) Bey der Jägerey und dem Weydwerk gehet nunmehro die rechte Hirſchfeiſte an, nachdem das Rothwildpret im Felde Getreyde genoſſen, und davon feiſt geworden iſt. Es wird daher, nachdem ein oder mehr Hirſche in ihrem Auffenthalt durch den Leithund erkundiget ſind, theils Par force gejagt, theils aber, und auch nützlicher, mit dem Zeuge eingeſtellt, und geſchoſſen. Zwiſchen Mariä Himmelfahrth und Geburt, d. i. vom 15. Aug. bis auf den 8. September, iſt der Hirſch mit allem, was er an ſich hat, ſowol zur Arzney, als auch in der Küche zu gebrauchen, und am angenehmſten zu genieſſen. Das Schwarzwildpret aber taugt nunmehro nichts, ingleichem die Rehe und Haaſen, bis zur Herbſtzeit, da ſie nützlicher zu jagen und zu fangen. Das wilde Obſt muß man jetzt in Zeiten trocken einſammeln, und ſolches theils zur Schweinkirrung, theils im Thiergarten, damit zu füttern, aufheben. Ingleichem gehet jetzo auch der Rebhünerfang an, wenn der Schnitt vorüber, und ſie ſind auch jetzo beſſer zu fangen, als nach Michaelis, weil ſie noch nicht ſo weit und ſtreuge fliegen, und man daher ihren Fall leichter wahrnehmen, und ihnen beykommen kann. Sie werden aber mit dem vorſtehenden Hunde und Tiras, ingleichem auch mit dem Treibzeuge gefangen. Nun gehet auch der Wilden- und Turteltauben Strich an. Sie ſtiegen mit Hauffen auf den Feldern, da man ſie ſchieſſen oder mit Schlagwäm-

den fangen kan. Von nun an müssen auch, den Herbst durch, die Reiger auf den Teichen weggeschossen werden, weil sie den Fischen grossen Schaden thun. Wenn die Felder mehrentheils abgeerndtet sind, und nur wenig Aecker mit Haber, Hirse und Heidekorn stehen bleiben, fängt man Wachteln mit Stecknetzen, welche nach der Queere über die Felder gerichtet werden. Man macht aber, daß sie nicht allzu schnell von der Erde auffliegen, und treibet sie allgemach mit einem Seil, daran Schellen und Federn, allezeit eine halbe Klafter lang voneinander, gebunden sind. Man muß aber fleissig Achtung geben, daß sie nicht übereilet werden, und aufstehen. Man tirassiret auch jetzo die Wachteln mit einem guten vorstehenden Hunde, und auf der Hand sitzenden Lerchenfälklein, so sie sehr fürchten. Die halbgewachsene Wachteln halten den Tiras am liebsten. Weil hiernächst mit dem Anfang des folgenden Monats der kleine Vogelfang angehet; so muß man allbereit in diesem Monat alle nöthige Anstalten machen, Vogelleim und Leinöl anschaffen, Ebereschenbeere sammlen, Vogelheerde und Dohnen zurichten, die Garn- und Vogelwände auszubessern u. d. gl. Nicht minder muß man die bisher im Finstern verhaltene Finken, und andere kleine Lockvögel wieder allgemach an das Licht bringen, so, daß sie von Tag zu Tage lichter, jedoch nicht an die Sonne gestellet werden. Jetzo ist auch fast die schönste Lust mit dem Gereuthlerchen- oder Gereuthvogelfang, deren Strich 3 Wochen eher angehet, als der Finkenstrich, und sie sind auch jetzt viel besser zu essen. Der Heerd wird mitten auf das Feld gemacht, wo keine Bäume sind, und die dazu gehörigen Lockvögel werden den Sommer über, wie andere Lockvögel, verhalten. So kann man auch jetzo noch die Lock vor andern kleinen Vögeln, als Grünlingen, Stieglitzen, Hänflingen u. d. g. frühzeitig auf den Feldtennen fangen; oder, wenn sie auf den Hanf, und das Gemäuer fliegen, kann man Leimspindeln hinrichten, und ihnen die Flügel hernach mit Asche reiben; so bleiben sie. Um die Helfte dieses Monats, oder doch kurz hernach, fängt man selten mehr Nachtigallen, weil sie nur diese Zeit gemeiniglich schon verstrichen. Sonsten ist zu Ausgang dieses Monats, und im Anfang des folgenden der Vogelsang mit dem Sprenkel am besten; denn über solche Zeit pflegen wenig Sprenkelvögel, ausgenommen Rothkählgen und Meisen, hinterstellig zu bleiben.

Aulne oder **Aune**, s. **Erle.**

Aurhahn, s. **Auerhahn.**

Aurochs, s. **Auerochs.**

Ausbessern, s. **Ausbüssen.**

Ausbüssen, Ausbessern, wird von Netzen gesagt, wenn die Löcher, so darein gerissen, zugemacht werden. Es scheinet dieß eine geringe Kunst zu seyn, die aber doch Genauigkeit erfordert, und von wenig Weydmännern recht verstanden wird. Der Hauptzweck, ein Garn auszubüssen, ist dieser, daß man das Loch recht ordentlich ausschneide. Es müssen aber nicht mehr, als 2

Enden

Enden, bleiben, eines zum Anbinden, wo man anfängt, auszubüssen, und eines, wo man zuletzt abschneidet. So müssen auch die beyden Enden nicht beyeinander (nämlich in grossen Löchern) eigentlich an einer Masche oder Reihe seyn; sondern man schneidet sie also weiter aus, daß die letzte halbe Masche entweder unten, oder auf der andern Seite bleibe. Dabey muß man denn sonderlich in Acht nehmen, ob man ganze oder halbe Maschen hinein zu stricken brauche. Dieß aber weiset sich also: Wenn man die Maschen, und das neue darein gestrickte austraffet, und dabey in Acht nimmt, daß allemal 4. Fäden in einen Knoten kommen, daß auch der neue hineingestrickte Faden dem alten in der Länge gleich seye. Ist das Loch groß, so hänget man das Garn oben an. Wenn es ausgeschnitten ist, bindet man an, und stricket queer durch. Fallen nun an den Seiten ganze Maschen, so nimmt man selbige gleich wieder mit heran, siehet auch darnach, ob die unterste Masche sich von unten hinauf schicke, welches man gleich gewahr wird, wenn die Masche heran gehalten wird, und dieselbe sich viereckigt austraffet. Schicken sie sich erst so weit, so strickt man oben in einer Masche, und sodann wieder von unten herauf eine, bis es zugehet, und müssen eben genau wieder so viel Maschen hinein kommen, als ihrer vorhero darinnen gewesen seyn. Die Garne, so nicht spiegelicht gestrickt sind, büssen sich noch eher aus, als wie die spiegelichten, besonders in denen Säumen. Denn daselbst muß gleichermeise, als wie es neu gestrickt worden, ab- und zugenommen werden. In denen ab- und zugenommenen Maschen müssen 6 Faden in einen Knoten kommen. Wo aber besonders die Ecke, (allwo das Garn zu stricken angefangen worden) entzwey ist; so muß man nur ein Stücke Garn stricken, mit einer Masche anfangen, und sodenn auf beyden Seiten zunehmen, bis man so viel Maschen, und eine weniger hat, als die Zahl derer ist, wo man die Ecke gerade geschnitten hat. Alsdenn stricket man das neue Stück an das alte an, also, daß man von oben eine, und vom alten auch unten eine heraufnehme; so muß es wieder völlig ergänzet werden. Es läßt sich dieses so gar deutlich nicht beschreiben, als wie man es durch die Praxin selbst inne werden kann. Mithin thut ein Liebhaber sehr wohl, wenn er sich hierinn Anfangs an kleinen Löchern, und sodenn mehr und mehr an Grössern zu üben suchet; besonders aber, wie oben bemerket worden, das Ausschneiden recht in Acht nimmt, und die Fäden mit den alten recht gleich anziehet. So es auch je ein, oder 2 mal nicht recht würde, darf er nur wieder ausschneiden, und sofort zubüssen; so muß er auch hierinn eine Fertigkeit erlangen.

Auskoppeln, franz. *Deharder*, heißt bey den Jägern einen Hund von der Koppel, daran 2 Hunde, sie desto besser beysammen zu halten, losmachen.

Ausnehmen, heißt 1) die jungen, und noch nicht flücken Tauben und Vögel aus den Nestern holen. 2) Das vorher nach seiner Art entweder gebrühete oder gerupfte

Federvieh aufschneiden, und das Eingeweyde heraus nehmen. 3) Wird es von Fischen gesagt, die nicht gerissen, sondern am Bauche aufgeschnitten, und ausgenommen werden. 4) Wird das Ausnehmen bey der Jägerey dasjenige genennet, was der Hirsch zwischen den Klauen an nassem Laub oder Erdreich gefasset, und im Fortschreiten zur Seiten auswirft. Es ist dieß ein Zeichen wodurch derselbe in seiner Fehrte vor dem Thier erkannt wird.

Ausreiten, s. Ausstocken.

Ausrhoden, Ausroden, Ausrotten, s. Ausstocken, Rhoden.

Ausschiessen, heißt das bey einem Haupt- oder Bestätigungsjagen zusammengetriebene Wildprett schiessen, welches von der Herrschaft aus den Zelten, oder dem sogenannten Schirm geschiehet. s. a. Abjagen.

Ausschößlinge, werden diejenige Zweige genennet, so von den Wurzeln und dem Stamme eines Baumes aufsteigen. Diese muß man nicht so ganz unordentlich untereinander wachsen lassen; sondern lieber diejenige, so man für die stärksten und besten hält, in die Höhe gehen lassen, die übrigen alle aber vertilgen, die doch nicht im Stamm, sondern nur als Buschholz aufwachsen werden. Durch dieses Mittel wird man in kurzer Zeit einen Baumstamm erlangen, da sonst, wenn alles untereinander wächst, nichts als Buschholz und Gestrippe aufwächset.

Ausspüren, ist diejenige Beschäftigung der Jäger, da sie mit den Spürhunden das Wild aufsuchen, und die Spur zu entdecken suchen.

Ausstocken, Ausreiten, Ausroden, Ausrotten, Abraum, lat. Eradicatio oder Excisio Lignorum, heißt bey den Forstleuten ein Stück Holz mit Ausgrabung der Stöcke und Wurzeln abraumen, und zu einem Ackerfeld oder Wißmat zubereiten. Dieses Ausstocken ist den Waldungen ein grosser Schade, indem sie dadurch zu grossem Nachtheil eines Landes allzusehr geschmälert, und verringert werden. Es ist zwar an dem, daß der Ackerbau und Wißwachs nothwendige Mittel zum Lebensunterhalte seyn, jedennoch ist das Holz eben so nothwendig. Und wozu dienet es auch, wenn so vieler Acker gemachet wird, daß er nachgehends mit der Wart- und Düngung nicht gehörig unterhalten werden kann? Es ist zwar gewiß, daß diejenige, welche vorgeben, den Acker könnte man alle Jahr, und das Holz nur in 20, 30 oder mehr Jahren erst erndten, und nutzen, in den neugemachten Aeckern, so lange die Ruhe noch darinnen steckt, guten Nutzen haben. Wie geht es aber hernach weiter, wenn man mit dem Dünger drauf setzen solle? Die Arbeit muß zwar geschehen, aber es fehlt an zulänglichem Dünger; folglich hat man wenig Vortheil davon, und wäre besser, wenn man die wenigen Aecker tüchtig düngete und wartete; so würde man mehr Nutzen ziehen. Es ist also den Holzungen nützlicher, wenn sie, besonders auf wüsten und öden Flecken, mit Bepflanzung und Besäung des Holzsaamens angebauet werden, wovon mehr, als

von schlechtem Getreyde zu hoffen ist; immassen solche weder Düngung, noch Pflügen, und andere dergleichen Arbeit nöthig haben; gleichwohl aber von Jahr zu Jahr sich mit ihrem Wuchse vermehren, und in etlichen Jahren auf einmal ein gutes Capital einbringen. Insonderheit sollte man bey gegenwärtigem Holzmangel das Ausstocken der Hölzer gar niemand erlauben; vielmehr alle Gemeinden dazu anhalten, daß sie die Hölzer cultivirten, oder wohl gar durch Holzsaaten neue anlegten.

Von diesem Ausstocken des Holzes ist insonderheit noch zu bemerken, daß der Eigenthumsherr eines Holzes, wenn er nicht auch zugleich die Forst- und Jagdgerechtigkeit hat, keinesweges befugt seye, dasselbe zu unternehmen; angesehen hiedurch die ganze Form und Gestalt des Waldes des verändert, und dem andern wider alle Billigkeit die Jagd- und Forstgerechtigkeit geschmälert und entzogen würde.

Gail 2. Obsery. 67. num. 10. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 98. *Ertel* Obsery. Equest. Part. 1. Obsery. 11. *Harpprecht* Consil. Tubing. 72. num. 94. seqq. & Respon. Crim. & Civil. Vol. 4. resp. 69. num. 45. Von Meurer Tr. vom Forst- und Jagdrecht Part. 2. rubr. der Eigenthumsherr, ob er sein eigen Wald Hölzer und Bäume ꝛc. ꝛc. pag. 24. seqq.

Denn ob zwar sonst ein jeder freye Macht und Gewalt hat, mit dem Seinigen nach Belieben zu schalten und zu walten (arg. l. 21. Cod. mandat.), und ein jeder in dem Seinigen thun und vornehmen kann, was er will (l. 1. §. 11. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend.); so muß doch solches dergestalt geschehen, daß dadurch einem andern, der in denen mit zuständigen Sachen eine Servitut, oder andere Gerechtsame rechtmäßig hergebracht, kein Præjudiz zugezogen werde. Nun würde aber dem Forst- und Wildbannsherrn zu grossem Schaden und Nachtheil gereichen, wenn dem Eigenthumsherrn zugelassen seyn sollte, den Wald ganz niederzuhauen und auszustocken; denn es kann alsdann erst jemand seinen Nutzen suchen und befördern, wenn er dabey einem andern nicht schadet (d. l. 1. §. 11. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend.); und sein Gut noch wohl verbessern, dafern er nur demjenigen, der eine Gerechtigkeit darauf hat, seine Gerechtsame nicht verschlimmert (l. 1. §. 2. ff. d. tit.). Die in Contrarium angeführte Rechtsregeln gehen nur in solchen Sachen an, welche jemand wahrhaftig und vollkommen eigen sind, und also pleno jure zustehen; das hingegen solche Regeln sich auf solcherley Sachen nicht appliciren lassen, worinnen ein anderer ebenfalls ein Recht erlanget hat; als wie in gegenwärtigem Fall der Forst- oder Wildbannsherr.

Mev. part 6. decis. 258. *Mindan.* de Process. lib. 2. cap. 39. num. 1. *Lauterbach.* Colleg throret. pract. tit. de rer. divis. §. 36. *Donauer.* Dissert. de Jurisdict. in alien. territ. cap. 6. §. 8.

Woraus denn folget, daß der Eigenthumsherr bey dem Forstherrn erst die Erlaubniß, auszustocken suchen muß; widrigen Falls, wenn solches ohne Wissen und Willen des Forstherrn vorgenommen worden; so kann dieser seine Gerechtigkeit ästimiren, und wie lieb ihm selbige gewesen, mit Erwägung aller Umstände bona fide anschlagen, anbey auch solche Aestimation und Anschlag vidlich erhärten.

Knipschild. de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 105. *Ertel.* Observ. Equest. part. 1. obs. 11. pag. 148. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 9. *Jo. Jodoc. Beck.* Jurisdict. Forest. cap. VIII. §. 1.

Oder er kann zu Ergänzung seines Schadens, es mag nun ohne, oder mit seiner Erlaubniß geschehen seyn, von solchen Novalien oder Neubrüchen, den Zehenden an Früchten oder Heu begehren. Denn wenn auch die Erlaubniß von dem Forstherrn selbst gegeben wird; so wird solcher Zehenden immer dabey mit eingedungen; welches man denn im Forstwesen die Forst- oder Stockgarbe zu nennen pfleget. Doch ist ihm bey der Aestimation besser gerathen.

Ertel. loc. cit. *Not* Meurer 26. 2c. alique plures. *Besold.* P. 1. Conf. 15. n. 96. & *Kyllinger.* de Jure ven. th. 5. lit. b. verf. sit. autem.

Was übrigens oben schon von von dem unziemlichen Abholzen angemerket worden, kann um so mehr auch auf das Ausstocken gezogen werden. s. a. Stock. Ob es ferner zuträglich seye, in abgetriebenen Tannenörtern die Stucken auszurooden, davon s. Rhoden.

Ausstreichen, ein Kunstwort bey der Kohlenbrennerey, s. Kohlstätte, lit. B) a)

Ausstümpeln, s. Meuler.

Austräge, gefreyte Richter, lat. Austregæ, Judicium Austregarum, ist ein besonders Gericht, welches etliche dem H. Röm. Reich ohne Mittel unterworfene Glieder alsdann anzuordnen pflegen, wenn einige Irrungen unter demselben entstanden, um solche allda gerichtlich beyzulegen. Denn das deutsche Wort: Austragen, von welchem auch das lateinische Austrega gemacht ist, heißt so viel als entscheiden, beylegen, und vergleichen. Es wird desselben hier gedacht, weil es insonderheit auch bey Irrungen in Jagd- und Forstsachen angeordnet zu werden pfleget. Es gibt aber dieser Austräge zweyerley, nämlich Conventionales, oder willkührliche Austräge, und Privilegiatas, oder Austregas Ordinationis, d. i. privilegirte Austräge. Die willkührliche Austräge sind gewisse Gerichte, so die Stände des Reichs untereinander selbst aus eigener Willkühr vergleichsweise angeordnet, bey welchen nicht nach der Art und Eigenschaft der privilegirten Austräge, davon die Cammergerichtsordnung handelt; sondern nach dem Innhalt des zwischen solchen Ständen errichteten Pacts oder Vergleichs, procedirt und verfahren wird. Denn weil in den gemeinen Kayserl. Rechten, den

den Privat- und Mediat-Perſonen, ſo dem Reich unmittelbar unterworfen, erlaubet iſt, daß ſie in den zwiſchen ihnen entſtandenen Streitigkeiten, nicht gleich den ordentlichen Richter angehen dürfen; ſondern ſich ſelbſt einen Richter erwählen können, der den zwiſchen ihnen entſtandenen Streit, durch ein Compromiß oder Schiedrichterlichen Austrag, ausmachet: als kann ſolches auch den Ständen des Reichs, oder denen, ſo dem Reich unmittelbar unterworfen, nicht verſaget werden, nachdeme die Conventionales Austregæ von den Compromiſſis, faſt in nichts zu differiren ſcheinen, auch eben deswegen vom Kayſer Maximiliano gewillführte Austräge genennet werden, wovon ein ganzer Catalogus zu finden bey *Schubhardo* in Tract. ſuo de Auſtregis; wiewohl man gemeiniglich hierüber die Confirmation zu ſuchen pfleget. Dieſe Conventional-Austräge werden durch die privilegirte nicht aufgehoben; immaſſen in der Cammergerichtsordnung *p.* 2. *tit.* 2. ausdrücklich verſehen, daß man alsdann erſt an die privilegirte Austräge gehen ſolle, wenn keine gewilligte Austräge vorhanden ſind. Von dem Urſprung, der Conſtitution, dem Proceß, wie er dabey geführet, der Sentenz und dem Urtheil, ſo dabey gefället wird, ingleichem von der Appellation von denſelben an die höchſte Reichsgerichte, und endlich von der Execution des von ihnen geſprochenen Urtheils, kann nachgeſehen werden *Franciſci*, *Philippi Florini* Oeconomus prudens & legalis. Tom. II. pag. 578. - - - 594.

Wir gedenken noch etwas von den Perſonen, welche das Jus Auſtregarum zu genuiren haben. Wenn nämlich die, ſo dem Reich unmittelbar unterworfen ſind, der forſtlichen Jurisdiction halber miteinander litigiren wollen; ſo muß in prima Inſtantia die Klage bey den Austrägen angeſtellet werden.

Weſtenholz. Diſſert. de Juriſd. Foreſt. cap. 9. §. 117. *Schweder* J. publ. part. ſpec. Sect. 2. cap. 17. §. 4. ſeqq.

Man hat aber darauf zu ſehen, ob der Beklagte in der erſten, oder andern Claſſe ſeye. Zu jener gehören die Churfürſten, Fürſten und Fürſtenmäſſige. Zu dieſer die Prälaten, Grafen, Baronen, und unmittelbare des Reichs von Adel. Wenn nun eine Perſon, ſo zu der erſten Claß gehörig, von einem Fürſten, Prälaten, und Perſonen von der andern Claß, oder auch einer Reichsſtadt: Oder aber eine Perſon von der andern Claſſe, von einem Fürſtenmäſſigen, oder auch einer Perſon zur andern Claß gehörig, belanget wird; ſo iſt das Forum Auſtregarum fundirt. Auſſer dieſen 2 Fällen aber, wenn eine Perſon von der andern Claß von einer Municipal-Stadt und andern dem Reich mittelbar unterworfenen, oder auch von einer Reichsſtadt, welche das Jus Auſtregarum nicht hat, belanget wird; ſo muß ſolches vor denen allerhöchſten Reichsgerichten, nämlich dem Kayſerlichen Reichshofrath, oder dem Kayſerl. Cammergericht geſchehen, welches von beeden der Kläger erwählt; maſſen dieſe

beede Reichsgerichte in den mehresten Sachen, eine concurrentem Jurisdictionem haben.

Jacob Brunnem. Exam. Jur. publ. lib. 5. cap. 2. queſt. 3. *Schweder* Jur. publ. part. ſpec. ſect. 2. cap. 17. §. 7. *Stryck* Diſſert. de foro Auſtreg. num. 28. *Textor.* ad Receſſ. Imper. de Anno 1654. Diſput. 3. theſ. 30. ſeqq.

Von dem Judicio Auſtregarum, gleichſam als der erſten Inſtanz, wird nachmals, wenn ein oder der andere Theil durch den daſelbſt ergangenen Spruch gravirt zu ſeyn vermeynet, an erſtgedachte beede höchſte Reichsgerichte appelliret.

Schweder cit. loc. §. 16. *Stryck* Diſſert. de Proceſſ. Auſtreg. num. 34. ſeqq. *Textor* d. Diſput. 3. theſ. 48. ſeq.

Die Reichsſtädte aber haben ordentlicher Weiſe das Jus Auſtregarum nicht zu gaudiren; ſondern müſſen vor dem Kayſerlichen Reichshofrath oder Cammergericht belanget werden; es wäre dann, daß ein oder die andere Reichsſtadt dieſes Recht durch ein beſonders Privilegium, oder rechtmäſſige Præſcription erlanget, und hergebracht hätte; dergleichen ſind die Stadt Nürnberg, Regenſpurg, Eßlingen, Ulm, Dünkelſpiel, Schweinfurth, Friedberg, Reutlingen, Worms, Hall in Schwaben, Memmingen und andere.

Schweder d. c. 17. §. 8. *Schubbhard* de Auſtreg. cap. 8. num. 15. ſeqq. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 1. num. 55. & 84. it. *Blum* Proceſſ. cameral. tit. 26. §. 53. *Brunnemann* Juriſprud. publ. libr. 4. tit. 5. §. 7.

Auswerfen, heißt bey den Jägern einem Thier das Eingeweyde herausnehmen, und bey Seite legen, wenn ſie aufgebrochen werden.

Auswipfeln, iſt ein in denen Forſten verbothener Frevel, da einige entweder ein Weinzeichen, oder auch zum Mayenſtecken die Gipfel der Bäume abhauen. Dieſem Uebel ſind meiſtens die Tannen, und Fichten, und nicht ſelten auch die Wachholderbäume, um damit zu räuchern, unterworfen.

Ausziehen, was ſolches bey der Leithundesarbeit ſeye, ſ. Arbeitung des Leithundes.

Atragen, ſ. Birkhahn, Haſelhuhn.

Autour, ſ. Habicht.

Avellana. ſ. Haſelſtaude.

Avis crucifera, ſ. Kreutz.

Avis linaria, ſ. Hänfling.

Avis ſorex, ſ. Fledermaus.

Aweraſchbaum, Awraſchbaum, ſ. Ebreſchenbaum.

Axungia Caſtoris, ſ. Biberfett.

B.

Baal, Felch, Pferren, lat. Farra, Fora, Pala, iſt ein Fiſch, der ſich in ſüſſen Waſſern aufhält, und viele Aehnlichkeit mit der Schleihe hat. Er iſt ungefehr anderthalb Fuß lang, aſchfarb,

farb, und mit zarten Schuppen bedeckt. Sein Maul ist klein, und ohne Zähne, der Schwanz breit, und das Fleisch so weiß, als an der Schleihe. Er gibt gute Kräfte, und dient vor schwache Brust und Lunge. Er ist einer der köstlichsten Bratfische, die man haben kann, wie er denn auch gebraten für eine Rarität weit und breit verführet wird. Er ist auch abgesotten ausbündig gut, wenn er in heissem Wein übergethan wird.

Baasmeister, heissen in den Gärten grosser Herren, diejenigen, welche den wilden Thieren vorgesetzt sind, und bedeutet also dieses Wort so viel, als einen Thierwärter.

Baarsch, s. Barsch.

Bach, lat. Amnis, Torrens, Fr. *Ruisseau*, *Torrent*, ist in Vergleichung mit einem Fluß, der beständig fliesset, ein kleines und oft unbeständiges Gewässer, welches entweder von einer oder mehreren Brunnquellen zusammen fliesset, worinnen, wenn der Boden und Canal steinigt, und reinkiesigt ist, Forellen, Aeschen und Schmerlen, auch Krebse sich aufhalten können; daher er auch zur wilden Fischerey mit gehöret. Kommt aber das Gewässer her von Regen- oder Schneewasser; so sind diese Bäche, die man Gießbäche zu nennen pfleget, in trockenen Sommern dem Austrocknen unterworfen, und taugen also nicht vor Fische und Krebse, wenn auch gleich hier und da tiefe Dümpfel übrig bleiben sollten. Endlich kommen auch dergleichen Bachwasser aus einem nahe vorbeyfliessenden Fluß, der entweder durch angelegte Canäle und Ufer abgeleitet, oder wenn der Fluß anwächst und überläuft, in solche tiefere Orte sich ergiesset; in welchen Bachwassern die Fische, welche aus dem Fluß abwärts austreten, oder zur Laichzeit sich retiriren, wenn das Wasser schnell fället, leicht gefangen werden. Ein solcher Bach wird von einem Fluß sowohl der Grösse nach, als auch nach der einmal angenommenen Benennung derjenigen, so nahe bey demselben wohnen, und ihn jederzeit vor einen Bach gehalten haben, unterschieden. Denn es gibt Bäche, welche eher den Nahmen eines Flusses verdienen, die aber doch nur Bäche genennet werden. Die Bäche, darinnen sich Krebse befinden, sind entweder steinigt, oder an den Ufern mit vielen Erlen- und Weidenstöcken besetzt, darunter sie sich aufhalten können. Hiebey ist nun dieses besonders zu beobachten, daß man durch Bäche, worinnen Fische und Krebse gehen, weder eine Furt verstatten, noch viel weniger aber Flachs darinnen rösten lassen solle. Denn durch jenes werden die Fische beunruhiget und vertrieben; durch dieses aber bekommt das Wasser einen bittern Geschmack, und wird unrein, faul und stinkend gemacht. Wo hiernächst die Bäche theils Orten gar verschlämmen wollten; so sind selbige aufzuräumen, desgleichen auch Hagers oder Haar- und hohe Weiden, wie auch Erlen daran zu pflanzen, jedoch so, daß der ganze Bach nicht völlig im Schatten stehe, sondern auch strichweise freyen Sonnenschein geniessen kann. Die Krebslöcher müssen auch mit Spaaten oder Hacken nicht grösser gemacht werden, weil sie sonst nicht gerne darinnen wohnen.

Ueber dieſes iſt auch nicht zu geſtatten, daß die gar kleinen Krebſe, oder ſchwache Forellen und Aſchen herausgefiſchet werden dürfen; ſondern jedesmal wieder hineingeworfen werden müſſen. Ueberhaupt iſt alle junge Brut von Schmerlen, Gründlingen, Ellritzen, u. d. g. gänzlich zu ſchonen, und bey dem Fiſchfange wieder jedesmal zurücke zu ſchmeiſſen, und aus eben dem Grunde nicht zu erlauben, daß allzuenge Hamen oder Neuſſen geführet werden. Keine auch ein Bach, wegen allzuvieler darinnen befindlichen Raubfiſchen, in Abnahme von kleinen Fiſchen, welches auch zugleich beſonders der Forellen und Aſchen ihre Nahrung iſt; ſo muß man den Bach wieder mit kleinen Fiſchen beſetzen. Eben dieß geſchiehet auch mit Krebſen, daß man im April und May eine ziemliche Anzahl Mutterkrebſe wieder einſetze, da ſich denn ein Bach bald wieder mit Krebſen vermehret. Insbeſondere iſt gar nicht zuzugeben, daß die Bäche abgeſchlagen, und gar ſtrichweiſe trocken gemacht, die Sümpfe ausgeſchöpft, und alſo die Fiſche und Krebſe herausgeſucht werden. Es iſt dieſes nicht allein um die Fiſche, ſo reine herausgeſucht werden; ſondern auch, und vornemlich um den vielen jungen Strich und Brut der Fiſche und Krebſe zu thun, die auch noch wohl theils ſo zart iſt, daß man ſie nicht recht erkennen kann. Mithin wird dieſelbe gänzlich ruiniret, und bey 100 Stück Fiſchen oder Krebſen, die gefangen werden, wohl 2000 Stück junger Zuwachs verderbet. Wo aber endlich einige Unterthanen ihre Wieſen durch den Abſchlag zu wäſſern berechtiget ſind, dieſelbe werden freylich bey der alten Gewohnheit geſchützet. Jedoch kann es auch auf dieſe Maaße eingerichtet ſeyn, daß das Waſſer nicht gänzlich; ſondern etwa nur auf die Helfte, oder auf zwey Drittel aus dem Bach abgeſchlagen werde, damit doch der Bach während dem Wäſſern nicht gar trocken gemacht werde. Sonſten iſt dieſe Wäſſerung billich nur im April, und ſodann zu Ende des Junii zu gebrauchen.

Bache, Leene, lat. Sus agreſtis foemina, franz. *Laye*, heißt bey den Jägern das Mutterſchwein unter den wilden Schweinen, welches 2 Jahr alt iſt, und den Nahmen Friſchling, den es bisher getragen, verlieret. Dieſe Bachen bleiben zu keiner Jahreszeit alleine; ſondern, wenn ſie gleich durch Hunde oder Jagen auseinander gepreſchet werden; ſo ſuchen ſie ſich doch wieder Geſellſchaft, und ſollten ſie ſich auch nur zu 2 oder 3 Stück zuſammen finden. Wenn alſo ein Herr ein beſtändiges Saugehäge oder Wildbahn behalten will; ſo wird er unter den Rudelſauen ſelten hetzen, damit er die Bachen und Friſchlinge nicht wider Willen fange, und todt mache; ſondern es werden die einzelnen Sauen, welche ohnfehlbar Keuler ſeyn, entweder mit dem Leithunde vorgeſucht, und beſtätiget, oder bey friſchem Schnee eingekreiſet und gehetzt. Zudem iſt auch, da ein Keuler oder Schwein mit etlichen Bachen brunſtet, mehr Vergnügen, ein Schwein zu pürſchen, oder zu hetzen, als Bachen oder Friſchlinge; denn jenes ſtreitet beſſer

beſſer mit den Hunden, als dieſe. Auch ſiehet und höret man es bald von ferne, wenn die Hunde eine Bache oder einen Friſchling gepackt haben, weil dieſe bald ſchreyen. Ein Schwein oder ſtarker Keuler aber ſchreyet nicht, wie ſcharf auch die Hunde denſelben anpacken. Eine Bache hält zwar ihre Brunſtzeit nicht immer ſo genau, wie andere wilde Thiere; doch iſt ihre ordentliche Brunſtzeit um Andreas, und dann friſchet ſie um Lichtmeß, indem ſie mit den zahmen Säuen gleiche Zeit, nämlich 4 Monate, träget. Wenn die Eber in der Brunſtzeit keine Bachen finden; ſo gehen ſie unter die zahmen Schweine, und berauſchen ſich mit ihnen, wovon hernach die ſcheckigte wilde Säue herkommen. So bald die Bachen werfen, haben ihre Jungen alle ihre Waffen bey ſich, und wachſen nur in Anſehung der Länge und Gröſſe. Indeſſen ſind die Bachen, ob ſie wohl ſonſt nicht ſo viel Courage, als ein Keuler haben, wenn ſie trächtig ſind, ſehr wild und böſe; denn ſo bald ſie etwas hören, pflegen ſie zu ſchnauben und zu grunzen. Wenn ſie im April wieder andere junge Friſchlinge werfen, ſo laſſen ſie die vorigen von ſich; wenn ſie aber nicht trächtig worden; ſo behalten ſie dieſelbe bey ſich. Wenn die Jungen weichen müſſen; ſo halten ſie ſich gemeiniglich beyſammen auf, und nähren ſich, ſo gut ſie können; daher ſie im April und May, weil ſie viel Kräuterwerk, und Rinden von Bäumen eſſen, ſo faul und ſchläfrig werden, daß man ſie gar leicht fangen kann. ſ. a. Schwein.

Bachforellen, Bachfohren, ſ. Forelle.

Bachhündlein, ſind Dachsartige kleine Hunde, welche auf den Biber- und Fiſchotterfang abgerichtet werden.

Bachkrebſe, ſ. Krebs.

Bachkreßlein, ſ. Gründling.

Bachſchmerlen, ſ. Schmerle.

Bachſtelze, Ackermännlein, lat. Cinclus, Motacilla, Canda tremula, iſt ein bekannter kleiner hochbeinigter Vogel, welcher ſeinen Schwanz ſehr ſchnell beweget, und ſich gerne an Waſſern, Bächen und Sümpfen aufhält, an welchen ſie ſich von Waſſerſchnacken, Mücken und Gewürmen nähret; daher ſie nahe bey denſelben in Holzklöſſen, in hohlen Löchern, in den Wegen, und unter den Dächern niſten. Es gibt zweyerley Arten derſelben, nämlich ſchwarzkehligte und gelbe. Die ſchwarzkehligte, ſo von einigen auch die weiſſe Bachſtelze genennet wird, iſt am Kopf und Rücken hinunter aſchenfarb, hat aber vornen, gegen den Schnabel zu, ein ſchwarzes Blätlein, welches um den Schnabel herum gehet, und ſich bis weit hinunter an der Bruſt ausbreitet. Um die Augen herum, eben an dem Ort, wo die Stieglitzen und Kohlmeiſen weiß ſind, iſt ſie gleichfalls weiß, doch eben nicht gar hellweiß; ſondern etwas dunkler, als eine Meiſe, und ſo iſt ſie auch unten an dem Bauch, wo die ſchwarze Bruſt aufhöret. Die Flügel ſind bey den Achſeln mit ſchwarzen und weiſſen Federn gezieret; und eben ſo iſt der Schwanz, welcher oben her die Farbe vom Rücken behält,

behält, an denen letzten Federn zu beyden Seiten weißlicht eingefaßt. Die Füsse sind schwarz und hoch, und der Schnabel spitzig, auf die Art, wie ihn die Nachtigall, und andern Wurm- und Fliegenfressende Vögel zu haben pflegen. Sie heckt im April an vorhin bemerkten Orten, und verfertiget ihr Nest mit allerhand Zeug, Moos, Federn, Wolle, Heustengeln u. d. gl., und bringet gemeiniglich 4 bis 5 Junge aus. Ihr Abzug im Herbst ist merkwürdig; denn indem sie da ihre Abreyse auf den Dächern mit grossem Geschrey ausruffen, erweisen sie sich dabey so frech und muthwillig, daß sie fast keinen Vogel, wenn sie auf einem Dachgiebel sitzen, vorbey fliegen lassen, ohne ihm nachzujagen, und ihn scherzend zu verfolgen, und das mit solcher Hitze, daß mancher kleiner Vogel, in der Flucht, aus Furcht über die massen schreyet, und sie wirklich vor einen gefährlichen Feind ansiehet. Sie kommen zu Anfang des Merz erst wieder zurücke, und können zur selbigen Zeit, zwar nicht häufig, doch leicht an den Orten mit etlichen Leimspindeln gefangen werden, wo man siehet, daß sie sich bey einem Holzstoß, Steinhauffen, oder andern bequemen Orte aufhalten. Im April und May sind sie am bequemsten, sammt den Jungen, im Nest zu haben. Im September aber pfleget man einen ordentlichen Heerd auf freyem Felde, doch nicht allzuweit von den Häusern zu schlagen, und etliche Bachstelzen anzustiften, damit man, wenn man deren einige vorbeystreichen höret, selbige ziehen und rege machen könne; worauf denn die in der Luft vorbeyziehende sich schnell herab begeben, und hineinfallen. Die gelbe Bachstelze ist an der Brust, und unten her am ganzen Leibe bis in den Schwanz hinaus, so hochgelb, daß nichts schöner gelb gesehen werden kann. Auf dem Rücken aber ist sie ganz dunkelgelb, fast auf die Art, wie ein Gründling. Der Schwanz ist an den äusserstен Federn gelb eingefasset, und der Schnabel völlig, wie der vorigen, gestaltet. Sie ist dem Leibe nach etwas kleiner, als jene, die schwarzkehligte; aber eben so hochbeinigt, und hat auch schwarze Füsse. Ihr Aufenthalt ist beständig am Wasser, ausser, wenn sie streichet. Alsdann siehet man sie auch häufig in das Feld, sonderlich zwischen die Heerden der Schaafe hineinfallen. Es ziehen aber die gelben Bachstelzen nicht alle hinweg; sondern verbleiben auch über den Winter. Will man sie fangen; so darf man nur die Zeit über, da sie sich bey sandichten Wassern aufhält, eine Vogelwand dahin schlagen, und sie durch einen, der langsam am Wasser hergehet, sich allmählich zutreiben lassen. Sie sind auch zur Brutzeit, welche sie mit den schwarzkehligten gemein haben, sammt den Jungen leichtlich bey dem Neste zu bekommen. Im Käfig werden sie mit Milch und Semmel, oder mit Milch und Kleyen ernähret. In der Arzney sollen sie dazu dienen, daß sie den Stein bey dem Menschen wunderbarer Weise zermalmen, wenn man sie zu Aschen brennet, und von ihrem Pulver trinket.

Bachweiden, s. Weide.

Backofen Kohlen, ſ. Kohlen.

Bacule, ſ. Schlagbaum.

Bälge, heiſſen die Häute der Raubthiere, als der Wörſe, Füchſe u. d. gl. ſ. Balg.

Bär, lat. Urſus, franz. *L'Ours*, iſt eines von den ſtärkſten und grimmigſten Raubthieren, welches über den ganzen Leib zottig iſt, und ſich in dicken Waldungen, Gebürgen und Wildniſſen aufzuhalten pfleget, das aber nach Verſchiedenheit der Länder und des Auffenthalts, an Farbe, Gröſſe und Kraft verſchieden iſt. Die gemeine Bären, ſo ſich in Pohlen, Preuſſen und Litthauen aufhalten, ſind groß, ſchwarz, oder auch braun. Sie ſind grimmig, und zerreiſſen alles, was fleiſchicht iſt; daher ſie Kälber, junges Wild, und anderes Vieh anfallen, und wo ſie das nicht haben können, ſich von dem Aas und Luder nähren. Dieſe Art der groſſen Bären heiſſen ſonſt auch Ameiſenbären. Eine andere etwas kleinere, kürzere und dickere Art ſind die Zeidelbären, welche auf die Bäume klettern, und das Honig aus den wilden Bienenſtöcken zeidlen und freſſen, wovon in Heil. Schrift das Räthſel des Simſons vorgeleget wird. In Grönland, Iſland und Nova-Zembla, als in den kälteſten Nordländern, findet man auch weiſſe Bären, welche von den vorigen darinn unterſchieden ſind, daß ſie auch unter dem Waſſer von Fiſchen und Waſſergewächſen ſich nähren, einen Rüſſel, wie ein Schwein, kurze Ohren, weiten Rachen, kleine Augen, und die gröſte Gewalt in ihren Tatzen haben. Die junge Bären fallen insgemein von ihren Müttern im Chriſtmonat, und ſind Anfangs bis auf den 6ten Tag blind, und ganz klein; doch bärenförmig. Der Grund, warum ſie ſo klein ſind, iſt dieſer, weil ſich bey der Bärinn der Schluß in der Geburt nicht öfnet, ſondern bleibet, wie er iſt; daher die Geburt auch darnach proportionirt iſt. Sie ſind der Farbe nach weißgelblicht, welche ſich aber nach und nach in eine braune verwandelt, ausgenommen am Halſe behalten ſie einen weißlichten Ring, der aber in 3 oder 4 Jahren ſich gänzlich in Braun verfärbet. Das Würgen lernen ſie von ihren Alten, die ihnen halblebendes Wild herbey ſchleppen, um ſich hierinnen zu üben; hernach aber verzehren ſie ſolches miteinander. Dieß dauret aber nicht lange; denn wenn die Bärinn wieder bäret, ſo verläßt der Junge ſeine Mutter, und ſorget vor ſich ſelbſt, da er Waldbeere, wild Obſt, Wildthiere, Haber auf den Aeckern, Fiſche in ſeichten Bächen, und wilden Honig aufſuchet, und vornemlich den Ameiſenhauffen nachſtreichet, welche er begierig frißt; daher auch ihre Loßung wie ein Ballen von Ameiſen ausſiehet. Die Spur des Bären iſt faſt wie bey einem Menſchen, der ohne Schuh und Strümpfe Baarfuß gegangen; nur daß er die Nägelklauen vorne heraus zeiget. Er hat auch ſtärkere und breitere Fehrten, beſonders an den Hintertatzen, als die Bärinn, welche in den Tatzen ſchmäler iſt. Zur Winterszeit verbergen ſie ſich in Höhlen, welche ſie mit zartem Holzgeſträuche und Mooßgras ausfüttern, und bleiben darinnen bis Lichtmeß. Sie leben daſelbſt

von

von ihrem angelegten Fett, welches sie aus ihren Tatzen nach und nach absaugen. Im Trinken haben sie dieß besonders, daß sie gleichsam bissenweise aus dem Wasser fressen. Wenn indessen jemand ein Bär zu nahe kommt, so kann er mit einem starken Knittel ihm auf den Kopf, welcher der schwächste Theil an ihm ist, eines versetzen, daß er gleich fället. Sonst leben die Bären 20 und mehr Jahre, werden aber zuletzt blind; welche Blindheit ihnen auch in jüngern Jahren zustösset, wenn sie lang in tiefen Buchten oder Höhlen liegen. Sie curiren sich aber damit, daß sie sich an die Bienenstöcke machen, und die Bienen ihren Rüssel also zerstechen lassen, daß er stark blutet, wodurch hernach ihr Gesichte wieder hergestellet wird. In Pohlen lehrt man sie Tanzen, Trommelschlagen, und den Hut halten zum Allmosen sammlen, dergleichen schlechte Künste von den Polnischen Bärentreibern gezeiget werden; dabey sie mit Trommeten und andern Instrumenten ein starkes, aber schlecht zusammen klingendes Gethöne machen, den Bären dadurch zu bethören, daß er seine Stärke gleichsam vergesse; wodurch auch viel junge Bären gefangen und gefesselt werden. Ob zwar der Bär ein Raubthier ist; so gehöret er doch zur hohen Jagd, und wird aufgeschärft und zerwirket. Sein Wildpret wird auch von einigen gespeiset; es ist aber eines gar süssen und widrigen Geschmacks, auch schleimicht, und nicht wohl gesund zu essen. In die Alten haben so gar die Bärenköpfe verbrannt, weil sie das Gehirn vor Gift gehalten haben. Allein heut zu Tage sind welche, die den Bärenkopf und Klauen vor eine besondere Delicatesse halten, welche man ihnen wohl gönnen kann. Die Haut des Bäres, so im Winter am besten, wird gar gemacht, und zu Mässen vor Manns- und Frauenpersonen, zu Decken der Reitpferde, auch zu den Fußböden der Kutschen wegen der Wärme, und über die Kästen, solche vor Nässe zu bewahren, gebrauchet. In Pohlen und Moscau muß die Haut an statt der Betten dienen. In der Arzney brauchet man von Bären das Fett, Galle und Augen. Das Fett wärmet, zertheilet und erweichet, nutzet in Ohrenweh, Haarausfallen, Gichtschmerzen, Ohrengeschwulsten und Geschwüren an Schienbeinen. In Brüchen und im Mutterfall (Prolapsu uteri) brauchen es sonderlich die Weiber, und salben den Rücken, oder Os sacrum damit; es macht auch sonst die Haare weiß. Die Galle dienet innerlich in Epilepsia, Keuchen und Gelbsucht; äusserlich im Krebs, fressenden Geschwüren, Zahnweh, dunkeln Augen, aufgestrichen. In Finnland, wo es viele Bären gibt, brauchen die gemeinen Leute die Galle, wie eine Panacée, nehmen sie ein, und schwitzen darauf, und curiren sich damit oft glücklich. Das rechte Auge ausgegraben und getrocknet hänget man den Kindern wider das Schrecken und Auffahren im Schlaffe an. Manche binden es auch an linken Arm, und vertreiben das viertägige Fieber damit. Die Bären werden auf mancherley Art gefangen, am füglichsten aber geschossen, s. Bärenfang und Bärenjagd.

Will

Will man aber einen Bär mit Gewalt hetzen; so muß man gute Englische Hunde, und herzhafte Jäger mit Fangeisen oder Knebelspiesen haben. So bald ihn einer verwundet, gehet er schnell auf ihn loß, und suchet ihm das Fangeisen aus der Hand zu drehen; giebt ihm aber ein anderer wieder einen Fang; so verläßt er den ersten, und gehet auf den andern; daß sie also beständig abwechseln müssen, bis sie ihn abmatten und fällen. Die Weydmännische Redensarten vom Bären sind folgende: Der Bär hat eine Haut und kein Fell. Er wird aufgeschärft, zerwirket. Er brummet, nicht: er schreyet. Er hat Tatzen oder Branten, und keine Füsse. Er gehet von oder zu Holze, und seinem Lager, nicht: er trabet. Er schlägt, was ihm vorkommt. Er raubet. Er gehet von oder zu Loch oder Lug, welches seine Höhle ist, da er sich über Winter einleget. Er frißt, erhebt und erniedriget sich. Er springt, steiget, fällt, trift und erdrücket. Wird gejagt mit Hunden, gefangen im Fang und erschossen. Das Bärenfett nennet man Feißt. Ein Männgen machen, wird von ihm gesagt, wenn er sich in die Höhe richtet.

Bäreisen, s. Fangeisen.

Bären, sagen die Jäger von der Bärinn, wenn sie hitzig in der Brunst lauft, welches alljährlich nach Lichtmeß geschiehet.

Bärenbeisser, Bollenbeisser, Bullenbeisser, nennet man diejenigen Hunde, welche ziemlich groß, kurze geblichte Haare, einen dicken und kurzen Schwanz, breite und schwarze Schnautzen, und weiten Rachen haben, mit den Augen sehr unfreundlich und wild aussehen, dabey aber nicht so hoch von Schenkeln, als stark von Leibe sind. Sie pflegen vor andern Hunden an Schwanz und Ohren verstutzet zu werden. Weil sie stark von Leibe sind, so pflegt man sie auf wilde Schweine, Bären, Wölfe und Ochsen, solche zu packen, abzurichten, davon sie auch den Nahmen haben mögen. In Ermanglung derselben werden Englische Docken zu solcher Hatz gebrauchet. Weil die Bärenbeisser sehr grimmig sind, und Menschen und Vieh öfters unversehens anfallen; so ist es an einigen Orten verbothen, dieselbe zu halten.

Bärenfang, wird gemeiniglich durch künstlich zugerichtete Fallen und Gruben angestellet, da man in grossen Wildnissen, wo Bären durch ihre Furth sich verrathen, und deren Gang und Wechsel auskundschaftet worden, an solchen Orten, wo kein Wasser zulaufen kann, Gruben gräbet, und zwar 7 bis 8 Ellen in das Gevierdte, und 8 Ellen in die Tiefe. Diese werden eine halbe Elle dick mit beschlagenem Holz nach der Höhe ganz glatt ausgeschälet und gehobelt, damit der Bär mit seinen Klauen nicht daran haften kann. Unten aber wird der Boden veſt verspündet, damit er nicht durchgraben könne. Oben wird die Grube mit Schaalholz, Reisig und Erde leicht bedeckt, und ein Honigtopf darauf gesetzet, damit der Bär durch das herumschwärmen der Bienen und Wespen dahin gelocket werde. So bald er sich nun an den Honigtopf machet;

machet; so fällt er mit demselben in die Grube hinunter. Soll er nun lebendig herausgebracht werden; so muß an der Seite des Fanges oder Loches ein ander viereckigt Loch, anderthalb Ellen ins Gevierte, unten durchgehauen seyn, daß ein Bär durchkriechen könne, welche Röhre 3 Ellen lang veste ausgeschalet werden muß, davor sowohl inwendig als auswendig eine Fallthüre mit starken eichenen Pfosten mit Eisen beschlagen kommen muß. So nun der Bärenkasten mit 4 starken Ringen durch Ketten an die Fangröhre vest angemacht ist; so wird hierauf die inwendige Fallthüre geöfnet, und der Bär von oben mit einer Stange gestossen, daß er in die Röhre hinein kriechet. So bald er sich dahin retiriret, läßt man die innerste Fallthüre wieder fallen. Alsdenn ziehet man den Bärenkasten, darinnen er sich befindet, heraus, und fähret damit fort. Der Eingang zu der Röhre, wo der Kasten gestanden, wird hernach mit altem wilden Reisig wieder bedeckt, und muß zu solcher Gruben nicht täglich, sondern nur etwa in 3 oder 4 Tagen gesehen werden. Der die Aufsicht über den Bärenfang hat, darf eben nicht allezeit nahe hinzu gehen; sondern kann auf 50 Schritte davon auf einen Baum steigen, und nach der Grube sehen. Wird er ein Loch gewahr, so sitzet gewiß ein fremder Gast darinnen; da er dann auf vorige Art gehoben wird. Man braucht aber dabey besondere Vorsicht, weil die Bären der Menschen Spur bald merken, und hernach nicht so leicht hinzugehen. In wie ferne derjenige, der dergleichen Gruben machet, davor stehen müsse, wenn Menschen oder Vieh dadurch Schaden nehmen, davon s. Raubthiere.

Auf eine andere Art werden die Bären mit oben herunter fallenden Klötzen gefangen. Wo nämlich die Bären ihren Wechsel haben, da macht man ein dreyeckigt Gestelle. Auf jede Seite werden 2 starke Säulen eingegraben; unten wird eine Schwelle eingezapft, und der Erden gleich tief eingeleget, daß noch etwas Erdreich darüber gehe. In den Schwellen müssen Falze seyn, wenn die Klötze mit dem eisernen Zinken herunter fallen, daß sie durchstossen können. Oben werden beyde Säulen mit einem Oberschweiffe veste zusammen gemacht; an beeden Säulen werden etliche Rollen inwendig gemacht, die einen guten Zoll vors Holz hinaus gehen, und sich recht gut drehen. Weiter wird ein Klotz gemacht, welcher zwischen beyden Säulen und auf den Rollen leichte, und räumlich auf und nieder gehen kann. Durch den Klotz müssen etliche starke eiserne gespitzte Zinken gehen. An beyden Seiten des Klotzes werden noch an jeder Seite ein von 6 Zoll starkes Stück glatt gehobeltes Holz angemacht, und vervestiget, so daß der mittelste Klotz nicht heraus gehen kann, sondern gerade herunter fället. Die Stellung mache man also: Man nehme eine Stange, die von einer Säule fast zur andern gehet; an einem Ende muß sie anstehen, aber von der andern Säule ein paar Zoll ab seyn. Gegen der Mitte oben in dem Ueberschweiffe wird ein Loch gemacht, worin-

nen

nen ein Kloben 2 Zoll von der einen Säule, auch im Ueberschweif ein Kloben; unten an derselben Säule 2 ein halben Fuß hoch eine Kämme oder viereckigter hölzerner Nagel inwendig nur einen Zoll herausstehet. In der Mitten des Fallklotzes macht man eine Leine veste an, und ziehet selbige durch beyde Kloben, so, daß sie an der Säule herunter reiche, daran wird ein Stellholz gemacht. In der Stange muß auch eine Kämme oder ein Kerb nicht weit von einem Ende seyn. So ziehet man den Klotz mit der Leine herauf, nimmt das Stellholz und setzt es unter den Nagel, und in die Kämme oder Kerbe der Stangen, daß die Stange in der andern Seite sich anstämme. An dem Ende aber, wo die Stange sich anstämmet, muß ein Stock untergesetzt, oder mit einem Schnürlein angehangen werden, daß sie in der Höhe bleibe. Und so wird es auf allen 3 Seiten gemacht, daß es wie ein Triangel seye, und also auf jeder Seite aufgestellet werde. So man es aber aufstellet, müssen unter den Klotz 2 Gabeln gesetzet werden, daß sich der Aufsteller nicht selbst fange; und diese Gabeln muß man nicht eher wegnehmen, bis alles fertig ist. In der Mitten des Fanges schläget man einen Pfahl ein, und bindet einen Topf mit Honig darauf, oder hänget ein Stück Wildpret hinein. So bald der Bär Wind davon bekommt, wird er solches nehmen wollen; stößt aber an die Stange, und wird also von den eisernen Zinken gehalten, bis ihm der Jäger heraus hilft. Die Gestelle können beständig auf den Gabeln stehen, und dem Bär zu weilen was hineingesetzet werden. So er einmal da gewesen, so kommt er auch wieder. Dergleichen Invention kann man auch im Felde gebrauchen, wo die Bären fleissig nach dem Haber und den Feldfrüchten gehen. Aber da müssen die Säulen, an statt, daß man sie dort eingegraben, auf Schwellen veste gemachet werden, so, daß sie können aneinander geschlagen werden. Die Gestelle müssen oben herein mit schwachem Reisig behangen, und unten auch dergleichen Reisig angeleget werden, daß es ein wenig wildericht aussiehet. Oben auf die Gestelle werden dünne Bretter gemacht, daß das Wetter nicht auf das Gestelle schlage.

Endlich pflegt man auch den Bären also zu richten, daß sie sich selbst erschiessen. Dazu setzt man 3 Säulen in einem gleichseitigen Triangel; wenn man Bäume so haben kann, ist es desto besser. Die Selbstschüsse müssen aber deswegen in einem gleichseitigen Triangel geleget werden, weil bey Legung derselben, oben über dem Schneller, was vorgesteckt wird; und wenn alle Stellung fertig, man sodenn von einem nach dem andern, das vorgestochene Holz wieder wegnehmen muß, damit selbige vom Bär können losgezogen werden. Mithin könnte dabey durch Unvorsichtigkeit, einer unter denen Selbstschüssen losgezogen werden, und sich der Mensch selbst Schaden thun. So sie aber also, wie gedacht, in einem gleichseitigen Triangel liegen; so ist man ausser Gefahr. Gienge ja einer los; so trift er zwar den Mittelpunkt und Pfahl, worau der Drat an-

gemacht ist, jedoch nicht nach dem andern Selbstschusse hinüber; sondern zwischen 2 Selbstschüssen durch. Die Säulen stehen vom Mittelpunkten 20 bis 24 Schritte. Eine jede Säule kann 10 Fuß hoch seyn. Vor jede Säule setzet man auch eine Säule, welche kürzer ist. In dieser Säule macht man oben eine Larve oder Höhlung, daß man den Selbstschuß hineinlegen, doch daß man ihn höher und niedriger richten kann. In der hintersten Säule werden hölzerne Nägel eingemacht, daß man den Selbstschuß vervestigen kann. In der Mitten zwischen den Säulen wird ein runder, und 4 Fuß hoher Pfahl, ausser dem aber noch 3 dreyeckigte Pfähle, geschlagen, daß sie mit der einen Ecke auf dem Mittel zwischen 2 Säulen stehen. Auf dem Mittelpfahl wird ein Topf mit Honig, oder was vom Viehe, das zu seinem Frasse dienet; um die dreyeckigten Pfähle aber ein hölzerner Reifen gemacht, der fust um die Pfähle passe, daß er aber nicht von sich selbst herunter falle. Man kann auch hölzerne Nägelein darunter stecken, daß er nicht von selbst herunter falle. Die Selbstschüsse werden auf den Säulen veste gemacht, oder man nimmt auch Pürschbüchsen an statt der Selbstschüsse, und sind die mit deutschen Schlössern die beste. Dazu macht man in den Selbstschuß einen Drat, der an den Reifen in die Mitte lange, und die Dräte alle drey an den Reifen veste. Die Selbstschüsse ladet man mit 2 oder 3 Laufkugeln. Kommt nun der Bär, und langet in der Meynung, einen Raub zu finden; so trift er an die Dräte oder Reifen; da er aber an den Reifen drückt, oder trift, ziehet der Reifen alle drey Schüsse auf ihn los. Sollte er auch nicht den Reifen berühren; so muß er doch wenigstens ein oder zwey Dräte treffen; mithin büsset er sein Leben dabey ein. Die Selbstschüsse muß man auch mit hohlen Rinden von Bäumen bedecken, damit sie nicht naß werden.

Bärenjagd. Diese Jagd hat viel mit der wilden Scheinsjagd gemein; denn die Jäger, welche ihnen nachstellen, müssen ebenfalls starke Bären- und Bollenbeisser auch andere starke Hetzhunde bey sich haben, indem die Bären viele Hunde zusammendrucken und beissen können, dabey die Jäger sich nicht allzuweit auseinander trennen, sondern je zwey und zwey beysammen seyn sollen, daß einer dem andern im Fall der Noth beyspringen könne. Am besten werden sie also geschossen: der Jäger tritt hinter einen starken Baum, und schiesset ihn mit dem Rohr auf den Kopf, kann man ihm aber nicht zu dem Kopf kommen, so schiesset man ihn auf den Leib, so läuft er davon, kommt aber bald ganz rasend wieder; wenn er nun im Wiederkehren den Kopf vorwärts bietet, so schiesset man ihn auf den Kopf, davon er gewiß fället, da denn der andere ihm alsobald mit einem Spieß unten am Bauch durchs Leder stossen muß, denn anderswo ist ihm nicht beyzukommen. Andere Jäger pflegen ihnen also nachzustellen: sie legen auf eine aufgerichtete Deichsel von einem Wagen oder hohen Baum ein Rad, darauf setzen sie einen Honigtopf; wenn nun der

der Bär die Bienen schwärmen siehet, so steiget er hinauf und strebt dem Honig nach; unten um den Baum oder Deichsel werden spitzige mit eisen beschlagene Pfähle eingeschlagen, wenn nun der Bär sich bemühet, über das Rad hinüber zu klettern, so geschiehet es, daß er darüber in die spitzige Pfähle herunterstürzet, da man denn ihm bald mit Spiessen oder Äxten, oder auch mit einem Schuß auf den Kopf beykommen kann, weil er sich aus den Pfählen nicht gleich heraustranken kann. Im Fallen aber braucht der Bär diese Vorsicht, daß er den Kopf verwahret und sich wie eine Kugel zusammen krümmet, daher unten spitzige Pfähle eingeschlagen seyn müssen. Die Pohlen haben ausser diesen Vortheilen noch diesen Einfall: sie machen auf dem Baum über den Honigstock mit einer Weyde einen starken Hammer vest, an dem Ort, wo der Bär zu dem Stock kommen kann; wenn nun der Bär auf den Baum gestiegen, und kommt nahe zu dem Honigstock, so hebt er den Hammer anfänglich gemächlich auf, welcher ihm aber zurück auf den Kopf schläget, über diesen Schlag entrüstet sich der Bär, und stößt diesen Hammer mit mehrerer Gewalt von sich, dadurch er durch den Hammer im Zurückschlagen noch einen stärkern Schlag bekommt, welchen er immer stärker zurück schläget, und endlich durch die heftigen Schläge vor den Kopf dummlicht wird, daß er in die spitzige Pfähle oder Pfeile herab stürzet.

Die Bärenjagd gehöret nicht nur zur hohen Jagd, sondern sie ist auch noch etwas mehr, und wird an den meisten Orten zu einem sonderbaren Fürstl. Regalstück und Herrlichkeit referiret, so daß sie weder unter das schwarze noch rothe Wildpret gezehlet wird, sondern eine besondere Art ausmachet. Daher auch unter der Verleihung der hohen Jagd die Bärenjagd nicht mit begriffen ist.

Wehner. Obs. pract. voc. Forst. vers. tantum enim. *Sixtin.* de Regal. lib. 2. cap. 18. num. 77. seq. *Harpprecht* ad §. 12. Inst. de rer. divis. n. 247. *Westenholz* de Jurisdict. Forest. cap. 6. §. 101. Seckendorff im deutschen Fürstenstaat Part. III. cap. 3. sect. 5. §. 2. in fin. *Berger* Oecon. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 3. p. 227.

Wie dann in Hessen das bekannte und sehr alte Geschlecht derer von Riedesel mit der Bärenjagd absonderlich investirt ist.

Wehner l. c. *Kuichen* de pact. vestitur. part. 2. cap. 2. num. 56. *Nolden* de stat. nobil. cap. 17. num. 122. *Westenholz* loc. cit.

Bärenkasten, ist ein aus starken eichenen Dillen, und starken Pfosten durch eiserne Bänder, die in Gelenken sich schliessen, gemachtes Behältniß, darinnen ein lebendiger Bär, der von der Grube in diesen Kasten sich retiriret, kann weggetragen werden. Dergleichen Kasten ist insgemein anderthalb Ellen hoch und so viel breit, und drey Ellen lang, dessen Fallthüre mit eisernen Bolzen wohl kann beschlossen und bevestiget

stiget werden. Auch werden starke Ringe angemacht, damit maneisers ne Bolzen durchziehen u. den Kasten damit ausheben und wegtragen, auch derselbe auf dem Wagen mit eisernen Ketten angefesselt werden kann. Inwendig wird er in den Ecken mit Eisen wohl beschlagen, damit der Bär mit seinen Klauen nichts los reissen kann; zur Seiten werden Löcher oder eiserne Gitterfenster eingeschnitten, damit das Licht und die Luft hineinfallen könne; der Freßtrog wird nicht weit von dem Gitterloch mit eisernen Bändern wohl vest angemacht, damit er im Abführen fressen könne. Soll nun der Bär auf einen Hetz- oder Kampfplatz, so werden die Sitenwände durch Wegschlagung der eisernen Schließbolzen eröfnet, daß der Kasten von selbsten auseinander fället und der Bär bloß stehet, der mit zum Hetzen denen Hunden preis gegeben wird.

Bärsch, s. Barsch.

Bätze, heißt ein Hund weiblichen Geschlechts, so man auch ausser diesem eine Hündinn zu nennen pfleget.

Baisse, Baitze, Beisse, Beitze, darunter wird von den Jägern die Art des Jagens verstanden, dabey man mit Raubvögeln, so dazu vorher abgerichtet worden, als Habichten, Falken, Sperbern ꝛc. andere Raubvögel, oder wilde grosse und kleine Vögel, als Raiger, Enten, Rebhüner, wilde Enten, Wachteln, Lerchen ꝛc. wie auch Haasen und andere geringere wilde Thiere fänget. Zu dieser Art der Jagd müssen schnelle und gute Pferdte im Vorrath da seyn; denn man reitet dabey streuge, und führet den Falken verkappt auf der Hand in das Feld, wo durch Spührhunde bemeldte Gattung Vögel aufgetrieben werden, welche, so bald sie sich zeigen, macht man dem Vogel das Gesicht frey und wirft ihn auf den Raub zu, auf welchen er in einem Bogen zuschiesset und auf den Vogel stösset; so solches geschehen, so muß der Jäger alsobald, so schnell als möglich, dazu reiten, daß er dem Vogel den Raub nehmen könne, welchen sie gerne fahren lassen, wenn man ihnen eine andere Art von Vögeln als Tauben vorwirft. Geschiehet dieses Baitzen mit den Reigern und Falken, so wird es die Reigerbeitze genennet, dazu mit grössen Kosten viele Falken und Falkonier erhalten werden; weil es aber sehr kostbar, so ist es eine Lust vor Könige und grosse Fürsten. Die Begebenheiten dieser Baitze bestehen in folgendem: So bald ein Reiger aufgetrieben und des Falkens gewahr wird, so steigt er in die Höhe, der Falk aber desgleichen, doch also, daß er ganz einen Umweg nimmt, gleich als wenn er nicht auf den Raiger losgehen wollte, bis er ihn überhöhet, alsdenn fällt der Falke mit seinen Waffen auf den Raiger los, gibt ihm einen Griff, und schwinget sich über und um ihn her, bis er die Gelegenheit ersehen, ihn gar zu packen; dabey er sich vorsiehet, daß er sich nicht durch des Raigers sehr spitzigen und scharfen Schnabel, den er auf den Rücken zu legen weiß, aufspiesse. Wenn er den Raiger wohl gepackt, so kämpfen beyde so lange miteinander, bis der Raiger endlich überwunden, ist und mit ihm zu Bo-

den

den fällt, da man denn über Stock und Stauden, Flüsse und Teiche öfters setzen und sich Lebensgefahr aussetzen muß, der Pferdte ihren Untergang und Niederreiten nicht dazu gerechnet. Nimmt man diese Baitze mit Haasen und anderm kleinen Wildpret vor, so heißt es die Haasenbeitze; welches also verrichtet wird: Man reitet in einer Reihe, als ob man hetzen wollte, und führet die abgerichtete Windhunde an Riemen zwischen sich; wenn nun der Stöber oder Spürhund einen Haasen aufgetrieben, so läßt man die Windhunde los, und der Vogel oder Falke wird dem Gebrauch nach von der Hand also gewors fen, daß er einen kurzen Bogen, oder, wie die Jäger zu reden pflegen, einen kurzen Bund, zu machen hat. So bald er den Haasen erreichet, so gibt der Vogel demselben einen Griff oder Stoß, der sich denn ducket, und sitzen bleibet, unter der Zeit die Windhunde herbey eilen und den Haasen fangen; sind die Hunde noch entfernet, so läßt er den Haasen wieder etwas springen, und entfernet sich, aber alsobald kommt er zum zweytenmal an ihn, und hält ihn so lang auf, bis er den Hunden zu Theil wird; dabey vor den Falken die abgerichtete Habichte dieses zum voraus haben, daß sie, wenn sie den Haasen erreicht, und ihm einen rechten Griff gegeben, denselben mit der rechten Waffen vest halten, mit der linken aber sich in die Erde einhackeln, und sich daran veste halten, bis die Hunde oder Jäger ihnen zu Hülfe kommen. Bey dieser Baitze muß man Hunde haben, die zu diesen Vögeln angewöhnet sind, dabey schönes und klares Wetter seyn muß, sonsten steigen die Vögel nicht, und sehen auch ihren Raub nicht. Die Zeit, da man sich mit dieser strabazieusen Freude vergnüget, ist von Bartholomäi bis Lichtmeß, s. Beitzvögel.

Baissen, Baitzen, Beissen, Beitzen, ist eben das, was in dem unmittelbar vorhergehenden Artikul abgehandelt worden.

Baißhunde, Baitzhunde, sind solche Hunde, welche auf der Baitze nur aufspüren, nicht aber, wie andere Jagdhunde, vorstehen, oder weit vorauslauffen dörfen, sondern sie halten sich in ihrem Suchen, nahe bey dem Falkonier.

Baitze, s. Baisse.

Baitzen, s. Baißhunde.

Baitzvögel, s. Beitzvögel.

Balbahn, ist ein Kunstwort in der Jägerey, und wird von dem Birkhahn gesagt, wenn er auf gewieſe Art geschossen wird, welches man auf den Balbahn schiessen nennet. Dazu nimmt man einen alten Hut, benget den den Rand unter dem Kopfe zusammen, schneidet an einem Ende in den Hutrand, als wie einen Hals vom Birkhahn, machet auf beyden Seiten rothe Flecklein, die, gleich der Birkhähne ihren, über den Augen seyn; am andern Ende aber wird ein Schwanz hineingeschnitten. Einige stopfen auch eine ordentliche Birkhahnshaut mit den Federn aus; noch machet man auch von Papier dergleichen, und streichet ihn an, wie die Couleur des Birkhahns ist. So nun der Balbahn fertig ist, steckt man solchen auf eine Stange (macht

man deren 2 bis 3, so ist es desto besser), und bringet ihn an den Ort, wo dieses Wildpret sich gerne aufhält; machet sich da eine Grube in die Erde, und darüber einen grünen Schirm von Reise, daß man sich darhinter verbergen kann. Wenn nun dieß alles fertig ist; so gehet einer umher, (noch besser aber ist es, so ein Paar zu Pferdte sind), machet sie rege, und treibet sie gegen den Balbahn; der andere aber verbirget sich in der Grube unter und hinter dem Schirm, nicht weit von dem Balbahn, und sitzet ganz stille. Wenn der andere sie rege gemacht; so werden sie bey dem Balbahn herum fallen, und recht gut und wohl zu schiessen seyn.

Balche, Blauling, Bratfisch, Bleye, lat. Alba coerulea, ist ein breiter und etwas dünner Fisch, mit einem kleinen Kopf, und weissen mittelmässig grossen Schuppen, welcher gemeiniglich 2 bis 3 pfündig wächset; wiewohl man auch welche fängt, die 6 und mehr Pfunde wägen. Er kommt der Gestalt nach fast den Brachmen oder Brassen gleich, kann auch eben so, wie dieser Fisch, zugerichtet werden. Er ist gerne in grossen tiefen Seen und Teichen, da es viel Mergelerde gibt; wiewohl er auch in der Spree, Oder, und andern Flußwassern gefangen wird. Seine Laichzeit ist im May, oder zu Anfang des Junii, nachdem ein warmer oder kalter Winter vorhergegangen. Er wird in Garnsäcken, oder auch, und zwar meistens, mit grossen Netzen, und Wathen gefangen, sonderlich zur Laichzeit, da er haufenweise aus der Tiefe an das Ufer, oder in das Schilf und Gerähricht, wo es dessen gibt, zu tretten pfleget. Das Fleisch dieser Fische ist süß und weiß, und sie sind gut zum Sieden, noch besser aber zum Braten, daher er auch der Bratfisch genennet wird. In der Schweitz, wo man ihn in ziemlicher Menge findet, wird er auch gesalzen und geräuchert. Im Winter fängt man die fettesten von diesen Fischen unter dem Eis.

Balg, lat. Pellis, Exuviæ, franz. *Peau*, *Cuir*, bedeutet 1) eigentlich ein rauhes Fell, welches kleinen Thieren, die bey ihrem Schlachten ungeöfnet bleiben, ganz abgestreift wird. Zu solchen gehören Baum- und Steinmarder, Caninichen, Eichhörner, Hamster, Haasen, Iltissen, Virginische, Moscowitische Genenotten, Kuhrücken, Zehe, so Grauwerk genennet wird ꝛc. Auch mit den Wölfen und Füchsen wird nicht anderst umgegangen; daher auch ihr Fell nicht Haut, sondern Balg genennet wird. So streiffen auch die Ottern und Schlangen jährlich ihre Bälge. Alle diese Arten von Bälgen, der Schlangen Bälge ausgenommen, sind ein Stück der Hauptmaterie, daraus die Kürschner und Rauchfärber ihre Waare machen. Insonderheit können es die Jäger nicht leiden, wenn man dem Fuchs oder Haasen ein Fell zueignet. Sodann wird 2) das deutsche Wort: Balg auch gebraucht von einem ausgestopften Vogel, der bey dem Vogelfang gebrauchet wird. Es wird derselbe auf einem Pfählgen in die Erde gestecket, daß es scheinet,

scheinet, als wenn er auf seinen Füssen stünde; welches denn zu dem Ende geschiehet, daß man die herumfliegende Vögel damit betrügen, und auf den Heerd locken möge.

Ballen, nennen die Jäger des Hirsches Unterläufte, darauf er gehet.

Ballerus Aldrovandi, franz. *Bordeliere*, ist ein kleiner Fisch, der in Flüssen und Lachen seinen Aufenthalt hat. Er ist ohne Zähne und Zunge; allein seine Kieferbeine sind hart, und sein Gaumen fleischicht. Der Leib ist mit kleinen zarten, schwärzlichten Schuppen bedeckt. Er hält sich stets am Rande auf, und hat daher von den Franzosen den Nahmen: *Bordeliére*, d. i. auf Deutsch: ein Randfisch, bekommen. Er ist gut zu essen; in der Arzney aber von keinem Gebrauch.

Balzen, s. Falzen.

Bandweiden, s. Weide.

Bannfluß, s. Bannwasser.

Bannreitel, s. Waldrecht.

Bannsteine, s. Gränzsteine.

Bannwasser, werden diejenige genennet, welche der hohen Obrigkeit zugehören, und daher verbannet, d. i. verbothen sind, daß niemand, ohne Erlaubniß, darinnen fischen darf.

Barbe, Barme, lat. Barbus, franz. *Barbeau*, *Barbet*, ist ein Fisch, der seinen Nahmen daher bekommen, weil er vornen an dem Maul 2 Flossen hat, die wie ein Bart gestaltet sind. Es ist ein dicker und schuppichter Fische, welcher auf 2 bis 4 Pfund schwer wird. Er hat einen kleinen und spitzigen Kopf, und ist fast so schuppicht, als ein Karpf. Auf dem Rücken siehet er dunkelbraun, an den Seiten aber fällt seine Farbe etwas ins gelbliche, und an dem Bauche weiß. Der Flossedern sind zusammen sechse; zwo an den Kiefern, zwo am Bauche, eine am Ausgang, eine auf dem Rücken, und der Schwanz ist gespalten. Er wird von einigen vor einen Raubfisch gehalten, weil man kleine Fische in demselben gefunden. Doch hat er keine Zähne, nähret sich vom seiten Boden, Gras und Kräutern, Würmern, Wasserschnacken und fliegen, wodurch er auch zur Sommerszeit mit der Angel vielfältig gefangen wird. Man hat die Barmen zwar auch mit in den Teichen; sie sind aber mehr ein Strohmfisch, und wachsen auch darinnen besser, weil sie nicht nur frisch Wasser lieben; sondern sich auch gerne in Tiefen, und unter den hohlen Ufern, auch zwischen den Steinen, aufhalten, da sie auch meist ihre Retirade im Winter haben. Von ihrer Laichzeit hat man unterschiedene Meynungen. Einige wollen, sie streichen nur dreymal, als im 3ten, 4ten und 5ten Jahr, und bleiben fernerhin unfruchtbar. Andere aber meynen, sie streichen gleich andern alten Fischen auch alle Jahr fort; welches nun mehrere Untersuchung erfordert, indem man sie um des Streichens willen nicht in den Teich setzet; sondern in Flüssen fängt, und nur zum Wachsen in die Teiche setzet. In den Flüssen aber ist nicht zu entscheiden, wie lange und oft sie laichen. Ihre Streich- und Laichzeit ist im Merz und April, da sie

jedoch nach der Laichzeit sich bald wieder erholen, und im Julio, Junio und Augusto ziemlich fett und wohlschmeckend werden. Im Herbst aber ist nicht viel daran, indem sie inwendig solche Zwirnstriche, wie die Krebse, bekommen. Es hat auch die Barme unter allen Fischen diese besondere Eigenschaft, daß sie im May, und also nach ihrer Laichzeit, einen Auswurf von Geblüte hat, als ob sich die Natur von ihrem Laichen reinigen wollte, wie solches öfters also befunden worden; daher auch selbige zu solcher Zeit vor ungesund gehalten werden; wie denn auch um diese Zeit ihr Fleisch weichlicht und nicht, wie sonsten, wohlschmeckend ist. Es wird auch der Barme zugeschrieben, daß besonders in ihrem Fleisch eine innerliche vermischte Vielheit des Geblütes sich befinde; indem sich die Blutigel an sie machten, und aussangeten; welche sie denn an den Steinen und tiefen kiesigten Gründen abzustreichen suche. Sie pflegt auch ihren Laich an denen Steinen abzustreichen, und ist also ein ordentlicher Strohmfisch, zwar nicht in kleinen Bächen, sondern in grossen Flüssen, als der Elbe, Oder, Saale, Weser, Mayn, Rhein, Neckar u. d. g. vielfältig zu finden. Wovon die Fischer auch an solchen Ströhmen mit ihrem Fang vielen Profit machen. Diejenige Barmen, die in steinigten und reinen Ströhmen gefangen werden, sind wohlschmeckend, leicht zu verdauen und saftig, und ihr Fleisch ist weiß und zart. Den Kopf hält man vor das delicateste Stück; wiewohl sie dabey voller Gräten sind. Die Kälte können sie nicht wohl vertragen; daher sie im Winter allezeit matt, im Sommer aber frisch, rein und viel gesünder sind. Der Rogen dieser Fische soll stark laxiren, und wenn er häuffig genossen wird, grosse Gefahr anrichten, daher er auch gemeiniglich weggeworfen wird. In Flüssen, wo man waten kann, werden die Barben unter den grossen Steinen, und in den hohlen Ufern mit den Händen erhascht. Sie graben an dem Gestade gern in die Erde, fast wie die Schweine, und bleiben oft so darinnen stecken, daß sie entweder ersticken, oder doch leicht gefangen werden. Mit Angeln werden sie also gefangen: Man nimmt Käß, und solche Würmlein, die sich am Wasser aufhalten, ihre Häuslein auf ihnen selbst tragen, und in dem Holz gefunden werden. Alsdann nimmt man das Selbe von 3 Eyern, stößet alle diese Stücke untereinander, als einen Teig; hernach nimmt man Gamser einer Bohne groß, der bereitet ist, und thut ihn unter alle vorbemeldte Stücke. Wenn man nun angeln will; so stoßt man, so groß als eine Erbse, davon an den Angel, in einem reinen Tüchlein. Mit Senkangeln pflegen diese Fisch auch also gefangen zu werden: Man muß nämlich derselben etliche auf einmal legen, und sie müssen jede einen Daumen lang seyn. Diese Angeln werden an Fäden gebunden, ohngefehr 2 Fuß lang, und statt des Köders thut man Regenwürmer, oder kleine Fische daran. Nach diesem bindet man alle diese Fäden an eine lange Leine 2 Fuß weit voneinander; dann gehet man an den Ort, wo man viele Barmen vermuthet. Allda

bindet man das Ende der groſſen Leine an einen Pfahl, oder Baum, oder groſſen Stein. Nach dieſem nimmt man dieſe Leine in die rechte Hand, wirft ſie ins Waſſer, ſo weit als möglich iſt, da denn die Angeln unterſinken. Hierauf läſt man ſie ſo bis des andern Tages frühe, da man ſie heraus ziehet, und die Fiſche, ſo angebiſſen haben, losmachet. Der Ort, wo man Angeln eingeleget, muß aber von Baumwurzeln und Gras reine ſeyn, indem ſonſt die Fiſcherey fruchtlos abgehen würde. Wie dieſer Fiſch in der Küche zugerichtet werde, davon kann nachgeſehen werden *Onomatolog. Oeconom.* oder Oeconomiſch Wörterbuch, 1ter Th. pag. 435. 436.

Barbeau, ſ. Barbe.

Barbet, ein Fiſch, ſ. Barbe.

Barbets, heiſſen auch bey den Franzoſen eine Art zottichter und langhrichter Waſſerhunde, welche als Baſtarte von den Isländiſchen grauen Budeln und den rothen Jagdhunden fallen. Sie lieben das Waſſer, darum ihnen ihre lange Haare abgeſchoren werden, und ihnen nichts als ein Bart und die Augbraunen zottigt gelaſſen werden, damit ſie deſto beſſer ſchwimmen können, wenn man ſie angewöhnt, in das Waſſer zu gehen, welches anfänglich im Frühling in kleinen Waſſern, nach und nach aber in Teichen und Flüſſen vorgenommen wird, da man ihnen ein Stück Holz hineinwirft, welches ſie mit groſſer Begierde heraus hohlen. Sind ſie dazu angewöhnt, ſo werden ſie von den Jägern abgerichtet, daß ſie auf den Schuß gehen, und das getroffene Federvieh, als Enten, Taucher und andere Sorten packen und hohlen, auch wohl vorher in dem Waſſer dergleichen wilde Vögel zwiſchen den Schilfen aufſpüren und auftreiben, und, ſo bald ſie geſchoſſen, ihnen nachſetzen, auch aus dem Schilf und Moßbächen, worinnen ſie ſich zu verkriechen pflegen, heraus ſuchen, und an das Land bringen; ohne dieſe kann die Waſſerjagd nicht ausgeübet werden.

Barbota, franz. *Barbote*, iſt ein kleiner Flußfiſch, rund und lang, und bey der Fiſcherey gar wohl bekannt. Er pflegt gern in trüben Waſſern zu wühlen, und iſt ungefehr auf anderthalb Fuß lang, und faſt ſo dicke, als wie der *Rouget*, welcher ein röthlicher Seefiſch iſt. Der Kopf iſt dicke, und die Zähne ſehr klein. Am unterſten Kiefer hat er einige kurze Bärte. Er lebet vom Schlamm und Schaume. Sein Fleiſch iſt weich, und etwas ſchleimicht; jedoch ſehr gut und delicat zu eſſen. Er führet viel Oel und flüchtiges Salz bey ſich, reiniget das Geblüte, und treibet den Harn.

Barbus, ſ. Barbe.

Barme, ſ. Barbe.

Barrus, ſ. Elephant.

Barſch, Baarſch, Bärſch, Pärſch, Berſchling, Perſing, lat. Perca, franz. *Perche*, iſt ein Flußfiſch, davon es zweyerley Arten gibt, nämlich eine kleine und groſſe. Die erſte heißt: Perca fluviatilis major, iſt ein Fiſch, der einen etwas ſpitzigen Kopf, wie der Karpfe hat; er iſt kurz, aber ziemlich breit und dicklichicht, und wird nicht über zwey

Pfund schwer. Er ist dabey mit harten und rauhen Schuppen versehen, fast wie der Seebarsch. Auf dem Rücken siehet er zwar schwärzlicht, an den Seiten aber strichweise grau und röthlicht, und wieder weiß. Daher er auch wohl der Buntbarsch genennet wird. Sein Maul ist klein, und er hat gar keine Zähne. In seinem Kopf sind unterschiedene kleine Steine zu finden, welche Lapides Percarum oder Barschsteine genennet werden, und die man wohl aufheben soll, weil sie in allerley Krankheiten gute Dienste thun. Auf dem Rücken ist er mit zweyspitzigen Beinen, oder Gräten versehen, deren Stich eben so gefährlich ist, als der Biß eines Hechtes, denn er blutet sehr, und heilet nicht wohl. Er nähret sich mit kleinen Fischlein. Etliche sind der Meynung, daß dieser Fisch von seinem Alter mancherley Nahmen bekomme. Wenn er jährig ist, werde er Hürling oder Heuerling genennet, zum Zeichen, daß er heuer oder in diesem Jahr gebohren seye. Im andern Jahr werde er Stichling genennet; denn zu dieser Zeit bekomme er erst seine Stacheln auf dem Rücken. Im dritten Jahr werde er Egling genannt; und wenn er älter wird; so nennet man ihn einen Kehling. Die andere Art heißt: Perca fluviatilis minor, Raulbarsch. Der ist viel kleiner, rauch, und über und über stachlicht, von Farbe röthlicht und gelblicht, mit harten Schaalen besetzt. Er hat gleichfalls in seinem Kopf unterschiedene kleine Steine. Beyde haben zwar ein ziemlich hart Fleisch, sind aber gut, und gesund zu essen, auch kranken Leuten, und den Sechswöchnerinnen; ja auch selbst den Febricitanten. Die Weibleins tragen eine grosse Menge Eyer bey sich, und gehen gerne nach hellen Wassern. In Teichen thun sie grossen Schaden, denn sie fressen die junge Fische fast alle auf, daß man zu keinem Saamen kommen kann. Werden sie aber in einem Teich allein gehalten; so vermehren sie sich sehr, und bezahlen ihre Herberge reichlich. So sehr er andere Fische auffzehret, so wenig läßt er sich selbst gerne fressen. Denn wenn ihn der Hecht, oder ein anderer Fisch fressen will; so sträubet er, und hebt seine stachlichte Federn, die er oben auf dem Rücken hat, auf, und sticht flugs um sich, daß man ihn nicht packen kann. Wiewohl er sonst des Hechtes guter Freund und Arzt ist. Denn wenn ein Hecht von einem andern Fisch, oder sonst von einem Menschen verwundet wird; so wird er schwerlich wiederum heil; wenn er aber zu dem Barsch kommen kann, daß er von demselben angerühret wird; so werden seine Wunden geheilet. Die Steine, so in den Köpfen der Barschen gefunden werden, eröfnen, wenn sie zerrieben, und wie die Krebssteine eingenommen werden. Man braucht sie wider den Stein und Grieß, und gibt auf einmal einen halben, oder auch wohl bis 2 Scrupel ein. Sie werden auch äusserlich zu den Geschwären des Zahnfleisches, und wider den Scorbut gebrauchet. Endlich gibt es auch einen Barsch in der See lat. Perca marina, Seebarsch, genannt, welcher so groß, wie der Flußbarsch wird. Er siehet braunroth und schwärzlicht,

licht, der Rücken iſt mit Spitzen beſetzt, und mit kleinen Schuppen bedecket. Er hält ſich gewöhnlich um die Klippen auf, und nähret ſich mit kleinen Fiſchen. Zum Eſſen ſoll er aber nicht viel taugen. Sein Kopf, wenn er verbrannt wird, iſt gut, die Wunden rein und trocken zu halten. Die Streich- und Laichzeit der Barſche überhaupt iſt im May. Sie ſtreichen auch gleich den Hechten, theils im andern, gewiß aber im dritten Jahr. Doch ſtreichen ſie nicht in ſteinigten und leimichten oder kalten Teichen, wenigſtens nicht viel; deſtomehr aber in warmen Weyhern und Teichen, die einen etwas ſandigten Boden mit haben; und ſind auch, wo ſie eingewurzelt, faſt nicht wiederum zu tilgen. Wo auch Bäche in Teiche flieſſen, da gehen ſie bey auflaufenden Regenwaſſern häuffig in die Bäche hinaus, und ſuchen friſch und reines Waſſer; wie ſie denn das dicke und ſchlammigte Waſſer nicht wohl vertragen können, und leichte darinnen abſtehen. Sie werden mit Netzen, Reuſſen und Angeln gefangen. Wer groſſe Barſchen in einem See oder Pfuhl hat, der nehme eine Angel mit einem kleinen Häcklein, und mache einen Weißfiſch daran, d. i. er ſteche ihm den Hacken durch den Leib in der Seiten, und werfe ihn am Angel hinein, und rücke bisweilen damit; ſo ſchnellt der Barſch darnach, und verſchlinget den Weißfiſch ſammt dem Hacken; worauf man ihn denn hübſch herausziehen kann. Wenn man nur einen Fuß oder ein Biſſgen vom Fuß eines Krebſes an die Angel macht; ſo fähet man die beſten und gröſten Barſchen damit. Man fähet ſie auch im Winter unter dem Eis mit Angeln, da kann man auch in einer groſſen Tiefe zu ihnen kommen. Allein man muß im Sommer Regenwürmer im Keller in einen Topf ſetzen, und ſie mit Sand wohl beſtreuen, und und im Winter an die Angel machen. Auch muß man am Hacken vorne die Schnur mit Bley begieſſen, daß ſie es nicht abbeiſſen, und ſie muß breit gemacht ſeyn; ſo ſiehet ſie auch faſt wie ein Weißfiſch, und man fängt ſie deſto leichter. Man muß aber die Angel nicht ſtille haben, ſondern umrühren; ſo ſchnellt er darnach, weil er ein begieriger Fiſch iſt.

Bart, heiſſen die lange Haare, ſo um das Maul der Haaſen, Kaninichen, Katzen u. d. g. Thieren, auf beyden Seiten ihrer Lefzen ſitzen.

Baſſet, ſ. Dachshund.

Baſt, iſt diejenige zarte Rinde, welche zwiſchen des Baums äuſſerſten Schaalen, und dem Holze lieget, worauf die Alten, vor Erfindung des Papiers, geſchrieben haben; heut zu Tage aber wird er in der Oeconomie zu verſchiedenen Dingen gebraucht. Dieſer Baſt wird vornemlich aus Linden und Weidenbäumen gemacht, wiewohl auch die Eichen, Buchen, Erlen und Birken dergleichen geben; damit aber die Bäume nicht ſchädlicher Weiſe abgeſchälet und zu dem Verderben gebracht werden, ſo iſt in den Wäldern und Forſten die Vorſicht gethan, daß nur die zum Bauen und Brennen gefällte Bäume ſollen zum Baſtmachen angewieſen werden, indem die Rinde ohnes

hin

hin abgeſchälet und vielmals den Lohgerbern überlaſſen wird. In einem andern Verſtand brauchen es die Jäger, welche darunter das zarte Häutlein verſtehen, welches dem Hirſch und Rehbock um das neuaufgeſetzte Geweyh wächſet, ehe daſſelbe zur Vollkommenheit kommt, welches ſie hernach abſchlagen, und von den Jägern das Dickmaaß oder das Geſege genennet wird. ſ. a. Geſege, Rinde.

Baſtdonen, ſ. Donen.

Bau, Röhre, heiſſen bey den Jägern diejenigen Löcher in der Erde, darinnen ſich die Dachſe Füchſe, Caninichen, Fiſchottern, Hamſter und dergleichen aufzuhalten pflegen, die nach Art der Thiere Zugänge haben, wo die Thiere einfahren, welche insgemein wie eine ſchiefliegende Fläche eingerichtet ſind, damit ſie die Speiſen ohne Mühe hinunter bringen können, und andere, wo ſie den Miſt ausführen, dergleichen bey dem Dachs- und Hamſterbau anzutreffen. Der Fuchs aber bauet ſelten für ſich einen Bau, ſondern er vertreibet den Dachſen aus ſeinem Bau, entweder mit Liſt oder Gewalt, und logiret ſich darein, dabey es aber zwiſchen dem Fuchs und Dachs oft heftigen Streit ſetzet. Wenn er aber gleichwohl keinen Dachsbau findet, ſo machet er ſich unter alten hohlen Wurzeln dergleichen, ſind aber nicht ſo wohl gebauet, als der Dachſen, die mit Kammern verſehen, darinnen ſie mancherley Vorrath an Speiſe aufheben, als Aepfel, Birne, Kerner, Grundbirne ꝛc. Die junge Füchſe aber, wenn ſie von den alten vertrieben werden, pflegen ſich in den Aeckern, wohin nicht viele Leute kommen, ſolche Gruben zu machen, ſo gut ſie können, dergleichen die Jäger einen Nothbau zu nennen pflegen.

Baueichen, ſ. Eichen.

Bauholz, Zimmerholz, latein. Materia, Tignum, franz. *Bois à batir*, heiſt alle dasjenige Holz, welches zu Verfertigung eines Gebäudes gebrauchet wird. Wenn man die Waldungen, wie es billich iſt, nach Gelegenheit der Lage, Grund und Bodens in gewiſſe Jahresgehaue oder Schläge eingetheilet; ſo iſt allezeit bey der jährigen Abholzung zu bemerken, ob neue Gebäude aufzuführen, oder alte zu repariren ſeyen. Weswegen dann das zum Bauen tüchtige Bauholz ausgeſondert wird. Hiebey iſt auch zu überlegen, was im Trocknen oder Wetteranfall, oder in das Waſſer verbauet werden ſoll. Zu Schwellen und äuſſern Wänden hat nun das eichene Holz den Vorzug; kann man aber recht kernigte und kühnigte Schwellen von Kiefern haben, ſind ſie den eichenen faſt vorzuziehen, immaſſen die Fettigkeit des Kühns der Fäulniß ſehr widerſtehet, welches man an alten Schwellen und Gebäuden klar wahrnehmen kann, da die eichene Schwellen gern inwendig faul werden, und äuſſerlich noch gut ausſehen. Aber kiefern Schwellen und beſonders der Kern, bleibt veſte, bis er denn ganz und gar mit der Zeit von auſſen ausgeſogen, und zur Verfaulung gebracht wird. Jedoch iſt auch vom Tannengehölze zu merken, daß es nächſt Kiefern und Fichten, hiezu das beſte.

Zu

Zu den Ungebäuden kann man nach Gelegenheit unterſchiedliche Arten Holz nehmen; als Aſpen oder Eſpen, Ulmen, Rüſtern, Rothbuchen, Ahorn, Lennen, ſo wie es zu ſeiner behörigen Länge und Stärke zu haben iſt. Jedoch über Brau- und Branntweinhäuſern, Viehſtällen und dergleichen, wo es von dem Dampf und Brodem, bald naß, bald trocken wird, ſind letztere Sorten nicht gar dauerhaft, ſondern man thut beſſer, wenn man von den erſtern hierzu nimmt. Zu den Treppen, Thüren, Fenſterrahmen, und dergleichen, iſt ſehr nützlich, daß man von Eichen, oder kernigten Kieferubäumen, laſſe Pfoſten in Vorrath ſchneiden, desgleichen Breter zu Fußboden, und dergleichen mehr, und wenn dann dergleichen Waare ein paar Jahr liegen und austrocknen kann; ſo wird es deſto dauerhafter zum Bauen. Hingegen von grünen Pfoſten und Bretern, werden undauerhafte Sachen, bald ſchwindet es, bald quillt es auf, welches wohl zuweilen auch mit trockenen geſchiehet, mit grünen aber iſt es ungleich ſchlimmer. Die Zeit zum Bauholzfällen iſt am beſten im December und Januar. Jedoch iſt man hierinnen nicht einerley Meynung. Einige wollen, man ſolle das Bauholz im May fällen, weil dann der Saft ſchon mehr und flüchtiger in Bäumen wäre, und alſo der Wurm ſolches nicht ſo leichte freſſe, weil ihm der Saft nicht angenehm wäre. Man hat aber aus der Erfahrung das Gegentheil zu behaupten, daß in dasjenige Gehölze, ſo im flüchtigen Saft, und Sommermonaten gehauen wird, ſich der Wurm eher generiret, als in demjenigen, ſo in Wintermonaten, da der Saft dichte und feſte inne iſt, gefället worden, wovon man viele und wahre Exempel hat, daß in 10 bis etlichen 20 Jahren, ja öfters nicht einmal ſo lange, das im Sommer gefällete und verbauete Bauholz, der Wurm ſo durchlöchert, daß es wieder hat neu gebauet werden müſſen. Das im Saft gehauene Holz iſt auf hohen Gebäuden leichter und nicht ſo ſchwer, das Winterholz aber bleibet dauerhafter. Noch beſſer iſt es, wenn man Willens, ein neu Gebäude aufzuführen, daß man das dazu nöthige Bauholz, Jahres vorher in Wintermonaten fällen, ſolches reine beſchlagen, die Zulage des Gebäudes abbinden, und ſodann in freyer Luft Creutzweiſe übereinander ſchichten laſſe, damit die Sonne und Luft die Poros des Holzes eröfnet halte, und die Luft diß Phlegma aus dem Holze ziehe: ſo wird nicht nur durch ſolche Austrocknung, das Holz leichter zu den Obergebäuden, ſondern auch dauerhafter gegen den Wurm. Denn eben von den vielen wäſſerigen Theilen, ſo im friſchen Holze bleiben, generiret ſich der Wurm gar leichte. Man nehme zum Beweiſe deſſen, das reineſte Brunnen- oder Flußwaſſer, laſſe es eine Zeitlang ſtehen, und ſehe, ob nicht Würmer ſich im ſelbigen zeugen, ſo hingegen im Oele oder Spiritu nicht geſchiehet. Man nehme auch Fleiſch, ſalze es ein, ich will von uneingeſalzenem nicht ſagen, wenn die ſpirituöſe Kraft des Salzes zu wenig; ſo werden bald Maden darinne, und hat es auch genugſam Salz; ſo verfaulet es doch gar bald. Man nehme es aber,

und räuchere es, daß diß Phlegma heraus kömmt, und daß die öhlichte Substanz nur darinnen bleibet, so kann es etliche Jahre dauren; so es aber durch Salz und Feuer nicht wohl temperiret, und aus den Poris die wässerige Feuchtigkeit nicht getödtet, und durch die Luft und den luftigen Geist des Rauchs, durchdrungen, und ausgezogen wird; so hat es ebenermassen keine Dauer, sondern es wachsen auch bald Maden darinnen. Dieses ist vom Bauholze zu verstehen, so im Trocknen gebauet werden soll. Dahingegen mit dem Bauholze, so im Wasser verbauet werden soll, es wieder eine andere Beschaffenheit hat. Denn in das Wasser muß kein ausgetrocknetes Holz kommen, sonst verfaulet es leichte. Und dieses hat auch seinen natürlichen Grund. In einem grünen Stück Holze sind die Pori mit Oele und wässerigen Theilen angefüllet: kommt es nun in das Wasser, so kan dasselbige nicht so hinein dringen, und die Oele mit wässerigen conjungirten Theilgen, widerstehen demselben, daß es nicht so hinein dringen, und die erdigte, und die mit Schwefel und Salpeter vereinigten Theilgen, so angreiffen, und folglich zu einer baldigen Verfaul- und Verstockung bringen kann. Ist aber das fette oder öhlichte Wesen vorher durch die Sonne und Luft ausgezogen; so wird es durch das eindringende Wasser, dem Verderben bald zu Theil. Unter diesen Wassergebäuden verstehe ich die Wasserwehre, und Dämme vor Mühlen, Schleussen, Teiche, und dergleichen, auch da Gebäude auf sumpfichten Oertern gesetzt werden, und unter dem Fundament Röste eingeleget werden müssen. Hier ist nun das Eichenholz zu den Röstern und Pfälen das beste, jedoch wo frische und starke Erlen zu haben, sind sie besonders zu Wasserpfählen die nutzbarsten und dauerhaftesten, wenn sie grün ins Wasser kommen, und beständig unterm Wasser bleiben können; ferner gehören auch zu den Wassergebäuden, Röhr- und Wasserwerke an Bergwerken: Und wie edel und nutzbar ein gutes Röhrwasser auf Landwirthschaftlichen Höfen seye, ist männiglich bekannt, mithin aber auch selbige zu unterhalten, sehr nöthig. Daher ein Besitzer solches Wasserröhrwerks sich vor allen Dingen angelegen seyn lässet, beständig Röhren in Vorrath zu haben. Und besonders läßt er seine Röhren zur Frühlings- und Herbstzeit visitiren: zu Holzröhren nun ist das kieferne Holz das beste, zumal wenn es fein kernigt ist, daß bey dem Ausbohren der ganze Kern nicht mit heraus kommt. Es ist dann am besten, wenn das Röhrholz im Merz gefället wird, zu welcher Zeit sich der Saft anfänget zu verdünnen, und doch dessen öligte Substanz noch nicht so gar flüchtig und wässerigt ist. Nach dem Fällen müssen die Röhren sogleich geschnitten und vornehmlich ausgebohret werden, denn wenn sonsten ein solch abgeschnitten Stück Holz an der Sonnen und Luft eine Zeit lang lieget, reisset es an den Enden des Schnittes gar sehr auf; ist es aber ausgebohrt, so geschicht es so stark nicht, und bekommen die innerlichen feuchten Theile mehr Platz, sich auszubreiten. Nach dem Ausbohren

ist nützlich, wenn sie bald eingeleget werden können; was aber vorräthig aufbehalten werden soll, muß in einem Wasser beständig liegen bleiben, so reissen die Röhren nicht auf; welches aber geschicht, wenn man selbe auf das Trockene und in die Sonne leget. Denn von derselben und der Luft wird dem äusserſten Holze die Feuchtigkeit entzogen, sie dorren also schnell zusammen, und dringen die innern feuchten Theile auswärts, und sprengen und bersten das äusserſte Holz auf. Wenn man auch die Röhren ins Wasser leget, so muß man entweder ander Holz oder was schweres darauf legen, daß sie völlig unter dem Wasser liegen; oder man muß sie fast täglich umwenden, denn wenn sie sonst mit dem einen Theile beständig oben ausser dem Wasser schwimmend bleiben, so werden solche oben zu trocken, und reissen wohl gar auf. Im Fall aber, daß man zu den vorräthigen Röhren nicht Gelegenheit hat, solche ins Wasser zu legen, so muß man sie doch in Schatten bringen, daß der Sonnen Hitze nicht auffallen kann, und sie auch fleissig umlegen, daß die unterſten Seiten wieder herauf kommen, und sie allmählich von der Luft sowohl von innen als aussen trocknen. Will man nun Röhren einlegen; so muß man in beyden Oefnungen Spunde schlagen, und etliche Tage ins Wasser legen, daß sich das Wasser von aussen erſt hinein ziehe, dann sonsten, wenn sie geleget werden, und die Pori sich inwendig zuerſt voll Wasser setzen; so pressen und sprengen sie die äusserſten eingetrockneten Theile gar leicht auf, insonders wo man solche zum Steigen des Wassers gebraucht, woselbſt die Röhren viel ausstehen müssen. Das Wasser sprenget die Röhren nicht eigentlich alleine auf, sondern die ungleiche Feuchtigkeit im Holze ist die meiſte Ursache des Austberſtens: nächſt dem kiefern Röhrholze hält man auch die Aspen oder Espenholz vors beſte. Die Aspen aber müssen im April, May, Junio, und bis in Julium hierzu gefället, auch so bald ausgebohret, und also grün eingeleget werden; so dauren selbe so lange, als nur einig Holz hierzu dauren mag. Lässet man aber die Aspenröhren trocken oder dürre werden, und will sie dann erſt einlegen lassen, so dauren sie wenige Zeit; so sind sie verfault.

Bavian, ſ. Affe.

Baum, lat. Arbor, franz. *Arbre*, heissen diejenige Arten von Holz, welche gewöhnlich zu einer groſsen Höhe und Dicke erwachsen, dabey an Holz veſt und gesund zu bleiben pflegen. Sie werden 80, 100, ja 130 und mehr Fuß hoch, und halten am Stammende 40, 60, 100, 150, und mehr Zoll im Umfang, wobey sie ein Alter von 80, 100, ja von etlich hundert Jahren erreichen können, wenn sie nicht vom Ungeziefer, wilden Thieren, oder zahmen Vieh frühzeitig abgefressen, weggehauen, oder sonst in ihrem Wachsthum gehindert werden. Wir handeln hier, nach unserm Zweck, nur von wilden oder Waldbäumen. Und diese gehören entweder unter das Tangel- oder Harzholz, oder unter das Laubholz. Die Bäume, so zum

zum Laubholz gehören, lassen ihre Blätter jährlich zur Herbstzeit fallen, und treiben erst im Frühling, wenn der Saft mit aufsteigender Sonne wieder in den Stamm tritt, aufs neue ihr Laub von sich. Jene, die Tangelbäume aber bleiben unverändert, sowohl im Sommer, als im Winter, grüne. Beyde Arten werden wieder eingetheilet in weichholzigte und hartholzigte; das mehrere davon s. Holz. Zu den Tangelbäumen gehören: die Fichte, der Tannenbaum, die Kiefer oder Kienfohrenbaum, der Taxus- oder Eibenbaum, der Lerchenbaum, der Wachholderbaum. Die Laubbäume aber sind: der Ahornbaum, der wilde oder Holzapfelbaum, der Arlsbeer- oder Arlskirschenbaum, die Aspe, der Birkenbaum, der wilde oder Holzbirnbaum, die Buche, der Castanienbaum, der Cornel- oder Herlskenbaum, die Eiche, der Elsbeerbaum, die Erle oder Eller, der Eschenbaum, der Faulbaum, der Fliegenbaum, der Hollunderbaum, der Ilmenbaum, der Kirschbaum, die Linde, der Maßellern- oder Anerlenbaum, der Nußbaum, der Pappelbaum, die Rüster oder der Rüstbaum, der Schießbeerbaum, der Spindelbaum, der Sperbeer- oder Speyerlingbaum, der Vogelbeer- oder Ebereschenbaum, der Weidenbaum, der weisse Maulbeerbaum, der keinen Wurm zuläßet ꝛc. Unter diesen wilden Laubbäumen wachsen der Ahornbaum, die Aespe, die Birke, der Castanienbaum, die Erle, der Eschenbaum, die Ilme, der Kirschbaum, die Linde, der Pappelbaum, und alle andere Arten der grossen Weidenbäume ziemlich schnell, und eher auf, als die andern Bäume, tragen auch viel Holz und Aeste, daß in 20 Jahren ein ziemlicher Stamm daraus wird. Ferner werden die Waldbäume auch abgetheilt in fruchtbare und unfruchtbare, welche nämlich, ob sie wohl sonst ihren vortreflichen Nutzen haben, dennoch mit keiner zum Essen tauglichen Frucht; sondern nur mit blossen Saamen versehen sind; als der Ahornbaum, die Aespe, Birke, Weißbuche, Erle, Eschenbaum, Ilme, Linde, Maßerlen, Pappelweide, Rüster ꝛc.; wiewohl verschiedene Vögel auch von diesem Saamen fressen. Andere aber sind fruchtbar, als Aepfelbäume, Arlsbeerbäume, Birnbäume, Castanienbäume, Eichen, Kirschbäume, Mespelbäume, Nußbäume, Vogel- oder Ebereschenbeerbäume, Rothbüchen ꝛc., deren Früchte sowohl dem Menschen, als dem Vieh dienlich und zuträglich sind. s. a. Angehender Baum.

Von dem Alter der Bäume wird von den Forstverständigen angemerkt, daß alle Bäume und Stauden 4 Alter haben. Das erste Alter ist das Keimen des Saamens, da der Stamm und Wurzel aus dem Saamenkorn hervor bricht, und wird mit der Kindheit oder Geburt des Menschen verglichen. Das andere Alter ist, wenn der Stamm Aeste und Laub auswirft, Knospen gewinnet, und in die Höhe wächset; das ist der Jugend gleich. Das dritte Alter ist, so der Baum Blüte, und darauf folgende Früchte

Früchte erlanget, und im besten Wachsthum ist, welches dem männlichen Alter verglichen wird. Das vierdte Alter ist, wenn der Baum an Saft, Kräften, Blüte und Früchten abnimmt, und sich zum Untergange neiget; welches das hohe Alter kann genennet werden. Andere sagen: Das Alter der Bäume seye a) das anfangende, oder die Kindheit. b) Das wachsende oder die Jugend. c) Das stillstehende oder das männliche. d) Das abnehmende Alter. Insgemein ist bey dem Alter der Bäume dieses zu merken, daß diejenigen Bäume, so geschwinde anwachsen, auch vor andern wieder zeitlich wandelbar werden, und veralten, als die Weiden, Pappeln, Kirsch- und Aepfelbäume. Doch ist es nicht eine allgemeine und unfehlbare Regel. Denn die Linden, Ilmen u. d. g. wachsen geschwinde; aber sie werden doch alt, und dauren sehr lang, ehe sie sich verwandeln. Das eigentliche Alter, wie lange Zeit eine jede Art des Holzes wachse und zunehme, wie lange es hernach in seinem Seyn also bestehe, und wenn es wieder abnehme, ist wohl unmöglich ganz genau zu bestimmen, ausser was der äusserliche Augenschein wirklich geben kann. Das Alter der Bäume, sonderlich die in grossen Wildnissen sind, muß sich wohl nicht auf weit mehr, als auf etliche 100 Jahre erstrecken, und es mögen viele wohl etliche Jahrhunderte gestanden haben, welches daher zu muthmassen, weil bey den grossen Wildnissen kein Volk in der Nähe gewohnet, das solche hätte abhauen oder verbrauchen können. Ja es liegen viele Gehölze zwischen grossen und tieffen Morästen, auch auf hohen, fast unersteiglichen Felsen und Höhen, daß man mit keinem Wagen oder Schlitten dahin kommen, und das Holz wegführen kann. Woraus leicht zu schliessen, daß solche Hölzer lange Zeit gestanden, und von vielen Jahren her aufgewachsen seyn müssen; wie denn viel Stämme nur von Fichten und Tannen, in manchen Wäldern gefunden werden, so gewiß virle Jahrhunderte auf sich gehabt, indem sie 18 bis 24 Klaftern Holz gegeben; geschweige der grossen Eichen und Linden, woraus noch mehr an Klafterholz geschlagen werden können. Und wenn der Stamm krakt ist; so ist das Holz veste, springet im Abhauen, wie Glas, und ist fast nicht zu gewinnen, sonderlich an Tannen. Ja es müssen die Holzhauer ein Gerüste am Stamm hinauf, von 4 bis 6 Ellen in die Höhe machen, worauf im Abhauen zu stehen, weil das Holz unten am Stamm am allervestesten, und je höher am Stamm, je weicher, folglich auch leichter abzuhauen ist. Bey diesen bleibet der veste oder harte Stock von 4, 6 und mehr Ellen hoch stehen, und verfaulet nach und nach. Es ist aber hieraus nicht zu schliessen, daß in dergleichen Wäldern alle Stämme alt, ausgewachsen und überständig seyn müssen, obgleich die Art nicht dahin gekommen; sondern man findet daselbst alte, junge und mittelmässige durcheinander, welche von Jahren zu Jahren zwischen den grossen und alten Bäumen einzeln mit aufwachsen.

Nachdem aber das Holz vorjetzo sehr rar wird; so lässet man dergleichen Stücke nicht mehr stehen, sondern suchet die Bäume abzusägen. Die vielen oder wenigen Jahrwachse, oder der Zirkel im Stamm einer Tanne, Fichte und Kiefer, sollen zwar das Alter eines Stammes angeben, und jeder Zirkel eines Jahres Wuchs anzeigen; allein es machet mancher Zirkel oder Jahrwuchs zum öftern 2 bis 3, und mehr Jahre aus, nachdem er sich ausgedehnet, und viel weisses in sich hat, gedachter Zirkel aber gegen das andere Holz etwas röthlicht aussiehet, und härter oder vester ist. Man will Stämme gefunden haben, die wohl 100 bis 150 und mehr Zirkel und Jahrwächse inwendig gehabt, und zumal unten im Stamme, daran das grosse Alter, und jährlicher Wachsthum solcher Bäume ziemlich zu schliessen, ob es gleich nicht so genau bis auf etliche wenige Jahre zutrift; zumal, da es scheinet, daß zum öftern auf 2 bis 3 Jahr Wachsthum sich in einem grössern Zirkel, als sie sonsten insgemein zu seyn pflegen, einschliesset. Denn es wollen viele von dem Alter der Bäume, sonderlich der Fichten und Tannen, raisonniren, und ihnen 200, 300 bis 500 Jahre, oder mehr zulegen; da man doch schwerlich hievon eigentlich Nachricht geben kann. Doch ist das gewiß, wenn die Bäume bald aus ihrem rechten Wachsthum seyn; so setzen sie wenig oder gar keine Zirkel mehr; sondern es dehnen sich nur die Zirkel in die Weite, wie man es an vielen Orten insgemein davor hält, daß nach dem oben erwähnten stillstehenden, und hernach folgenden abnehmenden Alter, in keinem Baum die sogenannten Jahre, oder mehrere Zirkel wachsen. Ohne Zweiffel ist es wahr, daß ein gesunder und unbeschädigter Baum viele Jahrhunderte aushauren kann. Sonst sagt man auch, daß die Zirkel, oder sogenannte Jahre im Holze, oder in einem Baum, gegen der Mitternachtsseite enger und dichter beyeinander seyen, als gegen Mittag, da sie gröſſer und weiter voneinander stehen; aus dem Grunde, weil hier die Sonne und Wärme mehr Wirkung hat, als gegen der Mitternachtsseite, da die Kälte und Nordwinde das Wachsthum oder Vergrösserung der Jahre verhindern. Doch findet man an denen, so etwas tief in den Wäldern stehen, hierinnen gar keinen Unterscheid.

Wenn man die Bäume betrachtet; so findet man, daß sie gröstentheils gegen Osten oder der Sonnen Aufgang hängen. Es finden sich zwar einige, die zu der Zeit, da sie noch junge Stauden gewesen, entweder durch die andern dichte daran stehenden Stangen, oder zur Winterszeit durch den schweren darauf fallenden Schnee, theils gegen Norden, Süden oder Westen gebogen und gedruckt worden, nachgehends auch zwar so krumm eine Ecke hinauf, und zum stärkern Baume gewachsen. Jedennoch aber haben sie sich mit ihren Gipfeln wieder gegen der Sonnen Aufgang gezogen. Wenn man auch einen, dem Augenschein nach gerade aufgeschossenen Baum genau betrachtet, und

man einen Perpendicul oben an seinen Gipfel hängen sollte; so würde sich gewiß zeigen, daß er oben gegen der Sonnen Aufgang hänge. Der Grund davon ist dieser: daß, weil wir in unserm Deutschland, die meisten Winde aus Westen, oder der Sonnen Niedergang haben, deshalben auch die Hölzer von selbigen gegen Aufgang gezogen werden. Ja man findet auch, daß, wenn Sturmwinde kommen, welche die Bäume umwerfen, dieselbe gemeiniglich aus Westen, oder Nordwesten kommen, und die umgeworfene Bäume mit den Gipfeln gegen Aufgang der Sonne geworfen sind, und zu liegen pflegen. Betrachtet man einen Berg vollet daran herumstehenden Bäume; so wird man gewahr, daß die Bäume nicht den Berg hinunterwärts hängen, sondern fast perpendicular, und mit dem Berge einen Winkel ausmachen. Und obgleich diejenigen, so vom Westwinde hart getroffen worden, sich etwas nach Osten gezogen; so hängen sie dennoch nicht gar den Berg hinunter. Es ist aber auch nicht die Meynung, daß alle Bäume gerade gegen Osten zu hängen, und daß nicht auch einige wegen ihres krummen Wuchses anderwärts hin hängen können; sondern nur dieses ist gewiß, daß unter 20 Bäumen kaum einer gefunden wird, welcher sich nicht nach der Sonnen Aufgang neiget. Wornach denn ein Weydmann sich vollkommen richten, und erforschen kann, wie und wo die Situation nach denen 4 Hauptwinden ist. Ein mehrers von diesem letztern, s. Weltgegend.

Wer auf den Wachsthum der Bäume Achtung giebet, und solchen genau betrachtet, der wird finden, daß diejenigen Bäume, so in Vorhölzern und Rändern stehen, nicht so lang in die Höhe hinaus wachsen, als diejenigen, so tief in den Wäldern stehen. Die Ursache davon ist 1) die Hitze der Sonne, welche den schnellen und starken Wuchs in den Vorhölzern zurücke hält, besonders an der Sommerseite, da sie mit ihren hitzigen Strahlen die Bäume sehr drücket, und durchwärmet, besonders wo sie einzeln stehen; dadurch denn ihr Saft zurücke gehalten wird, daß sie sich nicht ausbreiten können, mithin hieraus auch leicht der Schluß zu machen, daß ein solcher Baum nicht so lange wächset. Es ist auch 2) nicht eine der geringsten Ursachen, daß an Rändern und Holzecken die Viehtriften hiebey vielen Schaden verursachen. Denn es gehet niemals so genau ab, daß nicht sowohl schon durch junges, als wie ferner in ziemlich erwachsenen Holze das Vieh durchziehet und weidet. Ueberdem sind auch viele Gemeinden berechtiget, daß sie die jungen Schläge und Gehaue nur gewisse Jahre schonen dürfen. Ist nun anfangs ein solcher Schlag nicht vollkommen gehäget und geschonet worden, oder die Jahre der Hägezeit gehen vorüber; so ist alsdann viel junger Nachwachs, welchen das Vieh abfrisset, und das Holz dünne machet. Hölzer, die einzeln und weitläuffig auseinander stehen, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen; so breiten sie sich in den Seitenästen aus, und

gehen also nicht in die Höhe; sondern bleiben niedrig und kurz. Wyraus auch 3) dieses entstehet, daß, wenn die Hölzer helle und einzeln werden, und folgends weiter in die Höhe kommen, sich der Wind sehr hineinsetzen kann, also daß er die Bäume stets beweget; wodurch denn die Wurzeln zum Theil locker und los werden, daß sie dem Baum nicht völligen Saft mittheilen, und diese also sparsamer im Wachsthum sind. So ist auch 4) diese Ursache, daß die Ränder und Vorhölzer von den Holzdieben viel Schaden leiden. Anerwogen dergleichen schädliche Leute sowohl an dem jungen Zuwachs, als auch an schon ziemlichen Stangen und Bäumen viel nachtheiliges thun, indem sie vielfältig das junge Holz herausschneiden, auch wohl nutzbare Stangen und dergleichen herausshauen, wodurch die Hölzer helle gemacht werden, oder aber sie nehmen den Bäumen fast von unten bis oben hinaus die Aeste, zum Zäunemachen, Feuerholz u. d. g. Weswegen sodann dem Baume der Saft sehr entgehet, also, daß er nicht so stark in die Höhe gehen kann. Endlich wird auch 5) das Wachsthum der Bäume in den Vorhölzern dadurch zurücke gehalten, daß, wenn an theils Bäumen die Wurzeln flach ausgelauffen sind, nachher aber die heisse Sonne kommt, dieselbe sich allda sehr stark auf die Wurzeln mit ihrem Scheine legen kann, und den Saft verflüget, daß der folgende flüchtige Saft aus der Erde nicht vollkommen durchdringen, und hinaustreiben kann. Wie denn auch dieses eine Ursache mit ist, daß, wenn die Hölzer so ausgelichtet sind, ein Baum des andern Wurzel nicht mit beschatten kann.

Endlich sind hier noch verschiedene Aufgaben beyzufügen, wie man die Höhe, Stärke und den ganzen körperlichen Inhalt eines Baumes finden und ausrechnen könne. Wir setzen demnach

Die 1ste Aufgabe: Die Höhe eines Baums oder seines Stammes zu finden. Hievon ist gehandelt worden unter dem Articul: Abvisirung eines Baums.

Die 2te Aufgabe: Einen Baum zu messen, und auszurechnen, was er nach seiner Circumferenz, Runde oder Stärke am Quadrat in sich halte. Dieses muß vor allen Dingen bekannt seyn, wenn ich nach den Regeln der Stereometrie den körperlichen Inhalt eines Baumes berechnen will. Man findet aber die Circulgrundfläche, und den Quadratinnhalt eines Baums, wenn man aus dem Diameter des Circuls seine Peripherie suchet, und solches hierauf mit dem vierten Theil des Diameters multipliciret. Man suchet aber aus dem Diameter des Cirkuls seine Peripherie, wenn man das Verhältniß des Diameters zu seiner Peripherie ausrechnet. Das Verhältniß des Diameters zu seiner Peripherie ist, wie bekannt, 7 zu 22. Habe ich nun eine Peripherie von 44 Schuhen; so wird dessen Diameter 14 seyn; oder ist der Diameter 14; so wird dessen Peripherie 44 seyn; denn ich muß

muß alſo rechnen:

7 — 22 — 14
22
28
28
398

Weiß ich dieſes; ſo nehme ich, um den Innhalt der Circulfläche zu finden, ſolche Peripherie 44, und multiplicire ſie mit dem vierten Theil des Diameters; oder welches gleich viel iſt: ich nehme den Diameter 14, und multiplicire ſolchen mit dem vierten Theil der Peripherie; ſo kommt die Circulfläche, nämlich 154 heraus. Denn die Peripherie war 44; der vierte Theil hievon iſt 11; die 11 multiplicire ich alſo mit dem Diameter 14.

14 iſt der Diameter
11 der vierte Theil der Peripherie
14
14
154

Weil es nun, wie man leicht ſiehet, bey ſolcher Ausrechnung vornemlich auf den richtigen Diameter ankommt; ſo iſt nöthig, daß man ſolchen zu finden ſuche. Man findet ihn aber alſo: Man nimmt erſtlich an dem einen Ende des Baums oder Stammes, und zwar kreutzweiſe, den Diameter, addirt ihn hierauf, und halbirt ihn alsdann. Eben dieſes thut man bey dem andern Ende. Wenn ſolches geſchehen, nehme ich dieſe beyde verglichene, und kreutzweiß genommene Diameters wieder, addire ſie, und halbire ſie alsdann. Dasjenige, was herauskommt, gibt mir den rechten Diameter bey jedem Stück Holz. Doch läßt ſich ſolches leichter weiſen, als weitläuffig beſchreiben. Denen, die in der Rechenkunſt nicht ſonderlich erfahren ſind, kann nachſtehende Tabelle, aus Herrn Döbels Jägerpractica zu ſtatten kommen:

Die Circumferenz eines Baums von		Hat zu seinem Diameter		Und gibt in solchem Circul ein Quadrat an	
Fuß	Zoll	Fuß	Zoll	Fuß	Zoll
5	6	1	9 1	1	3
6	—	1	10 10/11	1	4 4/11
6	6	2	1 8/11	1	5 8/11
7	—	2	2 8/11	1	6 4/11
7	6	2	4 7/11	1	8 10/11
8	—	2	6 6/11	1	9 9/11
8	6	2	8 5/11	1	11 2/11
9	—	2	10 4/11	2	1 6/11
9	6	3	1 3/11	2	1 10/11
10	—	3	2 3/11	2	3 1/11
10	6	3	4 1/11	2	4 7/11
11	—	3	6 1	2	6 1
11	6	3	7 10/11	2	7 4/11
12	—	3	9 9/11	2	8 8/11
12	6	3	11 8/11	2	10 1/11
13	—	4	1 7/11	2	11 6/11
13	6	4	3 6/11	3	1 9/11
14	—	4	5 5/11	3	2 2/11
14	6	4	7 4/11	3	3 6/11
15	—	4	9 3/11	3	4 1
15	6	4	11 2/11	3	6 3/11
16	—	5	1 1/11	3	7 7/11
16	6	5	3 1	3	9 1
17	—	5	4 10/11	3	10 4/11
17	6	5	6 9/11	3	11 8/11
18	—	5	8 8/11	4	1 1/11
18	6	5	10 7/11	4	2 5/11
19	—	6	6/11	4	3 9/11
19	6	6	2 5/11	4	5 2/11
20	—	6	4 4/11	4	6 6/11

Die 9te Aufgabe: Den ganzen körperlichen Innhalt eines Baums, oder seines Stammes zu finden. Wenn, nach der vorigen Aufgabe, die Circulgrundfläche eines Baums, und dessen Quadratinnhalt gefunden; so darf man dieses nur mit dem dritten Theil der Höhe des Baumes multipliciren. Denn ein Baum gleichet einem Kegel, der eine Circulrunde Grundfläche hat, die von beyden Enden des Diameters bis in die Höhe in einem Punkt zusammen läuft, und sich zuspitzet. Den Innhalt eines Kegels aber findet man, wenn dessen Grundfläche mit dem dritten Theil der Höhe desselben multipliciret wird. Gesetzt nun, wir hätten eine conische Figur, deren Circulgrundfläche 9 Schuh im Diameter hat. Hier suche ich die Peripherie also:

7 — 22 — 9

22

198

$\frac{22}{7}$ f $28\frac{2}{7}$ Peripherie.

Diese gefundene Peripherie multiplicire mit dem vierten Theil des Diameters, oder welches einerley ist, multiplicire die Peripherie $28\frac{2}{7}$ mit dem Diameter 9, und dividire dann das Produkt mit 4 also:

$28\frac{2}{7}$

9

252

$2\frac{4}{7}$

$254\frac{7}{4}$

$\frac{9}{4}$ f 63

Es bleiben also 2 Ganze und $\frac{4}{7}$ übrig; und dieses macht $\frac{14}{7}$ aus. Weil sich aber dieses wiederum nicht ganz theilen läßt; so mache man es zu $\frac{56}{14}$, wovon der vierte Theil $\frac{9}{14}$ ist. Auf solche Weise hat die Circulgrundfläche des gegebenen Coni $63\frac{9}{14}$ Schuh zu seinem Superficialinnhalt. Hierauf nun messe ich die Höhe des Coni, welche 54 Schuh lang ist. Der dritte Theil dieser Höhe ist 18. Diese 18 multiplicire ich mit dem Innhalt der Grundfläche, welche $63\frac{9}{14}$ war also:

$63\frac{9}{14}$ der Innhalt der Grundfläche.

18 der dritte Theil der Höhe.

504

63

1134

$11\frac{8}{14}$

$1145\frac{8}{14}$ der körperliche Innhalt des ganzen Coni.

Auf solche Weise kann ich nun sagen, wie viel Cubicschuh der gegebene Conus enthält, nämlich $1145\frac{8}{14}$ Schuh. Hieraus erhellet nun, wie man zu verfahren habe, wenn man ausrechnen will, wie viel ein Baum oder Stamm Cubicschuh Holz enthalte. Je mehr aber ein Baum Holz in sich enthält, desto mehr ist er auch werth. Mithin sollte der Preis eines Stammes allerdings, nach dem Verhältniß des Holzes bestimmet werden, so er in sich enthält. Daß es aber nach der bisherigen Methode nicht so richtig bestimmet worden, wollen wir jetzo beweisen. Man hat bisher die Hölzer nach der Spanne verkauft. Ein halbspänniger Stamm hat in der Peripherie $22\frac{1}{2}$ Zoll; ein einspänniger Stamm 27 Zoll; ein zweyspänniger Stamm 36 Zoll u. s. w. Will ich nun ausrechnen, wie viel z. Ex. ein einspänniger Stamm Holz enthalte? so rechne ich also:

22 — 7 — 2700‴

7

18900

4725

2700

3307500

9450

12757500

12757500 ∫ 579886

22

Diese 579886 werden nun mit dem dritten Theil der Höhe des Stammes multipliciret. Laßt uns nun annehmen, wir haben einen einspännigen Stamm vor uns, der 81 Schuh hoch ist; so wird der dritte Theil von seiner Höhe 27 Schuh seyn. Mit diesen 27 wird gedachte Summe, so die Grundfläche eines einspännigen Baumes ausmacht, multipliciret:

579886

27

4059202

1159772

15|656|922‴

Also

Also hat ein einspänniger Stamm, welcher 81 Schuh hoch ist, 15 Cubicschuh, und 656 Zoll zu seinem körperlichen Innhalt. Wir lassen die Linien, die eine Kleinigkeit ausmachen, weg, und bemerken nur die Schuhe, um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden. Wie aber immer ein Holz ein höheres Wachsthum hat, als das andere; also haben nicht alle einspännige Stämme einerley Höhe. Wir wollen setzen, ein einspänniger Stamm ist nur 69 Fuß lang; so ist das drite Theil hievon nur 23, als womit die nöige Summe 579886, so die Grundfläche eines einspännigen Baumes ausmacht, multipliciret wird, als:

579886
23
1739658
1159772
13|337|378

Auf diese Weise ist der körperliche Innhalt eines einspännigen Stammes, wenn er 69 Fuß lang ist, 13337′′′; und wenn solcher 57 Schuh lang ist, 11017′′′. Nun finden wir aber auch einspännige Stämme, welche nur 45 Schuh lang sind. Rechnen wir nach bisher gezeigter Weise einen einspännigen Stamm von dieser Höhe aus; so wird dessen körperlicher Innhalt nur 8698′′′ seyn; folglich enthält er fast noch einmal so wenig Holz, als ein einspänniger Stamm, der 81 Schuh hoch ist, indem dieser 15656′′′ in sich enthält. Um mit einem Blick die körperliche Berechnung der Hölzer zu übersehen, wollen wir folgende Tabelle aus dem Forstmagazin hersetzen, die der Verfasser der jetzt beygebrachten Rechnungen daselbst angehänget hat. Aus dieser wird zu ersehen seyn, wie viel Cubiczoll ein halbspänniger, ein einspänniger, ein 2, 3, 4, 5 und 6spänniger Stamm, und zwar nach der Verschiedenheit der Länge, die er hat, enthalte.

Cörperliche Berechnung

wie jeder Baum oder Stamm nach seiner Länge zu taxiren ist.

½ spänniger hat 22½ Zoll Periph. 7 1 5 Diamet.	60 Schuh lang hat 8052 Cubic Zoll.	48 6442	36 4831	4
1 spännig 27 Peripher. 8 3/21 Diamet.	81 15656	69 13337	57 11017	45 8698
2 spännig 36 Peripher. 11 10/21 Diamet.	90 30927	78 26803	66 22680	54 18556
3 spännig 45 Peripher. 14 7/21 Diamet.	99 53155	87 46712	75 40268	63 33825
4 spännig 54 Peripher. 17 4/21 Diamet.	105 81183	96 74225	84 64946	72 55568
5 spännig 63 Peripher. 20 1/21 Diamet.	114 119971	102 107342	90 94714	78 88400
6 spännig 72 Peripher. 22 20/21 Diamet.	123 169068	111 152574	99 136080	87 119585

Aus dieser Tabelle erhellet, daß ein einspänniger Stamm, der nur 45. Schuh lang, fast nicht mehr Holz enthalte, als ein halbspänniger Stamm, der 60 Schuh lang ist; denn dieser hat 8052, und jener 8698. Ferner erhellet aus dieser Tabelle, wie groß der Unterschied zwischen Stämmen seye, die einerley Nahmen, z. Ex. der einspännigen Bäume haben, wenn ihre Länge verschieden ist. Denn ein einspänniger Stamm, wenn er 81 Schuh hoch ist; enthält fast noch einmal so viel Holz, als ein einspänniger Stamm, der nur 45 Schuh hoch ist; wie verkehrt ist es also, wenn dieser so theuer bezahlt werden soll, als jener? Da wir einmal in Berechnung

nung und Taxirung des Holzes begriffen sind; so wollen wir diese Materie nicht trennen, und unter verschiedene Articul zerstreuen, weil man sonst dieselbe nicht so leicht verstehen und einsehen kann, wenn nicht weitläuftige Wiederholungen angestellet werden. Unter das gemeine Werkholz gehören auch die Bloche, Schneiderahne, Sägklötze u. s. w. Auch diese kann man nach ihrem körperlichen Innhalt ausrechnen. Wir wollen hier die Probe an einem Bloch nehmen. Folget demnach

Die vierte Aufgabe: den körperlichen Innhalt eines Blochs zu finden. Ein Bloch kann nicht anderst, als ein Cylinder betrachtet, und also auch nicht anderst berechnet werden. Wie nun ein Cylinder, gleich einem Cono, eine circulrunde Fläche hat; also muß hier ebenfalls dessen Superficialinnhalt gesuchet werden. Man nehme ein Bloch, welches in Vergleichung der beyden Diameter 12 Zoll hat, und welches 14 Schuh lang ist. Wollen wir dessen körperlichen Innhalt erfahren; so suchen wir, obbeschriebener massen, dessen Superficialinnhalt durch folgende Berechnung:

7 — 22 — 1200″

22

2400

24

26400

26400 f 6600

4444

6600

12 00

1320000

66

7920000

21326(4

7920000 f 1|131|428‴

7777777

Der Cubicinnhalt von einer Schuhlänge in einem 12 zolligen Bloch ist also 1 Cubicschuh, 131 Zoll, und 428 Linien. Da nun dieß Bloch 14 Schuh lang ist; so muß ich solche Summe mit 14 multipliciren:

1131428

14

4525712

1131428|

15|839|992

Der körperliche Innhalt eines 12 zolligen Bloches, das 14 Schuh lang ist, ist also 15 Cubicschuh, 839 Zoll, und 992 Linien. Ist das Bloch kürzer oder länger; so nehme ich dessen Länge, und multiplicire die vorbemeldte Summe 1131428 damit, als welche der Gehalt von einer Schuhlänge ist. Berechnet man auf gleiche Art ein 24 zolliges Bloch nach seinem körperlichen Innhalt; so kommt heraus

heraus: 63|359|996. Vergleichet man damit die Summe des körperlichen Innhalts von dem 12 zolligen Bloch; so wird man finden, daß ein 24 zoliger Bloch viermal so viel Holz enthalte, als ein 12 zoliges Bloch. Zum Beweiß dessen darf man nur 15839992, die Summe eines 12 zoligen Bloches mit 4 multipliciren:

15839992
4
63|359|968

Ein 24 zoliges Bloch ist also auch viermal so viel werth, als ein 12 zoliges. Und eben dieß ist der Grund, warum auch ein Stamm, der in der Peripherie noch einmal so stark ist, als ein anderer, viermal mehr werth seye. Diejenigen können also hieraus ihre Geschicklichkeit im Taxiren erkennen, welche einen Stamm, der noch einmal so stark in der Peripherie ist, als ein anderer, nur noch einmal so hoch taxiren, als diesen andern. Denn sie schlagen auf solche Art nur die Helfte seines körperlichen Innhalts an. Zum Behuff setzen wir folgende Tabelle hinzu, aus welcher man den körperlichen Innhalt eines jeden Bloches von jeder Stärke ausgerechnet finden kann:

Körperliche Berechnung von Blochen die 14 Schuh lang sind.

8 Zoll Diameter hat 7039 Cubikzoll	22 53. 379
10 10. 999	24 63 359
12 15. 839	26 74. 359
14 21. 560	28 86. 240
16 28. 159	30 98. 999
18 35 639	32 112. 639
20 43. 999	34 127. 159

Die

Die 5te Aufgabe: Den körperlichen Inhalt einer Stange Brunnenröhre, und Mühlwelle zu finden. Man verfähret, wie bey Blochen; daher wir hier die Ausrechnung bey Seite setzen, und nur folgende Tabelle vorlegen, aus welcher erhellet, was z. Ex. der körperliche Inhalt einer Stange seye, die 18 Zoll in der Peripherie hat, und 51 Schuh lang ist. Ferner, wie viel z. Ex. eine Brunnenröhre, so 10 Zoll im Diameter, und 12 Schuh in der Länge hat, in sich halte? u. d. g.

Tabelle

von Stangen, Brunnenröhren und Wellen.

Eine Stange 18 Zoll Periph. u. 51 Schuh lang hat	39	Eine Stange 16 Zoll Periph. u. 48 Schuh lang hat	39	Brunnenröhre 10 Zoll im Diameter und 12 Schuh lang hat	Detto 8 Zoll im Diameter hat	Eine Welle von 30 Schuh lang, u. 42 Zoll im Diameter hat
′ ″	′ ″	′ ″	′ ″	′ ″	′ ″	′ ″
4304 Cubicz.	3291	3258	2647	9428	6034	415800

Die 6te Aufgabe: Wie hoch ein jedes Stück Holz, dessen Inhalt man berechnet, nun an Gelde zu taxiren seye? Diese Aufgabe aufzulösen, muß man vor allen Dingen wissen: Wie hoch ein Cubicschuh Holz in einer Klafterscheite komme? Und wenn dieses bestimmet werden solle; so muß man wissen: Wie viel Cubicschuh Holz eine Klafterscheite enthalte? Nimmt man die die Klafter an vor einen Stoß Holz, welcher 6 Schuh hoch, und 6 Schuh weit ist, und die Scheitenlänge $3\frac{1}{2}$ Schuh; so kommt, wenn ich die Klafter Holz als einen ganzen, unzertheilten Körper betrachte, folgende Summe von Cubicschuhen heraus:

6′ hoch,
6′ weit,
36
$3\frac{1}{2}$ Scheitenlänge
108
18
126 Cubicschuhe.

Allein weil dieses, wegen der Zwischenräume, so die Scheite in einer gelegten Klafter machen, nicht statt finden kann; so folget auch, daß in einer Klafterscheite nicht so viel Cubicschuh Holz sich befinden, als jetzo ausgerechnet worden. Man hat daher den Versuch gemacht, und einige Stämme fällen lassen, auch solche nach ihrem Cubicinn-

bieſunhalt ausgerechnet. Hierauf hat man ſie ſchneiden, ſpalten, und in Klaftern ſetzen laſſen. Nachdem nun die Scheite kleiner oder gröſſer waren, hat man gefunden, daß zu einer Klafter bald 108, bald 110, bald auch 112 Cubicſchuh Holz gebrauchet worden. Nimmt man nun den mittlern Satz 110 an; ſo erhellet aus obigem, daß in einer ſolchen Klafter 16 Cubicſchuhe vor die Zwiſchenräume abgehen. Und ſo kann man auch zum voraus ausrechnen, wie viel ein ganzer Stamm, nach ſeinem körperlichen Innhalt berechnet, Klaftern geben müſſe. Weiß ich nun dieſes; ſo kann ich nach dem geſetzten Preiß einer Klafter Holz ausrechnen; wie hoch ein Cubicſchuh Holz kommt. Ich rechne nämlich alſo: Die Klafter weiches Holz koſtet z. E. 1 Thlr. 12 Gr.; und eine Klafter hartes Holz koſtet 2 Thlr. Weil nun eine Klafter 3½ ſchuhiger Scheite 110 Cubicſchuh wahres Holz enthält; ſo folget, daß ein Cubicſchuh weiches Holz 4 Pf., und ein Cubicſchuh hartes Holz 5¼ Pfenning gelte. Oder wenn die Klafter Scheiter vor 3 Rthlr. verkauft wird; ſo kommt der Cubicſchuh auf 8. Pfen. Dieſes voraus geſetzt, kann man die Taxen aller Werkhölzer leichtlich machen. Und da Werkhölzer allezeit geſundes und wohlgewachſenes Holz erfordern; ſo iſt es billig, daß man bey denſelben den Preiß etwas höher ſetze. Hälte z. Ex. in einer Gegend, nach angeſtellter Berechnung, ein Cubicſchuh 4 Pf.; ſo kann man ihn hier billich auf 6 Pf. ſetzen, wenn ſie nahe liegen, und nicht weit abzufahren ſind; hingegen auf 5 Pf., wenn ſie weit gefahren werden ſollen. Wir wollen den Anſchlag nach dieſem, was hier angenommen worden, in folgenden 2 Tabellen anſetzen:

Erſte Tabelle

von Bäumen und Stämmen.

Bäume und Stämme	Körperlicher Innhalt	In der Nähe			In der Weite		
		Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
1 ſpännig	1′ 56′′	—	8	—	—	6	8
2 ſpännig	30′ 27′′	—	15	6	—	13	—
3 ſpännig	53′′ 155′′	1	2	6	—	22	—
4 ſpännig	81′ 183′′	1	16	6	1	9	9
5 ſpännig	119′ 971′′	2	12	—	2	2	—
6 ſpännig	169′ 068′′	3	12	6	2	22	5

Aus vorbemerkten Grundsätzen werden auch die Blöche taxiret. Wie viel nun ein 12, 14, 16 ꝛc. zolliges Bloch in Cubicschuhen enthalte, erhellet aus der zweyten oben gegebenen Tabelle. Weiß ich aus dieser, wie viel Cubicschuh z. Er. ein 12 zolliges Bloch in sich hält; so ist die Taxe leicht zu machen. Da es nun 1 5 8 3 9 hat; so folget, daß es in nahen Gegenden 8 Gr., und in weiten 6 Gr. 6 Pf. gelten müsse. Was nach diesen Grundsätzen, in Ansehung seines körperlichen Innhalts, jedes Bloch gelten müsse, ist aus folgender Tabelle zu ersehen:

Zweyte Tabelle
von Blochen.

Ein Bloch von 14 Schuh lang, u. im Diameter stark	In der Nähe			In der Weite.		
	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
Von 12 Zoll	—	- 8	—	—	- 6	- 6
″ 14 ″	—	11	—	—	- 9	—
″ 16 ″	—	14	—	—	11	- 9
″ 18 ″	—	17	- 9	—	14	10
″ 20 ″	—	22	—	—	18	- 4
″ 22 ″	1	- 2	- 8	—	23	- 3
″ 24 ″	1	- 7	- 8	1	- 2	- 4
″ 26 ″	1	13	—	1	- 7	—
″ 28 ″	1	19	—	1	12	—
″ 30 ″	2	- 1	- 6	1	17	- 3
″ 32 ″	2	- 8	—	1	22	10
″ 34 ″	2	15	- 6	2	- 5	—

Ein gleiches ist in Ansehung der Schindel- und Böttger-Hölzer zu bemerken. Und wie diese aus ausgesuchten Hölzern bestehen, also kann der Cubicschuh Holz noch etwas höher als in Baustämmen taxiret werden, nämlich in der Weite vor 7 Pfenninge, und in der Nähe vor 8 Pfenninge. Das vornehmste Werk- und Nutzholz sind wohl die grossen Hammer- und Mühlwellen. Sie mögen daher billich, nämlich der Cubicschuh, auf 8 und 9 Pf. gesetzet werden. So auch das Felgenholz, wozu der beste Ausschuß genommen wird. Wir übergehen die andere Arten von Holz, auf welche man leichtlich aus dem bisherigen die Anwendung machen kann.

Baumen,

Baumen, wird von Luchsen, Mardern und wilden Katzen gesagt, wenn sie von einem Baum zum andern springen. Ingleichem auch von den Haselhünern und Rebhünern, wenn sie zu Baume fallen.

Baumepheu, s. Ephen.

Baumfalke, s. Falke.

Baumfinke, s. Buchfinke, Finke.

Baumgans, **Rothgans**, lat. Bernicla, Conchæ anatiferæ, ist eine Art wilder Gänse, die schwarz und aschenfarbigt aussehen. Ihr Aufenthalt ist vornemlich an den Schottischen Meerufern. Weil man sie niemals brüten gesehen, ist man auf den tollen Einfall gekommen, daß sie auf den Bäumen wachsen. Niemand wird dieß einer Widerlegung würdig achten, der nur die geringste Kenntniß von der Natur hat. Indessen hat man doch auf ihren wahren Ursprung niemals kommen können. Kircher hat die Muthmassung gehabt, daß von den Eyern, so von allerhand Wasservögeln auf den kleinen unbewohnten Insuln um Schottland geleget werden, etliche durch das Aufschwellen der Fluthen bey Sturmwinden weggeschwemmet, an die Ufer in Schottland getrieben, und daselbst durch die Sonnenwärme vollends ausgebrütet worden. Eine Muthmassung, bey welcher wohl noch wahrscheinlichere übrig bleiben.

Baumhacker, s. Baumspecht.

Baumhebe, ist ein Instrument, das man auch bey dem Forstwesen nöthig hat, um damit einen grossen Baum und Stamm mit Vortheil, und ohne grosse Mühe auf einen Wagen zu heben, und wieder von demselben abzuladen. Es bestehet dieser Werkzeug in einem 4 Ellen langen, 7 Zoll breiten und 6 Zoll dicken viereckigt gehauenen Stück Holz, worzu das eichene am besten ist. Oben hat es einen halbelligten Kopf, und unten einen Fuß von gleicher Höhe; an jeder breiten Seite ist es mit vielen Löchern durchbohret; an der schmalen Seite aber mit einem 2 und einem halben Zoll weiten Raum durchhauen. Dabey hat man noch nöthig 2 eiserne mit einer Kette zusammengehängte Stecknägel, deren jeder mit seinem Kopf 14 Zoll lang ist. Diese Stecknägel werden in die Löcher der Säule so hoch gesteckt, als man es für nöthig befindet; hierauf wird um den Stamm, der aufgeladen werden soll, eine eiserne Kette gelegt, und an dem eisernen Hacken des Hebebaums veste gemacht: dieser aber wird mit denen auf beyden Seiten des Hackens befindlichen Kerben auf die Nägel geleget, und damit der Baum in die Höhe gewogen. Bey jedem Ruck wird sodann ein Nagel fortgesteckt, wodurch der Baum in kurzer Zeit und mit leichter Mühe auf den Wagen gebracht wird.

Baumhecker, lat. Picus Martis, franz. *Pivert*, *Pieumart*, *Pic*, ist ein kleiner Vogel, der ehemals dem Gott Mars gewidmet war, und daher im Lateinischen seinen Nahmen bekommen. Er hat einen geraden, harten und runden Schnabel; eine dünne, leimige Zunge, die nur 3 bis 4 Linien lang zu seyn scheinet; er kann sie aber um vieles weiter

weiter herunt strecken, und die Ameisen damit ertappen. Denn das Bein unter der Zunge, daran sie angeheftet ist, folget nach, und gehet gerne 4 Zoll lang aus dem Schnabel. Seine Schenkel sind kurz und stark, und die Füsse mit starken spitzigen Klauen versehen. Der Schwanz aber ist gerade und hart. Er machet sein Nest so künstlich in die Baumhöhlen, daß auch ein Feldmesser die Proportionen kaum genauer in Acht nehmen kann. Er klettert die Bäume hinan, wie eine Katze, indem er seine Klauen und den Schnabel vest in die Rinde einsetzet. Seine Nahrung sind Würmer, Fliegen und Ameisen. Man hat verschiedene Arten von demselben, und sein Auffenthalt ist meistens in warmen Ländern. Er soll in Augengebrechen gut seyn, und das Gesichte schärfen, wenn er gegessen, oder als eine Brühe zugerichtet, genossen wird. Man leget ihn auch auf die Augen, oder lässet das Blut von ihm in dieselbe lauffen.

Baumholder, s. Hollunder.

Baumklettereslein, s. Specht.

Baumläufferlein, s. Specht.

Baummarder, s. Marder.

Baumpfähle, s. Schirrholz.

Baumreiter, Baumrenter, s. Specht.

Baumrinde, ist der äusserste Theil eines Baums, der denselben gleichsam als ein Kleid zur Bedeckung dienet. Man pflegt dieselbe von denen zu Bau- und Brennholz gefällten Bäumen abzuschälen; keinesweges aber von denen stehenden, als welches nach denen Wald- und Forstordnungen hoch verbotten ist. Das Abschälen muß aber im Frühling in dem Monat May vorgenommen werden, da der Saft gleichsam die Rinde von dem Holz abgesondert; weil sonsten zu anderer Zeit diese Arbeit schwer von statten gehet. Der Nutzen dieser Rinden ist verschieden, je nachdem die Bäume, von denen sie genommen werden, unterschieden sind. Die Eichen-, Aspen und Fichten-Rinden dienen den Rothgerbern zum Gerberlob; die Erlen den Färbern; die Rinden von Tannenbäumen aber werden von den Bauren und Landleuten an einigen Orten zu Körben, hölzernen Dachziegeln, und Verwahrung ihrer Bienenstöcke wider den Regen gebraucht.

Baumrutter, s. Katze.

Baumsaame, ist, ohne eine subtile physicalische Beschreibung, einem jeden bekannt, als der Ursprung, aus welchem Bäume von gleicher Art erzeuget und fortgepflanzet werden. Die Figur und Gestalt eines jeden Baumsaamens, und wie er erzeuget werde, findet man bey jeder Art der Bäume beschrieben. Hier wollen wir nur 3 Punkte berühren, nämlich welches die Eigenschaften eines guten Saamens seyen, und wie man denselben einsammeln müsse; hernach, welches die beste Zeit des Säens seye; und endlich einige allgemeine Regeln die man bey dem Aussäen zu beobachten hat.

a) Will man Oerter mit Holz in Bestand setzen; so muß man tüchtigen Saamen anzuschaffen suchen, als ohne welchen das Holzpflanzen schlecht von statten

gehet. Hier werden aber gemeiniglich groſſe Fehler begangen. Bey den meiſten Gattungen des Saamens iſt es ſehr ſchwer zu erkennen, ob derſelbe gut ſeye, oder nicht. Denn obgleich die Bäume im ganzen Pflanzenreiche die gröſten Gewächſe ſind; ſo iſt doch deren Saame meiſtentheils viel kleiner, als der übrigen Pflanzen, z. Er. der Birken- Ellern- Lindenſaamen ꝛc. Ja bey einigen Bäumen iſt der Saame ſo klein, daß er faſt unſichtbar iſt, und daß man bis daher von einigen ſolcher Bäume gezweifelt hat, ob ſie Saamen haben, oder nicht. Dahin gehören die Eſpe, Söhlweide, gemeine Weide und Pappel. Aus Mangel dieſer Kenntniß geſchiehet es oft, daß man tauben Saamen vor eine gute Gattung ausſäet, welcher unfruchtbar iſt, und in der Erde, ohne aufzugehen, verfaulet; da indeſſen der Wind ganz andere Arten, ohne Zuthun der Kunſt, an ſolchen Ort treibet, die ſofort in guten Anwachs kommen. So ſind vor ausgeſäeten Tannenſaamen Birken, vor Birken, Fichten, Eſpen, Söhlweiden und andere Arten aufgegangen. Woraus einige den ungeſchickten Schluß gemacht: der Saame habe ſich verändert, oder die Natur liebe die Veränderung, und wolle nicht mehr dieſe oder jene Gattung, ſondern eine andere annehmen. Da mit ſolchen Fehlern viel Zeitverluſt und Koſten verknüpft ſind; ſo iſt es der Mühe werth, zu zeigen, wenn und wie der Saame zu ſammeln, und wie er etliche Jahre gut aufzubehalten ſeye.

Will man Saamen von Bäumen ſammeln, ſo wähle man diejenigen vor andern, welche die Sonne treffen kann; denn ohne Sonnenſchein kann keine Art von Früchten zur gehörigen Reiffe kommen, obgleich die eine mehr, die andere weniger erfordert. In gar dickſtehendem Holze wird demnach der Saame nicht ſo gut, noch ſo häufig gerathen, als wo die Bäume einzeln, und ziemlich weit auseinander ſtehen, weil dieſe mehr Sonnenſchein haben. Die äuſſerſten Bäume an geſchloſſenen Oertern, welche auf der Sonnenſeite ſtehen, haben, aus angeführter Urſache, ebenfalls guten Saamen. Traublichte, ſtruppigte Bäume von nicht gar zu hohem Alter, haben gemeiniglich den meiſten Saamen, und iſt ſolcher am leichteſten zu erlangen. Ein Zeichen, daß der Saame reif ſeye, iſt dieſes, wenn er durch ein leichtes Schütteln oder Klopfen der Aeſte abfällt, als an Eichen, Rothbüchen, Eſpen, Ahorn, Lehnen ꝛc.; oder wenn er, ſonderlich bey gelindem Wetter, aus ſeinen Behältniſſen flieget, wie bey Birken, Tannen, Fichten ꝛc. Sitzet er noch veſte; ſo iſt er nicht recht reiff, und von ſolchem mit Gewalt abgebrochenen oder geſchlagenem Saamen iſt kein guter Ausſchlag zu erwarten. Was aufgehet, hat keinen Beſtand, oder kommt doch in keinen ſolchen Wachsthum. Die Zeit, wenn ungefehr der Saame von jeder Gattung zur Reiffe kommt, kann man bey der Beſchreibung jedes Baums bemerket finden; wobey jedoch zu erinnern, daß der Baumſaamen nicht zugleich reiff wird, und daß man die Zeit nur von ungefähr angeben könne. Auf Bäumen, die an der Sonnen-

merſeite, oder gegen Mittag ſtehen, reiffet der Saame eher, als auf der Winter- oder Mitternachtsſeite. Ja es wird ſo gar auf einem und eben demſelben Baume der Saame auf den mittägigen Aeſten eher reif, als auf den mitternächtlichen. Verfähret man nun in Unterſuchung der Reiffe unvorſichtig, und ſchlieſſet von dem auf der mittägigen Seite, auf die Reiffe aller Saamen; ſo bekommt man oft den gröſten Theil unreiffes und unnützes Zeug. Der Saamen nun, der auf Zapfen ſitzet, reiffet zwar noch etwas nach; doch hat man ſich darauf nicht viel zu verlaſſen. Durch Abſchütteln, und Klopfen an die Aeſte gehet man bey den gröſſern Sorten am ſicherſten; dagegen fällt es bey einigen kleinen Sorten gar beſchwerlich, und bey andern, als Kiefern, Lerchen ꝛc. welche ſehr langſam nach und nach ausfliegen, iſt es faſt unmöglich, eine Menge zu erhalten. Bey Eicheln und Bucheckern aber gehet es am leichteſten her. Doch muß man warten, bis erſt etwas von ſelbſten abgefallen, weil der erſte fallende Saame mehrentheils vom Ungeziefer oder Mehlthau beſchädiget, der letzte gemeiniglich durch Froſt verdorben, der mittelſte hingegen allezeit der beſte iſt. Bey dem Einſammeln muß man nach Möglichkeit trockene Witterung beobachten.

Der Saame muß in ſeiner Art großkörnigt und derb, rein, nicht grindicht noch fleckigt ſeyn, auch ſeine natürliche Farbe haben. Die beſte Probe ſeiner Güte iſt dieſe: Man nimmt ein kleines Maaß voll Saamen z. Ex. den 8ten, 16ten, 30ſten Theil einer Metze, nachdem der Saame groß oder klein an Korn oder Flügeln iſt; man ſäet ſolchen gar dick in einen Kaſten mit guter Baumerde, ſprenget Waſſer darauf, und ſetzet ihn an einen mäſſig warmen Ort; ſo kommt der Saame in wenigen Tagen auf; und alsdann zehlet man die Käumen. Hieraus kann man nun mit Gewißheit ſchlieſſen, ob der Saame gut ſeye, und wie viel aus einem Scheffel aufgehen werde. Je friſcher und frecher die Käumen ſind, je beſſer iſt der Saame. Dieſe Probe muß man alle Jahr, und zwar ein oder etliche Monate zuvor anſtellen, ehe man die Ausſaat verrichten will. Denn es iſt zu wiſſen, daß der beſte Saame verderben kann, ohne daß man aus dem äuſſerlichen Anſehen deſſen Unfruchtbarkeit zu entdecken, vermögend iſt. Jedoch gibt es einigen Saamen, der auf keine Art zu probiren iſt, weil eine gar lange Zeit nöthig iſt, ehe er aufkommt. Dahin gehöret der von Hagebüchen, Linden, Ellern und Eſchen; wie auch faſt von den ſämmtlichen Staudengewächſen, und Steinobſte; hingegen käumen die Eichen, Rothbüchen, Ahorn, Lehnen, Tannen, Fichten u. ſ. w. in etlichen Tagen auf. Dieſer Urſache wegen iſt nöthig, daß man vornemlich den Saamen, der ſchwer aufgehet, ſelbſt ſammle und aufbewahre; ſo iſt man verſichert, daß er nicht zu alt und verlegen, noch durch andere Urſachen verdorben ſeye. Aller Saame, der in Zapfen enthalten, iſt bey gar mäſſiger Wärme mit einer leichten hölzernen Schauffel gelinde auszuklopfen, welches am beſten in warmen

Stuben, auf weit geflochtenen Horden geschiehet, durch die der Saamen fallen kann. Läßet man ihn zu lange in seinen Zapfen oder Behältnissen; so werden meistens Würmer darinn erzeuget, die den Saamen verzehren. Ist auch die Einsammlung nicht bey sehr trockenem Wetter geschehen; so wird er leicht schimmlich, und mulsterigen Geruchs, welches ein Zeichen ist, daß er entweder ganz verdorben, oder wenigstens sehr an seiner Güte gelitten hat. Bey einigen in vesten und zähen Zapfen oder Aepfeln sitzenden Gattungen ereignen sich wenige Schwürigkeiten, wenn man eine grosse Menge ausmachen will. Dahin gehören die Kiefern und Lerchen. Man muß solche mit einem breiten, und sehr scharfen Meisel nach der Länge übers Kreuz in vier Theile spalten; die 4 Theile von den schwächern und weichern, dergleichen die Lerchenäpfel sind, zusammen drehen; so fällt der Saame heraus. Von den stärkern und härtern muß man den Saamen durch Aufbrechen der schuppichten Behältnisse mit den Fingern bringen; welches letzte besonders beschwerlich ist, und gar langsam zugehet.

Aller Saamen muß auf Böden oder in Kammern, die mit Diehlen oder Brettern belegt sind, nicht so dick aufeinander geschüttet, sondern etwa einen halben Fuß hoch, auseinander gezogen werden, damit er sich nicht breune. Solche Behältnisse müssen nicht feucht, auch nicht der Sonnenhitze zu sehr ausgesetzt seyn; wodurch in kurzem die wesentliche Fruchtigkeit verzehret, und der Saame unfruchtbar gemachet wird. Dieser Fehler ist von allen am schwersten zu erkennen. Der Saame behält dabey ein vollkommen gutes äusserliches Ansehen, und ist dessen Unfruchtbarkeit auf keine andere Weise, als durch die vorangeführte Probe zu entdecken. Eicheln, Nüsse, Castanien, Buchekern ꝛc. werden am besten noch im Herbste, da sie abgefallen sind, in die Erde gebracht; denn es ist sehr schwer, solche in ihrer Güte zu erhalten. So bald der Kern scharf am Geschmack, und kraftlicht wird, welches kaum zu hindern stehet, ist der Saame verdorben. Will man diese Gattungen ja bis zum künftigen Frühjahr aufheben; so muß man sie in trockenem Sande in breite, und einer guten queren Hand tiefe hölzerne Kasten setzen, und in einem Keller verwahren, der nicht feucht und dumpfigt ist, das nächste Frühjahr aber in die Erde bringen. Auf Gips oder mit Steinen belegten Boden muß kein Saame gelegt werden, denn so oft nach kaltem trockenem Wetter die Luft warm und feucht wird, bemerket man, daß der Gips und die Steine in den Gebäuden zu schwitzen anfangen, so, daß man oft grosse Tropfen daran gewahr wird; wodurch aller Saame bald verdirbet. Man hat aber grosse Ursache, sich in hinlänglichen Vorrath zu setzen, wenn der Baumsaamen gut geräth, weil man dessen durch gar viele nicht abzuwendende Zufälle beraubet werden kann. Zur Zeit der Blüte und kurz hernach, ehe das Korn zu einiger Härte gelanget, wird es leicht durch Nachtfröste, grosse Hitze und Dürre, Mehlthau und Unge-

Ungeziefer verdorben. Ehe der Saame noch zur Reiffe kommt, wird er durch allerhand Arten von Vögeln, durch Eichhörner und Mäuse ausgesucht und verzehret. Vor andern sind die Krizitzer dem Tannen- und Fichtensaamen sehr gefährlich. So bald die Tannen und Fichten anfangen, viele Zapfen zu bekommen, finden sich diese Vögel so häuffig in solchen Wäldern ein, daß man kaum begreiffen kann, wo sie in so grosser Anzahl herkommen, da man kurz vorher kaum einige wenige verspühret. Diese fressen nicht allein den annoch unreiffen Saamen aus, sondern brechen auch die Zapfen in grosser Menge ab. Der schon in Verwahrung gebrachte Saame ist nicht weniger dem Mäusefrasse, als der Beschädigung durch Gewürme unterworfen. Die ersten müssen durch Gift, Fallen und Katzen getilget; die letztern durch umschauffeln abgehalten werden, wie bey dem Korn bekannt ist. Doch muß dieses mit weit mehr Behutsamkeit, und gar sanfte geschehen, damit er nicht gequetschet, oder die Hülsen, ja auch nicht einmal die Flügel beschädiget werden. Es ist demnach eine schlechte Verordnung, alles Vogelstellen zu verbiethen, und der Vorwand nicht hinlänglich, daß einige Haselhüner oder andere rare Vögel, die man für die Landesherren zu hegen pfleget, mit unter möchten gefangen werden.

4) Die Zeit des Säens ist im Herbst, Winter, und in der ersten Helfte des Frühlings. Das Säen im Herbst pfleget bey den meisten Holzgattungen in Ansehung der Witterung am leichtesten zu gerathen. Die Winterfeuchtigkeit erweichet den Saamen, daß er unter dem Schnee aufkäumet, und schon die ersten Wurzeln von sich treibet. Sodann kann er sich im nächsten Frühjahr, ehe noch heisse und trockene Witterung, die den aufgehenden Saamen gefährlich ist, einfällt, hinlänglich bewurzeln. Gewöhnliche Winterkälte schadet ihm nichts; nur allein sehr heftiger Frost ohne Schnee kann ihm schaden. Und der Frost wird um so gefährlicher, wenn die Sonne nach harten Nachtfrösten, den von Schnee entblößten Boden in den Vormittagsstunden bescheinet, welches sich im Frühjahr öfters ereignet. Sehr nasse Witterung, auf welche unmittelbar ein heftiger Frost, ohne hohen Schnee, folget, ist allen Arten von Saamen am verderblichsten, besonders wenn im Frühjahr warmer Sonnenschein ist, und des Nachts ein solcher Frost verschiedene mal darauf folget. Hiedurch wird der schon aufkäumende Saame mit den zarten Wurzeln aus der Erde gezogen, und verdorret; welches sich vornemlich von kleinen Gesämen, die sich nicht etliche Zoll tief in die Erde bringen lassen, verstehet. Dieses sind die Unbequemlichkeiten, welchen in Ansehung der Witterung das Säen im Herbste unterworfen ist. Ausser dem leidet der meiste Saame noch in denen Wintern, darinnen es viele Mäuse gibt, Gefahr. Das Säen im Winter ist eben den Zufällen unterworfen, als das Säen im Herbst; wozu noch kommt, daß entweder die Erde vom Frost steinhart, oder

mit Schnee bedecket, oder bey gelindem und schönen Wetter so voller Wasser, moraſtig und kleberigt iſt, daß mit Säen nichts auszurichten stehet. Der Frühling iſt vor einen guten Erfolg darum mißlich, weil gar bald trockene und heisse Witterung einzufallen pfleget, welche die noch gar schwach bewurzelte zarte Loden in wenigen Tagen verderbet. Fallen ziemlich starke Nachtfröste ein, so wird die Erde dadurch auseinander getrieben, aufgeblähet, und der aufkämende Saame mit aufgehoben. Thauet es mit einem Regen auf, so setzen sich die zarten Wurzeln mit der Erde wieder veſt. Folgen aber, wie gemeiniglich zu geschehen pfleget, viel helle Tage mit Sonnenschein und kalten Nächten hintereinander; so fällt die lockergewordene Erde, so bald ſie abtrocknet, von den Wurzeln ab, und die zarten Loden vertrocknen. Bey dem kleinen Saamen, welchen man nicht unter die Erde bringen, sondern nur höchſtens mit einem rauhen Busch oder Harke (Rechen) etwas unterziehen kann, am meiſten bey den Tannen und Fichten, iſt dieſes die gewöhnlichſte Urſache eines unglücklichen Erfolges. Je dürrer und höher der Boden iſt, je mehr iſt dieſes zu beſorgen. Nur allein bey gröſſern Saamen, welchen man, gleich Erbſen und Bohnen, einige Zoll tief in gute Erde ſteckt, als Eicheln, Caſtanien u. d. g., iſt das Säen im Frühjahr vorzüglich gut. Alle 3 Jahrszeiten haben demnach ihre Zufälle, die einen Mißwachs, wie bey dem Acker- und Gartenalſo auch bey dem Waldbau verurſachen. Die Natur ſcheint aber ſelbſt den Herbſt, als die bequemſte Zeit anzuzeigen; alsdenn fällt der reiffe Saame ab, und wenn dieſer nicht durch unverſtändigen Forſtbetrieb gehindert wird, gehet der daraus erfolgende Anwachs allen durch menſchliche Hand veranlaſſeten vor. Viel ſeltener ſchlägt er durch natürlich widrige Zufälle fehl; wenn man nur keine Hinderniſſe in den Weg leget, ſondern ſelbige vielmehr aus dem Wege räumet, auch der Natur in einigen Fällen zu Hülfe kommt.

7) Endlich fügen wir noch einige Regeln hinzu, welche bey Ausſäung des Saamens in Acht genommen werden müſſen.

Die 1ſte Regel: Beſäe die abgetriebene Oerter, wo es nöthig iſt, ohne Zeitverluſt, ehe Gras und Kraut überhand nehmen, auch das etwa umherſtehende Holz, oder die hin und wieder aufwachſende Stammloden ſich ſo ausbreiten, daß der Wachsthum der jungen Saamloden dadurch gehindert wird. Wenn demnach gewiß iſt, daß kein Anwachs, oder nur gar ſchlechter, zu hoffen ſeye, und der behörige Saamen vorräthig, oder daſſelbe Jahr gewiß zu erwarten ſtehet; ſo ſäume man nicht die nöthige Veranſtaltungen (ſ. Holzbau) ohne fernern Aufſchub vorzukehren.

Die 2te Regel: Gib dir keine unnöthige, ja ſchädliche Mühe, mit Einweichung des Saamens in Miſtpfützen, Milch, oder wohl gar in andere mit vielen unnöthigen Koſten zuſammen geſchmierte Beitzen, man mag ihnen

ihnen noch so prächtige Nahmen beylegen, als man will. Wenn es auf das Beste geräth, so verwelken die schnell aufschiessenden, aber weichliche Loden, bey der ersten rauhen Witterung. Die allzusette, allzufruchtbare Materie erfüllet nämlich den markigten Theil der Saamenkörner, treibet die Lode zur Unzeit und viel zu schnell hervor; welche daher zu saftig, zu krautartig und zu weich wird, und die behörige Festigkeit und Dauer nicht bekommt. Nachdem diese Materie bey der ersten dürren, heissen und rauhen Witterung in kurzer Zeit verzehret worden; so ist die Folge des Nahrungssaftes aus dem viel magerern Boden, dergleichen oft in den Forsten vorfällt, nicht da, und die Loden verwelken bey erster Trockniß, Hitze oder Kälte. Bey etwas anhaltender Nässe, wenn zumalen das umherstehende Kraut und Gras überhand nimmt, verfaulen sie eher, als andere Loden, von eben derselben Art Holzes, wovon der Saame ohne Zubereitung in die Erde gebracht worden. Etwas hatten Frost können sie noch weniger vertragen. Will man ja in dieser Sache etwas versuchen; so stelle man in Wäldern und Gebürgen, auf kleinen umzäumten Plätzen die Probe an, ehe man ins Grosse gehet. Man hüte sich dabey vor solchen Zubereitungen des Bodens, und andern Veranstaltungen, die im Grossen nicht können bewerkstelliget werden. Man mache daher keinen Schluß von einem Pröbgen, das im Hause hinter dem Ofen, in einem Garten oder Lustwäldgen, angestellet ist, auf den grossen Bau in wilden Wäldern und rauhen Gebürgen.

Die 3te Regel: Hüte dich, auf einem verwilderten, magern, von rauher Witterung und Sonnenhitze ausgezehrten Boden, welcher an dem grindigen Mooße, niedrigen Heydekraut, auch dem schlechten Ansehen anderer daselbst befindlichen Gewächse leicht zu erkennen ist, oder auch in sehr rauhen von Holz entblößten Gegenden, solchen Baumsaamen zu säen, der auf magerm Boden nicht wohl fortkommen will. Dahin gehören Eichen, Rästern, Eschen ꝛc. Durch diese Versuche gehen oft Kosten, Zeit und Mühe verlohren. Man muß an solchen Orten Rothtannen, oder solches Nadelholz säen, das solchen Boden und Witterung vertragen kann. Oder wenn die Absicht auf Laubtragendes Holz gehet; so muß man den Anfang mit Birken, Quitschern u. d. g. Holz machen, das auf schlechtem Boden wächset, und von keiner Witterung leicht beschädiget wird.

Die 4te Regel: Grobe Gesäume, als Eichen, Rothbüchen, Castanien, Nüsse u. d. g. müssen, gleich den Bohnen und Erbsen, gesteckt werden, dergestalt, daß sie nur höchstens anderthalb bis 2 Zoll mit dem spitzigen Theile, aus welchem die Wurzel hervorbricht, und der deswegen unter gelegt werden muß, in die Erde kommen. Es darf diese Art von Baumsaamen so tief nicht geleget werden, als die Gartenfrüchte, weil diese in etlichen Wochen, wenn sie gleich 2 bis 3 Zoll tief in die Erde kommen, herauswachsen; da hingegen der Baumsaame etliche Monate Zeit erfordert, ehe er so hoch durch die

Erde dringen kann. Folglich würden die vom Baumsaamen herausbrechende Käumen unter der Erde verfaulen, ehe sie über die Erde hervorwachsen könnten. Es pflegen zwar einige diese Arten von Saamen, wie alle übrigen, nur bloß auf die Erde zu streuen; welcher aber sodann von Vögeln, Mäusen, Eichhörnern, und Ungeziefer meistens verzehret wird, auch wenn im Vorsommer mehrere trockene und heisse Tage einfallen, meistens in solchen Orten verdorret, wo wenig oder gar kein Schatten ist. Zwar geben einige vor, daß von Natur die besten Stämme auf diese Art anwüchsen, welches auch allerdings oft seine Richtigkeit hat; man muß aber bedenken, daß die Natur vielen Saamen, in grossem Uebermaaß zur Nahrung der Thiere und Vögel hervorbringt, dergestalt, daß viele tausendmal mehr abfällt, als der Boden annehmen kann; welche Freygebigkeit beym Cultiviren der Forste nicht nachzuahmen stehet.

Die 5te Regel: Kleinere Arten von Saamen müssen auf solche Art nicht in die Erde geleget werden. Man streuet sie auf den Boden, und bringet sie mit einem Rechen, oder, wenn gepflüget worden, mit einer leichten Egge unter, so daß der Saame ungefehr ein Drittel oder ein Viertel Zoll tief in die Erde kömmt, wiewohl sich dieses so genau nicht bewirken läßt. Noch besser ist es, wenn man einen rauhen Dornbusch oder andern Busch über das besäete Land herziehet. Warum es mißlich ist, solchen bloß auf die Erde zu streuen, wie einige zu thun pflegen, ist schon (Regel 1.) gezeiget, indem die kleinen Sorten von Saamen vornemlich durch die Vögel, unter welchen die Finken am schlimmsten sind, und in unzählicher Menge auf solche besäete Orte fallen, verzehret werden. Es wird auch durch das Unterhacken und Unterreggen verhütet, daß die zarte Loden nicht so gar leichte durch die im Frühjahr einfallende Nachtfröste aus der Erde gehoben, noch auch von Winden verjaget werden. Zwar macht es etwas mehr Mühe und Kosten. Allein man hat dagegen nicht nöthig, so oft nachzusäen, als wenn man nur bloß den Saamen auf den zubereiteten Boden wirft. Jedoch gibt es Fälle, wo es unmöglich ist, den Boden umzuarbeiten, als an steilen, steinigten Einhängen der Berge. An diese muß man den Saamen auf Gerathewohl hinwerfen.

Die 6te Regel: Unter dem Nadelholz streue den Fichten- und Tannensaamen auf mooßigtes Erdreich, wo er am besten fortkommt. Die Frühjahrsfröste heben ihn nicht aus, und langes dickstehendes Gras wächst bey dem Moose nicht, welches die beyde schädlichen und gewöhnlichen Zufälle sind, welche die junge Tannen und Fichten in den ersten Jahren verderben. Zwar ist gar zu hohes Mooß auch dem jungen Nadelholze schädlich; welches aber nur in geschlossenen Orten stehet, selten in abgetriebenen, oder wo nur einzelnes Holz befindlich ist; es müßte denn der Boden gar feucht und bruchigt seyn, der aber gutes Tannen- und Fichtenholz zu ziehen, nicht tauget.

Die

Die 7te Regel: Ganz bruchigte Oerter müssen für die Ellern ausersehen werden. Sind aber solche Brüche einen grossen Theil des Jahres mit Wasser ganz überschwemmet; so kommt der darauf gestreute Saame schwerlich auf, er wird Wasserhart, d. i. vom Wasser ausgezehret, und verfaulet endlich. Man muß demnach den Ellernsaamen nur auf solche Plätze streuen, die etwas erhobener sind. Dem übrigen Theil des Bruches muß mit Schnitt- und Setzlingen geholfen werden. Sahlweyden und Weyden kommen auch in Brüchen gut fort, wenn sie nicht oft gar zu lang anhaltenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Wie die Satzweyden zu setzen und zu legen, wird an seinem Ort gewiesen werden. Das Ausstreuen des wolligten Saamens dieser Bäume ist nicht gebräuchlich, weil das Legen und Setzen leichter von statten gehet. Will man es aber versuchen, so nimmt man Zweige, an welchen Saamenbehältnisse hängen, zu der Zeit, wenn der Saamen eben ausfliegen will, und pflanzet die Zweige auf die dazu bestimmten Plätze; so wehet solchen der Wind weit und breit umher, kommt aber wegen des dicken Schilfgrases und Mooses nicht allezeit auf. Hauet man den Torf auf, und leget solchen umgekehrt, damit der Saame nicht gleich anfänglich erstickt werde; so wird dadurch der Anwachs befördert; wie denn eben dieses nöthig ist, wenn man Ellernsaamen auf solche bruchigte Plätze säen will, wo viel Schilfgras und Mooß ist. Sind nasse und bruchigte Oerter sandigt; so schläget der Weydensaamen gar leicht an, desgleichen auch Birken. Und wenn nur ein Saamentragender Stamm an Brüchen, die im Grunde sandigt sind, oder an sandigten Oertern, wo sich kleine Gewässer und Quellen verlieren, oder an den sandigten Ufern der Bäche und Ströhme stehet; so kommt dieses Holz gar bald daselbst häufig hervor.

Die 8te Regel: Wo gesäet ist, da muß man Vögel und Wildpret fleissig wegschiessen. Die ersten sind allen Arten von Gesämen schädlich. Die letzten, absonderlich das schwarze Wildpret, dem groben Saamen, als Eicheln, Rothbüchen, Nüssen, Castanien ꝛc. Die zarten aus der Erde hervorkommenden Kämmen werden auch gern von den Vögeln ausgezogen.

Die 9te Regel: Wo hin und wieder den nächstfolgenden Sommer, oder wenn es schwer aufgehender Saame ist, nach Ablauff von 1 oder 2 Jahren, sich leere Plätze befinden, auf welchen sich kein Anwachs zeiget, da muß ohne Zeitverlust nachgesäet werden, ehe die Verangerung folget, auch damit der Ort in gleichen Anwachs komme. Denn es ist nichts verdrießlicher, als wenn sehr schwach und stark, alt und junges, noch nicht haubares Holz, plätzig untereinander stehet. Man weißt oft nicht, ob, oder wozu man einen solchen Ort anhauen solle. Auch bey diesem Nachsäen ist die Vorsicht nöthig, daß zuvor eine genaue Untersuchung angestellet werde, ob noch Loden hervorkommen.

Es geſchiehet nicht ſelten, daß der eingeſtreute Saame verdirbt, oder vielleicht vorher nichts gelangt hat, durch den Wind aber guter Saame von den geflügelten Sorten, als Birken, Ahorn, Lehnen, Eſchen oder allerhand nadeltragendem Holze, aus denen in der Nähe befindlichen Oertern, oder auch nur von einzelnen ſtehenden Bäumen, in die beſäeten Oerter geſaget wird; welcher den, wenn er ſich zu den ausgeſäeten Saatungen ſchicket, da er bereits aufgekäumet, durch unvorſichtiges Nachſäen zum Schaden der Forſte verdorben wird.

Die 10te Regel: Hüte dich, den Saamen weder zu dick, noch zu dünne zu ſäen oder zu legen. Geſchiehet das erſtere, ſo hindert eine Lode die andere in der Folge der Zeit am Wachsthum. Man kann die überflüſſigen auch nicht gar wohl aufheben, weil die Wurzeln ſich bald ineinander verſchlingen, und ohne Schaden deſſen, was ſtehen bleiben ſoll, nicht wohl auseinander geriſſen werden können. Zu dick ſtehendes Holz, wenn auch eines das andere nicht verderbet, wird niemals ſtark, ſondern unverhältnißmäſſig hoch gegen die Stärke. Solch gar zu hohes und ſchwaches Holz iſt von keinem Nutzen, und der Beſchädigung durch Wind und Schnee gar ſehr unterworfen. Wird aber der Saame gar zu dünne und ſparſam gelegt; ſo werden die Loden ſtruppigt und äſtig. Doch iſt es allezeit beſſer, zu enge, als zu weit auseinander geſäet. Man kann leichter von denen zu dick ſtehenden Loden etwas wegnehmen, als zwiſchen zu dünneſtehende mehrere anbringen. Zu dem muß man beym Säen allezeit in Erwägung ziehen, daß der wenigſte Theil aufkomme. Es erfordert aber auch ein Holz mehr Raum, als das andere. Z. Ex. Eichen und Rothbüchen weit mehr, als Birken, Tannen, Fichten. Ein Boden verträgt auch dicker ſtehendes Holz eher, als der andere. Ein mäſſiger Einhang von gutem Boden, nach der Grundfläche genommen, mehr, als die Ebene. Von Holz, das ſich weit ausbreitet, als Eichen und Rothbüchen, können auf einen Fuß ins Gevierte, 3 bis 4, von andern 6, 8 bis 10 Körner gelegt werden.

Die 11te Regel: Aller Saame, der wegen Härte lange Zeit braucht, ehe der Kern erweichet, die Schaale auseinander treibet, und alſo in eine Käume ausbricht, muß im Herbſt ausgeſäet werden, damit er im Frühjahr ſich in Zeiten bewurzeln könne. Wird ſolcher Saame im Frühjahr ausgeſtreuet; ſo vertrottet er in ſeiner eigenen ſehr harten Schale, weil die oft einfallende heiſſe und trockene Tage die erweichende Feuchtigkeit wieder auszehren; und wenn er ja aufkäumet, verwelket er durch die darauf fallende Hitze und Trockniß, ehe die Käume hinlängliche Wurzel faſſen kann. Nicht ſelten übereilet der Froſt im Herbſte die annoch krautartige zarte Lode, deren Stengel noch nicht Holz geworden, wodurch ſie gemeiniglich Schaden leidet. Gar ſelten kommt ein ſo gemäſſigtes Jahr, da dergleichen Saamen, wenn er im Frühjahr geſäet wird, aus-

ſchläget.

schläget. Eben dieses ist von Linden, Eschen, Ellernsaamen u. d. g. zu bemerken.

Ueberhaupt ist noch zu bemerken: daß aller Saamen, von welchem die Loden weichlich sind, und durch rauhe Witterung leicht Schaden nehmen, besser in eben derselben, oder in einer selbiger ähnlichen Gegend, gesammelt werde, wo er demnächst ausgesäet werden solle. So wollen die im Lande gesammelte Eicheln, in etwas rauhen Gebürgen nicht so gut fort, als die, welche in Gebürgen gewachsen sind. Und ob es zwar bey anderm Gesäme nicht so gar merklich ist, als bey den Eicheln; so ist es doch, nach der Erfahrung, unlaugbar, daß die Loden in einer rauhen Gegend, von solchem Saamen, der in einer gelindern Gegend, und auf milderm Boden gewachsen, leichter Anstoß leiden. s. a. Baumschule, Holzbau.

Baumschule, Kamp, ist ein solcher Ort, von welchem das aus dem Saamen aufgewachsene junge Holz in Oerter, wo es fehlet, verpflanzet wird. Hier ist nöthig, daß ein solcher Platz gegen den Anlauf des Wildprets und zahmen Viehes umzäunet werde, weil solche kleine Plätze, die nur wenige Morgen groß sind, dem Verbeissen gar sehr unterworfen sind. Man wählet dazu einen Boden, der nicht schlecht, doch aber nicht ausserordentlich gut ist. Denn ist er schlecht: so fällt es schwer, das junge Holz auf, und in guten Wachsthum zu bringen. Ist er ungewöhnlich gut; so wollen die jungen verpflanzten Stämme, wenn sie in geringern Boden gesetzt werden, nicht wohl fort. Solche Baumschulen behandelt man mit mehrerem Fleisse, als die besäeten Oerter in den Forsten. Absonderlich suchet man darinn auf alle mögliche Weise zu verhüten, daß Gras und Unkraut nicht zu sehr überhand nehmen, und es lohnt sich allerdings der Mühe, solches alljährlich ausgäten zu lassen, wenn es zu häuffig hervorkommt. Was vom Boden gesagt worden, daß solcher weder allzu gut, noch zu schlecht seyn müsse, gilt auch von allen übrigen Umständen; er muß weder eine allzu rauhe, noch zu gelinde, sondern eine gemässigte Lage haben. Der einige, aber seltene Fall, machet von dieser Regel eine Ausnahme, wenn die Oerter in dem Forst, oder der ganze Forst, wohin die jungen Stämme sollen verpflanzet werden, gleichfalls einen sehr guten Boden haben, und keiner sehr rauhen Witterung ausgesetzt sind. Welches aber nur bey Feldbüschen und kleinen Laubhölzern, höchst selten aber bey grossen Forsten und Wäldern vorfällt. Die Umzäunungen müssen sehr dicht seyn, damit keine Hasen durchkriechen können, welche den Loden am allerschädlichsten sind. Sie müssen auch wenigstens 6 Fuß hoch gemacht werden, weil anhaltender Schnee, wenn solcher, wie oft geschiehet, mit scharfem Westwinde anfängt, und mit Ostwinde aufhöret, sich sowohl bitter, als vor den Zäunen zusammen häuffet, daß man oft die Zäune von geringer Höhe nicht sehen kann; da indessen auf der freyen Ebene kaum eine Spur Schnee liegt, weil er vom Winde von der Fläche weg, und hinter allen

allen erhabenen Gegenſtänden, und in hohlen Wegen zuſammengeſagt wird. Alsdenn können die Haſen und ander Wild in die Kämpe kommen, und den ganzen Anwachs in wenigen Tagen verderben. Da auch dichte und hohe Verzäunungen koſtbar ſind, und man deswegen den eingeſchloſſenen Platz nach Möglichkeit nutzen muß; ſo ſäet man nicht in Linien, ſondern man beſtreuet oder beſtecket den ganzen zubereiteten Platz auf eben die Art, wie bey den Linien; welches keinen Schaden thun kann, weil die ſtärkeſten jungen Stämme von Zeit zu Zeit zum Verpflanzen ausgehoben werden. Wenn das Verpflanzen dem Säen vorzuziehen, und wie es geſchehen müſſe, davon ſ. Holzbau.

Baumwinde, ſ. Ephem.

Bavians, ſ. Affe.

Bec, ſ. Schnabel.

Becaſine, ſ. Schnepfe.

Beccaſſe, ſ. Schnepfe.

Beerbaum, ſ. Birnbaum.

Beflogen, wird von jungen Vögeln geſagt, wenn ſie ihre Federn vollkommen erlanget haben.

Beflügelter Wald, iſt ein ſolcher Wald, der mit durchgehauenen Flügeln, die zur Jagd erfordert werden, verſehen iſt. ſ. Flügel.

Behälter, ſ. Fiſchhälter.

Behältniß, lat. Latebra, heißt bey den Jägern ein Dickigt oder oder moraſtiger Ort, darinnen ſich das Wildpret gerne aufhält.

Behängenszeit, iſt bey den Jägern diejenige Zeit, welche unmittelbar vor der Hirſchfeiſte, oder vor der Zeit, da die Hirſche feiſt werden, hergehet, und zu welcher man die Leithunde anfängt führet und abrichtet. Dieſes iſt nun eigentlich der Grund und Anfang eines jungen Jägers, die Jägerey mit aller Zubehör gründlich zu begreiffen, auch ſowohl die Fehrte eines Hirſches kennen, als auch den Leithund recht arbeiten, und ſprechen zu lernen; wie ſich deſſen unſere Vorfahren hohen und niedrigen Standes nicht geſchämet, noch verdrieſſen laſſen; ſondern mit beſonderm Eyfer, Luſt und Liebe vielfältige wunderuswürdige Mühe und Fleiß angewendet haben. Alles was hieher gehöret, kann nachgeſehen werden, unter dem Artikul: Arbeitung des Leithundes.

Behangen, franz. *Coeffé*, ſagt man von einem Jagdhunde, wenn er lange herunter hangende Ohren hat, die ihm 4 quer Finger über die Naſe gehen.

Beinbrecher, ſ. Adler.

Beinholz, ſ. Rheinweiden.

Beißker, iſt ein Fiſch, von dem man zweyerley Geſchlechte hat, nämlich die Schlammbeißker und Steinbeißker.

A) Der Schlammbeißker oder Schlammpeißker, iſt ein Fiſch, welcher in ſumpfigten Tümpfeln und Moräſten gefangen wird, allwo er ſich dergeſtalt in den Schlamm hinein wühlet, daß man ihn herausgraben muß. Man findet ihn daher am meiſten um die Sprre, und deren Gegenden, um die ſchwarze

ſchwarze Elſter, ingleichem um die Leipziger, und andere in der Ebene liegende Gegenden, wo es ſumpfigte Plätze, und verſchlammte Teiche und Seen gibt. Er ſiehet der Länge nach faſt wie eine Aalraupe, wegen ſeines ſchwachen Leibes aber wie eine Schlange aus, hat ſehr viel Rogen in ſich, und kann, wenn man ihn in ein breites Glas ſetzet, und nur ſchlechtes Waſſer darauf gieſſet, ohne andere Speiſe 2 bis 3 Monate leben. Wenn man ihrer etliche in einem Gefäß beyſammen aufbehält, oder ſie drückt; ſo quiecken ſie wie die Mäuſe. Sie haben ihrem Urſprung nach einen ſumpfigten und moderichten Geſchmack; daher auch die Nahrung, ſo von ihnen kömmt, unrein, zähe und ſchleimigt iſt. Die Bauren beſtreuen ſie mit Salz, und laſſen ſie eine Zeitlang ſich durcheinander winden, damit der äuſſerliche Schlamm in etwas von ihnen abgehe; alsdann richten ſie ſolche mit einer guten ſauren Zwiebelbrühe und mit Speck, oder auf andere Art zu, und eſſen mit Appetit. Man kann ſie auch, wie die Brüggen, mit Eſſig, Pfeffer, Lorbeerblättern, und andern Gewürzen einlegen und marinieren. Sonſten iſt von ihnen merkwürdig, daß ſie in einem hellen Glaſe, darinnen Sand und Waſſer iſt, das Wetter anzeigen. So lange es helle und gut Wetter iſt, halten ſie ſich ganz ſtille; wenn es aber ungeſtümm und trüber Wetter werden will, ſo fangen ſie an, ſich zu bewegen, und das Waſſer trübe zu machen.

B) Der Steinbeiſſker, Steinpieſſker oder Steinbeiſſer, lat. Cobitis aculeata, Muſcula fluviatilis, Alauda, franz. *Loche*, iſt ein kleines Fiſchlein, der Schmerle nicht ungleich, aber etwas dünner, mit einer glatten Haut, dunkelgelb mit ſchwarzen Flecken, ohne Gräte und Floſſen; daher er auch der Neunauge, nur die Gröſſe ausgenommen, in allem gleich iſt. Er hat ein ſpitziges Maul, und daran 2 Häcklein; wie er denn auch den Nahmen von ſeiner anbeiſſenden Art führet; denn wo er nur einen Stein antrift; ſo hängt er ſich daran, und ziehet mit ſeinem Maul, wie ein Blutigel an ſich. Er hält ſich meiſtentheils in Quellen und Bächen unter den Stinen auf, und wird, wie die Schmerlen, zu welchen er ſich meiſtentheils auſſer der Laichzeit hält, gefangen. Allein im Frühjahr, wenn er ſtreicht, gehet er in groſſer Menge mit ſeines gleichen. Es iſt ein annehmlicher und ſchmackhafter Fiſch, der, wenn man ihm mit einer guten Brühe vollends zu Hülfe kommt, vor was delicates geachtet wird, aber einen guten Magen, und ein gut Glas Wein erfordert. Er wird auch wie die Neunaugs zugerichtet.

Beiſſe, ſ. Baiſſe.

Beiſſen, ſ. Baiſſen.

Beitze, ſ. Baiſſe.

Beitzen, ſ. Baiſſen.

Beitzvögel, heiſſen diejenigen, welche zur Baiſſe gebrauchet werden (ſ. Baiſſe). Die beſten Vögel, die man hiezu gebrauchen kann, ſind der Geyerfalk, der Groß- oder Sacrifalk, der Schweimer, Blaufuß, Sperber und

und Habicht. Ueberhaupt aber bedient man sich des Falken und Habichts am sichersten und gewöhnlichsten. Die Art und Weise, wie man diese Vögel abrichtet, ist sehr angenehm. Man richtet aber entweder Nestlinge oder Wildfänge ab. Nestlinge sind diejenige, so man aus dem Nest nimmt, ehe sie noch jemals ausgeflogen. Wildfänge aber, die, ehe man sie gefangen, nach Belieben herumgeflogen sind. Mit diesen hat man mehrere Mühe, sie abzurichten und zahm zu machen: allein mit Geduld und Geschicklichkeit werden sie geschickt und gut zu gebrauchen. Sind sie gar zu wild, so läßt man sie Hunger leiden; man läßt sie drey bis vier Tage nicht schlaffen, und bleibt beständig um sie. Auf diese Weise gewöhnen sie sich an den Falkenjäger, und thun endlich alles, was er will. Seine vornehmste Sorge ist, daß sie beherzt auf der Faust stehen; steigen oder fliegen, wenn er sie wirft, oder los läßt; auf den Vorlaß oder zum Federspiel zu fliegen, und auf die Hand zu kommen, wenn er sie lockt oder ruft. Anfänglich bindet man sie mit einem Bindfaden oder mit einer Schnur, die man auf 9 bis 10 Ruthen auslassen kann, damit sie nicht durchgehen, oder, nach Weidmanns Sprache, irre werden können, wenn man ruft. Dieses geschiehet so lang, bis sie gute Handvögel werden, und allezeit auf das Ruffen zurück kehren. Damit man sie aber dazu gewöhne, muß man sie mit dem Federspiele oder Vorlaß ruffen, oder anlocken. Der Vorlaß ist ein Stück rothes Tuch oder oder ein Holz, das einen Schnabel, Schwingen und Fänge hat. Auf diesem werden sie geäsetet. Will man nun dem Vogel ruffen, so schwinget man den Vorlaß in die Höhe, auf den er sogleich fliegt, wenn er sein gewöhnliches Luder oder Fressen erblicket, und ein gewisses Geschrey dabey machen höret. Mit der Zeit ist die Stimme allein hinlänglich. Die an dem Vorlaß befestigte Federn, heissen eigentlich das Federspiel. Man verändert diese Federn, nachdem man den Falken auf Milanen, Reiger oder Rebhüner abrichten will, nämlich auf Milanen besteckt man den Vorlaß mit Milanenschnäbel und Federn, und also wird es auch mit den andern gehalten. Wenn man nun den Vogel erst drey Wochen oder einen Monat in einem Zimmer oder Garten geübet hat; so kann man es auch auf dem freyen Felde mit ihm versuchen, man bindet ihm das Geschütz oder die Schelle, an die Fänge, damit man seine Bewegungen desto besser bemerken kann. Man trägt ihn auch immerzu gehaubt, d. i. am Kopfe mit einem Leder bedecket, das über die Augen gehet, und ihn hindert, etwas anders zu sehen, als was man ihm weisen will. So bald nun die Hunde das Wildpret austreiben, haubet man den Falken ab, und wirft ihn darauf. Da ist es denn ein grosses Vergnügen, anzusehen, wie er gleichsam stuffenweise nach und nach in die Höhe steiget, bis man ihn in der mittlern Lustgegend ganz und gar aus den Augen verlieret. Von dar aus giebt er auf seinen Raub Achtung, schiesset auf einmal, wie der Blitz,

auf

auf ihn herab, und bringt ihn seinem Herrn, der ihm zurückruft. Man giebt ihm allemal, sonderlich im Anfang, um ihn hitzig zu machen, sein Jagdrecht, wenn er wieder auf die Hand kömmt, d. i. man überläßt ihm Hirn, Herz und Eingeweide und einen Schenkel des gefangenen Raubs.

Es giebt auch Vögel, welche auf Hasen, Rehböcke, wilde Schweine, und Wölfe abgetragen und abgerichtet sind, welches gar oft nützlich ist, wenn sich die Wölfe allzusehr vermehren. Um Falken und andere Vögel, die hierzu nützlich sind, hierzu abzurichten, muß man sie, so lang sie noch jung sind, angewöhnen, daß sie sich aus den Augen eines Wolfs, Schweins, Hasen oder andern Wilds ätzen. Hiezu gebraucht man den Kopf und Balg desselbigen, den man dergestalt ausstopfet, daß er das Wild selbst, als ob es am Leben wäre, so viel möglich vorstellet. Die Falken bekommen nichts zu fressen, als was sie durch die Augenlöcher aus dem hohlen Kopfe heraushohlen können; hernach bewegt man den ausgestopften Balg allmählig, wenn der Falke auf selbigem stehet, und sich ätzet, damit er gewohne veſt sitzen zu bleiben, aus Furcht er möchte sonst seine Mahlzeit verlieren, wenn er ihn los lieſſe. Er sucht also seine Klauen auf das schärfeste in die Hirnschale einzuklammern, damit er, ungehindert der schnellen Bewegung, mit dem Schnabel in das Auge langen kann. Nach diesen ersten Proben setzt man den ausgestopften Balg auf einen Karzen, und fährt in vollem Rennen davon. Der Vogel flieget nach und läßt sich an seinem Frey durch nichts hindern. Nimmt man ihn hernach auf die Bey so stößt er auf das Wild, hängt sich an den Kopf, und hackt ihm die Augen aus, worüber das Wild in Angst geräth, und still stille hält, da dann der Jäger Gelegenheit erlanget, ihm ohne Gefahr beyzukommen, und es zu erwürgen; indem er mehr auf den Vogel, als auf den Jäger Achtung giebt.

Belauffen, heißt, wenn sich Hunde selbst miteinander vermischen, und aus eigenem Trieb zusammen thun. Nach der Weidmännischen Sprache aber heißt dieses Vermischen.

Bellen, ist eine weydmännische Redensart, die vom Fuchse gebraucht wird, wenn er sich hören läßt, oder laut wird, welches gemeiniglich geschiehet, wenn es ander Wetter, und trüb werden will. Desgleichen sagt man auch: Die Jungen bellen, wenn ihre Nahrung zu lange aussen bleibet. s. a. Pappel.

Beller, s. Auerhahnhunde.

Bengeln, heißt so viel, als ein Hunde auf dem Lande, wo Wildungen, und in demselben Wild vorhanden, einen Kleppel anhängen, daß er dem Wild nicht nachlauffen, noch dasselbige fangen kann. Dieses ist gemeinlich in den Jagdordnungen der Unterthanen bey Straffe zu bothen, und ihnen so gar die Länge des Kleppels vorgeschrieben. s. Kleppel, Wildbahn Lit. A) 9.

Bequo ſique, s. Beyschlöcke.

Ber

Bercke, s. Bircke.

Bergahorn, s. Ahorn.

Bergenten, sind eine Art wilder Enten, die in Grönland gefunden werden. Sie sind so groß, wie die unsrigen. Die Männgen, welche man Warten nennet, sehen schwarz und weiß; die Weiblein aber alle grau. Ihr Geschrey ist wie der Tauben ihres, wenn sie zu Neste treiben.

Bergfalke, s. Falke.

Bergfichtenbaum, s. Fichte.

Bergfinke, s. Finke.

Bergfische, nennet man eine Art von Stockfischen, welche in Norwegen bey der berühmten Handelsstadt Bergen gefangen werden.

Berghahn, s. Birckhahn.

Berghuhn, s. Rebhuhn.

Bergleiten, s. Leite.

Bergmeise, s. Meise.

Bergzirbel, s. Pinaster.

Bergzürbelbaum, s. Pinaster.

Berichten, sagt der Jäger vom Falken, und heißt so viel, als zahm machen.

Berliner Witterung, s. Fuchseisen.

Bernicla, s. Baumgans.

Berschling, s. Barsch.

Bescheidentliches Abholzen, s. Abholzen.

Besemreiß, wird von den Birken geschnitten, und solle dieses im Frühjahr, ehe noch die Birke ausschläget, geschehen, weil die davon gebundene Besen länger und besser halten. Doch soll es nicht eher verstattet werden, als bis die Birken zu einem solchen Wuchs und Stärke gelanget sind, daß sie allgemach die unterste Seitenäste abzudrücken, beginnen, welches man bald sehen kann, wenn sie anfangen, dürre zu werden. Denn wenn dieses Schneiden an allzu jungem Holze geschichet, oder auch, wenn die Birken gar zu weit an den Gipfel hinauf geschneidelt werden; so ist es ihnen schädlich. Daher thut man wohl, wenn man in Birkenwäldern alljährlich einen gewissen Schlag oder Distrikt benennet, und denselben gewissen, wo möglich angesessenen Leuten, überhaupt ausschläget, welche alsdann, wenn der Holzförster Schaden findet, vor denselben stehen müssen. Hiernächst könnte man, wo ein Schlag oder Gehau gemacht würde, die Besembinder das benöthigte Reiß heraus hauen lassen, und ihnen solches Bundweise verkauffen. Und ob es alsdann zwar an den Feuerholzreißbündlein fehlen möchte, und also lauter stark Holz in dieselben käme, auch wohl wahr ist, daß sich die Knippel, wenn kein klein Reiß darzwischen kommt, gar dichte zusammen binden; so könnten ja dennoch die Feuerholzreißbündel, die also in starken Knippeln bestünden, etwas theurer, als die andern, verkauft werden. Wie denn auch die Besembinder vor ihr zu brauchendes Reiß ein mehreres, jedoch billigers, als von gemein Feuerholz geben müßten. Derowegen ist, angezeigter massen, sowohl das Besemreiß von Schneideln, als auch aus den Gehauen und Schlägen gar wohl zu nehmen, nicht nur zu Nutze jeder Haushaltung, und mäßigen

Profit der Besembinder; sondern auch zur Vermehrung der Einkünfte der Herrschaft. s. a. Birke.

Besetzung eines Teiches, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) 7) 11) 12)

Bestätigen, franz. *Maintenir*, heißt bey der Jägerey, wenn die Hunde das Wild beständig jagen, darauf sie eingehetzet waren, und dasselbige niemals verlassen.

Bestätigungsjagen, heißt dasjenige, wenn ein Jäger mit einem Leithunde einen oder etliche Hirsche bestätiget, und dieselbe alsdann eingestellet und gejaget werden. Es hat dieses vor dem Hauptjagen, ob es gleich nicht so pompös ist, darinn einen Vorzug, daß es viel weniger Zeit und Kosten erfordert, und viel öfter angestellet werden kann. Ein Hauptjagen erfordert öfters 4 bis 5 Wochen Zeit, bis es zum Abjagen eingerichtet ist; dahingegen ein Bestätigungsjagen in 3 bis 4 Tagen, zuweilen auch noch eher eingerichtet und abgejaget werden kann. Es können demnach, wo Hirsche seyn, in einer Woche wohl 2 solcher Jagen gehalten werden. Mithin kann ein Herr öfters die Jagdlust genieſſen, und darf nicht etliche Wochen darauf warten. Wo also grosse Herren Liebhaber der Jagd sind, und eigene Jäger, die Jagen zu machen, halten; so befördern sie wohl ihre Jägerey gleich nach Johannis, mit den Leithunden, und 10 bis 12 Fuder hohem Zeuge, auf das Land zu ziehen, und und hin und wieder die Waldreviere mit dem Leithund zu besuchen, auf daß sie Gewißheit haben, und die Jäger, wenn es ihnen gefällig ist, alle Tage fertig und im Stande seyn, ein Jagen einzurichten. Wenn nun Befehl gegeben worden, ein Jagen zu machen, so ziehen die Jäger, wie sie hiezu betittelt seyn, als Oberjägermeister, Jäger, Hof-Jäger, Wildmeister, und Besuchknechte, zur Vorsorge, wo noch Zeit vorhanden, noch einen oder ein paar Morgen mit dem Leithunde aus, besuchen nochmals die Oerter, wo sie ein Jagen hinzumachen gedenken, kommen nach dem Vorsuch zusammen, und rapportiren einander, was da und dort ein- und ausgewechselt habe. Des Morgens, wenn nun das Jagen eingerichtet werden muß, ziehen sie wieder aus, und erneuren die Hirsche, ein jeder auf seinen Zug. Es werden auch die Züge ordentlich eingetheilt, nachdem das Revier, so zu besuchen ist, weitläuftig ist, und werden zu einem Orte 2 auch 3 Leithunde genommen. In Gebürgen aber, grossen Wäldern und Heyden hat man wohl auch noch mehrere Leithunde nöthig. Wenn es ein Ort ist, wo bis 12 Fuder Zeug darum gebraucht werden müssen; so können solchen Zug 2 Leithunde thun; da denn auf jedem Flügel ein Jäger mit seinem Leithunde des Morgens vorsuchet, zwischen Aecker, Wiesen, jungen Schlägen und Dickigten oder hohem Holze, wo die Hirsche des Nachts auf ihrem Geäsche gewesen, und des Morgens wieder zu Holze gezogen, oder von einem Ort zum andern gewechselt, welches der Jäger alles durch seinen Leithund erfahren, sich aber in den Wechseln sehr wohl in Acht nehmen muß. Denn sind die

Ein- und Ausgänge ungleich; so kann man sich leicht verirren. Z. Ex. die Hirsche wären 3 mal hinein, und 2 mal heraus; so folget, daß sie darinnen geblieben; das Gegentheil aber, 3 mal heraus, und 2 mal hinein, zeiget das Heraussenbleiben an. Und so ist es mit allen ungeraden Wechseln. Wären aber die Wechsel gerade, als 2 oder 3 man hinein, und auch so viel mal hinaus: so brauche ich diese Ueberlegung: Wenn ich gesichert bin, daß die Hirsche des Tages vorhero in diesem Orte ihren Stand gehabt; so sind sie auch wieder darinnen. Ist dieses nicht, so muß ich weit vorgreiffen, daß ich meist auf jenseit, wo sie ihr Geässe etwa genossen, ziehe; da ich alsdann doch finden muß, ob sie jenseit hinaus, oder herüber gewechselt haben. Sind sie denn nicht auf jenseit des Geässes hinaus, so kann ich ja leicht schliessen, daß sie zurück in meinem vorgesuchten Orte stecken. Vornemlich aber muß ich auf meinen Hund wohl Achtung geben, welche Gänge er am liebsten suche. Denn dieses muß ein Hirschgerechter Jäger wissen, daß sein Hund die Fehrten, so noch warm sind, und die neuen, lieber und freudiger sucht, als diejenige, so etliche Stunden vorhero geschehen seyn. Demnach, so ziehet ein jeder seinen Zug am Holze herum; und wie nun diese beyden, so ihren Besuch miteinander zu einem Holze haben, so sie an den Wald gekommen, voneinander gezogen, und einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite am Walde fortgezogen; also kommen sie auch auf jenseit, oder hinter dem Walde wieder zusammen. Solte aber der Wald zu groß seyn; so ziehet noch einer oder zwey mit durch, kommen ebenfalls bey jene beyde, so auswendig auf den Flügeln vorgesucht, zusammen, geben einander Nachricht, was einen jeden auf seinem Zuge angegangen oder gewechselt; da denn der eine z. Ex. spricht: Er habe auf seinem Flügel oder Zug so und so viel Hirsche, eins zweymal hinein, und zweymal heraus. Der auf dem andern Flügel giebt gleichfalls an, was, und wie viel Wechsel, Aus- und Eingänge er habe, und was es vor Hirsche seyen, ob sie jagdbar, von 10, 12, 14 oder 16 Enden, oder ob es so viel schlechte Hirsche, etwa nur von 6 bis 8 Enden seyen. Derjenige, so mitten durchgezogen, muß wissen, auf welcher Seite die meiste Hirsche stecken und bleiben, ob die, so auf dem rechten Flügel zu Holze gezogen waren, über seinen Zug in der Mitten herüber, und nach dem linken Flügel gezogen, oder ob sie von dieser Seite nach jenem Flügel gewechselt. Deswegen ziehet man nun in der Mitte mit einem Hunde durch, damit sogleich das Jagen enger gefasset werden kann. Es muß sich aber der in der Mitte auch recht wohl in Acht zu nehmen wissen, auf daß, wenn Hirsche bey ihn herüber gewechselt, er nicht gute Hirsche vor schlechte, oder schlechte vor gute ansehe und angebe; sondern er muß sowohl alle Stücke, als auch deren Güte vollkommen bemerken. Wären denn die Hirsche, oder nur etliche davon, von einer Seite nach der andern zu jenen gewechselt; so wird also der eine Flügel mit dem Zeuge gleich in der Mitten

durch

durch geſtellet, und das Jagen gefaſſet, wo die meiſten und beſten Hirſche ſeyn. Denn man muß ſich nach der Gröſſe des Waldes und denen Zeugen richten, wie weit man zulangen könne. Wenn ſie nun aus ihrer einander gegebenen Nachricht wiſſen, daß es gute Hirſche ſeyen, darauf das Jagen gemacht werden kann (denn um ſchlechter willen wird kein Jagen angeſtellet); ſo theilen ſie ſich alsbald wieder auseinander, und ziehen ihren Zug entweder wieder zurück, oder aber, ſo Alleen und Stellwege vorhanden; ſo ſuchen ſie es enger zu machen, und greiffen auf den Wegen oder Stellwegen vor, doch ſo, daß ſie dem Hirſche nicht zu nahe kommen, und ſelbigen gar ſprengen. Immittelſt ſchicket man fort nach den Federlappen, wie dann gewöhnlich bey jedem Vorſuch zum Jagen, ein Jagdpage zu Pferdt, oder ſonſt ein reutender ſeyn ſolle, den man gleich nach den Federlappen und Zeuge ſchicken kann. Es ziehen alſo, wie gedacht, die Beſuchjäger entweder auf ihre Flügel zurücke, oder, wenn ſie einander nicht recht trauen, oder daß ſie ſicher gehen wollen, ob etwa ein Hund was übergangen hätte; ſo wechſeln ſie die Züge, daß der, ſo auf dem rechten Flügel ſeinen Zug gehabt, jetzo den linken nehme, und jener den rechten Flügel, damit ſich ein jeder verſichere, daß es nicht fehl gehe, und beyderſeits alsdann genau wiſſen können, was zu Holze gerichtet worden. Denn es hat ein jeder die Hirſche verbrochen (ſ. Arbeitung des Leithundes); auch werden, wie es einige im Gebrauch haben, die Brüche auf die Hirſchfehrten mit den abgebrochenen Spitzen vorwärts, und auf die Thiere mit dem Laub vorwärts, und alſo verkehrt gerichtet. Wenn ſie alſo im Zurückziehen ſeyn, ſo merken ſie die Schritte mit, daß alſo einer, ſo richtig ſchreiten kann, hinterhergehet, oder der Jäger thut es am ſicherſten ſelbſt, zehlet die Schritte, und ſchneidet von 100 zu 100 Schritten auf einem Stocke auf, ſo lange, bis die beyden, ſo beſtätigen, wieder mit ihrem Zug und Leithunde zuſammen kommen. Wenn es nun richtig geblieben, nichts überzogen, oder während der Zeit aus dem Orte herausgeſchlichen; ſo iſt es alsdann beſtätiget, indem dieß eigentlich zu reden, beſtätiget heißt, wenn man um einen Ort oder Wald vorgeſucht, und nachmals zur Verſicherung darum herumgezogen, alſo, daß dasjenige, worauf man jagen will, noch darinnen ſeye.

Da nun alſo beſtätiget iſt, und die Federlappen angekommen; ſo beſtimmen diejenigen, ſo beſtätiget und zugleich abgeſchritten, wie viel ſie nach ihren angemerkten Schritten Bund Lappen brauchen. Alsdann nehmen die Jagdbauren die Lappen vom Wagen, von welchen ein Mann wenigſtens 6 bis 8 Bund tragen kann; die Beſuchjäger aber ziehen mit ihren Leithunden, jeder auf ſeinem Flügel, voran, und die andern dabey ſeyenden Jäger mit Lappen aufs eiligſte hinter drein. Dieſes Verlappen iſt ſehr nützlich, in Erwägung, daß öfters die Hirſche zwar in einem Orte hinein gezogen, es iſt ihnen aber entweder wegen der

Thaues noch zu naß, ferner in dem Dickigt fortzuziehen, und haben sich nicht niedergethan, sondern schleichen nach und nach, wenn es trockener wird, weiter; oder aber sie vermerken sonsten was, und werden rege; auch bleiben sie öfters bis gegen 9 oder 10 Uhr in den Vorhölzern, ziehen alsdann erst nach dem grossen Walde oder Gebürgen; mit dem Verlappen aber werden sie zurück gehalten. Ob sie gleich bis an die Lappen kommen, und sehen dieselbe sich rühren, wie denn auch an denen Lappen hin und wieder ein Bauer stehen, und selbige anrühren muß, daß sie sich bewegen; so werden die Hirsche, wenn sie solches sehen, gar bald wiederum einwenden. Wenn denn nun nochmals mit dem Leithunde vorgezogen, und verlappet ist; so rücken während der Zeit die Tücherwagen herbey. Diese können nun gleich nach denen Federlappen auf 2 Flügel eingetheilet werden. Denn so viel Bund Federlappen gebraucht worden, so viele Tücher sind auch nöthig. Der Commandeur theilet einem jeden Jäger seine Nummer aus, was er zu verrichten habe; er selbst commandiret den rechten, und der, so ihm in dem Range folget, den linken Flügel. Der Jäger, so bestätiget, ziehet mit seinem Leithunde auf seinem Flügel wieder voran; die andere Jäger aber stellen mit den Jagdleuten aufs geschwindeste die Tücher hinter drein. Wenn auf jedem Flügel 4 bis 5 Jäger, und 40 bis 50 Bauren sind; so können sie in 2 bis 3 Stunden 12 Fuder Tücher abstellen, wo nämlich die Tücher mit den Wagen voraus und abgefahren werden können. Wo aber Gebürge, Moräste, oder unordentliche Wege sind, da nicht wohl gefahren werden kann, braucht man auf jedem Flügel etliche Jäger, und wohl 100 Bauren mehr; die letztern, die Zeuge zu tragen, und die erstern, sie zu commandiren. Die Zeugwagen, wenn sie bey dem ersten Anbinden auf jedem Flügel getheilet seyn, fahren alle hinter dem Jäger, so mit dem Leithunde ziehet, und vor das Stellen voran. Ist ein Wagen Tücher abgestellet; so rücket er auswendig an den Wechsel seines letzten Tuches den Wagen hin, wo er stehen bleibet.

Die Jäger und Jagdbauren werden also nach ihrer Nummer eingetheilet: Jäger No. 1. bindet vor, No. 2. bindet nach, und knebelt ein. No. 3. stellet nach. No. 4. bindet die Windleinen an. No. 5. verhacket und vervestiget das Jagen. Wenn das Jagen enge ist, und es stille zugehen muß; so werden Anfangs weder Löcher zu Stellstangen vorgestossen, noch die Unterleine aufgehacket, bis das Jagen erst im Ganzen und zu ist. Die Jagdleute auf jedem Flügel sind also einzutheilen: 2 Mann zum Einknebeln, 8 Mann zu Hebegabeln, 2 Mann zu Pfahleisen, 2 Mann mit Schlegeln beym Vorbinden; im Fall starke Hestel zu den Oberleinen einzuschlagen nöthig sind, 1 Mann mit dem Schlegel bey dem Windleinen Anbinden, 2 Mann bey dem Windleinen Anbinden, 6 Mann, die Stellstangen zu tragen, 4 Mann zu den Hacken. Die andern werden zum Ausschlagen hinter dem Tücherwagen her, und zum Hauptleinen

Anzie-

Anziehen genommen. Dieſes aber muß hiebey auch in Acht genommen werden, daß, wie das Tuch vom Wagen kommt, es auch gerade ſo fort ausgeſchlagen werde, damit es nicht verdrehet liege, und die Unterleine über der Oberleine komme, auch das Tuch öfters nachgezogen werde, damit es fein glatt, und nicht ſo faltig und beutelich ſtelle. Die Einknebler nehmen zugleich einen Knebel oben, und einen unten. Wenn die beyden Knebel erſt eingeknebelt ſind; ſo kann der Wagen immer gleich fortfahren, und deswegen doch vollends eingeknebelt, und die Hauptleinen angebunden werden; denn die Handgriffe und Hurtigkeit beym Zeugſtellen erleichtert die Arbeit über die maſſen.

Nachdem nun das Jagen zugeſtellet, und mit dem Leithunde, wie vorgedacht, vorher gezogen, und verſichert worden; ſo wird alsdann ſofort von dem Commandeur ein Jagdjunker oder Jagdpage an ihren Herrn geſchicket, welcher demſelben meldet, wo das Jagen eingerichtet, was und wie viel Hirſche von den Beſuchjägern angegeben worden, wie viel gute und jagdbare Hirſche darunter ſeyen. Dabey wird dem Herrn auch hinterbracht, ob das Jagen weitläuftig oder im Engen ſtehe, ob ſolches den 3ten oder 4ten Tag abgejaget werden könne. Denn allezeit läßt es ſich auf einen oder 2 Tage nicht zwingen, beſonders, wo ſtarke Dickigte ſind, da man kleinere und mehrere Treiben machen muß; oder wo es an den Grenzen iſt, da die Hirſche ſehr beſchoſſen werden, und da man nicht trauen durfte, gar enge zu beſtätigen. Sonſt iſt hiebey auch rathſam, daß, wenn das Jagen den erſten Tag nur zugeſtellet wird, ſolches ſo ſtille ſtehen bleibe, ohne daß man einiges Treiben darinnen vornehme. Denn die Hirſche lernen den Zeug beſſer kennen, da ſie des Nachts daran herumſtreichen, ſehen wohl, daß eine Wand um ſie iſt, und trauen ſich nicht ſo leichte daran. Reget man ſie aber den erſten Tag gleich an; ſo werden ſie auf den Zeug losgehen, und ſich bemühen, über den Zeug, oder drunter durchzufallen. Des Nachts aber müſſen ein paar Jäger, und ein paar Zeugknechte, mit den jungen Jägern oder Purſchen, mit 40 bis 50 Bauren, das Jagen zu bewachen, bleiben. Sie müſſen aber auch fein wachſam und munter ſeyn, um das Jagen wechſelsweiſe herumgehen, und nachſehen, ob noch alles richtig iſt. Beſonders iſt bey Regenwetter wohl zu merken, daß, wenn die Hauptleinen bey trockenem Wetter recht ſcharf angezogen worden, und vom Regen ſehr naß werden, ſie ineinander laufen und ſpringen. Sind aber die Leinen bey naſſem Wetter angebunden worden, und werden wieder trocken; ſo werden ſie ſchlaff, und hängen zwiſchen den Stellſtangen bogenweiſe tief herunter, daß alles mit leichter Mühe überſtiegen kann. Deswegen iſt darnach zu ſehen, damit ſie im erſten Fall etwas nachgelaſſen, im andern aber wieder angezogen werden.

Des andern Tages müſſen ſich bey früher Zeit ſowohl die Jäger, als Jagdleute, welche

des Nachts in den nächsten herumliegenden Dörfern ausgeruhet, wieder bey dem Jagen einfinden, und wird alsdann zuerst untersuchet, wo der Lauft hingemacht werden könne, und ob genugsam Stellflügel im Jagen seyen, die man, wo solche ermangeln, erst zu hauen und zu räumen suchet. Geschwindigkeits halber kann auch gleich von beyden Flügeln gegeneinander zu auf einem Stellflügel gehauen werden. Besonders aber hauet, oder räumet man die scharfen oder Abjagungsflügel. Auch muß die Rundung entweder an der Kammer, oder hinter dem Zwangtreiben in Ordnung gebracht werden. Hiervon ist noch anzumerken, wenn der Ort nicht sonderliche Dickung hat; so macht man hinter dem Zwangtreiben eine Rundung, und läßt das Wildpret bis auf den Tag, wenn das Abjagen ist, in der Kammer und dem Zwangtreiben zusammen stehen, und thut nur desselbigen Tages frühe, ehe die Herrschaft kommt, das Zwangtreiben hinein. Wenn aber starke Dickung sowohl in der Kammer, als dem Zwangtreiben ist; so kann man schon des Abends vorher das Zwangtreiben thun; wie auch deswegen, weil, wenn erst viel Lerm auf dem Lauste wird, und man will das Wildpret denn des Morgens erst aus dem Zwangtreiben in die Kammer bringen, jenes aber viel Dickung hat, das Wild nur immer wieder zurück gehet, und möchten also die Herrschaften eher zukommen, als man mit dem Zwangtreiben fertig wäre, welches ein Uebelstand seyn würde. Denn die Jägerey muß schon parat stehen, zu Holze zu ziehen, wenn die Herrschaften ankommen. Endlich aber wird auch die Jagensrundung an der Kammer gemacht. Der Nutzen von der Rundung ist dieser: daß die Hirsche und das Wildpret nicht so in die scharfe Ecken, und in die Zeuge falle. Denn dieß ist gar leicht zu begreiffen, daß, da eine Circulrunde weder Anfang noch Ende hat, und man an derselben herum gehet, man immer im Gang, ohne sonderliche Wendung, bleibe. Gehet man aber in einer winkelrechten Distance hinein, und man kommt in den Winkel, und will weiter; so muß man sich entweder ganz umwenden, oder darüber wegsteigen.

Wenn demnach die Stellflügel fertig sind; so nimmt man das Treiben vor, und ist die Grösse der Treiben, nach des Orts Beschaffenheit, zu 2 oder 3 Tücher lang einzurichten, nachdem der Wald dicke oder helle ist; allermassen im Dickigten die Treiben zu anderthalb bis 2 Tuch, im lichten Holze aber zu 3 Tuch lang abgetrieben werden können. So das Jagen aber erst ins Enge kommt, muß man sich mit weitem Treiben wohl vorsehen, und werden sie nicht länger, als anderthalb, und auch wohl nur ein Tuch lang. Soll auch das Jagen bald fertig seyn; so stecken einige von den Jägern, die es am besten verstehen, den Lauft ab, räumen und stellen denselben, verfertigen und schlagen den Leib- und Hundeschirm auf. Hiebey ist besonders in Acht zu nehmen, daß derselbe, wo möglich, dahin gebracht werde, wohin die Hirsche ihren meisten Wechsel gehabt. Auch muß er mehr Berg unter

unter, als Berg auf liegen, also daß die Kammer zum Abjagen Berg unter getrieben werden muß. Noch beſſer aber iſt es, wenn das Jagen und der Lauft auf der Ebene gemacht werden kann. Es gehöret auch hierzu ein freyer Platz. Denn die groſſen Bäume, inſonderheit gegen den Leibſchirm, hindern das Schieſſen allzuſehr. Ueber dieß ſo verdunkeln ſie auch den Lauft. Mithin muß der Lauft auf eine Wieſe, Acker, oder alten Leehde, und wo es nicht zu ändern, auf einem ganz jungen Schlag oder Gehau angelegt werden. Hiernächſt muß der Laufplatz fein abgeſäubert, und, wo Löcher, gerade gemacht ſeyn. Vor dem Lauft, wo das Quertuch ſtehet, erfordert es gute Dickung, damit die Hirſche aus dem Laufte nicht ſogleich hinaus aufs Jagen ſehen können; wie denn auch der Dickigt, dem Quertuche nach, gerade geräumet ſeyn muß. Wo der Dickigt ungleich helle iſt, ſteckt man auch wohl junge Kiefern, Fichten oder Tannen, um ſolchen gleich und dichter zu machen, veſt in die Erde hinein. Wenn auch hinter dem Laufte gleich wieder Holzung ſtehet, iſt es deſto beſſer. Zu beſſerm Verſtande alles deſſen, was bishero von dem Beſtätigungsjagen angeführet worden, ſ. a. Lauft, Jagdrundung, Jagdſchirm. Wenn nun dieſes alles alſo eingerichtet iſt; ſo folget das Abjagen; von welchem nachgeſehen werden kann der Articul: Abjagen.

Beſtanden Holz, wird ein Wald oder Forſt genennet, der mit vielen Haupt- und angehenden Bäumen, auch Vorſtändern und Laßreiſern bewachſen iſt.

Betula, ſ. Birke.

Beſuchknecht, wird derjenige genennet, welcher, ehe ein ordentliches Jagen veranſtaltet wird, durch oder mit Beſuch des Leithundes, den Ort, wo man das Jagen zu halten, oder auch nur einen, oder etliche jagdbare Hirſche, zur Vergnügung der Herrſchaft, zu beſtätigen Willens iſt, erkundigen, und das allda befindliche Wildpret dem Oberjäger- oder Forſtmeiſter zu vorgehender Nachricht anzeigen muß. Ein ſolcher Beſuchknecht iſt ſchon vor wehrhaft zu achten, und gehöret ihm ein anſehnliches Salarium, indem dieſer Dienſt einen eigenen, fleiſſigen, nüchternen und geduldigen Mann erfordert, zu welchem man nicht alle Gemüther brauchen kann. Er muß deswegen nicht allein einheimiſche, ſondern auch andere fremde Beſuch- und Behängenszeit fleiſſig abgewartet haben, und Zeugniſſe davon aufweiſen können. An Fürſtl. Höfen werden ſolche Beſuchknechte wenigſtens 2 bis 3 oder mehrere gehalten, nachdem die Hayden und Wälder weitläuftig vertheilet, und das Land groß, auch nachdem die Herrſchaften Liebhaber von der Jagd ſind.

Bêtes de Proye, ſ. Raubthiere.

Bette, heißt bey dem Weydwerk die Ruheſtätte oder das Lager des rothen Wildprets.

Beula magna, ſ. Elend.

Beuchel, wird von dem Hirſch geſagt, wenn er an einem Hang oder am Berge lang hinfliehet; denn wenn dieſes geſchiehet; ſo macht er auf einer Seite einen

Hügel, wie ein halb Ey, welches die Jäger Beuchel nennen.

Beutel, wird hinten im Netze der Sack genennet, worinnen sich das Wildpret verwickelt.

Beyherstellen, heißt in der Jägerey, wenn man das Wild zugleich treibet, und daneben immer beyher mit dem Jagdzeuge stellet.

Beyjagen, Heckjagen, heißt im Gegensatz des Hauptjagens ein solches Jagen, wenn der Hirsch nicht feißt, noch in Schweinshetze, sondern darzwischen gejaget wird; da hingegen bey dem Hauptjagen der Hirsch feißt, und in Schweinhetze gejagt wird. Jenes, das Beyjagen geschiehet auch zu ausserordentlicher Zeit, und an solchen Plätzen und Oertern, da weder rechte Wildnisse und Haupthölzer, noch Berg und Thal; sondern allein Brahnen und Hecken sind. Daher es auch das Heckjagen genennet wird.

Beytritt, ist eines der vornehmsten Zeichen, so der Hirsch in der Fehrte vor einem Thier thut, woraus man die Güte oder Feiste des Hirsches abnehmen kann; und dieses geschiehet, wenn der Hirsch mit dem hintern Fusse mehr, als etwa einen Finger breit, neben dem vordern Tritt, weil das Creutz und der Zimmel hinten feißt und dicke sind.

Bezirk, heißt bey der Jägerey, wenn man um ein Gebüsche herumgehet, um zu sehen, ob dasjenige Thier oder Wild, welches an einem Orte hineingespüret, nicht heraus seye. Man nennet es auch in Bezirk bringen oder Bekreisen.

Bezoar cervinum, s. Hirschkugeln.

Bezoar Simiarum, s. Affe.

Biber, Biebet, lat. Castor, franz. *Castor*, *Bievre*, ist ein Thier, so theils auf der Erde, theils im Wasser lebet, und so zu reden, aus zweyen Theilen bestehet, davon das eine erdicht, und das andere wässericht ist. Von der Schnautze an bis auf die Hüften gleichet er ziemlich einer Ratte. Seine Vorderfüsse sind sehr kurz, und er brauchet dieselbe, dasjenige, was er benaget, damit zu halten, wie die Eichhörner thun. Von den Hüften bis auf den Schwanz ist er den Wasservögeln ähnlich. Seine Hinterfüsse sind lang, und zwischen den Zehen mit einer Haut versehen, wie die Gänse und Enten haben. Sein Schwanz ist platt, doch ziemlich dick, schuppicht, und mit Schmeer angefüllt. Er bedient sich seiner Füsse und seines Schwanzes zum Schwimmen. Man kann mit Grunde sagen, der Biber seye halb Fleisch und halb Fisch, weil er theils nicht lange im Wasser bleiben kann, ohne Athem zu hohlen, theils aber den Schwanz fast beständig im Wasser haben muß. Er hat zweyerley Haare; einige sind lang, und die andern kürzer; diese letztere braucht man, Hüte und Strümpfe davon zu machen. Es ist sehr schwer, das Männlein von dem Weiblein zu unterscheiden, weil das, was den Unterscheid zwischen ihnen machet, in dem Schmeerbauche verborgen lieget, und weil sie nur eine Oeffnung haben, aus welcher sie Wasser und Unrath gehen lassen. Doch hat das Weiblein 4 Zitzen. Die Beutel, welche unten am

Schaam-

Schaambeine hängen, enthalten das Bibergeil, und sind bey dem Männlein und Weiblein zu finden. Das Weiblein trägt ihre Jungen 16 Wochen, und setzet auf einmal 3 bis 4 derselben, welche sie, wie andere vierfüßige Thiere, eine gewisse Zeit zu säugen pfleget. Sie kommen blind auf die Welt, und wenn sie etwa 4 Wochen alt sind; so bringen ihnen die Alten kleine Aestlein von Weiden, daran sie die Rinde schelen, und Laub beissen lernen. Was sie denn liegen lassen, das stossen und tragen die Alten hernach allemal wieder in das Wasser. So bald aber 5 oder 6 Wochen vorbey sind; so begeben sie sich schon mit durch das Wasser nach dem Lande, und steigen mit aus, daß ihnen alle Orte bekannt werden. Alsdann hauen ihnen die Alten Pappeln und Weiden um, setzen sich mit den Jungen in die Aeste, und ässen sich nach gefallen. Im andern Jahr ihres Alters aber werden die Jungen erst recht vollkommen. Die Länder, in welchen die Biber angetroffen werden, sind Deutschland und Pohlen, wo sie längst der Elbe und andern Flüssen ihre Wohnung haben. Auch in der Schweitz, Italien und Spanien sind sie nicht unbekannt. Im nordlichen America aber sind sie am häufigsten zu finden. Sonderlich lieben sie hohle Ufer, und solche Flüsse und Meere, wo zugleich nahe Gehölze angetroffen werden. Denn ihre Nahrung ist, ausser dem Feldobst, meistens Holz, sonderlich Aspen, Pappeln und Weiden, wovon sie mit ihren Nagzähnen die saftige Rinden zerbeissen, und die Wurzelfasern wegfressen. Wiewohl der Biber auch fischet, indem er schnell in und unter Wasser schwimmen kann; daher er in so fern auch unter die Raubthiere gezehlet wird, ob ihn wohl einige davon ausnehmen, weil er seine meiste Nahrung vom Holze hat. Er kann klafterig starke Aspen mit seinen Vorderzähnen abhauen. Und es ist dieses insonderheit dabey zu bewundern, daß, da er manchen so starken Baum umhauet, man gleichwohl niemals gefunden, daß einer davon im Umhauen wäre todt geschlagen worden; sondern er weist auf das genaueste, wo der Baum hinfällt; mithin gehet er sodann auf die andere Seite, wo er ohne Schaden bleiben kann, bis der Baum gefallen; welches Holz er hernach an das Wasser schleppet, und zu seinem Bau gebrauchet. s. Biberbau. Sein Wildpret wird nicht sonderlich geachtet, weil es einen Fischtranichten Geschmack hat. Sein Schwanz aber wird vor grosse Herren zur Delicatesse zugerichtet. Er wird 3 bis 4 Pf. schwer, und hat ein niedliches Fleisch, welches in der Mitten an viele zarte Knöchlein oder Gelenke angewachsen ist, wodurch er seine Bewegung erhält. Er wird, wenn man ihn zur Speise zurichtet, wie etwa ein Karpfe in Stücke zerschnitten, in einem Kessel mit Wasser nebst wenigem Salz so lang gesotten, bis er allen Thran und fischartiges Fett verlieret. Und weil er harter Art ist; so muß auch bey ihm der allgemeine Handgriff, alle Fische weich zu sieden, in Acht genommen, und daher unter dem Sieden ein fein Stück Butter zu ihm geworfen werden.

Wenn er alſo vorbereitet iſt; ſo thut man ihn hierauf in ein Caſſerole oder Tiegel, darinnen er nebſt etwas Wein und Eſſig gekocht, mit Nelken, Pfeffer, Ingwer, Citronenſchellern, Butter, Safran und Zucker abgewürzet, und nachdem dieſe Brühe wohl eingekocht, um ſie deſto dicker zu machen, ein wenig geriebene Semmel hinzugeſchüttet worden muß; da ſich denn dieſe Speiſe in einer Schüſſel, darum ein Kranz von Buttertaig gemacht worden, bequem anrichten, und gleich einer Paſteten, die vorher nach der Zeit und Gelegenheit wohl garnirt iſt, auf die Tafel tragen läſſet. Was in Anſehung des Biberfangs Rechtens ſeye, davon wird unter dieſem Articul beſonders gehandelt werden. Wir fügen noch die weydmänniſche Redensarten vom Biber hinzu, welche alſo lauten: Der Biber gehet nach ſeiner Nahrung. Er hauet Bäume um, nicht: er beiſſet oder ſchrotet ſie um. Er hat eine Burg, wo er ſich von Holze eine Wohnung macht. Er ranzet, das bedeutet die Zeit ſeiner Vermiſchung. Er bringt Junge. Er wird todt geſchlagen. Er hat einen Balg. Er wird geſtreift. Was der Biber in der Arzney vor Nutzen leiſte, davon ſ. Bibergeil, Biberfett.

Biberbalg, ſ. Biberfell.

Biberbau, iſt die überaus künſtlich gebaute Wohnung der Biber am Waſſer, die manchmal 2 bis 3 Stockwerk hoch iſt. Hier zeigen dieſe Thiere ein recht wunderwürdiges Beyſpiel einer Art des Verſtandes, welcher zwar den Grad des menſchlichen Verſtandes nicht erreichet, der aber doch gemeinſchaftliche Anſchläge, und ſich darauf beziehende Abſichten in ſich faſſet, Anſchläge, die, da ſie ein geſellſchaftliches Leben zum Grunde, und die Verfertigung eines Dammes, die Errichtung eines Wohnplatzes, die Stiftung einer Art eines gemeinſchaftlichen Staats zur Abſicht haben, zugleich auch eine gewiſſe Art, ſich untereinander zu verſtehen, und mit vereinigten Kräften zu handeln, zu erkennen geben. Die Biber fangen an, ſich im Junius oder Julius zu verſammlen, um in eine Geſellſchaft zuſammen zu tretten. Sie kommen von vielen Orten in groſſer Anzahl her, und machen in kurzem einen Hauffen von 200 bis 300 aus. Der Ort der Verſammlung iſt beſtändig das Ufer eines Waſſers. Wenn es ein ebenes Waſſer iſt, das immer in einer Höhe bleibt, wie das Waſſer eines Sees; ſo überheben ſie ſich der Mühe, einen Damm zu errichten. Aber in flieſſenden Waſſern, die dem Steigen und Fallen unterworfen ſind, beveſtigen ſie einen Damm, der das Waſſer beſtändig in gleicher Höhe erhält. Oefters hat er 80 bis 100 Fuß in die Länge, und in die Breite am Grunde 10 bis 12 Fuß. Dieſes Gebäude iſt in Anſehung der Gröſſe dieſer Thiere etwas erſtaunenswürdiges, und die Veſtigkeit und Dauerhaftigkeit, mit welcher es aufgeführet wird, iſt noch auſſerordentlicher, als die Gröſſe deſſelben. Wer hat dieſe Thiere die Waſſerbaukunſt ſo gelehret? Der Damm beſtehet gleichſam aus Faſchinen, damit das Waſſer, ſo bald es ſteiget, ihre Wohnungen nicht zerſtöhren könne. Gemeiniglich

zerſchnei-

zerschneiden sie das Holz in Stücke eines Arms dick, und 2 bis 6 Fuß lang, welche sie mit Thonerde bedecken und ausfüllen. So bald das Wasser steigt, werfen sie die Schanze höher auf. Sie führen die Baumaterialien gemeiniglich mehr zu Wasser, als zu Lande dazu herbey, und sie geben der Seite des Dammes, die das Wasser aufpühlet, eine starke Böschung, und indem das steigende Wasser schwerer wird, so wird diese Erde dadurch desto stärker zusammen gedrückt. Die andere Seite ist senkrecht und veste genug, die Personen, so darüber weggehen, zu tragen. Sie machen sich ein Geschäfte daraus, den Damm alle Tage zu untersuchen, und wenn es erfordert wird, mit Thonerde oder Holz auszubessern, also, daß diese Thiere manchen Wasserbauinspector beschämen. Noch mehr. Einige Naturbeobachter schreiben: Wenn sich am Ufer etwa ein dicker Baum befindet, so fangen sie ihn an, zu fällen, um ihn zum Hauptheil ihres Gebäudes zu machen. Man will versichern, daß öfters ein solcher Baum so dick, als der Leib eines Menschen seye. Diesen sägen und benagen sie unten am Stamme ab, ohne ein anderes Werkzeug, als ihre 4 Scheidzähne zu gebrauchen. Sie schneiden ihn in kurzer Zeit entzwey, und machen ihn auf die ihnen beliebige Seite, nämlich quer über den Fluß hinfallen. Diese arbeit wird gemeinschaftlich verrichtet. Verschiedene Biber benagen miteinander den Fuß des Baumes, um ihn zu fällen. Andre machen sich an den Gipfel, wenn der Baum gefallen ist, und brechen die Aeste ab. Andre gehen zu gleicher Zeit an dem Ufer hin, und fällen kleinere Bäume, davon einige so dick, als ein Schenkel, andere nicht dicker, als ein Bein sind. Sie zerstücken sie, und sägen sie auf eine gewisse Höhe ab, um Pfähle daraus zu machen. Sie machen damit ein enges Pfahlwerk, welches sie mit Aesten beflechten.

Diese Arbeit setzet viele überwundene Schwierigkeiten voraus. Denn, um diese Grundpfähle aufzurichten, und sie fast senkrecht zu stellen, müssen diese Thiere den dicken Theil mit ihren Zähnen, am dem Ufer des Strohmes, oder an dem Baum, der querdurch liegt, in die Höhe halten, da zu gleicher Zeit andere sich auf den Grund des Wassers begeben, um mit ihren vordern Füssen ein Loch zu graben, in welches sie die Spitze des Pfahles einsenken, damit er aufrecht stehe. So wie die eine Pfähle setzen, so gehen andere, und holen Erde, die sie mit ihren Füssen bearbeiten, und mit dem Schwanze veste schlagen. Sie bringen mit Hülfe des Mundes und der Vorderfüsse eine solche Menge herbey, daß sie alle Zwischenräume ihres Pfahlwerks ausfüllen können. Oben auf dem Damme bringen sie 2 bis 3 abhängige Oefnungen an, die so viele Abzüge abgeben, und die sie weiter oder enger machen, nachdem der Strohm steigt oder fällt. Wenn dieß alles fertig ist; so machen sie sich an die Erbauung der Wohnungen, davon jede 2 Ausgänge hat, den einen auf das Land, und den andern ins Wasser. Die Form ist fast allezeit rund oder eyförmig. Diese

Wohnun-

Wohnungen sind von verschiedener Breite. Eine jede Hütte hat noch ihre Vorrathskammer im Wasser, welche mit klein geschnittenem Holze angefüllt ist, und dessen Menge sich nach der Anzahl der Einwohner richtet, die alle gleiches Recht daran haben, und sich niemals in Sinn kommen lassen, ihre Nachbarn zu berauben. Die kleinsten Hütten enthalten 2 bis 6, und die grössten 18 bis 20 Biber, jederzeit so viel Männer, als Weiber. So zahlreich auch diese Gesellschaft seyn mag; so herrschet doch ein beständiger Friede unter ihnen. Und wenn sie von aussen einige Feinde haben; so wissen sie ihnen auszuweichen. Sie warnen einander, indem sie mit dem Schwanze einen Schlag auf das Wasser thun, der in allen Gewölbern ihrer Wohnung erschallet. Ein jeder nimmt hierauf die Vorsicht, entweder sich unter Wasser zu begeben, oder zwischen den Mauren sich zu verbergen. Diese Freystätte sind nicht allein sicher; sondern auch rein und bequem. Der Boden ist mit Laubwerk bestreuet, und Burbaum- und Tannenzweige dienen ihnen an statt der Tapeten, auf welchen sie keine Art der Uneinigkeit ertragen können. Das Fenster, so gegen dem Wasser zugehet, dienet ihnen zu einem Balkon, um die kühle Luft zu geniessen, und sich des Bades einen guten Theil des Tages hindurch zu bedienen. Sie stehen da mit dem Kopfe und dem vordern Theil des Leibes ausser dem Wasser. Wenn sie ausgehen, geschiehet es bloß, um frische Rinde zu holen, und ihre Nahrung zu suchen.

Biberfang, ist die Art und Weise, wie die Biber gefangen werden. Man bedienet sich verschiedener Instrumenten, welche eben so viel Arten des Fanges ausmachen. Sie werden gefangen

1) mit einem Tellereisen, das 2 gute Federn hat. Nämlich man leget dasselbe an den Ort, wo er aus seiner Burg steiget, schneidet dieses Eisen in die Erde ein wenig ein, bedecket es mit Laube, und in der Erde leget man darum frische espene, weidene und haselne Reiser. Wenn er nun aussteiget, Bäume zu schälen, oder umzuhauen; so will er die Reiser wegnehmen, wird aber darüber von dem Tellereisen erwischt und gefangen. Das Eisen muß aber an eine Kette angeleget werden, weil er es sonst mit fort nimmt. Die Witterung nimmt er, wie andere Raubthiere nicht sonderlich an; sondern man braucht nur das Eisen mit espenen und haselnen Knospen zu bereiben, und sodann bey seiner Burg, wo er aus- und einsteiget, entweder in die Erde, oder in das Wasser zu legen. s. Tellereisen.

2) Mit einem Netze, welches auf die Art, wie ein Wachtelgarn, von dünnen Leinen, eines kleinen Fingers dicke, gestricket wird. Das Jngarn muß so stark, als wie das Rehgarn seyn. Dessen Höhe muß 3 Ellen hoch, die Spiegelmaschen 18 Zoll weit seyn; die Länge aber kann nach Gefallen nach der Grösse des Wassers gemachet werden. Am besten ist es, wenn die Länge 50 Schritte in sich hält. Da man denn 3, 4 bis 6 solcher Netze alle-

allezeit im Vorrath haben muß, sonderlich an Orten, wo es viel Biber giebt. Sie werden ordentlich an Stangen von 3 eine halbe Ellen lang, gleich einem Stellnetze eingebunden. Die Netze nimmt man, und stellet sie auf das Land an den Orten, wo er seinen Ein- und Ausgang hat. Wenn es nun gestellet ist; so gehet einer, und sucht ihn mit dem Hunde auf, und siehet, wo er scheiet. Der andere aber muß an dem Orte des Netzes liegen bleiben, und Achtung geben, wenn der Biber kommt. Dieses kann er merken, wenn der Biber an die Netze und Leine rücket; alsdann läuft er zu, und schlägt ihn todt; sonst wenn ihm lange Zeit gelassen wird; so frißt er sich durch die Netze. Oder man stellet die Netze um des Bibers Bau und Burg herum in das Wasser, also daß es an beyden Ufern veste mit des Bibers Bau eingegraben wird, und die Hunde darinnen stöbern; so wischet der Biber heraus, und in den Garnsack hinein, welches durch die Bewegung des Leingens leicht zu fühlen ist. Alsdann ziehet derjenige, der das Ende des Leingens in Händen hat, solches geschwind an sich; so drehet sich der Zipfel um, daß der gefangene Biber nicht wieder heraus kann. Ersteres geschiehet bey der Nacht, letztere Art des Fanges aber wird am Tage angestellet.

3) Mit einer Wathe. Es pflegen nämlich die Biber auch zuweilen ihren Bau an den Lachen und Orten, wo vor diesem die Flüsse gegangen, und bey grossem Wasser auch noch hineintretten, darinnen auch sowohl Wasser als Fische bleiben, zu bauen und aufzuführen. Dieselbst sie nun mit leichter Mühe zu fangen. Man machet nämlich eine Wathe von 15 bis 18 Ellen lang, mit einem ziemlich langen Küttel, und mit Gesenke und Bley, wie eine gemeine Fischerwathe. Diese nehmen ihrer 2 oder 3, und stellen sie um die Burg oder den Bau. Man muß aber ganz stille und behutsam hinzugehen, auch die Wathe vorsichtig ins Wasser bringen. Hernach schicket man einen Dachshund in seinen Bau hinein, daß er ihn heraus stöbere. Wenn er nun kommt, und in die Wathe fähret; so muß man die Wathe schnell aufheben; da er dann wie ein Fisch darinnen liegt, und todt geschlagen werden kann. s. a. Wathe.

4) Endlich auch mit einem Stangeneisen, womit die Fisch-Otter gefangen werden. s. Fisch-Otter, Stangeneisen.

Sonsten ist noch zu bemerken, daß der Biberfang, wie auch der Otterfang, absonderlich den Regalien beygezehlet werde.

Knipschild de Civit. Imper. L. 2. c. 7. num. 68. *Keller* de Offic. Jurid. Polit. Libr. 2. c. 4. p. 445. *Weizenegger* de Servitut. Person. & real. Dissert. 5. §. 6. num. 16.

Ob aber derselbe dem Forstrecht, oder der Fischerey anhange, darinn sind die Rechtslehrer nicht allerdings einig. Einige rechnen ihn vielmehr zur Forstlichen Obrigkeit, aus dem Grunde,

de, weil er mit Hunden gehetzet und gefangen werde.

Besold. in Consil. V. 1. conf. 3. rubr. von der Fischerey. Item in Thesaur. pract. voc. Fischerey, vers. Biber. *Wehner* Observ. pract. voc. Forstrecht. *Knipschild* de Civit. Imper. loc. cit.

Andere aber zehlen ihn zur Fischerey, aus dem Grunde, weil nicht allein diese Thiere wegen ihres schwammichten Schwanzes vielmehr den Fischen, als einem andern Erdthiere, der Naturkündiger einhelliger Meynung nach, gleichen; mithin eben um deswillen in der Röm. Cathol. Kirche auch an Fasttägen genossen werden; sondern auch, weil selbige mit Untergrabung der Gestade, Verderbung der Fischstände, ja Fangung der Fische selbst im Wasser, worinnen sie gleichsam ihr Leben und Nahrung haben, unbeschreiblichen Schaden thun; folglich hiedurch vielen Anlaß geben, der natürlichen Billigkeit nach, bey Fangung solcher Thiere den Nutzen demjenigen zuzueignen, welcher von ihnen den Schaden bishero leiden und ertragen müssen.

Noë Meurer Tract. vom Forstrecht. fol. 83. *Killinger* de Jur. forest. & venand. concl. 5. lit. B. *Speidel.* Specul. Jur. voc. Otterfang. *Ertel* in Observ. illustrib. juridico. equestr. Observ. 10. per tot.

Doch muß hierinnen auf das alte Herkommen das Absehen gerichtet werden. Wie denn die tägliche Erfahrung lehret, daß man sich bey dergleichen Begebenheiten gemeiniglich der Prävention zu bedienen pfleget; mithin derjenige den Vortheil davon trägt, welcher vorkommt; welches denn auch um so weniger unbillich seyn kann, weil die Biber sowohl in Wassern, als Hölzern sehr schädliche Thiere sind; wie *Speidelius* loc. cit. endlich dahin den Schluß machet.

Biberfell, Biberbalg, Biberhaut, lat. Pellis Castoris, ist wegen seiner zarten und saubern Haare sehr angenehm, und wird an vielen Orten zu Wintermützen, Müffen ꝛc. gebrauchet. Absonderlich aber werden aus den Biberhaaren, doch nur aus den kurzen, die ächten und kostbarn Castorhüte gemacht, welche einer der schönsten und besten Waaren in Engelland, Frankreich und Deutschland sind, wiewohl bey uns Deutschen mehr falsch Gut von Caninichen und Haasen verfertiget wird. Aus den langen Haaren machet man auch Castorstrümpfe, Handschuh ꝛc. Diejenige Felle, so von fetten Bibern kommen, sind die besten und theuresten, und je schwärzer sie sind, je höher werden sie gehalten. Ueberhaupt ist zu merken, daß die Haare an den Bibern lang und weich, wie Seide, die Felle aber so schmeidig seyn müssen, als die Felle von Haasen, so erst kürzlich geschossen worden. Sie dienen äusserlich aufgelegt den Podagricis, Chiragricis, Arthriticis, Ischiadicis &c., und verbrennte Biberhaare stillen das Nasenbluten.

Bibers

Biberfett, Bibergeilſchmalz, lat. Axungia Caſtoris, Pinguedo Caſtorei, iſt von gedoppelter Art. Eines kommt von dem Biber ſelbſt, das andere aus den ſogenannten Bibergeilen. Beyde werden ausgeſchmolzen, und äuſſerlich wider Nervenkrankheiten, Gliederreiſſen, Mutterweh, Fallende Sucht, Schlag, Krampf ꝛc. gebrauchet. Doch iſt das letztere durchdringender, und deswegen auch koſtbarer und theurer, zumalen da es nicht in ſolchem Ueberfluß, wie jenes, zu bekommen iſt.

Bibergeil, lat. Caſtoreum, Caſtorium, Caſtoris Teſticuli, franz. *Teſticules du Bievre, Odeur du Bievre*, iſt eine harzichte, weichliche, und entzündliche Materie, von einem ſtarken und unangenehmen Geruch, welche aber in der Luft nach und nach hart wird. Sie iſt in einer Haut eingeſchloſſen, und an den Fibern derſelben beveſtiget. Ihre Farbe iſt inwendig gelblicht und auswendig graulicht. Dieſe Materie wird in 2 Säcken oder Beuteln gefunden, die wie ein Querſack aneinander hangen, und an dem Untertheile des Schaambeins, oder am Unterbauche des Bibers zu ſehen ſind. Bey dem Weiblein ſind die Behältniſſe des Bibergeils ſo klein, daß ſie nicht über eine Unze wägen; dahingegen die, ſo ſich bey dem Männlein finden, manchmal auf ein Pfund ſchwer angetroffen worden. Wenn man die Geilen bekommen will; ſo muß man ſich bey dem Streiffen des Bibers wohl in Acht nehmen. Man legt ihn auf den Rücken, ſchärft ihn bis an die Geilen vom Lauſte herunter auf. Da ſich nun hier unter den Geilen etwas öfnen ſollte; ſo gehen ſie ſtraks in den Leib hinein, und man bekommt alſo nichts davon. Darum muß man ſie ſogleich anfangs unterbinden, und auslöſen. Wegen dieſes Umſtands ſind einige der Meynung geweſen, der Biber heile ſich die Geilen ſelbſten aus. Es befindet ſich aber nicht alſo; ſondern dieſes iſt der Fehler, wenn ſie dem Biber die Geilen nicht unterbinden; ſo lauffen ſie in den Leib hinein, daß man alſo keine finden kann. Die beſten und dickeſten Bibergeilbeutel werden von Danzig gebracht, und können dieſe wohl 7 Jahr dauren und gut bleiben. Man muß aber diejenige erwählen, welche recht dicke und ſchwer, braun von Farbe, ſtarken und durchdringenden Geruchs, und mit einer harten Materie angefüllt ſind, die leichtlich bricht, und ſich zerreiben läßt, gelblicht und braun ausſiehet, mit ganz zarten Häutlein vermiſchet iſt, und einen ſcharfen Geſchmack hat. Weil der Bibergeil von hohem Werth iſt; ſo wird er nicht allein aus einigen Gummatibus, als dem Gumm. Ammoniac. Opoponax, Sagapeno &c. mit dem rechten Bibergeil, oder mit Biberblut vermiſcht, auf ſolche Weiſe nachgemacht, und in dergleichen fette Häutlein eingenähet; ſondern es pflegen auch gar einige Betrüger Stückgen von Bleykugeln, Sand, u. d. g. in Säcklein zu ſtopfen. Daher muß man ſich in Acht nehmen, und merken, daß das rechte und wahrhafte Bibergeil inwendig mit Fäſerlein und kleinen Häutlein durchwachſen ſeyn müſſe; dahin-

dahingegen das falsche aus einerley Wesen bestehet, und dergleichen Fäserlein und Häutlein nicht in sich hat. Man kann sich auch in etwas nach dem Gewichte richten, indem das wahre Bibergeil schwer und hart, das nachgemachte aber aufgeblasen, glatt und glänzend ist, und so man darauf drücket, eine gelbe Materie ausstösset. Was die Eigenschaften des Bibergeils, und den Gebrauch desselben in der Arzney anbetrift; so ist es dienlich, das Gehirn zu stärken, und die zähen Säfte zu verdünnern. Es dämpfet die aufsteigende Dünste, und befördert die weibliche Monatszeit. Man brauchet es im Friesel, in den Kinderpocken, im Rothlauf, und andern bösartigen Krankheiten, die Ausdünstung zu befördern, und die Flecke zwischen der Haut heraus zu treiben. Endlich braucht man es mit gutem Nutzen in der fallenden Sucht, der Lähmung der Glieder, den Schlagflüssen, und in der Taubheit, absonderlich aber in Mutterbeschwerungen, da die Dosis nach dem Alter eingerichtet werden muß, von Gr. III. bis ℈j. auch wohl ʒß. Endlich ist noch zu bemerken, daß man in den Bibern noch 2 andere Beutel finde, welche man in Ansehung derer, von welchen bisher geredet worden, die untersten nennen kann. Sie enthalten einen blichten und fetten Saft, der dem Honig gleich, und von blaßgelber Farbe ist; aber endlich die Farbe und Dicke des Unschlitts annimmt. Er ist auflösend und Nervenstärkend, wenn er äusserlich aufgeleget wird.

Bibergeilfett, s. **Biberfett.**

Bibergeilöl, lat. Oleum Castorei, wird in den Officinen gefunden, und ist ein heilsames Mittel vor die erlahmte und schwindende Glieder, erwecket die Begierde zum Beyschlaf; benimmt das Leibweh, erquicket die Weiber in Erstickungen der Mutter, und stärket alle natürliche Gliedmassen. Es stillet und leget das heftige Frieren und Zittern in den Fiebern, wenn man den Rückrad damit reibet.

Bibergeilschmalz, s. **Biberfett.**

Biberhaut, s. **Biberfell.**

Biberhunde, Fischotterhunde, Otterhunde, nennet man diejenigen Hunde, welche von Jugend auf sowohl auf den Biber, als Fischotterfang abgerichtet werden. Man hat zweyerley Arten derselben, eine gröſſere und kleinere. Die gröſſern, so einer dänischen Art, und als kleine Blendlinge scharf von Gebisse sind, werden nur zum Anpacken; die kleinern aber, welche fast wie ein Dachskriecher aussehen, doch etwas gröſſere Beine haben, zum Stöbern gebraucht. Sie werden nämlich in das Geschleiffe oder in den Bau eines Bibers oder Otters gelassen, wenn solches vorher mit einem Netze umstellet worden, damit der Biber oder Otter, wenn er herausgetrieben wird, nicht entlauffen könne. Insgemein sind dergleichen Hunde von beherzter und beissender Art, mürrisch, und spielen nicht mit andern Hunden, haben braune stachlichte Haare, und tragen die Ohren zu beyden Seiten meistens abhängig. Ihre Abrichtung geschiehet vornemlich in der Jugend

gend mit spielender Lust und angenehmer Aufmunterung in kleinen Wasserpfützen; sonderlich im warmen Sommer, da sie anfänglich das Fröschfangen am Ufer gewohnen, nachmals bey hungerigem Magen nach kleinen Markknochen, die man ins Wasser wirft, eintauchen lernen. Oder man muß ihnen von Jugend auf zu ihrem Fraß kleine gekochte Fische geben, und sie noch jungen Fischen schnappen lassen. Denn wenn der Magen von Jugend auf nichts anders, als Fische genossen, und sie also an das Wasser gewöhnet werden; so werden sie vom Jagen des Wildes, und anderer Begierde ganz abgezogen; wie man ihnen denn auch, im Holze herum zu laufen, keinesweges gestatten muß. Ausser diesem würde es nicht undienlich seyn, wenn man einen halbwüchsigen lebendigen Fischotter an einem Kettlein in einem grossen Wassertroge hätte, den Hund daselbst zum öftern einhetzte, und hiezu begierig machte, endlich aber, wenn es etlichmal geschehen, ihn denselben würgen und fressen liesse; welches auch mit einem Biber so veranstaltet werden könnte. Oder so man einen Fischotter ausgestöbert, und im Garn lebendig gefangen hätte, könnte solcher auf dem Lande gehetzet, mit der Zange gehalten, und von den Hunden, denen man dabey fleissig zusprechen, und sie recht begierig machen müßte, gezauset werden; wodurch denn die kleinen Hunde desto mehr aufgemuntert, und hitziger würden, wenn sonderlich ein alter abgerichteter Hund den Fischotter halten und würgen sollte.

Bibernetze, s. Biberfang.

Biberzähne, lat. Dentes Castorei, sind ihrer Zahl, Lage und Struktur nach also beschaffen: In jedem Kienbacken haben sie 2 breite, fast Safrangelbe, röthliche starke Schneidzähne, wie die Eichhörner, Ratten und andere Nagethiere. Die untersten sind länger, als 1 Zoll, die obern 10 Linien lang, und diese schieben sich, da sie nicht gerade liegen, unter den Körper der untern. Ihre Spitze ist scharf geschliffen, und wie bey den Mäusen ausgezackt zum Zerschneiden. Ausser diesen sind noch an jeder Seite 8, unten 4, und 4 oben gerade gegen über stehende Backenzähne da, und also in allem 16 Backenzähne. Die vordern langen Zähne der Biber dienen nicht nur, wie die wilden Schweinszähne, wider das Seitenstechen; sondern sie werden auch von denenjenigen sorgfältig aufgesucht, welche was zu vergülden, und zu poliren haben.

Bieber, s. Biber.

Bierhold, s. Kirschvogel.

Bievre, s. Biber.

Bindweiden, s. Weide.

Birke, Birkenbaum, Berke, Meye, lat. Betula, franz. *Bouleau*, ist ein Baum, der mit unter das harte Holz gerechnet wird, von mittelmässiger Höhe, und dünnen krummen Aesten, die sich gerne beugen lassen. Man giebt verschiedene Arten der Birken an, unter welchen sonderlich zwey derselben die bekanntesten und, nämlich die weisse und rothe. Die weisse Birke wächset höher, hat ein weisseres Holz, ein gröberes Blatt, und aufwärtsstehende

de Zweige. Die rothe aber hat dreyeckichtes Holz, ein kleineres Blatt, und wenn sie alt wird, senkrecht niederhangende häuffige Zweige, und wird auch an einigen Orten die Hangelbirke, Haasbirke und Mutterbirke genennet. Da man diese hangende Zweige niemals an jungen, sondern ziemlich alten Birken, auch gewöhnlich auf schlechtem, meist grundigen und zu Heidekraut geneigten Boden findet; so wäre noch zu untersuchen, ob der Unterscheid wesentlich oder zufällig seye. Das letztere mag wohl am wahrscheinlichsten seyn, immassen alle die vermeynte verschiedene Arten der Birken meistens vom Unterscheid des Bodens herrühren. Dann es wächset die Birke auf allem Grund und Boden, er seye trocken, naß, leimigt, sandigt, steinigt ꝛc. in warmen, gemässigten und kalten Gegenden; ja in den äusserſten Nordländern, so weit man sie entdecket hat, und wo kein Gewächse mehr fortkommt, finden sich Birken, Moos und Löffelkraut. Indessen ist gewiß, daß in gar rauhen Gegenden, besonders zwischen magern Klippen und Rollsteinen, auch wo auf den höchsten Gebirgen das Wasser Brüche machet, oder wo auf solchen Höhen sehr schwerer letztigter Grund ist, die Birken niedrigt und struppigt bleiben. Sie gehören unter die kleinern Gattungen von Bäumen, und gelangen weder zu einem vorzüglichen Alter noch Stärke, indem sie im 30sten, 40sten, höchstens 50zigsten Jahre, nach Verschiedenheit der Umstände, ihren Wachsthum vollbracht haben, und sodann abständig werden. Selten werden sie über 15 bis 18 Zoll im Durchschnitte stark, gelangen aber dabey, wenn sie dicht ineinander, und auf gutem Boden stehen, zu einer Höhe von 80 bis 90 Fussen. Die äusserſte Rinde der jungen Birken ist braun, in ihrem besten Wachsthum aber wird sie weiß, und so zart, biegsam und glatt, als Papyier; wozu sie auch in uralten Zeiten gebraucht worden. Sie fängt überaus gern Feuer, und giebt eine sehr helle und prasselnde Flamme. Die Köhler brauchen diese Rinde in laubtragenden Oertern gerne, die Meulers anzuzünden, und nennen sie Tabbert. Nachdem die Birke ihren Wachsthum vollbracht hat, wird die Borke oder Rinde dick, spröde, und bekommt tiefe Risse; welches ein gewisses und untrügliches Zeichen ist, daß sie kein Holz mehr auffetzet; dagegen die Borke immer dicker und rissiger wird. Das Holz ist gar zähe, mittelmässig hart und schwer, giebt aber eine gute dichte Kohle und trefflich Feuerholz; doch wird es in der Witterung und feuchten Orten bald stockigt. Die Aeste sind sehr schwach, und bestehen meistentheils aus dünnen Ruthen, welche zu nichts, als Wäsen, oder Wellen und Besem dienen. Man muß demnach beym Anbau dieser Gattung Holz dahin sehen, daß die Birken ziemlich dichte in einander stehen, damit sie in die Höhe, und nicht so sehr in die Zweige wachsen; sonst erhält man von solchen struppichten Birken, gegen andere Holzgattungen, nach der Morgenzahl, gar wenig Brenn- und Kohlholz. Der abgehauene Stamm, wenn er nicht über 25 bis 30 Jahr alt

ist,

ist, treibet gar geschwinde wachsende Stammloden, welche im 15ten, 20sten oder 30sten Jahre wieder zu Kohl- und Brennholz abgetrieben werden können. Die Blätter und Knospen haben nebst einem angenehmen Geruch, ein ungemein bitteres, kleberigtes Bestandwesen an sich, welches das Wildpret sowohl, als das zahme Vieh, auch die meisten Gattungen Ungeziefer abhält, die Loden dieses Holzes, so zart sie auch seyn mögen, zu beschädigen. Nur allein die naschhaften Ziegen und Caninichen verbeissen es; jedoch nicht so stark, als ander junges Holz, weil sie des bittern Geschmacks bald überdrüssig werden. Es muß aber auch hier eine Ausnahme gemacht werden; denn man bemerket, daß in gewissen bruchigten oder doch sehr feuchten Oertern, diese jungen Birken, ehe sie dem geilen schilfigten Gras entwachsen sind, dicke, saftige und weiche Zweige haben, die nicht so bitter am Geschmack sind, als die, so an trockenen Orten wachsen. Diese müssen vor dem Hornvieh und Pferden etwas sorgfältiger in Acht genommen werden, als man gewöhnlich bey Birken nöthig hat, weil sie leichter von ihnen beschädiget werden. Man ist deswegen ohne Grund auf die Gedanken gerathen, als ob dieses eine besondere Gattung Birken seye.

Der Saame ist ganz zart, und sitzet zwischen 2 sehr dünnen, fast eyförmigen Flügeln, welchen der Wind in grosser Entfernung, ja Stundenweges weit forttreibet. Das Wildpret, Vieh und Vögel schleppen ihn auch mit fort, indem er sich in die Haare und Federn setzet. Man siehet daher oft, daß Birken in abgetriebenen Oertern in einzelnen Horsten aufgehen, obgleich weit und breit keine Saamenbirken vorhanden sind. Er wird im September reif; die eigentliche Zeit aber, wenn er abzunehmen, ist wegen seiner Zartheit gar schwer zu erkennen. Am sichersten verfähret man, wenn man an einem trockenen Tage, da der Saame gern aus den Zäpfgen, in welchen er sehr zahlreich sitzet, fliegt, durch gelindes Schütteln wahrnimmt, ob er einzeln anfange auszufliegen. Bemerket man dieses, so breche man die Enden der Reiser mit den daran hangenden Saamenbehältnissen ab, lege sie, jedoch, weil sich leicht daran Schimmel setzet, nicht aufgehäuffet, an einen kühlen und trockenen Ort; so reiffet der etwa noch nicht zeitige Saame nach, den man sodann durch gelindes Klopfen herausbringen, und zum Aussäen behalten kann. Es ist demnach die Birke ein leicht, mit wenigen Kosten aller Orten fortzubringendes Holz, und da es geschwinde wächset, und folglich der Hut und Wehde nicht vielen Abbruch thut, unter die nutzbarsten Holzgattungen allerdings zu zehlen. Man nennet es nicht mit Unrecht in einem gewissen Lande den Schanddes Ekel der Forstbedienten, weil, wenn sie kein Holz auf den alten leeren Gehauen fortbringen können, es ihnen doch mit der Aussaat des Birkensaamens glücket. Es kommen auch die jungen Birken von sich selbst häuffig hervor, wenn sie nur nicht gehindert werden. Denn oft unterdrücket das

viele und hohe Gras solchen Anwachs, welches man aber ganz sicher im August und September durch das Vieh alljährlich kann abhüten lassen; da sie denn bald in frischen Wachsthum kommen; widrigenfalls aber ganz rauh und kolbigt werden, und endlich verbutten, wenn der Ort mit vielem Grase überzogen ist. So nützlich aber dieses Holz ist; so begehet man dennoch in gar zu häuffigem Anbau desselben einen Mißbrauch. Man wird dazu verleitet, weil es am leichtesten und gewissesten fortzubringen. Man verursachet aber dadurch, daß andere höchstnöthige und unentbehrliche Gattungen zurücke bleiben. Wenn man im Monat Merz und April die Stämme, vornemlich an der Sommerseite, anbohret, eine Federspuhl oder Kiel hineinstecket, tröpfelt in ein untergesetztes Gefäß das bekannte Birkenwasser, welches aber dem Baum, wenn dessen zu viel abgezapfet wird, sehr schädlich ist. s. Birkenwasser.

Ueberhaupt hat dieser Baum mehr Anfechtung, als andere Bäume. Denn ausser diesem werden die Birken auch hauffenweise im Mayen und um die Pfingstzeit abgehauen, und hin und wieder vor die Häuser, auch die Augen und den Geruch zu erfrischen, in die Zimmer gestellet, wodurch denn in Birkenwäldern ein sehr grosser Schade geschiehet, indem man meistens theils nur die schönsten, und geradesten, auch zarten und gewüchsigen Stammhölzer, so zu Bottichsreiffen und anderm Geschirre gebraucht werden können, umhauet, und von den grössern als lein die Wipfel abschneidet, wodurch diesen das Herzblatt genommen, und der ganze künftige Wuchs verhindert wird. So geschiehet nicht weniger ein grosser Abbruch, wenn man das jugge Birkenholz zu unrechter Zeit, und am unrechten Orte zu Spießruthen ohne Maaß abhauet, und also alle junge Brut zu Grunde richtet. Daher die Jäger und Forstknechte fleissige Obsicht halten sollen, damit dieser Verwüstung Einhalt gethan, und das Holz in gutem Bau und Wachsthum erhalten werde. s. a. Besenreiß.

Die Birke giebt vor die Häbtenwerke die besten Schlagreitel, welche denen büchenen weit vorzuziehen sind. Sie geben nach, und treiben den Hammer sodann mit mehrerer Gewalt, als die büchenen zurücke, brechen nicht so leicht, und erschüttern die Hammergerüste nicht so sehr. So giebt auch die Birke gut Drechselholz. Die Gestellmacher wählen dieselbe gerne zu Lettenbäumen, die Böttticher zu grossen Reiffstöcken; doch sind diesen die eschenen weit vorzuziehen, weil das Birkenholz in Kellern und feuchten Brauhäusern gar bald stockigt wird. Die Sieb- und Korbmacher brauchen sie zu Sieb- und Korbstöcken, wiewohl die Haseln den Vorzug haben; auch werden kleine Mollen und Bergtröge daraus gebauen, welche letztere, weil sie nicht schwer sind, den büchenen und andern vorgehen. Der Schwamm, so an den Birken wächset, und daher auch der Birkenschwamm genennet wird, hemmet und stillet das Bluten der Nase und Wunden,

Wunden, wenn davon etwas hinein gestreuet wird, wie auch den güldenen Aderfluß. Es soll sich auch das Nasenbluten verlieren, wenn man nur diesen Schwamm in der Hand warm werden läßt. Er hat auch eine sonderbare Kraft, die Kröpfe zu vertreiben, so man solchen in Wein oder Bier leget, und stets davon trinket. Die Rinde gepülvert, und in faule Wunden gethan, heilet dieselben. Birkenmistel gepülvert, und mit warmen Weine eingenommen, hilft wider die Gelbsucht. Die Zäpflein in Wasser gesotten, und davon getrunken, treiben den Harn, Sand und Stein aus; stillen die Harnwinde, oder das schmerzliche Harnen. Das Laub zu Pulver gebrannt, und eine Lauge daraus gemacht, läßet kein Haar wachsen, wo man es hinschmieret. Die obersten Spitzen der Birkenbäume mit eben so viel frischer Kornsaat vermenget, und zu einem gröblichen Pulver gestossen, hernach auf glühende Kohlen geworfen, soll ein gewisses Mittel seyn, wenn bey den Weibern die Reinigung nach der Geburt allzu stark gehet, und durch das Räuchern gehemmet werden.

Birkenkohlen, werden von Chymisten besonders hoch gehalten, weil sie ein gleiches, beständiges und lebhaftes Feuer stets unterhalten, und dabey den Kopf gar nicht einnehmen, wie die andern, die mit ihrem schädlichen Rauche und Dampfe böse Dünste, und mancherley Beschwerlichkeiten erregen. Sie dienen auch, einem zähen Wein wieder zu rechte zu helfen, so man einige Stücke in ein Faß Wein wirft. Wer Holz auf Kohlen probiren mag, wird finden, daß z. Er. ein Centner trocken Holz à 114 Pfund, von Eichen oder Tannen gegen $28\frac{3}{4}$ Pf. Kohlen, von Büchen $24\frac{1}{2}$ Pf., und von Birken $23\frac{1}{4}$ Pf. Kohlen giebt.

Birkenmistel, s. Birke.

Birkensaft, s. Birkenwasser.

Birkenschwamm, s. Birke.

Birkenwasser, Birkensaft, ist derjenige Saft, welchen die Birken, wann sie im Frühjahr angebohret werden, von sich geben. Wenn man auf die Gesundheit siehet, welche durch diesen Saft ungemein befördert wird, so sollte man wohl dieses Anbohren der Birken nicht allzustreng verbieten; doch ist nöthig, daß allem schädlichen Mißbrauch hierinnen vorgebeuget werde. Man soll deswegen eine Aufsicht dabey haben, und diese Maaße halten lassen, daß erstlich kein grosser, sondern ein kleiner Bohrer dazu genommen; solcher vors zweyte nicht allzutief in den Baum hinein getrieben, und endlich das Loch mit einem Zäpflein vest verschlagen werde; denn sonst tropfet nach und nach aller Saft heraus, und muß der Baum entweder gar verderben, oder er wird an dem Wachsthum merklich gehindert. Die eigentliche Zeit, da solches Bohren vorzunehmen, ist der Monat Merz und April, und zwar, wie etliche wollen, im Zunehmen des Monds. Damit der durch das eingebohrte Loch herausdringende Saft an dem Stamm des Baums nicht herab lauffe, sondern bequem in ein Gefäß könne gesammlet werden:

so schneidet man an zweyen Enden eine Feder ab, stecket den spitzigen Theil dieses Rohrs in das Loch, so wird alsdann durch das übrige hervorragende Theil der Saft geleitet, und nach eigenem Gefallen gar bequem können aufgefasset werden. Man pflegt diesen Saft nicht nur als eine Blutreinigung zu trinken, sondern er heilet auch die Mundfäule, macht einen guten Athem, vertreibet, wenn man sich damit waschet, die Flecken des Angesichts, und wird als ein treffliches Mittel wider den Blasen- und Nierenstein gerühmet. Wenn diesem Saft, wie dem Bier, Hefen gegeben wird, und man setzt denselben nachgehends an die Sonne; so pflegt er zu gähren, einen annehmlichen Geschmack zu bekommen, und lange Zeit gut zu bleiben. Er läßt sich auch lange erhalten, wenn man ihn in enghalsigte Gläser oder Bouteillen füllet, und oben eines Fingers dick Baumwol darauf gießet. Wie man einen Birkentrank durch Kunst machen könne, daß er einem starken Wein gleichet, davon s. *Onomatolog. Oeconom.* oder Oeconomisch Wörterbuch 1ster Theil, p. 620.

Birkfuchs, s. Fuchs.

Birkhahn, Berghahn, latein. Gallus sylvestris, Gallus Betularum, Urogallus, Tetrao minor, Attagen Alpinus, Phasianus montanus, ist ein wilder Vogel, der unter eine Sorte der Auerhahnen gerechnet wird, und führet seinen Nahmen daher, weil er die hervorschiessenden Augen und Knospen an den Birkenbäumen gerne abnaget, und sich meistens auf den Birken und Bergen aufhält. Der Hahn ist etwas gröſſer und länger, als eine Bauerhenne, und fast so groß, als eine Gans, hat einen platten Kopf, und einen krummen, unsgleichen und schwarzen Schnabel. Er ist vom Auerhahn nur der Gröſſe nach unterschieden, an Farbe gleicht er ihm mehrentheils, immassen der Birkhahn fast über und über mit schwarzen glänzenden Federn bedecket ist, die am Halse und Schwanze Judigblau sind. Die Schwungfedern der Flügel sind schwärzlicht; die andern aber, sowohl die inn- als auswendigen, sowohl die mittelsten, als obersten, sind weiß. Der Schnabel ist schwarz, kurz, und oben von beyden Seiten neben den Naßlöchern mit schwarzen, wollenhaftigen Federn bedecket. Ueber den Augen hat er ein rothes Häutlein, gröſſer als ein Auerhahn. Der Schwanz bestehet aus 18 Federn, davon die 3 äussersten auf beyden Seiten nicht allein länger; sondern auch auswärts gebogen, die 6 inwendigen aber kürzer sind, und, wenn man sie ausbreitet, eine Lilie machen. Der Steiß und die Schenkel sind mit schwarzen Federn wider die Kälte ganz dick bekleidet. Die Birkhenne oder das Huhn, sonst auch Haselhuhn genannt, lat. Urogallina, Gallina Corylorum, franz. *Francolin*, *Poule de Bois*, ist von Farbe ganz anderst. Der Rücken und das Obertheil der Flügel ist ziegelgelb mit schwarzen Flecken gesprengelt, der Hals aber blaßgelb. Sie siehet einer Schnepfe ähnlich, ist aber doch um ein merkliches gröſſer. Ueber den Augen hat sie, gleich dem Hahn, einen rothen Fleck. Die Brust ist weiß, der Bauch dunkel, mit

mit schwarzen und gelben Flecken. Die Schwungfedern sind über und über dunkel, die nächst folgenden aber haben eine weisse Linie quer über nach dem Rückrad zu. Der Schwanz ist Ziegelroth, quer über mit schwarzen Flecken. Die Schenkel aber sind mit dunkelgelben Federn rauh bekleidet. Mit dem Schnabel und den Zehen gleichet sie dem Hahn. Das Birkhuhn leget seine Brut auf Blössen oder Schläge, allwo sie hohe Hügel oder Stöcke erwählen, an welchen sie ihr Nest machen. Sie brauchen zu ihrem Neste sehr viel Genisse, in welches sie 12 bis 16 länglichte Eyer legen, und auf eben so vorsichtige Art, wie die Auerhühner, damit umzugehen wissen; welche denn das Huhn, ohne Beyhülfe des Hahns, in 4 Wochen ausbrütet.

Meistentheils halten sich die Birkhühner an solchen Orten auf, wo Birkenbäume anzutreffen sind, weil sie sich des Winters, bis der Baum im Frühling grün wird, vom Birkensaamen, und birkenen Zäpflein ernähren. Sie zerbeissen auch das junge Holz davon, lassen die Schaale herabfallen, und geniessen es als kleinen Heckerling. Des Sommers aber ist ihr Gesässe von Beeren und Kräutern, wie des Auerhahns; und ihre Jungen äsen sie gemeiniglich mit Amseleyern. Indessen findet man sie auch an andern Orten, wo keine Birken sind, indem sie gerne auf weiten, wüsten und mit Heidekraut bewachsenen Feldern wohnen, auch gerne an solchen Plätzen, wo es rein ist, und die Schäffer Heidekraut gebrannt haben. Nach einiger Meynung soll ihre Brunst des Jahrs 3 mal geschehen, nämlich bald im Anfang des Frühlings, im Maymonat, und im Herbste; doch solle sie nicht sonderlich fruchtbar seyn. Andere hingegen versichern, daß sie nur des Frühlings balzen, wenn die Birkenknospen ausschlagen, und zwar vor Tage an ihrem gewöhnlichen Platz, nicht nur auf den Bäumen, sondern auch auf der Erde. Der Hahn macht dabey seine Federn sträubigt, wie ein Calecuthahn, springet im Balzen oftmals, wenn er an der Erde stehet, in die Höhe, und macht mit seinen Flügeln eine Figur, wie ein Rad. Sein Hantergeschrey ist dabey sehr artig, indem er aus einer Terze in die andere steiget. Er gurgelt und pullert, wie die kleinen Pfingrädder, daß man es weit höret. Sein Huhn hat er meistens bey sich, und macht in seinem Balzen rechte Affengeberden. Nach der Balz, wenn alles stille ist, tritt er die Hüner, wie anderes Federwildpret. Wenn es Tag wird, begiebt er sich mit demselben auf die Bäume bis gegen 8 Uhr; alsdann gehet er fort. Sie verbergen sich des Tages über mit Fleiß in dicke Gebüsche, und bleiben nicht so in der Enge, wie die Auerhähne, indem sie manche Zeit im Jahre wegstreichen, doch aber in der Balzzeit wieder an den Ort kommen, wo sie jung geworden sind. Der Birkhahn wird nicht besprungen, wie der Auerhahn, auch hat man bey demselben keiner solchen grossen Vorsicht nöthig, als bey diesem, wenn man ihn schiessen will. Denn man darf sich nur hinter ein Gesträuche verbergen,

und seinen Vortheil, um ihn zu schiessen, absehen. Er wird sowohl in- als ausser der Balzzeit geschossen; wiewohl man ihm bey dem Balzen, wegen seiner närrischen Posituren lieber zusiehet, als daß man an das Schiessen gedenken sollte. Halten sie sich aber in ihrer Balzzeit an Vorhölzern, auf wüsten Leden, wo Birken stehen, auf; so sind sie viel schlimmer, als die Auerhähne zu schiessen. Man fangt die Birkhäner auch im Merz mit Strüpfen oder Maschen, welche von Schusterdrat gemacht, und wohl mit Pech geschmieret werden, damit es stark voneinander bleibe, und von Regen und Wind nicht welk werde. Nachmals nimmt man einen Stab von einer Birke, einer Elle lang, und macht auf beyden Seiten ein Loch hinein, stecket alsdann auf beyden Seiten 2 gute Spannen lange Hölzer hinein, und verschläget sie wohl. An diese bindet man eine starke Schnur, bestreichet sie auch mit Pech, und machet die Maschen daran, daß sie von dem untern Sitzstabe eine kleine Spanne hoch aufgerichtet hängen; doch müssen die Maschen im Aufrichten mit Unschlitt wohl bestrichen werden. Damit aber die Strüpfen von der Luft nicht abschleiffen; so hestet man die Schlingen oben mit einem etwas wenig geklobenen Hölzlein zusammen; ingleichem auch eine Masche in der Mitte zu der andern auf gleiche Weise; so können sie sich nicht verdrehen, und der Vogel kann frey sitzen. Wenn nun alles angehestet wird, und vor Wind und Regen verwahret ist; so bohret man in der Mitten des Stabes ein Loch, und stecket solchen auf den höchsten Sipfel des Baums; aber stark und veste; so ist es gut. Wie der Birkhahn auf den Balzbahn geschossen werde, davon s. Balzbahn.

Die Birkhähne sind ebenfalls, wie die Auerhähne, ein sehr delicates, ja noch weit besser schmeckendes Wildpret, und zwar vornemlich die Hüner, welche die Hähne an gutem Geschmack noch übertreffen. Weil sie aber auch sehr hart und zähe sind; so werden sie vorhero etliche Tage in Essig eingebeitzet, und, wie die Auerhähne geklopfet, damit das Fleisch mürber und schmackhafter werde. Sonst werden sie ebenfalls gerupfet und gebraten, wie der Auerhahn, nur nicht so lange, auch auf gleiche Art angerichtet, und ausgeputzet. Man kann, um ihnen ein besser Ansehen zu machen, die Flügel und den Schwanz, so vorher reinlich getrocknet worden, als ein Schauessen daran stecken, so wie es einem jeden beliebig seyn wird. Endlich ist noch anzumerken, daß öfters von denen, welche die Niederjagden haben, an solchen Orten, wo sich dergleichen Wildpret aufhält, Streit und Schwürigkeit erreget worden, ob der Birkhahn unter die hohe Jagd zu ziehen seye, oder nicht? indem man denselben auch unter das kleine Wildpret rechnen will. Allein es ist gewiß, daß, wo keine Mitteljagd, als worunter Sauen, Rehe, und auch dieses Wildpret mit verstanden wird, eingeführet oder hergebracht ist, der Birkhahn gleich Sauen und Rehen, nicht zur Niederjagd, sondern zur hohen Jagd gerechnet

net, und seine Balzzeit von hoher Herrschaft gebrauchet wird, daß sie solche, wie den Auerhahnbalz fleissig abwartet. Doch hat man Exempel, daß er auch zur niedern Jagd gelassen worden.

Birkhenne, s. Birkhahn.

Birkhuhn, s. Birkhahn.

Birnbaum, Beerbaum, Pyrenbaum, lat. Pirus, Pyrus, franz. *Poirier*, wird, nach seinen Hauptgattungen in den zahmen und wilden eingetheilt. Von dem letztern ist hier nach unserm Zweck die Rede. Dieser hat am seinem Stamme eine rauhe Rinde voller Spalten. Seine Blätter sind ablang rund, und lauffen vorne etwas spitzig zu. Seine Blüt n sind weiß, die Früchte aber klein, strenge, hart, und sauer. Er wächset mehrentheils in Feldern und Wäldern, von dem Kern, welcher von den Vögeln und dem Wildpret bey Geniesung der Frucht hier und da verstreuet worden. Und er wird gerne auf den Schlägen gelitten, weil er nicht nur in den Gehölzen ein nutzbarer Baum vor das Wildpret ist; sondern auch, weil er nicht sömmert, d.i. den Unterwuchs oder das junge Holz nicht verdrucket. Das Holz ist Hornveste, von gelber Farbe, und wird stark von Drechslern und Tischlern verarbeitet, weil es sehr kleinjährig wächset. Es taugt auch sehr wohl zum Brennen, indem es lange Kohlen hält, und nicht so gleich zu Asche wird. Sonsten hat es mit diesem wilden Birnbaum eine gleiche Bewandtniß, wie mit dem wilden Apfelbaum. Er will in gar zu rauhen und hohen Wildnissen nicht recht fort. Auf gute Arten ist daselbst gar nicht zu gedenken. Diese gerathen nur in niedrigen Landhölzern, und Feldhölzchen, und erfordern gehörige Wartung, guten Boden, und gelinde Witterung; da sie denn an solchen Orten sehr nutzbar sind. Die Frucht dieses Baums kann auch zur Arzney gebrauchet werden. Denn die wilden oder Holzbirne halten an, und hemmen den Durchfall. Und wenn man solche nach der Mahlzeit geniesset, stärken sie den Magen, und befördern die Verdauung. So man einen solchen wilden Stamm verpflanzet hat, sind die Birne, die er träget, noch besser zu essen, und es kann auch Birnwein oder Most daraus gemachet werden.

Blabrack, s. Krähe.

Bläßente, Bläßgen, Bläßlein, s. Horbel.

Bläßling, s. Ribitz.

Blaireau, s. Dachs.

Blarack, Blarock, s. Krähe.

Blasengrün, s. Creuzdorn.

Blat, wird das grosse Weydmesser genennet, womit das Wildpret zerhauen, und in Braten vertheilet wird. Man bedienet sich desselben auch, Schläge damit auszutheilen; immassen es bey der Jägerey ein alter Gebrauch ist, daß sie denjenigen, so bey einer Jagd die weydmännischen Redensarten nicht beobachten, mit dem grossen Weydmesser drey Schläge auf den Hintern geben; welches denn von ihnen Blatschlagen genennet wird. Ist es

es ein Cavalier; so verrichtet solches der Oberjägermeister; den andern giebt es der Jäger von den Hofjägern im ersten Range. s. a. Weydemesser.

Blatschlagen, s. Blat.

Blattbaum, s. Feldbaum.

Blatschiessen, ist eine weydmännische Redensart, die von einem Rehe gebrauchet wird, wenn dasselbe durch das Pfeiffen mit einem Blatt herbeygelockt, und geschossen wird, alsdann sagt man: Das Rehe wird auf das Blatt geschossen. Man nimmt nämlich Buchen- Birn- oder Aepfelblätter, oder, welches noch besser, die auswendige Schaale von Birken, weil sie reiner, und weiter zu hören ist. Alsdann ruft oder pfeiffet man einen zweystimmigen Ruf, wie die Ricke thut, wenn sie sich um ihre Jungen bekümmert. Man muß sich aber fertig halten; denn sie kommen sehr schnell gelauffen, besonders im August, und auch, wenn der Bock keine Ricke bey sich hat. Ja sie kommen wohl auch von ihrer bey sich habenden Ricke weg, und wollen sich verneuren; da sie denn gut gepürschet werden können.

Blaufelchen, s. Gangfische.

Blaufuß, lat. Falco Cyanopus, franz. *Faucon*, ist eine Art von Falken, die ihren Nahmen von blaulichten Füssen bekommen hat. Dieser Falke ist nicht viel grösser, als ein Hünerhabicht. Er hat aber vor diesem im Fangen und Würgen einen merklichen Vorzug, indem er Enten, Fasanen; Rebhüner und Tauben, und zwar nicht, wie andere Falken, mit dem ersten Schlage fängt; sondern vorher mit seinen Ballen oder Fersenklauen dergestalt schlägt, daß sie sogleich fallen, und alsdann erst von ihm angegriffen werden. Er wird deswegen auch von den Falkenierern vorzüglich gesucht, und sowohl in dem Riemen, als mit dem Sattel gefangen. Er horstet in Wäldern, und auf alten wüsten Thürmen und Gemäuren; ziehet aber zur Herbstzeit hinweg. Man richtet ihn sonst auch zur Krähen- und Elsterbeitze ab. Wie er in dem Stoß oder der Rinne gefangen werde, davon s. Stoßgarne.

Blauhüte, werden, bey der Sächsischen Jägerey, die aus den Aemtern und Dorfschaften ausgelesene, oder sonst geschickte Bauren genennet, welche das Treibevolk in Ordnung halten helfen, bey dem Jagen ordentlich eingetheilet, und auf dem Hut mit dem Nahmen des Amts gezeichnet seyn müssen. Sie werden auch bey dem Zeugstellen, und bey der Aufwartung der Oberjagd- und Forstbedienten gleichsam als zur Ordonnanz bestellet, und müssen zur Parade die grossen englischen Hunde führen. Daher sie auch zur Jagdzeit grün gekleidet werden. Ihr Nahme rühret vermuthlich daher, weil sie vor diesem etwa stahlgrüne Mützen gehabt, welche durch Regen und langen Gebrauch endlich blau geworden.

Blaukrähe, s. Krähe, Mandelkrähe.

Blauling, s. Balche.

Blaumeise, s. Meise.

Blaurock, ſ. Rabe.

Blauſpecht, ſ. Specht.

Blautaube, ſ. Hohltaube.

Blenden, iſt eine Redensart, die bey den Lockvögeln vorkommt, wenn man ihnen mit einem glühenden Eiſen oder Drat das Geſicht benimmt, damit ſie in ihrem Gebauer nicht hin, und wiederflattern, ſondern fein ſtille ſitzen, und durch keinen äuſſerlichen Gegenſtand verhindert werden mögen, zu allen Zeiten und an allen Orten, wenn nur gutes Wetter iſt, ihren Lockgeſang anzuſtimmen, und zu wiederholen. Es werden gemeiniglich nur die Finken, und auſſer dieſen wenig andere Vögel geblendet, als etwa Schomern, Droſſeln und Amſeln, die aber wegen ihres elenden Geſangs wenig Vortheil bey dem Heerde ſchaffen. Das Blenden ſelbſt wird alſo angeſtellet: Wenn man im Herbſt, etwa um Michaelis, einen Finken gefangen; ſo ſperret man ihn in den Käfig, worinnen er künftig beſtändig bleiben ſolle. In demſelben läſt man ihn wenigſtens 3 Wochen lang in Ruhe ſtehen, damit er darinnen gewohne, und ſeine Speiſe und Trank zu finden wiſſe. Hernach macht man einen eiſernen Drat, welcher vorne an der Spitze ein Knöpflein, in der Gröſſe eines Hirſenkörnleins haben, aber nichts von Stahl bey ſich führen ſolle, glühend, und hält ihm denſelben in und auf das Auge, bis es wäſſert; ſo wächſet mit der Zeit ein dickes Häutlein darüber. Etliche halten ihnen auch nur ein groſſes glühendes Eiſen vor die Augen, daß ſie ihnen davon erſtarren; doch iſt es mit dem Drate beſſer. Etliche wollen, man ſolle ihnen erſtlich nur ein Auge auf einmal blenden; hernach über 14 Tage oder 3 Wochen auch das andere. Andere aber glauben, es ſeye beſſer, man blende ſie auf einmal, die Schmerzen zu verkürzen. Nach dem Brand muß man ihnen die Augen mit kühlenden und heilenden Sachen, und zwar am beſten mit durcheinander gerührtem Safran und Eyerweiß öfters beſtreichen, bis ſie wieder heil werden. Man muß ſie, wenn ſie erſt geblendet worden, nicht ſtille ſitzen laſſen, wie ſie aus Traurigkeit und Schmerzen zu thun pflegen, ſondern mit einem ſubtilen Reißlein immer hin und wieder treiben, indem dieſe Bewegung verhütet, daß ſie nicht ſo leichte umſtehen. Werden ſie aber gar zu matte, daß ſie nicht eſſen und trinken wollen; ſo netze man eine Feder in reines Brunnenwaſſer, und halte ſie ihnen des Tages zum öftern vor den Schnabel, bis der gröſte Schmerz vorüber iſt, und ſie das Gefäſſe wieder finden können. Ein ſolcher Vogel, wenn er davon kommt, dauret hernach viele Jahre. Die beſte Blendzeit iſt zwiſchen Michaelis und Martini.

Blenden, Blendtritt, thut der Hirſch, wenn er mit dem hintern Fuß die Fehrte des vordern entweder länger oder breiter machet, weil er mit dem hintern ein wenig überſchreitet, und mit dem Ballen beſſer fortgleitet, ſo, daß der Tritt dadurch merklich länger ſcheinet, als er an ſich ſelbſten iſt.

Blendling, ſ. Schweißhund.

Blendtritt, ſ. Blenden.

Blendzeit, ſ. Blenden.

Blereau, ſ. Dachs.

Bley, franz. *Plomb*, heißt bey den Jägern der Schrot oder die Kugeln, womit man die Flinten ladet. ſ. Bleykugel, Schrot.

Bley, Bleye, lat. Blicca, Plexya, iſt ein Fiſch der insgemein unter die Arten der Weißfiſche gerechnet wird, da nämlich die Braſſen, als die groſſe, die Bleye als die mittlere, und der ſonſt ſogenannte Weißfiſch als die kleineſte Gattung angeſehen wird. Es gleichet die Bleye der äuſſerlichen breiten Geſtalt nach den Braſſen, iſt aber von Leibe viel kleiner und dünner, als dieſe. Wenn ſie noch klein ſind, werden ſie, ſonderlich im Brandenburgiſchen, Plötzen, auch wohl Weidenblätter genennet. Es hat dieſer Fiſch einen kleinen Kopf, runde, zarte und weißlichte Schuppen. Die oberſten Floßfedern ſind dunkel, die unterſten ſammt dem Schwanze röthlicht, der Bauch hingegen weiß, und das ganze Fleiſch, ſonderlich aber der Schwanz voller Gräten. Er hält ſich zwar in kleinen Flüſſen und Ströhmen, doch lieber in Landſeen und Teichen auf, da er häufig gefangen wird. Seine Streich- und Laichzeit iſt im April und May, da er ſich in die Fläche des Waſſers machet. Er vermehret ſich ziemlicher maſſen, und in Teichen, wo keine Hechte und Bärſche ſeyn, zuweilen mehr, als einem lieb iſt, allermaſſen die viele Brut denen etwa dabey ſtehenden Karpfen und Schleyen die Nahrung ſehr ſchwächet, weil die Nahrung der Bleyen, gleich dieſen, vom fetten Boden, Würmern und Fliegen genommen wird. Sie nehmen auch, beſonders den Karpfen, manchen guten Biſſen weg, indem ſie zur Sommerzeit ſehr flach und hoch im Waſſer gehen, und paſſen, wenn etwas zu ihrer Nahrung hineingeſchmiſſen wird. Sie werden auch vielfältig mit Angeln gefangen, wobey aber zu merken, daß ſie im Sommer nicht ſo gut von Leibe ſeyen, als im Winter, ſonderlich kurz vor ihrer Laichzeit, da ſie am allerfetteſten befunden werden. Ihr Fleiſch iſt weiß und wohlſchmeckend, und wird meiſtens gebraten; doch bleibet es ſowohl im Sieden, als im Braten weich. Vornehme Leute, die ſonſt andere Fiſche haben können, machen nicht viel von den Bleyen, weil ſie ſogar voller Gräten ſind. Vor den gemeinen Mann aber iſt es ein ſättigender Fiſch. Und weil ſie nicht theuer im Preiſe ſind; ſo können auch die Armen derſelben theilhaftig werden. ſ.

Bleyen, franz. *Plomber*, iſt eine Redensart der Fiſcher, da ſie ſagen: Die Garne bleyen, d. i. Bley daran binden, daß ſie im Waſſer auf den Grund ſinken.

Bleykugel, bleyerne Kugel, lat. Glans plumbea, franz. *Bale de Plomb*, iſt eine runde von Bley in eine Farme gegoſſene Kugel; womit man eine Flinte oder anders kleines Gewehr ladet, und nach dem Wildpret, oder wornach man ſonſten will, ſchieſſet. Es mag nun die Kugel

gel zu einem Kugel- und Scheibenschiessen, oder zum Pürschen bestimmet seyn; so muß sie folgende Eigenschaften haben. Das Bley, woraus sie gegossen wird, muß mit Zinn nicht vermenget, sondern rein und weich seyn. Die Kugeln selbst aber müssen nicht hohl gegossen seyn, auch nicht allzutief abgekuppet werden; sondern man muß dahin sehen, daß sie recht gut rund bleiben, sonst werden sie zu leichte. Je runder und vollkommener eine Kugel ist, je besser und gewisser ist sie; immassen sie wegen der Runde viel weiter gehet, als wenn sie unvollkommen rund ist. Und gleichwie die hohlen Kugeln vielen Wind auffassen und saugen, und daheros pfeiffen, und den Zweck niemals erlangen, wie eine wohlformirte Kugel; also wird eine höckerigte ihren Effect noch weniger thun. Denn wie man eine runde Kugel auf der Erde weiter fortschieben kann, als eine ovale; also hat es eine gleiche Bewandniß auch mit diesen Kugeln. Einer vollkommenen runden kann die Luft in der Bewegung nicht so stark resistiren, als einer höckerichten oder eckigten.

Blicca, s. Bley.

Blindling, s. Schweißhund.

Bloch, s. Baum die 4te Aufgabe.

Blocken, sagt man von einem Falken, wenn er sich, nachdem er ein Rebhun aufgetrieben, nach seinem Vortheil auf einen Baum oder Busch setzet, und dasselbige verwahret; da ihm denn der Falkenier sachte nachschleicht, und ihm seinen Raub abnimmt, welches die Franzosen *Aborder la Remise* zu nennen pflegen.

Blössen, werden in den Wäldern diejenige Oerter genennet, wo gar zu unbedächtig und übertrieben mit dem Holzschlagen umgegangen worden, also, daß in den sonst dickesten Wäldern große und heßliche Blössen gemacht worden, daß man zwischen den nachstehenden Bäumen in die Ferne ungehindert mitten hindurch sehen kann.

Blohmplan, s. Brunfplatz.

Blühung des Wassers, s. Teichfischerey, Nro. I. Lit. A) a).

Blume, wird in der Jägerey die Spitze des Schwanzes an dem Fuchs und Hirsch genennet; wiewohl man bey dem Hirsch insonderheit den ganzen Bürzel oder Schwanz selber darunter verstehet. Von diesem wird angemerket, daß er ganz Gallengrün aussehe, und eines so bittern Geschmacks seye, daß ihn auch die Hunde nicht fressen mögen. Da nun bekannter massen an der Leber des Hirsches keine Galle gefunden wird; so haben einige diese sogenannte Blume vor das Behältniß der Galle gehalten; wiewohl man bey dieser Lage der Galle ihre zweckmässige Wirkung in dem thierischen Cörper nicht absehen kann.

Blutfinke, s. Finke, Gimpel, Kernbeisser.

Bocage, s. Gebüsche.

Bock, ist ein Instrument, dessen man sich bedienet, die Raubvögel damit auf dem Horste zu fangen. Es wird von 2 zusammengewachsenen

seinen Holzspitzen gemacht, die etwa eines Fusses und Fingers stark, und so weit auseinander gewachsen sind, daß sie über den Herbst reichen. In jedem Fuß werden 2 Schleiffen von Pferdhaaren gemacht, daß also auf jeder Seite des Fusses eine Schleiffe komme. Also wird der Bock auf den Horst gesetzt, und die Schleiffen aufgezogen. Wenn nun die Vögel zu Horste ab- oder zufliegen wollen; so fangen sie sich in die Schleiffen.

Bockhirsche, s. Hirsch.

Boden, s. Porte.

Bodones, s. Gränzen.

Böhmerlein, s. Seidenschwanz.

Böhmlein, s. Seidenschwanz.

Bömsch, ist eine gewiese Art, den Raubvögeln zu stellen, und dieselbe zu fangen. Dieser Bömsch wird also gemacht: Man nimmt 2 Stöcke, so dick, wie ein Rechenstiel, von Haselweiden und dergleichen zähen Holze, und zwar in einer Länge von 3 bis 3 eine halbe Ellen. Diese Stöcke werden gebogen, daß ein jeder, wie ein halber Mond, und also beyde zusammen einem Zirkel gleich seyn. An den Enden wird ein Loch durchgebohret, worinnen ein vestes Leingen ist, womit die Stöcke zusammengebunden seyn, doch so, daß sie leicht auseinander, als wie in einen Zirkel gelegt werden, und bey dem Fange schnell aufgeschlagen werden können. Hierzu wird nun ein Garn auf diese Art gestrickt: Ich stricke erst 16 Maschen, alsdenn fasse ich den mittelsten Knoten ganz alleine, und stricke rund herum, bis es auf Klafter lang wird; ziehe es also auseinander und probire, ob es in denen voneinander gelegten Bögeln zureiche. Es muß aber auch nicht zu straff, sondern etwas Busen darinnen seyn; und so wird das Garn rund um an den Biegeln veste angemacht. Die Stellung ist also: Man bereitet einen Pfahl, welcher 14 Zoll lang, viereckigt, und auf 3 Zoll breit ist. Hierein macht man ein Loch von 4 Zoll lang. Ferner wird eine Zunge gemacht von 10 bis 12 Zoll lang, und 3 Zoll breit, und an einem Ende also eingeschnitten, daß sie in das Loch des Pfahles einpaßt. Da denn durch den Pfahl und die Zunge ein Loch gebohret, und ein hölzerner Nagel gemacht wird. Vornehinwärts aber ist die Zunge ganz dünne, damit sie im Stellen nicht zu schwer seye; sondern sich gar leichte hinauf, und herunter drehen kann. In dem Pfahl wird über der Zunge ein Kerb hinein geschnitten, desgleichen auch auf der Zunge. Ferner wird ein starker zäher Stock, in der Stärke eines Arms, und 9 Fuß lang genommen, und etwas auf 5 Fuß weit von dem Bömsch gestochen. Auf diesen Stock werden 3 fein gezwirnte Leingen gebunden, welche, wenn man den Stock biegt, hinunter an die Stellung langen. An dem einen Leingen wird ein Stellholz von 4 bis 5 Zoll lang gemacht, welches an beyden Seiten breit geschnitten ist; die andern beyden Leingen werden an jeden Biegel des Bömsches vest angebunden. Die Stellung selbst aber geschichet also: Wo Raubvögel, Krähen und

und Dohlen sich aufhalten, daselbst schlägt man den Bömsch auf. Man schlägt den Pfahl mit der Zunge vest in die Erde, jedoch so, daß die Zunge frey über der Erde ein paar Zoll bleibe. Ferner legt man den Bömsch um den Pfahl, daß also die Stellung in der Mitten stehe. Anbey muß man 2 Hacken haben, womit man die Biegel vest aufhacke. Doch werden die Hacken dahin eingeschlagen, wo die Biegel mit dem Leingen zusammen gebunden seyn. Hierauf streckt man, wie oben gedacht, den Stock mit dem Leingen 5 Fuß neben dem Bömsch ein, biegt den Stock, und fasset das Stellholz, setzet es mit einem Ende an den Pfahl, mit dem andern aber auf die Zunge in dem Kerb. Die beyden Nebenleinen werden an die Biegel des Bömsches gebunden; so ist es aufgestellt. Vorhero aber muß an der Zunge ein Stück von Wildpretsgeschreide oder Fleisch gebunden werden. Kommt nun den Krähen solches in die Augen; so bekommen sie Appetit, solches wegzunehmen. Wenn sie es denn von der Zunge abhacken wollen; so fähret alsbald die Zunge vom Stellholze ab, und der Stock schnellet die Biegel auf, und oben zusammen, daß sie also im Garne warten müssen, bis man sie auflöset. Auf dem Schnee ist dieser Fang am besten, ob man gleich mit einem Frostbohrer zum Pfahlhacken und Stocke vorbohren muß; jedannoch kann man den Bömsch fein mit Schnee bedecken, daß sie desto eher eingehen.

Börstschilf, ist eine Art eines sehr schädlichen Schilfes, welches in Wäldern und Wiesen auf sumpfigten Plätzen manchmal wächset, und der äusserlichen Gestalt nach, wie eine Hohlklinge dreyeckigt ist, auch, wenn man ein Blatt von einander reisset, einen staubigten Rauch von sich giebet.

Bois fendu, s. Scheitholz.

Bois madré, s. Maser.

Boletus Cervi s. cervinus, s. Hirschbrunst.

Bombarda, s. Büchse.

Bonnet de Prêtre, s. Spindelbaum.

Bonosa, s. Haselhuhn.

Bonwald, wird derjenige Wald genennet, welcher im Argöw in der Schweitz, in dem Gebiete der Stadt Zopfingen liegt, und sich bis an die Aar erstrecket. In diesem Walde sollen die schönsten Bäume in ganz Europa anzutreffen seyn.

Borcke, s. Rinde.

Borckenreiffen, s. Rindeschälen.

Bordeliere, s. Ballerus Aldrovandi.

Bornes, s. Gränzen.

Boscage, s. Gebüsche.

Bos-Taurus, s. Rohrdommel.

Bouleau, s. Birke.

Bouquet, s. Hase.

Bousson. s. Dorn.

Bouton, s. Korn.

Borax, s. Mistel.

Brachung der Teiche, s. Teichfischerey. Nro. II. 3)

Brachamsel, s. Brachvogel, Ribitz.

Brachhuhn, s. Brachvogel.

Brachmonat, s. Junius.

Brachsmen, s. Brassen.

Brachung der Teiche, s. Teichfischerey, Nro. II. 3).

Brachvogel, lat. Arcuata, Rubetra, ist ein Vogel, von welchem man dreyerley Arten hat. 1) Die sogenannten Reilhacken und Fastenschlier, ein Vogel, der Grösse nach, wie eine Truttheune, und der Farbe nach, wie ein Trappe, unter dem Leibe aber etwas weisser. Er hat lange Füsse, und kann daher auch sehr schnell lauffen. Sein Flug ist ebenfalls sehr schnell, und er pfeiffet gar helle einen zweythönigten Laut; wozu man ordentliche messingene Pfeiffen macht, durch welche er nachgeahmet wird. Sie brüten hier zu Lande nicht, oder doch gar selten. Im Frühjahr und Herbst ziehen sie hier vorbey; fallen sodann auf die Brachfelder, oder die daran stossende Wiesen ein, halten sich aber nicht auf; sondern gehen bald wieder fort. Sie halten sich sehr genau zusammen. Und wenn einer von ihnen geschossen wird, und nicht sogleich todt liegen bleibet; so wenden sie sich im Fliegen wieder um, und auf ihren Cameraden zu, den sie nicht gerne verlassen wollen; da man denn aufs neue einen und den andern davon schiessen kann; welches auch das einige Mittel ist, wie man sie bekommen kann. Ihre Nahrung bestehet in allerhand Gewürmer, sonderlich aber in Regenwürmern. 2) Die andere Art der Brachvögel, wird mit dem Nahmen der Sandhüter benennet. Diese ziehen auch nur hier zu Lande vorbey, und brüten nicht. Sie lassen sich sonderlich zur Herbstzeit gerne auf grünen Saatfeldern finden, und ziehen in starker Menge beyeinander. In der Grösse sind sie, wie eine Taube, und haben schöne sprenklichte, und grünlichte Federn. Es sind sehr schöne Vögel, die nicht wohl an sich kommen lassen. 3) Die dritte Art, die man Ditzgen oder Titgen nennet, ist die kleinste von allen Brachvögeln, schön bunt von Federn, und unten am Bauche weiß. Sie brüten auch hier zu Lande nicht; sondern ziehen zur Herbst- und Frühlingszeit nur hier vorbey, und fallen gleichfalls gerne auf die Saatfelder ein, halten sich aber auch, wie jene, nicht lange auf, sondern ziehen bald fort.

Sveneefeld giebt 5 Sorten der Brachvögel an. Diese sind 1) Pardalus primus, weil er mit bunten Flecken, wie ein Parder, besetzt ist. Er heißt auch Numenius und Arcuata, weil sein Schnabel gekrümmet ist. Ingleichem Gallina novalis maior, **Brachhuhn, Geißvogel.** 2) Pardalus secundus, Merula novalium, Vanellus fuscus, **Brachamsel, grauer Kibitz.** 3) Pardalus tertius, Gallina novalis media, Pluvialis, **Mittelbrachvogel**, franz. *Plavier*, ist kleiner, als ein Kybitz. 4) Pardalus quartus oder minor, Pluvialis altera &c. 5) Clareola nona, Cenchramus Nonnii &c. Das Fleisch dieser Vögel ist sehr gut zu essen, sonderlich soll es denen dienlich seyn, die mit der fallenden Sucht behafe

behaftet ſind, und den Harnzwang haben. Es reiniget auch das Geblüte, und treibet den Harn. Die groſſen Brachvögel oder Keilhacken zu ſchieſſen, bedienet man ſich der obgedachten meſſingenen Pfeiffe. Sie wird von dünnem Meſſing eines guten Daumens ſtark, und anderthalb Zoll lang gemacht. Oben am Ende wird ein Röhrgen, ungefähr eines Tobackspfeiffenſtiels dicke, darauf gelöthet, welches an dem Ende, ſo auf der Pfeiffe liegt, etwas ſpitziger ſeyn muß, und oben in der Pfeiffe ein Löchlein, daß durch das Röhrlein in das Löchlein hinein gepfiffen wird. An der Seite muß noch ein Löchlein ſeyn, wo man einen Finger darauf hält; und auf ſolche Art kann man den zweyſtimmigen Laut, wie die Brachvögel angeben. Wenn nun die Brachvögel ziehen; ſo ſetzt man ſich an einen verborgenen Ort. So bald ſie denn die Pfeiffe hören; ſo nähern ſie ſich, daß man ſie ſchieſſen kann.

Brächſen, ſ. Braſſen.

Brahne, wird ein Holz-, Feld- oder Wieſenrand genennet, der mit Laubholz bewachſen iſt.

Brama, ſ. Braſſen.

Brand, iſt eine Krankheit der Bäume, dabey ſie verdorren, und die Rinde von unten bis oben aus ganz ſchwarz ausſiehet. Man hält insgemein davor, daß dieſer Zufall von gewiſſem Ungeziefer, welches durch beſondere Winde auf die Bäume gebracht werden ſolle, herrühre. Allein dieß iſt nicht nur eine ſehr unnatürliche Entſcheidung, die durch keine Beobachtungen oder Ver-

ſuche unterſtützt wird; ſondern man wird dadurch auch gänzlich von einer Unterſuchung abgeführet, welche die Sache nach dem Lehrbegriffe der wahren Philoſophie, und nach einer Aehnlichkeit mit den übrigen Wegen der Natur erkläret haben will. Man weiſt zuverläßig, daß ſowohl die Thiere, als die Pflanzen und Bäume, ſo bald ſie ſich einer Abnahme nähern, auf einmal ein bequemes Neſt, und eine Nahrung für Inſekten von mancherley Art werden, welche weder Wohnung noch Unterhalt in denſelben finden konnten, ſo lange ſie in einem geſunden Zuſtande waren. Eben ſo ſiehet man auch, daß keines von den Thieren und Gewächſen, ſo frey es in ſeinem geſunden Zuſtande von dem Ungeziefer ſeyn möchte, jemals entweder durch einen Zufall, oder durch unſre eigene Veranlaſſung, in den Zuſtand, welcher ſich zu dem Unterhalt der Inſekten ſchicket, geſetzet wird, ohne daß die Natur es augenblicklich mit viel tauſend von dieſen kleinen Geſchöpfen bevölkert; ob wir gleich gar nicht errathen können, wo ſie herkommen. Man lege nur ein Stück von dem Cörper irgend eines Thiers an die Luft; man zerſtoſſe nur etwas von einer Pflanze oder einem Baum, oder bringe es ſonſt zur Fäulung; ſo wird der veränderte Zuſtand dieſer Cörper einer oder der andern Art von kleinen Thieren Nahrung verſchaffen, und gleich wird ſich eine Menge davon an denſelben einfinden. So lange das Fleiſch ſich an dem Leibe des Thieres befand, ſo lange das Blatt, und der Stengel noch an der Pflanze in

seinem Wachsthum war, und entweder von der Wurzel, oder von dem Umlauf der Säfte Nahrung bekam; hatten die Insekte keinen Platz darauf. Lasset uns hieraus nach der Wahrlichkeit den Schluß machen: Gleichwie in dem Fleisch, wenn es durch einen oder den andern Zufall an dem Thiere zur Fäulung kommt, eben so gewiß Insekten entstehen werden, als wenn es von dem Thier abgesondert ist; also hat man nicht Ursache, zu zweifeln, daß an dem Zweige ein veränderter Zustand der Säfte, die entweder in die Fäulniß gerathen, oder sich der Fäulung nähern, eben so gut einen Aufenthalt und Nahrung von Ungeziefer zuwegen bringen könne, indem der Zweig noch an dem Baume ist, als wenn er davon abgesondert worden. Aus diesen Grundsätzen lassen sich die wahre Ursachen von dem sogenannten Brand an den Bäumen herleiten. Man hat diese Ursachen unstreitig übersehen, und die Wirkung derselben damit verwechselt, oder aus Irrthum vor die Ursache angenommen. Allein wiederholte Versuche haben das Gegentheil gezeiget, daß sich nämlich das Ungeziefer erst alsdann sehen läßt, nachdem das Uebel schon vorhanden ist.

Eine Stockung der Säfte sowohl bey Thieren, als Gewächsen und Bäumen, ist der erste Weg zur Fäulung, und alles, was zu der einen Anlaß giebt, ist auch eine Veranlassung zu der andern. Man hat ferner bemerket, daß nicht eine gänzliche Fäulung nöthig seye, diese Säfte zu einem bequemen Futter für Insekten zu verkochen. Ein Zustand, der nur einer Fäulniß nahe ist, d. i. eine Stockung, wird dazu schon hinreichend seyn. Es fehlet also an nichts weiter, als an einer zufälligen Ursache, sie mag nun von der Natur, oder von der Kunst abhängen, wodurch in den Säften eines Baumes, oder eines einzelnen Zweiges von einem Baume, eine Stockung veranlasset wird. Alsdann werden wir finden, daß sie geschikt sind, einer Menge von Thiergen, die vorher keinen Unterhalt von ihnen haben konnten, Nahrung zu geben; bey welchen Umständen sie sich auch so gleich, wie vorangeführte Beyspiele zeigen, hauffenweise einfinden. Daß es nun eine Menge sowohl natürlicher, als durch Kunst verursachter Zufälle gebe, wodurch der ordentliche und freye Umlauf der Säfte in Pflanzen, und Bäumen gehindert werden kann, das ist wohl eine offenbare Sache. Man findet, daß die weichlichsten Bäume, wenn sie gleich den vortheilhaftesten Stand haben, den Brand am heftigsten leiden. Es kommt auch nicht von Insekten, die ein Ostwind mitgebracht, her, daß Bäume, welche gegen Osten stehen, von dem Uebel am häuffigsten getroffen werden, oder wenn das Unglück allgemein ist, es am ersten fühlen; sondern die Ursache liegt darinn, daß dieser Stand am wenigsten vortheilhaft ist, und die Bäume, die so stehen, unter einerley Umständen in anderer Betrachtung, die schwächsten sind. Ein etwas härterer Winter, als wir gemeiniglich zu haben pflegen, wird allezeit viele von unsern fruchttragen-

tragenden Bäumen hinreiſſen, und diejenigen, welche darüber ausgehen, ſind allemal die weichlichſten. Wo der ganze Baum nicht verderbt wird, und nur einer oder mehrere von ſeinen Zweigen ſchwächer ſind, als die übrigen; da gehen dieſe allein verlohren, und die andern kommen davon. Was ein ſtrenger Winter bey vielen oder bey ganzen Bäumen thun wird, das kann ein Froſt, der einige mal auſſer der Zeit einfällt, bey einigen wenigen, oder bey den ſchwächern Theilen derſelben anrichten. Die Art, wie der Froſt einen Baum angreift, beſtehet darinn, daß er in den Säften deſſelben eine Stockung verurſachet. Es iſt daher kein Wunder, daß im Frühling, zu einer Zeit, da die Säfte in völliger Bewegung ſind, ein weit gelinderer und geringerer Froſt dieſen Schaden eher thun wird, als daß er im Winter, wenn der Lauf der Säfte matter iſt, und die Säfte ſelbſt weder ſo häuffig, noch ihrer eigenen Natur nach ſo flüſſig ſind, ein ſolches Verderben anrichten ſollte. Dieß ſind die Beobachtungen, und die Gründe, wodurch wir zu einer wahren Erkänntniß dieſer Erſcheinung zu gelangen, hoffen mögen. Wären die Inſekten, welche man allemal auf denen vom Brande getroffenen Bäumen findet, wirklich der Anlaß zu dem Brande ſelbſt; ſo würde es vor Menſchen unmöglich ſeyn, ihn durch kunſtmäſſige Mittel hervorzubringen. Dieſe Bewandniß aber hat es nicht. Es iſt möglich, nach Belieben einen Brand zu verurſachen, indem man einen Baum, oder einen Theil davon zum Erſterben bringt, oder ſonſt auf einige Art verletzet, wenn nur die Jahreszeit dem Verſuche zu ſtatten kommt; und hier wird ſich das Ungeziefer alsdann eben ſo häuffig einfinden, als auf ſolchen Bäumen, die zufälliger Weiſe Schaden gelitten. Wie von 12 Bäumen, wovon der eine ſtark, der andere ſchwach von Natur iſt, der ſchwache den Brand zu einer Jahreszeit, da der ſtarke frey bleibet, leiden wird; alſo wird auch von zwey Bäumen, wovon der eine mit Fleiß geſchwächt, der andere aber in ſeinem natürlichen und beſſern Stande gelaſſen wird, der geſchwächte von dem Brand angegriffen werden, indem der andere unverſehret bleibt; und viele 1000 Ungeziefer werden auf dem einen zu finden ſeyn, da ſich auf dem andern nicht ein einiges ſehen läßt. Das hat man durch wiederholte Verſuche ſo befunden. Wenn in einer ganzen Reyhe von Bäumen, um die Wurzel eines einzigen herum, die Erde gröſtentheils weggenommen wird, und die übrigen in ihrem natürlichen Zuſtande gelaſſen werden; ſo wird der einzige, wofern die Jahreszeit nur ein wenig rauhe iſt, vom Brande gerühret werden, da zu gleicher Zeit alle übrige frey bleiben. Ja man hat es möglich befunden, eben das an einem einzigen Zweige eines Baumes, der ſonſt geſund war, durch ſtarkes Binden zu bewirken. Und man hat auf dieſe Art veranlaſſet, daß ſich Millionen Inſekten auf einem einzigen Zweige eines Baumes finden lieſſen, da alle übrige Zweige ganz rein davon waren. Solchergeſtalt iſt nun offenbahr,

daß die Insekten den Brand nicht veranlassen, ob sie gleich ihren Nutzen dabey suchen, und daß man sie eben so wenig beschuldigen kann, die Fäulung der Säfte verursacht zu haben, als sie an der Fäulung in den Säften irgend eines andern Gewächses oder Thieres, worinnen man sie antrift, Schuld haben. Alle diese Versuche sind mit fruchttragenden Bäumen angestellet worden. In wie fern ein solches Schicksaal auch andern wilden Bäumen, begegnen könne, läßt sich leichtlich schliessen. Wie sonderlich dieselbe dem Verdorren öfters häuffig unterworfen sind, davon s. Darre.

Brand, ist auch ein Kunstwort bey der Kohlenbrennerey, welches ein Holz bezeichnet, aus welchem nur bloß die wässerigte und dünnere ölichte Materie getrieben, der Theer und Pech aber zurücke geblieben. Dessen Farbe ist braun, mehr oder weniger ins Schwarze fallend, nachdem der Grad des Feuers stärker oder schwächer gewesen. Er hat die Gestalt des Holzes, ist spröder als das Holz, daraus er geworden, doch vester als die Kohle, und brennet mit einer loderenden, sehr heftigen, weit hellern und schärfern Flamme, als das rohe Holz. Ob nun zwar die Brände ein weit heftigers Feuer geben, als die Kohlen, so kann man doch nicht bey allen Schmelzfeuren mit Bränden auskommen, es bleibt noch so viel Wässerigkeit zurück, welche den höchsten Grad des Schmelzfeuers zu erhalten, nicht gestattet, dabey die Brände, wenn sie in einen engen Raum eingeschlossen sind, eine solche dämpfigte Flamme von sich geben, welche die heftigste Wirkung des Feuers erstickt; daher kann man in solchen Schmelzofen, wo strenge Erze, Eisensteine, und andere strenge metallische Cörper, schlichtweise mit den Kohlen übereinander gesetzet werden, ingleichem auch in denen Windöfens, worinnen in Schmelztiegeln geschmolzen wird, mit Bränden bey weitem nicht so gut auskommen, als mit Kohlen. Man hat mit Bränden oder angesengetem Holze, dergleichen bey Glashütten gebraucht wird, verschiedene Proben in den auf Eisenhütten gebräuchlichen hohen Ofens machen lassen, und befunden, daß ohnerachtet des starken Gebläses das Feuer durch den vielen dicken pechigten Rauch, der in den engen Zwischenräumen zu keiner hellen Flamme sich ausbreiten können, erstickt ist, und die gehörige Wirkung nicht gethan hat; so gar wenn auch nur wenige Brände unter die Kohlen kommen, vermindern solche die Wirkung des Feuers. Wo demnach die Verrichtung zu einem hohen Grade des Schmelzfeuers so beschaffen ist, daß die dicke pechigte Flamme, welche die Brände von sich geben, sich nicht genugsam ausbreiten kann, da hat die Kohle den Vorzug.

Brand im Rohr, wird bey den Jägern von einem Rohr gesagt, welches also zugerichtet worden, daß aus demselben das angeschossene Wild nicht gut sterben, oder weydmännisch zu reden, nicht gut enden will. Es finden sich nicht selten solche Röhre, daß, ob man gleich gut damit schiesset

schiesset und trift, dennoch dasjenige, so man getroffen, noch weit fliehet, lauft oder wegstiebet, ehe es endet, stürzet und fallen will; wenn auch das Gewehr noch so gut gemachet ist, und auch sonst von keiner andern Quelquechoserey was daran zu merken wäre. Einem solchen Rohr kann man also helfen: Man lade das Rohr vorher bloß mit Pulver, fange sodann eine junge Schlange, und stecke sie ins Rohr, lasse sie etliche Stunden darinnen, und schiesse sie alsdann an einen Eichbaum; so wird man nachgehends gewahr werden, daß es fernerhin besser daraus stirbet. Man nennet dieses den kalten Brand im Rohr. Noch besser aber ist der heisse Brand im Rohr, welcher also gemacht wird: Man nimmt das Rohr aus dem Schaft, und suchet eine Blindschleiche zu bekommen. Diese thut man in das Rohr, stopfet es zu, und läßt es also 24 Stunden stehen, daß die Blindschleiche darinnen ersterben muß. Alsdann ladet man das Rohr, und thut die Blindschleiche wieder hinein, und schießt sie in die Luft; so wird man mit Verwunderung gewahr, wie solches Rohr hernach tödtet. Wenn auch ein Thier nur etwas getroffen wird, wird es nicht weit lauffen. Wo die Kugel hintrift, ist es gleich Händebreit um den Schuß herum entzündet und verbrannt; wodurch auch sogleich das Thier kranket und endet. Wenn man aber Rehe mit dergleichen Rohr oder Büchse aufs Blat schiesset und trift, oder gar eine Keule, weil diese schlecht und nicht so stark am Wildpret ist, thut es freylich etwas Schaden; in Erwägung, daß man den Brand um den Schuß herum doch etwas ablöset, wenn es gebraten oder gekocht werden solle; und gehet also etwas am Braten oder Wildpret ab. Schädlich ist es dem Wildpret, aber zum Speisen gar im geringsten nicht, bloß daß es um den Schuß herum verbrannt ist, und nicht gut aussiehet. Es bleibet dieser Brand im Rohr, so lange man nur daraus schiessen kann, und gehet nicht anderst heraus, man lasse denn das Rohr etwas ausbohren. Das darf man versichern, daß es probat ist, und dem geschossenen Wildpret nicht im geringsten schadet, daß man sich scheuen müßte, dasselbige zu genieſſen. Nur dieses geschiehet, daß das Wildpret da, wo um den Schuß der Brand ist, im Braten und Kochen schwarz wird, man darf aber dieses angebrannte nur vorhero vollkommen ablösen. Manche Herrschaften wollen zwar deswegen nicht leiden, daß der Jäger oder Schütze den heissen Brand in seiner Büchse führe. Allein es ist doch manchmalen nöthig, sonderlich wenn er ein gar enges Revier hat, daß sich das angeschossene Wild leicht noch auf fremden Grund und Boden verlauffen kann; oder wenn er an sich selbst kein recht guter Schütze ist, daß er ein Thier nicht recht fassen und schiessen kann; oder wenn er des Nachts viel aufpassen, und sein Wildpret schiessen muß. Sollte aber an dem Rohr von jemand ein Possen gemacht worden seyn, daß das Wild daraus nicht sterben und enden könnte; so kann man ihm auf folgende Art helfen:

Man schraube die Schwanzschraube aus dem Rohr; lege das Rohr in ein flieſſendes Waſſer, daß das Waſſer alſo 24 Stunden durchlauffe; lege es wieder in den Schaft, und was man hierauf zum erſten damit ſchieſſet, davon nehme man den Schweiß, und ziehe das Rohr damit aus. ſ. a. Büchſe.

Brand in Wäldern, entſtehet entweder von ſich ſelbſt, oder durch Verwahrloſung. Von jenem iſt Schwefel und ſalpeterichte Materie die Urſache. Da bricht das Feuer im Sommer bey heiſſem Wetter aus, wenn die Strahlen den Boden innerlich entzünden. Stehet nun Heidekraut darauf, oder es befindet ſich Torf darinnen; ſo werden beyde zu Kohlen, bis das Feuer je mehr und mehr um ſich friſſet. Wo ſich die Wurzeln tief einziehen, hat man Exempel, daß das Feuer etliche Ellen tief in den Boden hinein gehet, und der Torf zu Aſche, und zu ſchwarz lockerm Staube wird. Ergreift das Feuer einen oder mehrere Bäume, beſonders die unten faul ſind; ſo geſchiehet dadurch groſſer Schade. Man wird dieſen Zufall entweder aus dem Rauch der Erde gewahr; oder wenn es nicht rauchet, ſondern innerlich fortglimmt; ſo ſtößt man mit einem Stock hinein, und trift lockern Staub und Aſche an. Alsdann iſt es Zeit, daß die angrenzenden durch den Glockenſchalle aufgefordert, und ganze Dorfſchaften und Aemter aufgebothen werden, Rettung zu thun. Um ſolches Feuer zu löſchen, muß man tiefe Graben ziehen, die Erde gegen dem Feuer zu werfen, und in die Graben Waſſer gieſſen, mit ſpitzigen Pfeilen viel Löcher hineinſtoſſen, und voll Waſſer füllen, auch neben und über den Graben das Heidekraut, Torf und Mooß abzuräumen und wegzuſchaffen ſuchen. Mit bloſſem Waſſer, ohne Grabenziehen wird nichts ausgerichtet; ſondern es bricht nebenher durch, und glimmet in der Erde fort. Iſt das Holz durch Verwahrloſung in Brand gerathen, wie ſolches durch Unvorſichtigkeit der Köhler, Aeſcherer und Holzhauer geſchiehet, welche nachläſſig mit dem Meilerbrennen, Aeſchern und Tobackſchmauchen umgehen, oder wenn wohl gar durch Boßheit und Leichtfertigkeit der Leute Feuer in das Gehölze gebracht wird; ſo iſt am ſicherſten, daß man unter Wind einen Strich Bäume und Unterholz glatt ab- und gegen das Feuer zuhaue; jedoch breit genug; ſonſt wenn die Bäume erſt oben hinaus brennen, ſo entzünden ſelbige mit ihrer Hitze die nächſt daran ſtehende Bäume von oben. Bey Feuer iſt gerne Wind; daher lodert es geſchwind fort, durch Verhauen aber wird es am erſten gedämpft. Dieſem Unfall iſt das harzigte Tangelholz vornemlich unterworfen, und iſt der Schaden, der daraus erwächſet, unbeſchreiblich; immaſſen auf ſolchen Brandſtätten und Gegenden in vielen Jahren kein Holz wieder aufſliegen will, und der Erdboden ſo durchbrennet worden, daß die Spuren davon in 40, 50 und mehr Jahren nicht vergehen. Ob auch ſchon vermittelſt der Aſche etwas Gras wächſet; ſo kann doch der Baumſaame keine ſolche Schärfe und Lauge

von der Asche vertragen, und also nicht aufgehen, indem er davon gänzlich zerfressen wird.

Brandfuchs, s. Fuchs.

Brandhirsche, s. Hirsch.

Branten, werden die Tatzen oder Füsse der Bären genennet.

Brasem, s. Brassen.

Brasme, s. Brassen.

Brasse, *Brassée*, s. Klafter.

Brassen, Brasem, Brächsen, Brachsmen, Prachsen, lat. Brama, franz. *Brasme*, sind unter den Gattungen der Weißfische die grösten. Sie kommen fast den Karpfen gleich. Doch sind sie noch etwas breiter und flächer, und haben auch grössere Schuppen, die von weisser Farbe sind. Der Kopf ist nach der Gestalt ihres Leibes etwas klein. Die Flossfedern sind an der Zahl viere, nämlich 2 an den Ohren, und 2 mitten am Bauche. Dabey haben sie einen dicken Rücken, einen zusammengedrückten Leib, und im Schwanz viele Gräten. Sie halten sich nicht nur in grossen Landseen auf, sondern werden auch in langsam fliessenden Ströhmen gefunden. In der Elbe und Oder, auch in den Brandenburgischen, Mecklenburgischen, und dergleichen Niederländischen Landseen werden sie häufig gefangen. Sie werden ziemlich groß, so, daß sie bisweilen eine Elle lang, und bey nahe eine halbe breit sind, und am Gewichte bis auf 20 Pfund betragen. Sie leben vom Mergel und leimichter Erde im Grunde, wie auch von Kräutern, die in flachen oder seichten Orten wachsen. Man fängt sie im Sommer und Winter, und die mittelmäßig grossen werden vor die besten gehalten. Besonders aber sind sie wegen ihrer Fettigkeit, im Winter ungleich besser, als im Sommer. Ihre Streich- und Laichzeit ist, wie der mehresten Fische, im Merz und April. Ihr Fleisch ist etwas hart und unverdaulich, und bey weitem nicht sowohl schmeckend, als das Fleisch der Karpfen; doch sind sie dabey nicht ungesunder, als die Karpfen. Sie werden gesotten, gebraten, und auch in grosser Menge geräuchert; doch sollen sie zum Braten immer besser, als zum Sieden seyn.

Bratfisch, s. Balche.

Braunellein, ist ein kleiner Vogel, der diesen Nahmen seiner Farbe wegen führet. Er ist am ganzen Leibe braun, ausser daß er an der Brust eine etwas dunklere Farbe hat, so wie man dieselbe an den Rebhünern an diesem Orte findet. Die braune Farbe am Rücken aber ist fast so, wie sie die Hänflige auf dem Rücken haben. Er gleichet in vielen Stücken dem Rothkehlgen, und hat einen Schnabel, wie die Nachtigall. Er bringt an bergichten Orten mehrentheils 5 bis 6 Junge aus, und pfleget im Herbst seinen Strich einzeln zu halten, so, wie er auch einzeln zurücke bleibet. Im Jenner wird er ganz kirre, und kann mit gemahlenen Hanfkörnern, und untermischter Semmel erhalten werden. Dieser Vogel hat darinn was besonders, daß er seines gleichen locket, und der Locke begierig folget, auch daher auf den Finkenheerd zur Locke mit getra-

gen wird. Man fängt ihn auch in den Stauden, sowohl zur Frühlings- als Herbstzeit, mit einem Meisenschlag, wie die Rothkehligen. Wenn das Weiblein in ein Gemach eingesperret ist, nimmt es zur Brutzeit alle Haare, Flachs, Werg, und was es erhaschen kann, hinweg, macht davon ein Nest, und setzet sich darauf, ob es gleich kein Männlein bey sich hat; zum Zeichen, wie groß seine Begierde zur Brut seye.

Braunfuchs, s. Fuchs.

Brechen, wird von wilden Schweinen gesagt, und heißt so viel als wühlen; als wenn man z. Ex. spricht: Es hat auf den Wiesen gebrochen, d. i. es hat gewühlet.

Bremen, s. Brombeerstrauch.

Brennen, franz. *Flatrer*, heißt insbesondere bey den Jägern, einen Hund brennen, wenn sie nämlich eine von tollen Hunden gebissene Wunde mit einem glühenden Eisen an dem Hunde brennen, damit das Uebel nicht ärger werde. Auf eine andere Art wird dieses Brennen also vorgenommen: Man lässet ein Eisen von der Form eines Schlüsselbarts glühend werden, und leget es mitten auf die Stirne eines Hundes, der von einem rasenden Hunde gebissen worden, als wodurch dem Ausbruch der Wuth gleichfalls solle vorgebeuget werden können.

Brennholz, heißt dasjenige, was sonst zu keinem andern Gebrauch und Nutzen taugt. So gering der Werth dieses Holzes in Ansehung des übrigen scheinen mag; so hat es doch in dem Hauswirthschaftlichen Wesen einen vielfältigen Nutzen, und es ist nicht wenig daran gelegen, daß man mit demselben, wie mit anderm, eine nützliche Einrichtung zu treffen wisse. Die Ausfonderung des Brennholzes geschiehet eines Theils mit Nutzen, und hingegen andern Theils auch mit Schaden. Ein grosser Nutzen zur Hauswirthschaft ist es, wenn man das harte und weiche Holz auseinander setzet; denn zu einigen Feuerungen ist das harte, und zu andern das weiche Holz besser. Auch mit den Aesten, Zacken, und Reise hat man wohl umzugehen, weil mit denselben zu Ersparung der guten Scheite oder Klusten, bey unterschiedlichen Werken kann gefeuert werden. Solchergestalt nun läßt man sowohl von hartem als weichem Holze ein jedes besonders, die Scheite oder Kluste alleine in Klastern oder Malter aufsetzen; ferner die Klöppel und Zacken, auch das stärkste vom Reise aushauen, und besonders in Klastern setzen, das Reis wird alsdenn in Bündel gebunden, und auch Schock- oder hunderts-weise in Haufen gesetzet, damit es abtrockne. Diese Sortirung des Holzes ist besonders nöthig und nützlich, an Orten, allwo das Holz nicht im starken Abgang ist, und ein Landwirth etwas zu verkaufen hat; denn läßt er Klöppel oder Zacken mit auf oder in die Scheiterklastern legen, so wird von Käufern hier und da, Einwendung gemacht. Sind aber die Scheite besonders, und die Zacken auch vom Reisse alleine; so werden die Zacken auch nach Proportion des Scheitholzes

holzes in ordentliche Preise, jedoch wohlfeiler, verkauft, und so ist es auch mit den Reißbündeln; denn Buchen- und Birkenreißholz ist allemal besser, als Eichen, Erlen und Aspen, und diese wieder besser, als die von Kiefern, Fichten, Tannen, Weiden und dergleichen weichem Holze, worinnen denn ebenmäßig eine Sortirung nützlich und nöthig ist. Einige Landhauswirthe und Besitzer eigenthümlicher Waldungen, auch Forstbediente, vermeynen es hierinnen wohl eingerichtet zu haben, daß, wenn sie das Unter- oder Schlagholz in den sogenannten langen Schockhauffen bringen, den Abraum oder Zacken mit dem Reisse auch in Hauffen zusammen werfen. Aber es heissen wohl an vielen Orten lange Schocke, es ist aber keine Zahl Stangen oder Reiß darinnen, sondern es wird nur nach Gutdünken, in Hauffen zusammen geworfen, daß etwann ein solcher Hauffen oder langes Schock, ein gut vierspännig Fuder Holz geben soll; und so ist es auch mit dem Abraumshaufen; solche lange Schocke und Hauffen werden dann also überhaupt verkauft; auch geben sie noch wohl vor, es kostete viel Holzhauerlohn, wenn es sollte sortiret, und die Klöppel, Stangen und Zacken alleine, und dann das Reiß auch allein verlohnet werden; so aber giebt man etwann von einem so ganzen Schocke abzuhauen und zusammenzulegen, 2 Groschen, auch wohl nur 1 Gr. 6 Pf. Hingegen wenn nur eine halbe Klafter Klöppel, auch wohl drey Viertel Klafter, aus solchem Hauffen würden, und etwann 2 Schock Reißbündel; so betrage es von diesen 3 Gr., und vom klöppelnden Zackenholz 1 Gr. 6 Pf. Hauerlohn, und noch mehr, es müßten viele Wieden dazu seyn, und giengen die Bündelhauer wohl gar in junge Schläge, und schnitten die Sommerlatten zu Wieden ab. Auf das letztere gleich zu antworten, in 3, 4, 5 und 6 jährigen Gehauen, wo die Sommerlatten dichte bey einander aufschlagen, kann der Beyund Nachwachs ganz wohl zu Wieden abgeschnitten werden, und wo auch auf einem Stocke gar viele ausgeschlagen, wird etwas weniges, doch nicht viel, verdünnet, wenn hier und da, was heraus kommt, wodurch die andern guten Reisser oder Sommerlatten, bessern Wachsthum bekommen. Jedoch erinnere ich nochmal, daß nicht viele Sommerlatten oder Beywachs bey einander wegkomme, und daß man nicht unverständige Leute solche ausschneiden lasse. Man nimmt auch die untern Aeste von Birken, auch Ilmen, Rüstern, und wäre auch dieses nicht, so sind ja Weiden zu bekommen, und kann man von 16 dergleichen kleine Weidenreißig viele Schocke Reißbündel mit binden, ja ein Hauswirth thut recht wohl, wenn er hierzu besonders Weiden anpflanzet. Nur vom erstern zu sagen, so ist es ja besser vor Verkäufer und Käufer, wenn ein jedes sein ordentliches Gewichte, Maaß oder dergleichen gewiß gesetztes hat, als wenn es überhaupt im Handel stehet. Also haben die langen Schocke und Hauffen kein ordentliches Maaß, sondern eins ist groß, ein anders klein, und was noch das

meiste, was von schönes Nutzholz, vom Unterholze wird nicht mit in die lange Schocke geworfen, einiges kommt an einen Hauswirth, so es wohl brauchen kann, vieles aber an diejenigen, so es nur zum Feuerholze nutzen. Wäre denn nun nicht besser gethan, wenn man vorhero das Nutzholz ausschösse, und das übrige zu Klöppeln, und in Klaftern, und das Reissig in Bündel bände. Man kann aus der Erfahrung versichern, daß es profitabler zum Verkauf, und auch in der Hauswirthschaft nutzbarer ist. Für commode Hauswirthe oder Forstbediente, ist diese Mode des Holzsortirens nun eben nicht, denn es giebt weit mehrere Aufsicht und weitläuftigere Rechnungen, als wenn es nur blos durcheinander in Klaftern, Malter und Hauffen also in 2 oder 3 Sorten gebracht wird. Sie widersprechen auch wohl, und sagen, wenn man es nun auch so sortiren und verkaufen wolle, es fände keinen Abgang, die Leute wären es nicht so gewohnt. Das ist freylich an dem, daß man den Einfältigen den wahren Holznutzen erst nicht recht beybringen kann, allein so muß man ihnen die thätlichen Proben zeigen; so werden sie denn gerne nachahmen. So ist es auch mit den alten abgehauenen Stämmen oder Stöcken und Wurzeln. An gar vielen Orten stehen und verfaulen sie noch bis dato, an einigen Orten aber kann man dieselben sehr wohl nutzen, wenn sie ausgerodet werden, und ist das Stockholz eines der vornehmsten zu unterschiedlichen Feuerungen, besonders die Eichen, und nebst diesen die Buchen, Birken, Ilmen, und Rüstern, Fichten und Tannen; Kiefern aber sind sehr dienlich zum Kühne, Feuer damit anzumachen, und auch zum Pech- und Theermachen. Hierzu aber gehöret ein verständiger Anordner, wie sie heraus zu bringen, und geschickte und fleissige Holzhauer. Wo aber, wie erwähnet, die Brennholzsortirung nicht mit Nutzen geschiehet, ist von solchen Orten zu verstehen, allwo das Holz im starken Abgang ist, und auch viele Kohlen zu Bergwerks- und Schmelz- und Eisenhammer-Werken gemacht werden, da müssen die Zacken und Stangenholz eben so viel gelten, als was das Baum- und Scheitholz gilt, und wird hier alles unter und auf einander gelegt, und eingesetzt, hart und weich Laubholz. Das Reiß wird auch von Klöppeln und Zacken rein ausgehauen, daß wenig starkes darunter bleibet, wer nun was gutes bekommt, der hats, ein anderer hingegen bekommt das schlechte, und muß alles ein Geld gelten. Allein zum selbsteigenen Hauswirthschaften ist die Sortirung nutzbarer, dann man kann zu diesem das harte, und zu einem andern Werke, das weiche nützlicher brauchen. Nach der Verfertigung und Sortirung des Feuerholzes ist nöthig, solches bey rechter Zeit an- und heimzufahren, damit nicht nur die jungen Schläge und Gehaue gerdumet, sondern daß es auch an gehörigem Orte sey, wo es bey der Hand zum Gebrauch, und nach Erfordern ins Trockene kommt. Hierzu ist nützlich, daß man gute Holzschuppen erbaue; in Erwägung, daß das Feuer-

holz, sowohl ausgetrocknet, eine grosse Menge ist; denn 2 Klaftern gut trocken Holz ist so gut, als 3 grüne zum Feuer zu nutzen; Eichen, Erlen, Rästern, Buchen, Kiefern, Fichten und Tannen-Scheitholz kann nun wohl zur Noth im Freyen, und im Wetter 3 bis 4 Jahr stehen, ehe es verdirbt, aber Birken und Aspen verstockt gar bald, wenn es über ein Jahr stehet, und es wachsen gar Schwämme daran heraus: also sind diese beyde Sorten am besten, wenn sie nach einem Jahre consumiret werden, erstere aber werden besser, so sie 3 oder 4 Jahr stehen, und besonders, wenn sie trocken, in einer Holzschuppe, wo auch die Luft mit durchstreichen kann, verwahret werden können. Klöppel und Zackenholz oder Weiden trocknen auch in einem Jahre aus, daß man selbige wohl brennen kann, deßgleichen auch das Reißholz, oder Reißbündel. Hier wird mancher sagen: Was soll man zur eigenen Wirthschaft Holzhauerlohn, Klöppel und Zacken auszuhauen, und Reißbündel zu machen, ausgeben, man hat ja sein eigen Gesinde und Leute, die, wenn man das Schlagholz oder Abraumholz so ganz nach Hause bringt, wohl mit Gelegenheit müssen zerhauen, können das Lohn zu Hause nebst ihrer andern Arbeit verdienen, und das Holzhauerlohn ersparen, und überdem, giebt man dem Gesinde trocken Holz, so verbrennen sie desto mehr, bey dem grünen aber werden sie es müde, immer bey dem Feuer zu stehen, und nachzuschieren, frieren zuweilen lieber, als daß sie die grosse Mühe mit dem grünen Holze, Feuer zu machen, haben wollen. Dieser Meynung aber kann man nicht beypflichten, es wird ja in den Gesindestuben und Küchen, um heiß Wasser vors Vieh zu haben, das meiste Holz angewendet, hat man nun unsorgsame Mägde, so fragen sie nicht viel darnach, ob das Wasser vors Vieh heiß oder laulicht wird, daher wird das Vieh nicht ordentlich abgewartet, und folglich ist der Nutzen denn auch schlecht. Andere möchten einwerfen und sprechen, man kann ja die Reißhauffen im Walde auch also ganz austrocknen, und dann nach Hause führen lassen. Es muß freylich angehen, allein man beobachte nur, wenn es so trocken eingefahren wird, ein Theil tritt und bricht sich gleich draussen beym Ausladen ab, und ein Theil zu Hause beym Abladen und Zerhauen, alsdann bleibt kaum die Helfte, besonders von Birken, Erlen, Aspen, Kiefern u. d. g. schwachem Holze, eichenes und buchenes hälts noch eher aus. Es bleibet derowegen, nach meiner Vorstellung, das beste, man mache die Zacken und Klöppel im Walde kurz, und binde das Reiß in Bunde, führe letzteres zu Hause, wenn es ein wenig abgewelket, und noch nicht gar brüchicht geworden, setze ersteres in Holzschuppen, oder sonst in Reihen hin, und das Reiß in rund zugelegte Haufen; so kann man solches zum Gebrauch dann Bundweise abnehmen, und so wird der Miß- oder Holzhof nicht immer so voller Spähne, und abgebröckelt Reissig liegen. Es ist aber auch zu merken, daß man das Reiß über anderthalb oder zwey Jahr,

auch nicht so hinliegen lasse; weil es sonsten auch verstockt, und ist es am besten zu gebrauchen, wenn es ein Jahr lang gelegen. Ueber dieses nun ist das Brennholz zu den unterschiedlichen Haushaltungswesen folgendergestalt am nutzbarsten zu erwählen, als

1) zum Bierbrauen muß man jedem Braumeister seinen Willen nicht allezeit lassen; denn es soll und muß bey manchen allemal das schönste und beste Scheitholz seyn. Allein wie brauet man dann theils Orten, wo das Holz theuer und und rar ist, bey Stroh gut Bier? Dieses nehme nun zwar aus, wenn Lagerbier und starke Gebräude, zu 12, 15, bis 18 ganze Faß gebrauet werden, dazu gehöret freylich gut Holz, und da ist das beste, Birken oder gut körnicht kiefern Scheitholz. Sonst aber, da man nur kleine brauen zu 6 oder nur zu 8 bis 9 Faß thut, da kommt man mit dem Reißholz wohlfeiler weg; dann mit vier Schock Reißbund kann man so viel, als mit einer Klafter Kiefern Fichten, oder Tannenholz zum Brauen ausrichten. Insbesondere, wo man nicht Holz hat, das sich gut klein spalten lässet, oder recht trocken ist, da thut das Reißholz noch mehr Dienste, und macht flüchtiger Feuer und Hitze, als solch naß oder knorricht Scheitholz. Diese Unbequemlichkeit hat der Braumeister, daß er öfters nach dem Feuer sehen, und solches nachschieren lassen muß. An einigen Orten werfen sie gar die ganzen Kluften oder Scheite unter die Pfannen. Es ist aber nicht rathsam. Denn sind ja Oerter, wo noch Holz voll auf ist; so ist es doch besser, man spalte es so klein, als nur ein Menschenarm stark; so erspahret man doch mehr, als mit den ganzen Scheiten. Denn das klein gespaltene Holz setzet sich auf einmal zum Feuer, und giebt eine schnelle Hitze. Es sind auch die Klöppel- und Zackenklaftern, besonders Birken, Erlen, und Kiefern, sehr vortheilhaft zum Brauen, und kann man mit diesen, wenn sie fein trocken sind, die stärkste Brauen, sowohl, als mit gutem Scheitholze, abbrauen. Man brauet auch theils Orten mit Eichenholze, allein Birken oder Weiches, als Kiefern, Fichten und Tannen, ist hierzu weit besser, ja ich behaupte, Reißbunde sind besser zum Brauen, als das schönste Eichenholz. Vom Malzdarren will ich nur noch mit wenigem handlen. Hierzu ist das harte Holz, Eichen, Erlen, Buchen, und dergleichen, das beste; jedoch sind die ausgerotteten Stöcke, besonders eichene und buchene, hierzu recht wohl zu gebrauchen, und kann man zum Darren, wann sonst der Ofen ordentlich eingerichtet ist, daß man selbigen die Quere hinein einheizet, allerhand knorrichtes und schlechtes Holz, wohl anwenden. Man findet in Darrhäusern die schlechte Einrichtung, daß man Darrofen zu 8 Ellen lang hat. Sie sind niedrig und die Horten liegen hoch, der Ofen wird von einem Ende hineingefeuert, und dann Holz von 8 bis 10 Fuß lang, hineingeschoben. Solche Darröfen erfordern viel Holz. Besser ist es, wenn der Ofen hoch ist, und die

Hor-

Hurten nahe drauf liegen. Es gehet nicht halb so viel Darrholz drauf. Man hat auch theils Orten, Darrhorten, von starkem eisernen Drate, diese sind die besten, weil dabey nicht nur Holz ersparet, sondern auch das Malz schön gedaret wird.

2) Zum Branntenweinbrennen muß nothwendig hartes Holz seyn. Man kann zwar auch mit weichem Laub- oder schwarzen Holze brennen, allein mit letztern ist es bald versehen, entweder es wird das Feuer unter der Blase zu schnell und flüchtig, daß der Meisch gar überkocht, und zum Huth hinaus treibet, oder aber wenn man beym Zumachen zu wenig Holz einsteckt, so dauret es die Zeit nicht aus, bis der Leiter abgegangen, sondern ist zu zeitig verschmolzen. Es ist also das nützlichste Verfahren zum Feuern beym Branntenweinbrennen, daß man, wenn man einmachen will, weiches oder Klöppel- und Zackenholz nehme, so fein trocken ist. Dann wann dieses fein klein gespalten ist; so giebt es schnelles Feuer und Hitze, man bringet das Wasser bald zum Kochen, und wann der Meisch übergetragen ist, kann man auch mit dergleichen Holz anfeuern. Ist es Birken oder Büchen, so ist es desto besser zum Aufstecken; beym Zumachen aber, ist das eichene das allerbeste, und die eichene Stockscheite, wann die Eichenstöcke oder Stämme ausgerottet, und 1 bis 2 Jahr also gespalten, in der Luft oder Sonne ausgetrocknet sind, allem andern Holze zum Branntenweinbrennen vorzuziehen. Sie geben nicht nur eine derbe, sondern auch beständige und gemäßigte Hitze, so immer einerley bleibet. Denn in dem Eichenholze sind zwar starke schwefelichte Theile, welche aber mit vielen erdigten und salzigten vermischet sind, und der salpetrige, spirituöse Geist, so in dem Salze stecket, wird durch die viele erdigte Theile gedruckt oder zurück gehalten, daß der Schwefel nur subtil in demselben brennt, und zu keiner rechten Flüchtigkeit kommt. Die öligte Substanz ist mit vieler Wässerigkeit verbunden, daß sie wohl brennt, aber nicht so bald flüchtig wird. Man kann es an dem Safte des Holzes wahrnehmen, welcher eines wässerigen, aber auch anziehenden säuerlichten Geschmacks ist, welches das viele Salz, so mit salpetrigen Theilen vermischt ist, verursachet. Hingegen in andern Laubhölzern, als Buchen, Birken und dergleichen, ist das Salz schon mehr mit salpetrigen Theilen vermischt, welche es auch flüchtiger macht, und die erdigte und öligte Theile mehr angreifen kann, wodurch dessen Feuer nicht nur flüchtige Hitze giebt, sondern auch die Kohlen, als das erdigte Theil, bald zum Verschmelzen und zur Asche bringet. Die schwarzen oder harzigten Hölzer haben eine starke öhlichte Substanz in sich, mit wenigen wässerigen Theilen, darnebst ein flüchtiges salpetriges Salz, und die erdigten Theile sind zu schwach, solchen zu widerstehen. Daher kommt es, daß solche auch gar bald im Feuer auf und vergehen. Erde ist, wie bekannt, schwer, folglich schwer Holz ist mit vielen erdigten Theilen vermischt, und

alſo iſt Eichenholz ſchwer, gegen andere Laub- und auch ſchwarze Hölzer. Wann nun gleich die friſchen und grünen Hölzer, ſo noch nicht ausgetrocknet, dem eichenen, wann es gegeneinander abgewogen werden ſollte, die Waage hielte; ſo wird doch bey dem ausgetrockneten ein ziemlicher Unterſchied, ſogar auch bey dem abgeſtorbenen und faulen Holze, befunden werden. Das eichene faule Holz iſt allezeit ſchwerer als Buchen, Birken, und andere mehr. Hieraus folget untrüglich, daß die vielen erdigten Theile im Eichenholze, ſolches zu einer gemäſſigten, und lang anhaltenden Hitze bringen.

3) Backholz, iſt etwas ſehr nothwendiges zur Hauswirthſchaft; wiewohl an vielen Orten, wo das Holz knapp iſt, auch mit Stroh ſchon Hausbackenbrod gebacken wird, jedoch iſt es beſſer, wann man das Stroh im Dünger zu Beſſerung der Felder und Wieſen behalten, und mit Holze die Backöfen heitzen kann. Hierinnen ſind ſie nun in Holzländern verſchwenderiſch, denn wenn ſie nicht Scheitholz, oder wenigſtens geſpaltene Klöppel und Zacken haben ſollten, ſo meynen ſie, es könne kein gut Brod gebacken werden. Es iſt aber eine andere Menage zu machen, und man kann mit Reiſſe die Backöfen heitzen, welches auch an vielen Orten ſchon geſchicht. Ich will den Unwiſſenden zum Beſten, und andern ihre Vorurtheile zu benehmen, hiervon etwas weniges anführen. Es iſt gewiß, daß mit trockenem Reiſſe, es ſey von was für Holz es wolle, Buchen, Birken und Haſeln aber hat den Vorzug, ſich die Oefen vollkommen, und auch geſchwinde gut heitzen, und dem Werthe des Holzes nach, bey weitem ſo viel nicht drauf gehet, als bey Scheit- oder Zackenholze. Das trockene Reiß giebt ein auflammendes Feuer, wodurch der Ofen oben bald heiß wird, und ſodann werden die Kohlen auf dem Heerde herumgezogen, daß er auch unten ſeine rechte Hitze bekommt. Man kann mit 10, 12 bis 15 Reißbund, einen groſſen Backofen heitzen, und ſo man auch den ganzen Ofen nicht gedenket voll zu backen; ſo kann man mit Reiſſe denſelben halb oder 2 Drittheil davon, noch beſſer heitzen, als wie mit Holze, und zwar wegen des aufſchlagenden ſtarken Flammenfeuers, wodurch der Ofen bald oben gut wird. So groß, als man den Platz gedenkt zu überſetzen, ſo weit ziehet man auch die Kohlen herum. Inzwiſchen muß bey dem Reiſſigfeuren fleiſſig geſchüret werden, damit die kleinen Kohlen nicht ſo übereinander liegen bleiben, und die aufſchlagende Hitze dämpfen oder zurück halten. Das eichene Scheit- oder Zackenholz, iſt das ſchlechteſte zum Backen, dieweil es keine ſchnelle Flamme giebt.

4) Zu Kachelöfen und Einheitzung der Zimmer, auch andern Stuben muß nun wohl allerhand Holz dienlich ſeyn. Jedoch gehet das harte dem weichen, und das trocken dürre gewordene dem grünen weit vor. Wenigſtens ſoll man es Jahr und Tag, und wenn es auch länger ſeyn kann, laſſen austrocknen.

Denn

Denn wenn man grün Holz, oder so nur etwan etlich Monate abgehauen gestanden, aufs Feuer leget; so läuft an den abgehauenen Enden, der Saft oder die wässerigen Theile heraus, welches nicht nur das Feuer und Hitze dämpfet; sondern es liegt und kohlet, und schwölet nur, bis es nach und nach durchglimmet, fällt denn auseinander, und hat keine sonderliche Hitze von sich gegeben. Zu Einheizung der reinlichen Gemächer und Zimmer, ist Roth- und Weißbuchen, Birken, Erlen, Rüstern, Ahorn, Aschen und Maßholdern, das beste, dieweil es keinen sonderlichen Dampf oder Geruch von sich giebt, und die Kohlen in steter brennenden Hitze, bis zum verschmelzen bleiben. Das eichene giebt nun schon einigen Geruch von sich, so aber wenig heißt. Es ist aber damit weit vortheilhafter umzugehen. Jetziger Zeit hat man meist kleine Oefen, in grosser und vornehmer Herren Zimmer. Da thut man wohl, daß man das Feuerholz zu rechter Zeit einfahren, kurz schneiden, und so noch ein Jahr, und wann es auch mehr seyn kann, in den Holzschüppen austrocknen lasse, mit Buchen, Birken, oder dergleichen Holze anfeuere, und alsdann recht trocken Eichenholz, oder von dessen Stücken gemachtes Holz, nachlege; so hält das Feuer und die Hitze desto länger untereinander an; und wenn eiserne Thürgen vor den Oefenlöchern sind, macht man solche bis auf die Zuglöcher zu; so erhält sich die Hitze weit länger im Ofen. Ueberhaupt sollte man in keine Kachelöfen, sie seyen beschaffen, wie sie wollen, langes Holz einlegen lassen, theils wegen Herausschlagung der Flamme, und besorgender Feuersgefahr, besonders aber, weil mehr Hitze zum Ofenloche herausschlägt, als wie in das Zimmer dringet, wenn der ganze Ofen der Länge nach voll Feuer brennet. Derowegen ist kurz Holz besser, wenn es im Ofen hintergeschoben, und angebrennet wird, so vertheilet sich die Hitze von hintenher im Ofen desto besser. Zum Gesinde- und Viehstuben ist das Reißholz, Klöppel- und Zackenholz, das beste. Wenn es gut trocken ist, so giebt es ein schnelles Feuer, daß die Wasser vors Vieh bald heiß werden, und das Gesinde bald eine warme Stube bekommen kann, wenn es öfters von der Kälte und Regen viel ausstehen muß. Hernach kann man von Stockscheiten, oder sonst alten knorrigten Holze nachlegen, damit sie sich wieder erwärmen, und austrocknen können. Auch die Wärme des Feuers erquicket den Menschen. Es ist also auch von Herrschaften christlich, wann sie ihrem Gesinde eine warme Stube der Zeit nach gönnen, inzwischen aber als gute Hauswirthe, auch hier auf eine nützliche Einrichtung denken.

5) Zur Küchenfeuerung ist Buchen, Birken, Erlen, Aschen, Rüstern, und Ahorn weit besser, als Eichen. Jedoch gehet letzteres noch gar wohl mit, wenn es recht trocken ist. Kein schlechteres Küchenholz aber ist, als Aspen, Fichten und Tannen; denn dieses liegt, platzt und sprengt das Feuer und Kohlen um sich herum, daß sie öfters in die

Speisen

Speisen fallen. Sind aber die Küchenheerde geräumlich, daß man Castrole, Pfannenlöcher, und kleine Bratöfen auf dem Heerde anlegen kann; so kommt man mit den ordentlichen geschwölten Kohlen fast eben so weit. Wann dann ein Eigenthümer eines Holzes Klöppel- und Zackenklaftern hauen, und hievon Kohlen machen läßt; so sind solche zum Kochen und Braten nicht nur reinlich, sondern die Speisen werden auch delicat dabey gekocht, und gebraten. Wenn man einen Ueberschlag machet; so erweiset sich in einem Monate, wie viel Holz besonders zum Feuerheerde und Speisen Kochen aufgehet, und wie hoch es am selben Orte im Preise zu stehen kommt. Man lasse dann nur ½ oder 3 Klöppel- oder Zackenklaftern verkohlen, messe selbige mit einem Korbe, oder besondern Maase nach, wie viel aus diesen Klaftern Kohlen geworden, und wie hoch selbige dem Werthe des Holzes nach, sowohl als mit dem Köhlerlohne zu stehen kommen, koche und brate nur eine Woche dabey, und observire, wie viel Maaß von den Kohlen aufgegangen; so wird man bald finden, woran mehr Vortheil ist, ob an Kohlen, oder am Holze. Es finden sich Oerter, wo Klöppel- und Zackenholz in keinem sonderlichen Werthe ist, wo noch Scheitholz genugsam, und nicht allzutheuer zu bekommen ist. An solchen Orten vornemlich, ist mit Zacken- und Klöppelholzkohlen rathsamer in der Küche zu feuren, als mit Scheitholz, und wenn auch dergleichen Holz nicht abgehen will; so thut man wohl, man läßt es verkohlen, und verkauft die Kohlen an die Schmiede oder dergleichen Feuerarbeiter; so wird es doch bezahlt, und ist besser, als wenn es vor leichte Geld zur Feuerung verkauft wird.

6) Wenn bey einem Landgut ein Ziegel- oder Kalkofen seyn kann; so sind solches auch nutzbare Stücken, nicht nur wegen des selbst eigenen Bauwesens; sondern es ist auch durch Verkauf solcher Materialien, etwas zu gewinnen, und wo die Felder sich nach ihrem Grund und Boden dazu schicken, daß sie Kalkdüngung gut annehmen, ist ein eigener Kalkofen, wann nur die Kalksteine nicht gar zu kostbar anzuschaffen seyn, zu Verbesserung der Felder, sehr vortheilhaft. Gesetzt auch, man müsse schon etwas theuer Holz dazu haben; so bringet es der Nutzen der Felder doppelt wieder ein, und wo das Holz theuer, da sind die Ziegel auch theuer, und wird ordentlich der Preiß nach dem Holze gerichtet. Folglich kann nicht Einbusse, sondern Profit bey den Ziegelscheunen seyn, besonders wo gute Ziegelerde ist, daß es recht gute Steine giebet. Die werden doch allezeit gesuchet, und haben Abgang. Und wie nun die gute Erde das Hauptwerk zum Ziegelbrennen ist; so muß gedachter Massen auch das Holz den Nutzen bringen, derowegen man zur nützlichsten Feuerung alle möglichste Ueberlegung nach des Orts Gelegenheit und Werthe des Holzes, zu machen hat. Die Ziegelmeister meynen gemeiniglich, wie die Brannteweister, wann man nicht lauter gut Holz gebe; so können keine gute

Ziegel

Ziegel gebrennet werden. Es iſt nicht genug, daß ein Ziegelbrenner Rechnung her macht, zu einem Brand Ziegel von 30000 Ziegel, gehen 25 bis 27 Klaftern Scheitholz drauf; wann es 4 Fuß lang iſt, und die Klafter koſtet 1 Rthlr. 12 Gr. betrüge ſolches 40 Rthlr. 12 Gr. Fuhrlohn vor Holz und Erde 20 Rthlr. — Gr. vor Arbeitslohn und andere Unkoſten 39 Reichsthaler 12 Groſchen, daß es alſo 100 Rthlr. — Gr. betrüge; rechne dann 30000 Ziegel, das tauſend zu 5 Rthlr. wäre 150 Rthlr. bliebe alſo netto 50 Rthlr. Ueberſchuß. Nach dieſer Rechnung gienge es wohl an, daß die Unkoſten des Anlegens und Aufbauung einer Ziegelſcheune, ſehr wohl verintereſſiret würden, wann auch nur jährlich 3 bis 4 Brände geſchehen und abgehen können. Allein iſt auch das Holz überall in ſolchem Preiſe jetziger Zeit zu bekommen? Und wann auch wäre, ſo kann man dennoch ein mehreres gewinnen, wenn man nämlich, die alten Eichen-, Buchen-, Birken- Fichten- und Tannenſtöcke mit ausrotten läßt, und daſſelbe der Ziegelmeiſter zum Schmauchfeuer Anfangs nehmen muß. Denn drey tüchtige Klaftern thun im Schmauchfeuer, ſo viel als zwey Klaftern Scheitholz. Ferner kann man auch hierzu alles alte knorrigte Holz und Stöcke nehmen, die nicht gar wohl zu ſpalten ſeyn, wenn ſie nur unten in die Feuerlöcher gebracht werden können. Man kann dann mit Stockholze, auch mit Klöppel- und Zackenholz, jedoch nur mit dem krummen, ſo beym vollen Feuer nicht kann übergeſchoſſen werden, ferner fort das Feuern continuiren, bis zum vollen Feuer, wenn man alsdenn nur 6, 7 bis 9 Klaftern gut Holz, entweder Birken, oder Kiefern, oder Aſpen, Fichten, oder Tannen hat, welches ein flüchtig Feuer machen muß. Iſt aber dergleichen Scheitholz nicht vorhanden, oder kommt zu hoch im Preiſe; ſo muß man von dem Klöppel- und Zackenholze vorhero was abſondern, damit man ſelbiges zum Ueberſchieſſen brauchen kann. Zur guten Menage, läßt man auch lange Reißbunde binden, von Weiden, und allerhand Holze, und die ſtärkſten Klöppel abſondern, und braucht dann das Reiß-, und Klöppelholz, zum Abfeuren. Es kann zu dem Ziegel- und Kalkbrennen, (denn letzteres iſt ebenmäßig wie die Ziegel zu tractiren) allerhand Holz genommen werden. Man kann mit purem eichenen oder harten Holze Ziegel brennen, und braucht nur, wie gedacht, zum Abfeuren, Reißklöppel, oder Birken- und ſchwarz- oder Tangelholz. Man kann auch mit purem Harz- oder Tangelholze dabey auskommen; nur iſt der Ueberſchlag zu machen, welches am wohlfeilſten zu ſtehen kommt. Denn es iſt leicht zu erachten, daß nicht ſo viel Klaftern hart als weich Holz, zu einem Brande drauf gehen. Jedoch iſt an manchem Orte das Tangelholz, noch rarer als Eichen- und dergleichen Laubholz. Immittelſt aber, ſo bringen Ziegel- und Kalköfen, wo die erforderliche Materie gut zu haben, ſchon was ein, wenn anderſt mit dem Holze die beſten Vortheile ergriffen werden. Man laſſe bey

Zeiten das Holz hierzu fällen, daß es auch wohl ausgetrocknet sey, besonders das, so zum Abfeuren genommen werden muß.

Brettschneiden, s. Brettstamm.

Brettstamm, heißt ein wohlgewachsener Schaft eines Baums, woraus etliche Brettklötzer, aus diesen aber auf einer Schneide- oder Sägemühle Bretter von verschiedener Länge, breite und dicke geschnitten werden können. Ein solcher Stamm muß nicht wammerigt, knotig, eißklüftig, faulstockig, keraschälig noch kernästig seyn, sonderlich die Tanne, in welcher am ersten die Aeste bey dem Schnitte losgedrücket werden, und wenn sie heraus fallen, die Bretter unwerth machen. So ist auch kein dürrer Stamm oder Windbruch dazu dienlich, inmassen die vom Bruche geschnittenen Bretter, wenn sie zu Tischen oder Schränken vergrbeitet werden, beständig zu knacken pflegen, indem der Baum bey dem Bruch dergestalt erschüttert worden, daß er sich zwischen den Jahren gleichsam losgeschoben, und daher dieses Knacken, so oft solches Geräthe ein wenig geschoben oder gereget wird, durch Widersetzung, von sich hören läßt. Wiederum muß auch der Stamm, wenn er von Fichten ist, keine rothe Seite haben; welches daher zu rühren pfleget, wenn der Stamm in seiner Jugend zum Pechschaben gerissen, oder gelochet, desgleichen wenn er abgehauen worden, und solcher Hieb nach und nach wieder zugelauffen; so giebt es etliche Ellen in den Stamm hinauf, durch die Ausfliessung des Saftes oder Harzes aus diesem Hiebe, einen rothen oder gleichsam Todtenfleck, welcher alsdann keine reinliche oder taugliche Bretter macht. Die Brettstämme, oder auch die abgeschnittene Brettklötzer, sollen nicht allzulange in ihrer Rinde auf bloßer Erde, und in der Feuchtigkeit liegen bleiben, weil sie sonst leicht unter der Rinde im Splinte blau anlaufen, oder gar verstocken, und also ganz untüchtig zum Brettschneiden werden. Woferne sie aber doch liegen sollen, muß man sie auf Träger legen, und die Rinde davon abschälen. Am besten ist es, wenn man sie ganz frisch schneidet, weil die Bretter alsdann weit dauerhafter sind, als die, so von alten und lange gelegenen Brettklötzern geschnitten worden. Dieß alles ist auch bey denen Klötzern, woraus Pfosten oder Bohlen geschnitten werden sollen, in Acht zu nehmen. Wie aber die Brettstämme und Brettklötzer oder Blochen, sowohl nach ihrem körperlichen Inhalt, als auch nach ihrem Werth an Gelde zu taxiren seyen, davon s. Baum, und zwar in den daselbst beygefügten Aufgaben.

Will man nun aus diesen Stämmen oder Klötzen Bretter schneiden lassen; so ist das rathsamste, daß sie durch die Schwarte geschnitten werden. Denn wenn die Brettklötzer auf 2 Seiten erst beschwartet werden; so gehet besonders an den Mittelbrettern auf jeder Seite ein Zoll breit ab, welches schon merklichen Schaden verursachet. Auch ist der Brett- und Schneidemüller gehalten, die Bretter nicht auseinander zu brechen; sondern

sondern er muß sie in Kammern den zusammen lassen, und so ganz von der Schneidemühle schaffen, auch demjenigen, welcher die Aufsicht darüber hat, oder dem Eigenthümer also im Ganzen überliefern; alsdenn aber, wenn sie aufgeschrieben worden, auseinander brechen und auffetzen, weil die Herren Müller sonst gerne Metzbretter nehmen. Sie sind auch so gescheid, daß ihnen die Seitenbretter nicht gut genug sind, sondern sie nehmen lieber die besten in der Mitten heraus. Mit dem Aufschranken taugt es auch nicht viel, wenn sie in einen Triangel gesetzt werden, und mit denen Enden übereinander liegen. Denn sie trocknen, wo sie dichte aufeinander kommen, nicht gut aus. Die Kiefern besonders werden auch daselbst ganz blau. Besser ist es, wenn Fingersdicke Hölzer zwischen jedem Brett geleget, und sie so gerade übereinander gesetzt werden. Hiebey ist noch zu gedenken, daß an vielen Orten die Kiefern, Fichten und Tannen, wo die Schneidemühlen etwas entlegen sind, oder eine Menage im Holz gesucht wird, mit der Hand und einer Längesäge in Bretter und Latten geschnitten werden. Das ist gewiß, daß mit dergleichen Säge so viel Holz nicht im Schnitt, und Spanne darauf gehet, und nach der Stärke des Bloches oder Brettklotzes ein, auch 2 Bretter aus jedem Bloche mehr werden. Wenn man aber das Schneidelohn rechnet, daß man mit der Hand zu schneiden mehr geben muß, als auf der Schneidemühle, so kommt es am Ende auf Eins hinaus. Bloß mengiret man etwas am Holze mit dem Handschneiden, und können auch, die mit der Handschneiden, den Bloch noch eher auf allen Seiten an- und durchschneiden. Auf der Schneidemühle aber muß der Bloch also geleget werden, daß die Nordseite des Baumes unten kömmt; inmassen, wenn ein Bloch zum Schneiden so angeleget wird, daß die Nordseite an der Seite kommt; so lauft die Säge nach der Nordseite; aus dem Grunde, weil die Nordseite porös ist, und also die Säge mehr Luft kriegt, und dahin tiefer eingreifen kann, daß daher von unwissenden Schneidemüllern solche fäuligte Bretter geschnitten werden, die an einem Ende zuweilen einen viertel auch wohl einen halben Zoll stärker sind, als an dem andern. Daher zu einem accuraten Brett zu schneiden Wissenschaft gehöret. Uebrigens werden auch die, so mit der Hand geschnitten werden, nicht sogleich im Schnitt, als die, so auf der Schneidemühle bearbeitet werden, wenn man recht und vorsichtig dabey verfähret.

Brochet, s. Hecht.

Brombeerstrauch, Brombeerstaude, Brommen, Bremen, Brombeer, Kratzbeer, lat. Rubus, Roncea, Rubetum, franz. *Ronce*, ist ein Strauch oder grosses Staudengewächse, das mit der Himbeere einige Aehnlichkeit hat. Das Blatt und der Stengel ist rauh, und etwas stachlicht, und kriechet meistens an der Erde hin; findet sich gar selten in hohen Gebürgen; sondern mehrentheils in Landforsten, Feldbüschen und

Heyden, an Heken und alten aufgeworfenen Graben im Lande, welche, wie auch die Anger, von gutem Boden, nicht selten völlig damit überzogen sind. Seine Früchte sind dunkelroth, und zur Genüge bekannt. Er blühet im Junio und Julio; seine Früchte aber werden erst gegen das Ende der Erndte, oder auch des Sommers reif. Die Blätter und Zweige im Wasser gesotten und getrunken stillen den Bauchfluß. Das Laub allein in Lauge gekocht macht schwarze Haare. Die unreiffe Frucht trocknet und stopfet; wenn sie aber reif ist, dienet sie wider das Erbrechen, Blut- und Bauchflüsse. Die Blätter gedörret, und zu Pulver gemacht, heilen die Schwären am Viehe. Das Schießpulver, wozu die Kohlen von dem Holze dieses Strauchs genommen werden, entzünden sich hurtiger, und hat eine weit stärkere Wirkung, als das ordentliche gemeine Pulver.

Brombhüner, sind eine Art wilder Vögel, die ihren Nahmen daher bekommen, weil sie sich gerne an solchen Orten aufzuhalten pflegen, wo viele Brombeerstauden zu finden. Sie sind fast noch einmal so groß, als die Haselhüner. Der Hahn hat grosse, mit einem rothen, oder bisweilen blauen Häutlein versehene Augbraunen. Am Halse sind blaulicht schillende, am ganzen Leibe schwarze, an beyden Flügeln aber mit etwas weissen vermischte Federn; dabey hat er einen kurzen, dicken und schwarzen Schnabel. Die Henne hingegen hat eine etwas leichtere Farbe, einen schwarzen und gleichgetheilten Schwanz, rothe Scheitel, woran die Federn schwärzlicht, aber mit weissen Flecken besprenget sind. Sie ist etwas grösser und länger, als eine mittelmässige Haushenne. Diese Hüner werden zur Pfalzzeit entweder geschossen, oder mit Fallen und Schleiffen gefangen.

Brommen, s. Brombeerstrauch.

Bruch, heisset bey den Jägern 1) diejenige Stärke, wo man die letzte Spur eines Thiers gesehen hat, und wo sich folglich dasselbe befinden muß. Sodann bevoret es 2) auch ein Stück Eichen- oder Buchenreiß, dergleichen sich die Jäger, nach vollendetem Jagen, auf die Hüte stecken, und worauf auch das gefällete Wild geleget wird. Endlich 3) belegen die Jäger mit diesem Nahmen ein abgebrochenes grünes Aestlein, womit sie den Hund caressiren, und die Fehrte verbrechen. s. a. Abjagen, Arbeitung des Leithundes.

Bruchlegen, heißt bey den Jägern an dem Orte, wo man ein Thier angeschossen, einen Bruch legen, d. i. solchen Ort mit einem Zweig oder Aste, oder auch mit dem Hut bezeichnen; worauf man sodenn den Förstern, oder dem Gerichtsherrn anzeiget, in welches Revier das angeschossene Wild getretten, und den Befehl, wegen Verfolgung und Wegnehmung desselben erwartet.

Bruchweiden, s. Weide.

Brunft, Brunst, franz. Rut, ist die natürliche Begierde, und der hitzige Trieb, der das rothe und schwarze Wildpret zu gewisser Zeit im Jahre zwinget, dem weib-

weiblichen Geschlechte seines gleichen nachzugehen, und seine Liebesbegierden bey demselben zu stillen. Eigentlich und zum Grunde dessen könnte man wohl setzen, daß sowohl diese, als auch andere Thiere die ihnen eingepflanzte Natur zu ihrer Vermischung am meisten antreibe. Wie es denn zulangbar ist, daß die wilden Thiere und Vögel ihre gewisse und ordentliche Zeit zu ihrer Vermehrung meistentheils zu halten pflegen. Doch ist deren Säfte, Feiste und Fettigkeit, Gräße, Fraß und Nahrung, gleichfalls als eine Ursache hievon anzusehen, indem durch die spirituöse Kraft dieser Nahrungsmittel, welche sich zu den Thieren nach eines jeden Complexion schicken, deren Geister und Natur angefrischet, oder das übrige, so der Empfängniß und Vermischung im Wege stehet, verringert, und der Trieb zur Vermehrung gestärket wird.

Brunstplatz, Blohmplan, ist ein solcher Platz, wohin sich das Wild gerne ziehet, wenn es in der Brunst ist, und den grosse Herren besonders dazu anlegen lassen, daß das Wild dahin gelocket wird, damit sie alle Gelegenheit haben, desto besser zu hören und zu sehen, was in der Brunst vorgehet. Hiezu erwählet man einen freyen Platz, Lehden oder Wiese. Um selbigen wird ein Graben gemacht 4 ein halben Schuh tief. Der Aufwurf wird nach dem inwendigen freyen Platze gerichtet, daß es also hoch wird, daß man im Graben verborgen gehen kann. Es muß der Graben auch so gemacht seyn, daß die Hirsche ganz wohl darauf kommen können, und daß auch der Herr hinauf kommen kann. Es werden auch Wechsel gemacht, alle 100 Schritte, also daß der Graben zugedeckt, und oben Erde darüber ist. Ist es nun eine Wiese, so muß selbige gut gedünget werden, daß, nachdem sie einmal gemähet worden, wieder guter Grummet darauf wachse, und derselbe beständig offen gelassen werde. Sind es aber Lehden; so werden sie also eingetheilt, daß auf ein Theil im Frühjahr Haber gesäet werde, ein Theil aber wird mit Rübsaamen besäet, und 2 Theile bleiben ruhen oder Brache. Es muß aber der Haber, so man ihn menagiren will, so bald er schießt, mit Stangen zugemacht seyn, so wie auch die Rüben; und zwar bis gegen die Brunst. Alsdann aber muß alles offen seyn, damit sich das Wildpret hineingewöhne, wie sie denn ohne dem in der Brunst einen freyen Platz lieben. Dickungen aber müssen auch neben dem Brunstplatze seyn, daß, so darunter geschossen wird, sie sich darein verbergen können. Das vornehmste ist, daß um selbiges Revier das Wildpret und die Hirsche stark gehäget werden; wie denn auch das zahm erzogene Wild nicht undienlich dabey ist. Sollte aber der Brunstplatz zu weitläuftig seyn; so müssen quer durch Gräben gezogen werden, damit der Platz zu beschirssen ist. Ist der Platz aber so enge, daß er weit überschossen werden kann; so wird ein Schirm 10 Fuß hoch von der Erde, nach Proportion des Platzes, gemacht, von vier Schwellen, als nämlich 2 langen à 10 Fuß, und 2 à 8 Fuß. Hierauf wird ein Säulenwerk ge-

macht, daß der Fußboden 9 Fuß von der Erde komme, desgleichen von einer Seite eine Treppe zum Eingang von aussen, und auf allen 4 Seiten Schießlöcher, oder kleine offene Fenster. Sodenn wird es mit grünem Reiß bekleidet, und ist deswegen auf Schwellen zu machen, daß dieser Schirm auseinander geschlagen und weiter gebracht werden kann. Ja es ist auch dieser Schirm deswegen erhaben, damit die Hirsche keinen Wind vom Weidmanne haben können. Nach Gelegenheit des Distrikts wird auch wohl mehr, als ein Brunstplatz angeleget. Noch besser aber ist es, wenn um solchen Platz, und an den Gräben lebendige Hecken angeleget werden; doch so, daß viele Wechsel frey hineingehen. So siehet es denn besser und natürlicher aus, der Weidmann schleicht auch verborgener darhinter, und kann also auch bequemer über den Graben sehen. Dieß ist eine sonderliche Lust vor grosse Herren, der sie auch mit Damen ohne Unbequemlichkeit beywohnen können.

Brunftschiessen, wird bey dem Jagdwesen das Schiessen des Wildes zur Brunstzeit genennet. Wenn nämlich der Hirsch um Aegidii, nach der alten Zeit, nachdem er feißte und geil geworden, das Wildpret suchet, und bey kaltem Nebel und Frost nach dem Wildpret in seiner geilen Hitze gegen Abend, die Nacht durch, und vor Tage heftig schreyet, das Wildpret zusammen treibet und brunstet; so werden zu solcher Zeit, wo Gehäge sind, die Heiden und Wälder verbothen, und darf niemand wie sonst, hinein fahren, und Holz holen, weil das Wildpret dadurch in seiner Brunst gestöhret würde. Da nun also das Wildpret in solcher Zeit Ruhe und Friede hat, und ihm nichts hinderlich ist; so reiset zum öftern die Herrschaft mit einem kleinen Gefolge auf die Hirschbrunst, daselbst etliche Wochen zu verbleiben; da denn das an dem Walde nächstgelegene Amts- Jagd- oder Lusthaus zu rechte gemacht, und die nöthige Victualien herbey geschaffet werden. Wenn denn der Forstmeister selbigen Reviers durch seine untergebene Förster Erkundigung eingezogen hat, wo und wie solche Hirsche in der Brunst stehen, und ob solche zeitlich oder spät auftretten; so reitet der Forstmeister nach gegebenem Bericht mit der Herrschaft gegen Abend, und vor Tages Anbruch, nebst dem Pürschmeister und Leibschützen, an gemeldeten Platz, und steigen ab. Wenn hierauf der Forstmeister der Herrschaft die Wechsel und Gelegenheiten gezeiget, und sie sich angestellet hat, oder anderwärts Hirsche schreyen höret; so führet der Pürschmeister die Herrschaft durch Beschleichen, Kriechen oder andere Vortheile an. Ist der Hirsch zu weit; so muß derselbe mit Knicken eines kleinen Stöckgens, als ob ein anderer käme, näher gelocket werden, und so ein Hirsch der Herrschaft recht zum Schusse stünde, selbige solchen schiessen lassen; worauf er zur Pracht, daß er von der Herrschaft selbst erleget worden, auf dem Pürschwagen gehöriger massen geführet, und nach Hofe geschickt wird. Solcher Lust wegen, welche 3 bis 4 Wochen währet,

währet, hält sich die Herrschaft bisweilen so lange auf dem Lande auf, und divertiret sich mit solchem Brunftschiessen. Da darf nun niemand dieselbe hetzen stöhren, auch weder in der Brunft im Walde hüten, noch Hunde hinein bringen, Streulinge oder Holz holen, viel weniger die Herrschaft mit Suppliquen überlauffen oder verhindern, wo er anderst nicht in Ungnade und schwere Straffe verfallen will. Sonderlich müssen die Fleischerknechte mit ihren Kälbern und Hunden, die beständig einen starken Laut verursachen, und am meisten schädlich sind, mit Fleiß von solchem Walde abgehalten werden. Wo nun Brunftthirsche weit abgelegen sind, und in der Ferne vom Herrn geschossen werden, die werden von dem nächsten Dorfe von den Amtsunterthanen bis zum Amthause geführet, von wannen sie hernach auf dem Pürschwagen nach der Residenz geliefert werden. Wenn denn die Herrschaft einen Hirsch von treflicher Grösse und Gehörn vieler Enden gepürschet hat; so pfleget öfters der Forst- und Pürschmeister ansehnlich beschenkt zu werden, welches meistens in einem schönen silbernen und vergüldeten Pocal bestehet; den er aber alsdann erst bekommt, wenn er das abgeschlagene Gehörn, der Herrschaft zu Ehren, wie gebräuchlich, bey gehaltener Tafel vorträget, den neuen Willkommen vorher aber austrinken muß. Ein solches von vielen Enden herrlich gewachsenes Gehörn wird auf einen hölzernen Hirschkopf zum Andenken angemacht, unter dessen Halse auf ein Brettlein aber Pergamentzettel geschrieben, in welchem Jahr und Tag, und wer ihn gepürschet, wo er gefällt worden, wie der Ort heisse, wie viel Centner er gewogen, und was sich merkwürdiges dabey zugetragen.

Brunftzeit, ist die von der Natur in gewisse Schranken gesetzte Jahreszeit, in welcher das Wild zur Vermehrung seines Geschlechts angetrieben wird, auf die Brunft gehet, und Wollust pfleget. Welchen Zeitpunkt nun die Natur bey einem jeden Thier vestgesetzet habe, solches ist bey der Beschreibung derselben mit angemerket worden.

Brunft, s. Brunft.

Brut, lat. Foetus, Genimen, wird 1) von allen Jungen der kleinen Vögel und Thiere gesagt. So sagt man von den Vögeln, wenn sie Eyer haben: sie sind in der Brut. Nach den Sächsischen Rechten ist es bey 100 Scheffel Haber, und noch 50 fl. Geld verbothen, die Brut von Vögeln zu verderben. Sodann wird 2) auch der Saame der Fische Brut genennet, wenn solcher nämlich, nachdem die Streichzeit vorbey ist, lebendig geworden, und womit, wenn er zu einem tüchtigen Satze erwachsen, die gestichten Teiche wieder besetzt werden. s. a. Strich. Nach vorbemeldten Sächsischen Ordnungen sollen die Brutkrebse, wenn sie nicht mit dem Kopf und Schwanz eines Fingers lang sind, wie auch die kleinen Fische und Brut, so unter dem dazu gewidmeten Maaß sind, nicht mit anheim genommen, sondern wieder wo man sie gefangen,

in das Waſſer geſchmiſſen wer-den.

Bubalus, ſ. Büffel.

Bubo, ſ. Eul.

Buche, Buchbaum, Buchen-baum, Büchenbaum, latein. Fagus, franz. *Fau*, *Feau*, *Fou-teau*, *Hêtre*, iſt ein ſtarker und hochaſtiger Waldbaum, der un-ter das harte Holz gezehlet wird. Wenn man von dem frühern und ſpätern Ausſchlag, von dem weiſſern und röthlichern Holze, von gröſſern und kleinern Saa-men und dergleichen, Eintheilun-gen in Winter- Sommer- Roth- Weiß- Steinbüchen, und ſo ferner machen will; ſo iſt der Unterſcheidungen kein Ende. Wir wollen alle dieſe Gattungen die Rothbüche nennen, und derſelben die Hayn- oder Weiß-büche entgegen ſetzen, weil jene ihr Holz, wenn man es gegen das Holz der letzten hält, etwas, obwohl in verſchiedenem Grade, ins röthliche fällt. Solcherge-ſtalt wären 2 Hauptgattungen der Buchen.

1) Die Rothbuche, wel-che auch Tragebuche genennet wird. Dieſe wird einer der grö-ſten Bäume, iſt mit gar vielen, und wenn Raum vorhanden, ſich gern weit ausbreitenden Ae-ſten, dagegen aber nur mit mäſ-ſig tief gehenden Wurzeln verſe-hen. Sie wird ſehr alt; jedoch nicht ſo alt, wie die Eiche; wäch-ſet auch um ein merkliches ge-ſchwinder, als dieſe. Die Blät-ter haben ein angenehmes grün. Die Rinde iſt an dem jungen Holze grau grün, und wenn es älter wird, holzgrau. Das Holz iſt ſehr hart und ſchwer, und giebt ein vortreffliches Kohl- und Brennholz. Wenn es friſch unter das Waſſer kommt, und beſtändig darinnen bleibt, kann es lange Jahre, und am läng-ſten in harten Waſſern dauren. Abwechſelnde Näſſe und Trock-niß aber, oder dumpfigte feuchte Oerter, bringen es ſo ſchnell zur Fäulung, als faſt bey keinem andern Holz geſchiehet. Solches ereignet ſich beſonders, wenn in der Saftzeit gehauen iſt, in we-nig Monaten, und leuchtet alsdann, ſo lange es mäſſig feuchte bleibet, mit einem bleichen Schein im Finſtern, gleich dem Phos-phorus. Der Baum kann ſehr rauhe Witterung vertragen, und man findet ſelten, daß er verfrie-ret. Nur berſtet er zuweilen nach der Länge auf, wenn im Hornung und Merz, nachdem der Saft einzutretten angefangen, ſehr ſtarke Fröſte einfallen; und wird ein ſolcher Baum eisklüftig genannt. Die Rothbuche wäch-ſet ſowohl im Lande, als auf hohen Gebürgen. Der beſte Boden für ſie iſt leimichte Erde, mit Kieß oder Grand vermiſchet; auch in thonichtem Boden kommt ſie beſſer fort, als ander Holz; in ſumpfigten und ſehr ſandigten Orten aber will ſie nicht gut wachſen. Wenn ſie einen nie-drigen Saft, und weit ausgebrei-tete Aeſte hat; ſo leidet ſie kein Unterholz, noch ander Gewächſe unter ſich, und iſt ein rechter Wolf. Es entſtehen daraus an den Orten, wo man viel ſolche rauhe Buchen ſtehen läſſet, leere Plätze, wo an keinen Anwachs von jungem Holze zu gedenken. Selbſt die Stammloden gehen endlich dadurch verlohren, wenn nicht

nicht in Zeiten Luft gemachet wird. Im Frühjahr trägt sie perlfarbene Knöpfgen, welche die Saamenknospen sind, und Hofnung geben, daß Saamen, welchen man Buchekkern, Buchnüsse nennet, erfolgen werde. Diese können eine harte Witterung und andere Zufälle weit besser vertragen, leiden auch nicht so leicht Schaden vom Ungeziefer, wie die Eicheln. Zum Aussäen aber sind sie nicht lange aufzubehalten. s. Buchecker. Eine Buche wird nicht von oben, sondern von unten an abständig. Daher muß man hauptsächlich auf den Stamm sehen, wenn man die fernere Dauer einer Buche beurtheilen will. Man hat als was besonders angemerkt, daß kein Baum öfter vom Blitz, als die Eiche, keiner aber seltener, als die Rothbuche, so lange sie beyde noch grün sind, und auf dem Stamme stehen, beschädiget werde. Die Anmerkung hat ihre Richtigkeit, sogar, daß wo Eichen zwischen dickstehenden Rothbuchen nur einzeln befindlich, jene vom Blitz nicht selten zerschmettert, und diese unbeschädigt gelassen werden; welches man auf den hohen Flächen der Gebürge am häufigsten wahrnehmen kann. Das gilt von der Buche, so lange sie grün ist. Hingegen ist der Fall nicht so selten, daß in Gebäuden Büchenholz vom Blitze beschädiget worden. Aus der Rothbuche wird folgende Geräthschaft verfertiget: Allerhand Arten Stempel in Puchwerke, Oel- Pappier- und andere Stampfmühlen, ingleichem die dazu gehörige Einladungen, wozu die Höhe und Stärke durch den besondern Gebrauch bestimmet wird; Däumlinge in die Stempel; Kämme in die Blatwellen; Schlagreitel in die Hammergerüste, welche vorne halb rund geschlagen werden, und 8 bis 9 Fuß lang, und 18 Zoll stark sind. Frösche auf die Arme in die Hammerwellen, welche man halb rund hauet, 20 Zoll lang, 9 Zoll breit, 5 bis 6 Zoll dick, werden auf die Hebearmen geleget, und mit starken eisernen Bänden angezogen. Aus vollen büchenen Stammen, die am Stammende 26 bis 30 Zoll im Durchschnitt haben, werden Keile zum Gebrauch der Eisenhütten, die 20 bis 24 Zoll lang, 5 bis 6 Zoll breit sind, verfertiget, womit man die Säulen an den Hammergerüsten bevestiget; und können aus einem solchen Stamme, nachdem er rein von Aesten und hölreich ist, 9 bis 10 Schock erfolgen. Waagen, vermittelst welcher die Balgstangen die hölzernen Bälge an den grossen Schmelzofen aufziehen. Es werden solche 8 bis 10 Fuß lang, 8 bis 10 Zoll breit, und 4 bis 5 Zoll dicke gehauen. Alle diese Gattungen Geräthholz müssen gleichfalls aus solchen Stämmen genommen werden. Wobey man aber sorgfältig vermeiden muß, daß man dazu keine Stämme, die sehr ästig oder windisch gewachsen sind, sondern sich fein gerade klüftig spalten lassen, aussuche. Ein halber Büchenstamm ist am Stammende 18 bis 20 Zoll stark. Man machet daraus Hammerhelme in die Eisenhütten. Die Rademacher brauchen des Büchenholzes sehr viel, und zwar zu Axen, zu Armstücken, zu Speichen,

wozu man gemeiniglich die Hölzende von den Arenbäumen nimmt; zu Kungen, Schemeln, Gründeln, Raben, Deichselstangen, Schlittenschlickern, wozu die krumgewachsenen Wurzeln vor andern dienen, Handschlitten, Reitels, Felgen u. d. g. Die Sattler nutzen das Buchenholz zu Rumten, und andern bey ihrer Handthierung vorfallenden Geräthen, welches auserlesen, rein und ohne Aeste seyn muß. In Papiermühlen machet man davon die Preßblöche. In Oelmühlen die Docken, Löse- und Treibkeile, Nonnen, Preßkeile. Es werden daraus verfertiget Absatzhölzer vor die Schuster, Bücherbretter vor die Buchbinder, Streichbretter, Bachtröge, Spaten, Wurfschaufeln, hölzerne Teller, Flachsbrechen, Schwiengen u. d. g. mehr. Endlich wird noch verschiedene Arbeit von den Böttichern aus dem Buchenholz verfertiget, welche jedoch nicht aller Orten im Brauch ist. Die daraus verfertigten Gefässe dienen, weil sie einer baldigen Fäulniß unterworfen, keinesweges zu nassen, sondern nur lediglich zu trockenen Sachen. Zu Bauholz dient der Buchenbaum nicht, am wenigsten aber zu Schwellhölzern, welche auf Mauerwerk, oder gar nahe an der Erde liegen, indem es gar bald stockigt wird. Wo es gänzlich trocken lieget, kann man es, in Mangel andern Holzes, zur Noth gebrauchen. Es will aber, wenn es etwas lang ist, ohne unterstützt zu werden, keine Last tragen.

2) Die Haynbüche, Hagenbüche, Weißbüche, Steinbüche, lat. Carpinus, franz. *Charme*, ist von der Rothbüche an Grösse, Blatte, Blüte, Saamen, gänzlich unterschieden, und kaum zu errathen, wie beyde einerley Geschlechtsnahmen erhalten haben. Sie gehöret unter die Bäume von mittlerer Grösse; wird aber gar alt. Ihre gröste Dicke ist im Durchschnitt 15 bis 18 Zoll. Unterweilen findet man sie zwar noch viel stärker, aber gar selten ohne innerlichen Schaden. Sie können alle 8 bis 10 Jahre, wie die Weiden, abgeköpfet werden, und geben vortreflichen Wasen. Alsdann wird der Stamm zwar dicke, kommt aber zu keiner Höhe, und wird zugleich inwendig gemeiniglich schadhaft. Auf Höhen und Flächen, welche sehr dürren und rauhen Winden, oder der grosser Sommerhitze ausgesetzet sind, und dabey dürren Boden haben, erhalten sie die Weyde; müssen aber zu dieser Absicht nicht gar zu enge, sondern wenigstens anderthalb bis 2 Ruthen voneinander stehen. Wenn die Stämme nicht zu alt, sondern im 24sten, 30sten oder 36sten Jahre abgehauen werden, erfolgen häuffige und ziemlich schnellwachsende Stammlohden, welche nach Ablauf von 25, 30 bis 36 Jahren, nach Verschiedenheit der Lage und des Bodens, stark genug sind, daß daraus Feuer- und Kohlholzmaiter gemacht werden können. Das Holz ist sehr hart, dabey zähe, weiß an Farbe, ist mehrentheils windisch gewachsen, giebt ein vortrefliches Feuer- und Kohlholz. Die Kohle giebt unter allen andern Arten fast die stärkste Hitze, und hält am längsten an. In der Witterung,

rung, auch an feuchten und dämpfigten Oertern wird es nicht so leicht stockigt, als das rothbüchene Holz; doch ist es auch von keiner langen Dauer. Die Weißbuche wächset in Gebürgen sowohl, als Ebenen. Die Blüte und der Saamen hänget traubenweise zusammen, hat auch Flügel, ist sehr hart, und braucht lange Zeit, ehe er auflauft. Die Loden und langen Stangen lassen sich gerne verpflanzen, und dienen in- und um die Gärten zu schönen Hecken. Will man die Hagbuchen gerade und stark ziehen; so muß man darzu aus Saamen erwachsene Loden oder Stangen nehmen, und ziemlich enge beyeinander stehen lassen; sonst wird das Gewächse sehr rauh und knorrigt. Die jungen hagbüchenen Saamenloden, wie auch selbst die Stammloden, leiden in den Jahren, da es viel Mäuse giebt, Schaden. Im Jahr 1752 u. 1753 wurden durch dieses Ungeziefer an verschiedenen Orten ganze Plätze, in einem Alter von 6, 8, 12 und mehr Jahren, verdorben, indem es die jungen Loden gänzlich abfraß, die stärkern Stämme abschälete, ja gar die Wurzeln durchfraß. Aus dieser Buche kann das beste Rammholz in Säge-Mehl- und andern Mühlen, und überhaupt bey allem vorgelegten Zeuge verfertiget werden; die besten Wagendeichseln; sehr dauerhafte Schiebkarrengestelle, die aber sehr schwer sind; Schrauben zu allerhand Geräthe, zu Pressen, und die dazu gehörigen Preßhölzer. Ueberhaupt, wo eine zähe Härte nöthig ist, da ist es eines von den besten Hölzern, die in diesen Ländern wachsen, und genutzet werden können. Das Wasser, so man in den holen Buchen antrift, soll die Unreinigkeiten an Menschen und Vieh heilen, wenn die Flecke damit gewaschen oder bestrichen, und nachgehends nicht wieder abgetrocknet werden. Mit einem Buchbaumreißlein vertreibet man die giftigen Nattern. Das Decoctum der gesetteten zarten Blätter stillet den Bauchfluß. Und das aus dem jungen Laube gebrannte Wasser ist gut vor die Wassersucht.

Buchecker, Bucheichel, Buchonüsse, lat. Nuces Fagi, Glandes fageæ, franz. *Fouesnes*, ist die Frucht von der Rothbuche, welche dreyeckigter Form, und von aussen mit einer castanienfarbenen Schale, inwendig aber noch mit einem dünnen und lichtern Bälglein versehen ist. Weil diese Bucheckern genug Materie, eine Känme zu treiben, gleichwie die Eicheln, bey sich führen; so sind sie zur Aussaamung nicht lange aufzubehalten; sondern müssen denselben Herbst, da sie reif geworden, oder doch das nächste Frühjahr in die Erde gebracht werden. Hierinnen ist oft die Ursache, daß das Aussäen der Eicheln und Bucheckern so schlecht geräth, zu suchen, wenn der Saame von einem Jahr zum andern, und oft noch länger aufbehalten, und zur künftigen Aussaat hingeschüttet wird; lieget er nicht trocken genug, so wächset er zu stark aus; lieget er allzu trocken, so ist er gleichfalls verdorben. Sonsten geben diese Bucheckern auch eine gute Mast vor das wilde und zahme Schweinvieh. Sie kommen aber dennoch

den Eicheln an Güte nicht bey, weil der Speck davon gar zu weich wird, und sich nicht so gut aufbehalten läßt. Wo viele Bucheckern in einem Walde gerathen, da kann man die Buchmast eröfnen, und Schweine dahin treiben. Es sollen aber die Jäger und Beamten deren nicht allzuviele annehmen, noch unterschiedenen Leuten Besetzzettel geben, die ihnen die Bucheckern um die Helfte lesen; sondern hierinnen Maße halten, und den Verordnungen der Herrschaft folgen. Wenn bey reicher Buchmast den Unterthanen verstattet wird, mit ihrem Vieh in die Wälder zu treiben; so ist ihnen doch solches auf dem Schlage nicht zu verstatten, damit sie den jungen Wuchs nicht beschädigen mögen; es wäre denn an solchen Orten, wo der Unterwuchs dem jungen Vieh ziemlich aus dem Rachen gewachsen. Sonsten haben die Bucheckern die Wirkung, daß, wer viele davon ißt, darauf so schwindlicht wird, als ob er sich einen Rausch getrunken hätte. Es kann auch daraus sehr gutes und häufiges Oel, welches fast dem Baumöle gleich kommt, gepreſſet werden. Wenn aber die Bucheckern nicht vollkommen reif sind; so pfleget das frische Buchöl auch wohl die Art an sich zu haben, daß es den Kopf einnimmt. Uebrigens ist es ganz unschädlich, und zu allem Gebrauch dienlich, wozu die gepreßten Oele überhaupt angewendet werden.

Bucheichel, s. Bucheckern.

Buchesche, s. Hainbuche.

Bucheschern, s. Ahorn.

Buchfinke, s. Finke.

Buchmast, s. Buchecker.

Buchnüsse, s. Buchecker.

Buſe, s. Büffel.

Büchenbaum, s. Buche.

Büchenholz, s. Buche.

Büchse, Rohr, Feuerrohr, lat. Bombarda, Sclopetum, franz. *Arquebuſe*, ist ein Gewehr, welches aus einer eisernen Röhre oder Lauff, so in einer hölzernen Einfassung, der Schaft genannt, lieget, daran unten der Anschlag, den man, um gewisser zu schiessen, an den Backen hält, und in einem deutschen oder französischen Feuerschlosse bestehet. Sie sind entweder gezogen mit Schnecken oder Haarzügen, oder aber glatt gezogene, oder ungezogene Büchsen; wiewohl man diese letztern nicht eigentlich Büchsen, sondern Flinten oder Musqueten nennet. Von den Büchsen hat man zweyerley Gattungen, die Kugelbüchsen und Schrotbüchsen. Aus den ersten wird mit bleyernen Kugeln, aus den andern aber mit Schrot geschossen. Von den Büchsen überhaupt ist hier in Absicht auf das Forstwesen anzumerken, daß der Herr, dem die Wildbannsgerechtigkeit zustehet, die Macht habe, zu verbieten, daß an schädlichen Orten der Wildfuhr keine Büchsen gelöset werden.

Seckendorf im deutschen Fürstenstaat Part. III. Cap. III. Sect. 5. §. 6. pag. 455. *Wekenholz* Dissert. de Jurisdict. forest. Cap. V. thes. 61. Kluger Beamter Part. I. tit.

l. tit. 34. §. 9. *Mair*, Tract. de jur. venand. Cap. XII. thes. 2. pag. 264. & cap. XIII. thes. 14. pag. 297.

Aus eben diesem Grunde wird auch nicht verstattet, daß jemand, deme es nicht gebühret, durch Wälder und Wildbahnen mit Büchsen gehe (s. a. Anstand, und *Jo. Jodoc.* Becks, Tract. de jurisd. foreſt. pag. 673. seqq.); ausser, was reysende Leute, und die beschriebene Ausschüsser seyn. Die aber bloß auf dem ordentlichen Weg, und in der Landstrasse bleiben, und sich nicht unterfangen sollen, hin und wieder in den Wäldern und Wildbahnen zu vagiren, und herum zu streichen, und in dem Forst ohne Noth und dringende Ursache zu schiessen; wenn sie anderst der Straffe gebüriget seyn wollen; gestalten durch das Schiessen in Forsten und Wäldern dem Jayd- und Wildbannsherrn ein nicht geringer Abbruch geschiehet; indem das Wild durch das Schiessen verscheucht wird, und gehet aus dem Bogen oder Stellung flüchtig, wodurch die Jägerrecreation in vielerley Arten verringert wird. Daher denn der Wildbannherr allerdings Ursache hat, das unnöthige Schiessen in dem Forst bey Straffe zu verbieten.

Bidembach Quæst. illustr. 17. *Mair*. Tr. de jur. venand. Cap. XIII. thes. 14. pag. 297. *Harpprecht* ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 278. seqq.

Wenn aber jemand zur Defension sein und seiner Sachen, oder aus anderer rechtmässigen Ursache das Geschoß zu lösen, angetrieben wird; so kann er, des Verbotts ungeachtet, loß schiessen, und mag dieserhalben in keine Straffe genommen werden.

per Leg. 49. §. 1. ff. ad leg. Aquil. *Mair* cit. loc. *Bidembach* cit. Quæst. 17.

Eine Büchse, so die Jäger zum Pürschen gebrauchen, heißt ein Pürschrohr oder Pürstbüchse. Wie diese beschaffen seyn müsse, das von s. Pürschrohr. Wie man die Büchsen für Rost bewahren, und davon reinigen müsse, s. Rost.

Büchsenspanner, s. Leibschütze.

Büffel, Püffel, lat. Bubalus, Buffelus, franz. *Bufle*, ist ein Geschlechte der wilden Ochsen, die viel gröſſer und dicker, als die gemeine Ochsen sind. Sie haben kurze, und gemeiniglich schwarze Haare, einen kurzen Schwanz, fast ohne Haare, ein sehr hartes Fell, einen ziemlich kleinen Kopf, gegen den Leib zu rechnen, den sie beständig gegen die Erde hängen. Die Hörner sind lang, gewunden, und schwarz; die Stirne rauh und kraus; der Hals lang und dicke; der Hintertheil des Rückens gegen den Schwanz zu hinabwärts geneiget. Die Schenkel sind kurz, dick und stark. Dieses Thier wird in Asien, Griechenland und Egypten, in der Insel Borneo und Siam, wie auch in Ungarn, der Türkey und Italien gefunden.

den. Es hält sich gern im Wasser auf, und sein Brüllen lautet greulich. Das Weiblein oder Büffelskuh, lat. *Bubela*, hat Milch, wie eine andere Kuh. Das Fleisch von diesem Thier ist zwar gut zu essen, aber grob, macht dickes und melancholisches Geblüt, und gehöret also nur vor starke und arbeitsame Leute. Obschon diese Thiere von Natur sehr wild und grausam sind; so lassen sie sich doch dermassen zähmen, daß man ihnen einen Ring mit einem Seile in die Nase leget, und wo man will, hinleitet, bis sie endlich dahin gebracht werden, daß sie mit anderm Rindvieh auf die Weyde gehen, und sich nicht allein zum Ackern gebrauchen, sondern auch an den Wagen spannen, und vermöge ihrer Grösse und Stärke, eine gewaltige Last fortzuziehen, gewöhnen lassen. Doch werden sie leicht zornig; da sie denn weder Schläge, Feuer noch Schwerdt, weder Wasser noch Menschen scheuen, sondern alles niederrennen, was ihnen im Wege stehet. Besonders können sie die rothe Farbe nicht wohl leiden. Wenn ein Büffel im Pflug, oder an einer andern Arbeit gegangen ist, und die Zeit, zu füttern, kommt herbey; so läßt er sich mit nichts ferner zur Arbeit halten. Wenn er nun sein Futter bekommen hat; so läuft er geschwind zum nächsten Wasser, da ihrer bisweilen zu 30 bis an den Kopf darinne stehen. Was seltsames ist es, daß die Büffelochsen mit einem angespannten Wagen durch eine ganze See auf dem Boden in der Tiefe gehen, und an dem andern Ende ganz frisch und gesund hervorkommen. Aus den Hörnern und Klauen dieser Thiere werden nicht nur Ringe gemacht, und an den Fingern wider den Krampf getragen; sondern diese Stücke werden auch geraspelt und gepülvert wider die schwere Noth und das Zucken in den Gliedern eingenommen. Fett und Mark dienen zum Zertheilen, und zu Stärkung der Nerven. Ihr Horn mit Myrrhen und Oel vermischt, und in die Ohren gethan, vertreibet den Schmerz derselben, der von der Kälte herrühret. So heilet auch der Koth eines weidenden Büffels die Geschwülste der Wunden, wenn man selbige damit beleget. Das Fell und Leder dieses Thiers wird von den Handwerksleuten gebraucht, welche sie durch Oel ziehen, und wie Gemsfelle zubereiten. Man macht auch eine Art Westen daraus, welche von den Franzosen ebenfalls *Buffes*, oder *Collets*, von den Deutschen aber Koller und Kuller genennet, und der Reuterey und denen Gens d'armes gegeben werden; desgleichen Patrontaschenriemen, Degengehenke, Jagdtaschen, Handschuhe u. d. g. Die trockenen Büffelshäute mit Haaren machen einen Theil der Handlung aus, welche die Franzosen, Italiäner, Engelländer und Holländer, nach Constantinopel, Smirna und den afrikanischen Küsten treiben. Es giebt aber auch falsche Büffelshäute, die nur also genennet werden, und vielmehr Häute von Elendsthieren, auch wohl von gemeinen Ochsen und Kühen, u. d. g. Thieren sind, welche durch Oel gezogen, und wie die Büffelshäute zugerichtet werden. Sie

werden

werden auch zu eben demselben Gebrauche angewendet. Doch werden die von gemeinen Ochsen und Kühen nicht so sehr geachtet, und gemeiniglich nur zu Patrontaschenriemen, Degengehenken und Jagdtaschen gebrauchet. Die ansehnlichsten Manufacturen in Frankreich, die zur Zurichtung solcher Häute bestimmet sind, sind die zu *Corbail*, nahe bey Paris, *Niort*, *Lion*, *Rouen* und *Etampes*. Ausser den Häuten aber ziehet man von diesen Thieren auch noch andere Waaren zur Handlung, nämlich die Hörner und Haare. Aus dem Horn macht man verschiedene Dinge, besonders Rosenkränze und Tobacksdosen, die man sehr hoch hält. Das Haar vom Büffel, welches von der Haut, ehe sie durch das Oel gezogen wird, vermittelst des Kalks abgebeitzet worden, ist eine Art von kurzen Haaren oder Wolle, welche mit den von Ochsen, Kühen und auch dergleichen Thieren vermischt, zur Ausstopfung des Hausraths, der Sattel für Pferdte, Reut- und Tragekissen der Mauleselt dienet.

Bügel, Sprenckel, Sprengel, Springel, Sprinzel, ist ein Instrument, dessen man sich bey dem Vogelfang bedienet, und welches also verfertiget wird: Man nimmt eine haselstaudene Ruthe, stark oder schwach, nachdem man auf grosse oder kleine Vögel stellen will. Durch ihr starkes Ende muß ein Loch gebohret, an das dünnere 2 gedrehete Pferdhaare, oder eine andere schwache Schnur gebunden, diese durch gedachtes Loch so, daß sich die Ruthe spannet, gezogen, und am Ende mit einem Querhölzlein oder Knoten, um nicht hindurchfahren zu können, versehen werden. Beym Aufstellen ergreift man das Hölzlein oder Knoten, ziehet die Schnur ein paar Zoll lang zum Loch heraus, breitet solche länglichrund, zur Verschlingung der Vögel, voneinander aus, stecket darzwischen in das Loch ein Stellhölzlein, das nicht länger als die Schlinge seyn, auch nicht veste stecken darf. Hieran werden Lockbeere nach dem Appetit der Vögel, auf welche gestellet wird, bepaßiget; und solchergestalt wird der Sprenkel oder Bügel an einem Baum oder Strauch gehangen. Wenn nun ein Vogel nach diesem Gesässe eilet, muß er auf das im Freyen befindliche Stellholz fussen, das bald aus dem Loch schnappet; worauf der angezogene Sprenkel zurücke prallt, und den Vogel an den Beinen oder Zehen einquetschet, daß er daran hängen bleiben muß, bis ihn der Sprenkelsteller aus der Schlinge losmacht. Dieser Sprengelfang ist zu Ausgang des Augusts und Anfang des Septembers am gebräuchlichsten, und läßt sich auch in Dickigten wohl und nützlich applicitren.

Bügeldonen, s. Donen.

Bürgel, Burgstall, wird ein gewießes Zeichen genennet, welches der Hirsch in seiner Fehrte vor dem Thier besonders machet, indem er mit dem Ballen die Erde vor sich drückt, und im Fortschreiten durch ein anderes Zeichen, der Zwang genannt, solche wiederum an sich und aufwärts zwinget, daß es mitten in dem

den Tritt einen kleinen Hügel oder Berglein giebet.

Bürschen, Bürschgeld, Bürschgerechtigkeit ꝛc. ſ. Pürschen, Pürschgeld, Pürschgerechtigkeit ꝛc.

Bürzel, ſ. Pürzel.

Buiſſon, ſ. Gebüſche.

Bullenbeiſſer, ſ. Bärenbeiſſer.

Bundholz, ſ. Reißholz.

Bunchbarſch, ſ. Barſch.

Buntſpecht, ſ. Specht.

Burg, ſ. Biberbau.

Buſch, wird ein kleiner allein liegender Wald genennet, darinnen etliche einzelne Eichen, Buchen, Birken, Aſpen, und vielerley ander Holz, doch mehrentheils nur an Geſträuche und an Unterholz zu finden.

Buſchbrüche, ſ. Wäldbrüche.

Buſchfang, ſ. Strauchheerd.

Buſchheerd, ſ. Strauchheerd.

Buſchholz, wird alle dasjenige Gehölze genennet, welches keinen hohen Stamm treibet, ſondern nur im Niedrigen bleibet, und ſowohl dem Wildpret zum Lager und Gehäge dienet, als auch zu Hecken und andern Verzäunungen, nicht weniger, wenn es zu gehöriger Zeit abgehauen wird, in Reißbündel zum Brennen gebrauchet werden kann. Es giebt aber zweyerley Arten deſſelben. Nämlich a) ein Buſchholz, das gar keinen, oder doch gar ſelten einen ordentlichen Stamm treibt, als: der Creutzdorn, der Droſſelbeerſtrauch, Hahne-Häffen-Anis-oder Zweckholz, der Haſelſtrauch, Hartern, Hollunder, Faulbaum oder Schneeygen, Rheinweiden, Saalweiden, allerley Schießbeerſträucher, Schwarzdorn, Wachholderſtrauch, Weißdorn ꝛc. Sodann giebt es b) ein Buſchholz, welches zwar ordentlich einen hohen Stamm treibet, aber auch im Buſch wächſet, und wenn es abgehauen worden, unten aus der Wurzel neben dem Stamme immer wieder ausſchläget. Dergleichen iſt das Ahorne, Aſpene, Birkene, Weißbüchene, Erlene, Eſchenbäumene, Lindene, Maßerlene, Pappelweidene, Näſterne ꝛc. ſ. a. Schlagholz. Alle Arten laubichte Buſchhölzer können von den Beeren und Früchten derſelben fortgepflanzet werden, ausgenommen die Haar- und Hegerweiden. Doch iſt es nützlicher, dieſelbe zu verpflanzen. ſ. Haag.

Buſchweiden, ſ. Weide.

Buſe, ſ. Adler.

Buteo, franz. *Butor*, ſ. Rohrdommel.

Buttelhieſſe, ſ. Dornroſe.

Buttelroſe, ſ. Dornroſe.

Butten, ſ. Holzbau. Lit. B) a) N.

C.

Cage, ſ. Vogelbauer.

Caille, ſ. Wachtel.

Calaſſe, ſ. Schwanzſchraube.

Calidris, franz. *Chevalier*, iſt ein Waſſervogel, ſo groß, als eine Taube, und mit vielen Federn beſetzt

bekleidet. Sein Schnabel ist lang, roth und oben schwärzlicht. Der Kopf aber nebst dem Halse, den Fittichen, und dem Schwanze sind aschengrau. Der Bauch weiß, und die Füsse ziemlich lang. Weil er so gar hoch von Leibe ist, und sehr geschwind zu lauffen pfleget; so ist er deswegen *Chevalier* oder Reuter genennet worden. Er wohnet in Wiesen, bey Seen und Bächen. Sein Fleisch ist niedlich zu essen, und hat einen guten Geruch. Man zehlet verschiedene Sorten derselben, deren Unterscheid von der Farbe abhänget. Sie führen viel flüchtiges Salz, und ein ziemlich kräftiges Oel bey sich. Daher der Genuß ihres Fleisches stärket, und die abgegangene Kräfte ersetzet.

Calinichen, s. Schießbeerholz.

Calinckenbeerholz, s. Schießbeerholz.

Cammerhunde, s. Docken.

Campsurus, s. Lichhorn.

Canart, s. Ente.

Cane, s. Ente.

Canes secutores, s. Parforcehunde.

Canes venatorii, s. Jagdhunde.

Canis fluviatilis, s. Fischotter.

Canis indagator, investigator, s. Spürhund.

Canis sagax, odorus, Leithund.

Canis sagax, odorus, s. Spürhund.

Capella, s. Ribitz.

Capito, Capito anadromus, franz. *Teste*, ist ein See- und Flußfisch, der einen grossen Kopf, schöne, grosse und weisse Augen, weite Nasslöcher, und einen langen Leib hat, der mit silberweissen Schuppen, mit etwas blau untermischt, besetzt ist. Wenn er zu seiner völligen Grösse gelanget; so wiegt er ungefehr 2 Pfund. Er lebet von kleinen Fischlein und Gewürme, und ist gut zu essen. Insonderheit wird er zur Reinigung des Geblütes, und den Harn zu treiben, vor dienlich erachtet.

Capito fluviatilis coeruleus, s. Jäse.

Capito fluviatilis minor, s. Höfeslin.

Capito fluviatilis rapax, s. Rape.

Capivard, franz. *Cochon d'eau*, ist ein vierfüßiges Thier, das im Wasser und auf dem Lande lebet. Dem Leibe nach gleichet es einer Sau, dem Kopfe nach einem Hasen, und hat keinen Schwanz. Es sitzt fast beständig auf dem Hintern, wie ein Affe. Es wird in Brasilien gefunden, und hält sich stets in der See auf. Nur des Nachts kommt es auf das Land, verwüstet die Gärten, und frißt die Wurzeln der Bäume. Sein Fleisch soll gut zu essen seyn.

Capra, s. Rehe.

Capra alpina, s. Gems.

Capra sylvestris major, s. Steinbock.

Caprea, s. Rehe.

Caprea platycetos s. latis Cornibus, s. Damhirsch.

Capreola, s. Gems.

Capreolus, Capreus, s. Rehe.

Capricalca, franz. *Cravant*, *Oiseau*

nonette, iſt eine Gattung wilder Gänſe, oder ein Vogel, etwas gröſſer, als ein Rabe, ſchwarz- oder bleyfarbig, und an der Bruſt ſowohl, als dem Bauche mit breiten und dunkeln Streiffen, wie mit ſchmalen Schnüren, quer über durchzogen. Der Schwanz iſt ſehr kurz und ſchwarz. Im Fliegen macht er ein Geräuſche. Er wohnet im Moraſt, und iſt vortreflich gut, zu eſſen. Von ſeinem Fett wird gerühmet, daß es ſtark erweiche, und zertheile.

Capricerva orientalis, iſt ein Thier, welches theils einer Ziege, theils einem Hirſche gleichet, und ſehr flüchtig und wild ſeyn ſolle. Man hat von ihm den bekannten Bezoar, welches eigentlich der wahre orientaliſche iſt.

Capricornus, franz. *Capricorne*, ſ. Steinbock.

Caprimulgus, ſ. Nachtrabe.

Captura, ſ. Fang.

Caraſſius, ſ. Karauſche.

Karauſche, ſ. Karauſche.

Carbo, Kohle.

Carbonarius, ſ. Kohlenbrenner.

Carbonarius major, ſ. Meiſe.

Cardelus, ſ. Stieglitz.

Cardinal, iſt eine Gattung fremder Vögel, ſo groß, wie ein Papagey, deren Leib und Schnabel roth, die Flügel und der Schwanz aber ſchwarz ſind. Sie halten ihre Schnäbel immer offen, und ſcheinen mit der Virginiſchen rothen Nachtigall überein zu kommen.

Carpa, franz. *Carpe*, ſ. Karpfe.

Carpinus, ſ. Buche.

Carpinus, ſ. Spindelbaum.

Carpio, Carpo, ſ. Karpfe.

Carrè, *Carrelet*, ſ. *Ableret*.

Caſſenois, ſ. Finke.

Caſſis, ſ. Jagdruch.

Caſtanienbaum, Kaſtanienbaum, Beſtenbaum, latein. Caſtanea, franz. *Chataignier*, iſt ein Baum, davon es bey uns 2 Hauptgattungen giebet, nämlich die zahme und ſüſſe, und die wilde oder Roßkaſtanie, wiewohl man dieſe leztere Benennung auch dem ausländiſchen oder Judianiſchen Caſtanienbaum giebet. Den wilden Caſtanienbaum findet man in ganzen Wäldern in Ungarn, Frankreich, Elſaß, und am Rhein. Die Frucht deſſelben iſt bitter und eckelhaft am Geſchmack. Es iſt auch an den Blättern ein merklicher Unterſchied zwiſchen dem wilden und zahmen. Er wird ein hoher und ſtarker Baum, kommt in temperirter Witterung und dergleichen Boden am beſten fort. Das Holz iſt ziemlich veſt und dauerhaft, dienet zu Tiſchlerarbeit, und Bauholz, wiewohl die Balken keine groſſe Beläſtigung leiden. Zum Brennen und Kohlen iſt er von keiner ſonderlichen Güte. In etwas kalten Gegenden werden die Früchte von den ſüſſen Caſtanien zwar noch ziemlich ſchmackhaft, gerathen aber nicht ſo oft, und ſind gar klein. Man erkennet hieraus, was man ſich an jedem Ort vor Nutzen in Anſehung der Frucht von dieſem Baume zu verſprechen habe. Es

iſt

ist solche bekannt genug, und wird in Ländern, wo sie häuffig wächset, zu einer guten Mast vor die Schweine gebraucht. Die Früchte von den bittern sind wegen ihres eckelhaften Geschmacks den erstern nicht zu vergleichen. Sie stecken in einer stachlichten Schale, die im Herbst, wenn die Frucht reif ist, sich röthet, und ausfällt. Beyde Gattungen dienen zu einer grossen Zierde der Alleen, geben einen dicken Schatten, und wachsen geschwind. Von hohen Gebürgen und kalten Gegenden aber muß man damit wegbleiben. Wenn der Stamm nicht alt ist, treibet er wieder geschwindwachsende Stammloden; wird auch leicht, und ohne die von einigen vorgeschriebene Künsteleyen aus der Frucht fortgepflanzet, wenn man sie ein paar Querfinger tief in die Erde stecket. Es wachsen die Loden aus der Frucht der wilden Castanien schneller, als von irgend einer andern Art Holz. Dieser Baum hindert auch die unter ihm stehenden Loden und andere Gewächse gar sehr, doch nicht so gar, wie der Wallnußbaum.

Castor, s. Biber.

Castoreum, Castorium, s. Bibergeil.

Cata, Catus, s. Katze.

Catus Hispaniæ, s. Genithkatze.

Cauda tremula, s. Bachstelze.

Caudex, s. Stamm.

Cauſæ venatoriæ, s. Jagdsachen.

Cavea, s. Vogelbauer.

Celasterbaum, ist ein Baum, ungefehr nur eines Mannes hoch, der ein hartes Holz und Aeste hat, die etwas gräulicht sind, und hernach gräulicht werden. Die Blätter, welche allezeit gegen einander stehen, und im Sommer und Winter grün bleiben, sind länglicht, oben Saatgrün, und unten etwas lichter. An den äussersten Aesten zwischen den Blättern wachsen kleine Stengel, woran gelbgrüne, in 5 oder 6 Blättern bestehende Blumen hervorwachsen, welche einen guten Geruch haben, aber sehr lange verschlossen bleiben, indem sie gemeiniglich im Herbst, zuweilen auch erst im folgenden Frühling aufblühen. Die darauf wachsende Frucht ist erstlich grün, hernach roth, und endlich Corallenfarbig, runzelt sich aber zu Anfang des Augusts, und wird dunkelfarbig. Inwendig hat sie einen dreyeckigten Kern, fast wie ein Weinbeerkernlein, mit einer harten Schale, und einem weissen nußfarbenen Fleische, welches mit einem Safrangelben Häutlein überzogen ist. Dieser Kern aber wird selten zeitig, wenn ein harter Winter einfällt. Die Vermehrung dieses Baums kann durch Einlegung junger Zweige, daran noch etwas altes Holz befindlich ist, oder durch den Samen, wenn er recht reif ist, geschehen. Der Grund aber muß sandigt, mit zweyjährigem Pferdemist und Erde, welche durch die Luft und Sonne wohl temperirt ist, vermischt seyn.

Cenchramus Nonnii, s. Brachvogel.

Cenchramus Aristotelis, s. Ortolan.

Centis Canis, s. Dornröse.

Centrina, franz. *Centrine*, iſt ein Seefiſch, den die Italiäner Peſco porco, d. i. Schweinfiſch zu nennen pflegen. Er iſt ſtark und dicke, kurz und dreyeckigt, mit einer ſehr rauhen Haut überzogen, die voller ſtarken Stacheln ſitzet, inſonderheit am Kopf, und auf dem Rücken, und übrigens ganz dunkel ausſiehet. Der Kopf iſt klein und eingedruckt, die Augen helle und munter; der Rachen ſtehet beſtändig offen; die Zähne ſind breit, und ganz ſchneidend ſcharf; das Fleiſch voller Adern, zähe, und gar nicht zu eſſen. Die Leber gebraten, giebt ein Oel, welches die Scirrhos und harten Geſchwülſte, auch andere dergleichen Härtigkeit zu erweichen, und die Schmerzen zu lindern, gut iſt.

Ceraſus, ſ. Kirſchbaum.

Cercis, ſ. Pappel.

Cerf, ſ. Hirſch.

Ceriſier, ſ. Kirſchbaum.

Ceſpes bituminoſus, ſ. Torf.

Ceſpes unctuoſus, ſ. Torf.

Cervus, ſ. Hirſch.

Chamæceraſus Dumetorum, fructu gemino rubro, ſ. Rheinweiden

Chamois, ſ. Gems.

Change, heißt bey den Jägern, wenn 1) ein Hirſch zwiſchen und bey andere Hirſche und Wildpret kommt; oder wenn 2) von den nebenher reutenden etwas rege wird, und unter oder kurz vor die Hunde kommt, daß denn die Hunde andere Hirſche oder Thiere aufnehmen, und mit fortgehen. Was in ſolchem Falle zu beobachten, davon ſ. Paſſoreyjagd.

Chaperon, ſ. Falkenhaube.

Charax, Charax major, ſ. Rauſche.

Charbon, ſ. Kohle.

Charbonnier, ſ. Kohlenbrenner.

Chardonneret, ſ. Stieglitz.

Chardonneret, ſ. Zeiſig.

Charme, ſ. Räſter.

Chaſſe, ſ. Jagd.

Chaſſe des Herons, ſ. Reigerbeitze.

Chaſſe des Sangliers, ſ. Schweinshatze.

Chat, ſ. Katze.

Chataignier, ſ. Caſtanienbaum.

Chathuant, ſ. Eule.

Chauve-ſouris, ſ. Fledermaus.

Chelidon, ſ. Schwalbe.

Chemiſe, *Chemiſe des Mailles*, ſ. Panzer.

Chêne, ſ. Eiche.

Chenil, *Chenin*, ſ. Hundsſtall.

Chenoſiris, ſ. Epheu.

Chevalier, ſ. Calidris.

Chevreuil, ſ. Rehe.

Chien braque, *Chien de Quete*, ſ. Spürhund.

Chien couchant, ſ. Vorſtehender Hund.

Chien courant, *greſſier*, *forcenant*, ſ. Windhund.

Chiens courans, ſ. Parforcehunde.

Chiens de Chaſſe, ſ. Jagdhunde.

Chiendent, ſ. Dornroſe.

Chloris, ſ. Grünzling.

Choucas, ſ. Dohle.

Chouette, ſ. Nachtigall.

Chouette, ſ. Eul.

Chriſtdorn, ſ. Stechpalm.

Chriſt-

Chriſtmonat, ſ. December.

Chryſætos, ſ. Adler.

Chryſocarpos, ſ. Epheu.

Chryſon, ſ. Goldfiſch.

Chucas, ſ. Dohle.

Cicne, ſ. Schwan.

Ciconia, franz. *Cicogne*, ſ. Storch.

Cignie, ſ. Schwan.

Cinclus, ſ. Steinbeiſſer.

Cinolus, ſ. Bachſtelze.

Circus, iſt ein Raubvogel, nicht gar ſo groß, als ein Geyer, der oben auf dem Kopf, und unter dem Halſe röthlicht und weißlicht ſiehet. Sein Schnabel iſt ſchwarz, der Hals kurz, die Schenkel rauh und gelbe. Er fliegt ſchnell, aber ſtets im Krayſe. Er ſtöſſet auf Rebhüner und Tauben, auf Lerchen und Caninichen, auch auf die jungen Füchſe. Er iſt beſtändig allein, und hat die Eigenſchaft, daß er viel flüchtiges Oel und Salz bey ſich führet. Sein Koth zertheilet, und treibet den Schweiß. Sein Schmalz erweichet, zertheilet, und iſt den Nerven dienlich.

Ciſſus, Ciſſhos, ſ. Epheu.

Citrinella, Citronella, franz. *Tarin*, iſt ein kleiner Vogel, ungefehr, wie eine Lerche, von gelber Farbe, hat einen lieblichen Geruch, und nähret ſich mit Körnern. Er führet viel flüchtig Salz und Oel bey ſich, und ſoll wider das ſchwere Gebrechen gut ſeyn.

Citronella, ſ. Citrinella.

Claſter, ſ. Klaſter.

Clanga, ſ. Adler.

Cliquet, ſ. Schneller.

Clupea, ſ. Aloſe.

Cobites, ſ. Gründling.

Cobites barbatula ſ. fluviatilis, ſ. Schmerle.

Cobitis, ſ. Schmerle.

Cobitis aculeata, ſ. Steinbeiſſer.

Coccali, ſ. Fichte.

Coccigria Theophraſti, ſ. Gelbholz.

Coccognidium, ſ. Kellerhals.

Coccothrauſtes, franz. *Cochc-Pierre*, ſ. Kernbeiſſer.

Cochet ſauvage, ſ. Wiedehopf.

Cochon d'eau, ſ. Capivard.

Coeffé, ſ. Behangen.

Cörnerbaum, ſ. Corneelbaum.

Cörnesbaum, ſ. Corneelbaum.

Coggygria putata, ſ. Gelbholz.

Colia, Colias, lat. Lacertus marinus minor, iſt ein Fiſch, der einer Mackrelle ſehr gleich iſt, nur daß er auf der Haut mit ſchwarzen Tüpfelgen und ſchiefen Striechen gezeichnet iſt. Er läſſet ſich wohl eſſen; doch hat er ein unverdaulich Fleiſch; und wird deswegen gerne eingeſalzen. Er zertheilet, wenn er zerſtoſſen und aufgeleget wird. Der Pöckel von ihm iſt gut wider die Zahnſchmerzen, wenn er in dem Mund gehalten wird.

Colimbas, ſ. Taucher.

Colimbis, ſ. Taucher.

Collets, ſ. Büffel.

Colluvio, iſt der Nahme eines Raubvogels, der unter die kleinen Falken gezehlet wird.

Columba, Columba agreſtis, ſylvatica, ſ. Taube.

Colymbus, ſ. Taucher.

Comes ſylveſtris, ſ. Holzgraf.

Conaria, ſ. Fichten.

Conceſſion, ſ. Forſtgerechtigkeit. Lit. C) a).

Conchæ anatiferæ, ſ. Baumgans.

Condor, ſ. Cuntur.

Confinia, ſ. Gränzen.

Coni, ſ. Fichten.

Conſolidation, ſ. Forſtgerechtigkeit, Lit. I) a) Nro. 7).

Contrajagen. Dieſe Art des Jagens, wenn ſie gehörig eingerichtet werden ſolle, erfordert eine beſondere Lage des Orts, die ſich allein dazu ſchicket. Es muß nämlich ein ſolcher Ort ſeyn, wo zwiſchen 2 Dickigten ein freyer Platz iſt, der nach Proportion eine Länge von 300 bis 400 Schritten habe. Jedoch ſcheinet die Länge von 340 Schritten die längſte und bequemſte zu ſeyn. Doch iſt nicht allezeit daran gelegen, daß es eben dieſe Länge ſeyn muß; ſondern es iſt nur dieſes wohl zu beobachten, daß man, wenn man in dem Schirm ſtehet, ſowohl nach dem Jagen, als Contralauft, alles vollkommen überſehen könne. Auch ſchicket ſich dergleichen Jagen hin, wo eine Wieſe im Walde liegt, oder wo ein junger Schlag im Walde vorhanden iſt. Recht ausnehmend aber iſt es zwiſchen zwey Bergen in einem Thal, allwo aber auch im Thal, oder unten an den Bergen ſo viel freyer Platz iſt, als vorher bemerket worden.

Dieſes Jagen wird nun alſo eingerichtet: Wenn die Hirſche beſtätiget ſind; ſo wird das Jagen enger gemacht, zuſammengetrieben, und eine Kammer verfertiget. Gegen dem freyen Platze über kommt der Contralauft und das Jagen. Dieſes muß ſich nach jenem richten, und alſo ſteckt man es ab, und nimmt entweder 5 Stangen, oder ein viereckigt Bretgen, und ſuchet die Mitte am Quertuch, welche leicht zu finden iſt. Dafern es juſt ein Tuch von 150 Schritten breit iſt; ſo ſchreite ich vom rechten Flügel nach der Mitte, und zehle 75 Schritte, welches ich auf der andern Seite nach dem linken Flügel auch thue, daß ſolches zuſammen 150 Schritte ausmacht. Wenn ich auf beyden Seiten geſchritten und gemeſſen habe; ſo muß ich die Mitte finden. Dahin ſtelle ich mein Inſtrument, daß es mit ſeiner Mittellinie gegen beyden Flügeln am Quertuche gleich oder perpendicular ſtehe. Alsdann trette ich hinter mein Inſtrument, und viſire gerade aus nach dem andern Dickigt, wo das Contrajagen hinkommen ſolle, und fälle dahin eine Perpendicularlinie, laſſe daſelbſt eine Stange ſtoſſen, meſſe oder ſchreite die ganze Perpendicularlinie ab, wie lang ſie ſeye, und nehme ſodenn davon die Helfte. Als z. Exempel, wenn der Raum 340 Schritte iſt; ſo ſchreite ich von meinem erſten Stande 170 Schritte auf der Perpendicularlinie fort, ſetze mein Inſtrument daſelbſt ein, daß es aber auch auf der gefällten Linie perpendicular ſtehe; trette am Inſtrument auf die andere Seite, und viſire hinüber nach der rechten Hand, meſſe 60 Schritte, und laſſe daſelbſt eine Stange ſtoſſen. Alſo wird auch hinüber nach der linken Hand viſiret, auch 60 Schritte gemeſſen, und eine Stange geſtoſſen; wohin alsdann Krummruthen kom-

kommen, und die Tücher näher zum Schirme gezwungen werden, damit der Schluß nicht so weit seye. Hieselbst stosse ich eine Stange, daß dahin der Schirm komme, und gehe bis an die Stange am Ende der Perpendicularlinie, setze mein Instrument, daß es auf der gefällten Linie, und nach der mittelsten Stange zum Schirm perpendicular stehe; diere sodann über das Instrument nach dem einen Flügel, und messe dahin 75 Schritte, stosse dahin eine Stange, trette auf die gegen über stehende Seite des Instruments, und messe auf dem andern Flügel auch 75 Schritte, stosse daselbst auch eine Stange. Hier nun kommt das Quertuch vor das Contrajagen. Also wäre nun der Lauft abgestochen.

Das Jagen aber wird eines Tuches Länge, und müssen in den Ecken an beyden Enden Krummruthen seyn, damit die Flügel von diesen Krummruthen nach den Krummruthen, welche in der Mitte stehen, sein gerade zulauffen, und auch veste halten können. Ferner wird das Contrajagen gemacht, und in den andern Ecken auch Krummruthen, nicht weiter vom Quertuch, als eines Tuches Länge gestellet. Sodenn werden auf beyden Flügeln vom Jagen aus die Tücher nach denen Krummruthen, und bis in das Contrajagen hinausgeflügelt, die Rundung um das Contrajagen mitgestellet, und der Schirm in der Mitte des Laufts aufgeschlagen. Alsdann ist das Contrajagen fertig.

Das Abjagen wird also gehalten: Da in dem Contrajagen nichts von Hirschen oder Wildpret ist; so wird des Tages vorher, wenn abgejagt werden solle, das Zwangtreiben am Jagen in die Kammer gethan, damit die Hirsche alle dahinein kommen. Des Abends schaffet man das Quertuch vor dem Jagen weg, und vor dem Contrajagen ist noch keines, hinzustellen, nöthig gewesen. Des Nachts muß alles am Contrajagen stille seyn, wie auch am Laufte; dagegen aber können die bey dem Jagen wachende Leute desto lauter seyn, um zu versuchen, ob die Hirsche hiedurch sich von selbst hinüber nach dem Contrajagen ziehen wollen, welches auch meistentheils geschiehet. Sollten sich aber die Hirsche nicht des Nachts selbst nach dem Contrajagen ziehen wollen; so muß man des Morgens frühe die Treibeleute nehmen, und etliche von denen Hirschen aus dem Jagen hinüber nach dem Contrajagen treiben, und sofort das Quertuch sowohl vor das Contrajagen, als auch vor das wirkliche Jagen stellen. Die Jäger theilen sich auf 2 Partheyen. Der Commandeur mit der Helfte von denen Jägern rangiret sich auf den rechten Flügel nach dem Jagen, und an dem Flügel gegen dem Schirm über, hat er zugleich die Jagd- und Hetzhunde bey sich. Der nächste nach dem Commandeur im Range stellet sich mit den andern Jägern an den andern, als den rechten Flügel zum Contrajagen, und an die andere Seite des Schirms, und erwarten also die hohe Herrschaften. Wenn nun dieselbe zum Jagen angekommen sind, und sich in Dero Leitschirm verfüget haben; so wird alsobald auf Dero

gnädigen Wink und Befehl zu Holze gezogen. Der Commandeur ziehet mit seiner Jägerey in das Jagen, mit dem gewöhnlichen Jagdgeschrey, die Hetz- und Jagdhunde hinter ihnen her; die andere Parthey der Jägerey aber ziehet auf ihren rechten Flügel nach dem Contrajagen. Da nun vorhero schon am Jagen die Quertücher wieder weggebracht worden; so hat man auch im Contrajagen eben solche Anstalt gemacht, und die Treibeleute hinten an der Rundung angeleget. So bald diese das Jagdgeschrey zu Holze vernehmen, fangen dieselbe auch ganz gemächlich und stille an, zu gehen. Die Jägerey aber, die nach dem Contrajagen ziehet, eilet, daß sie viel eher an ihr Holz des Contrajagens komme, und hält mit dem Jagdgeschrey ein, eilet vollends am Flügel hinauf, und hilft befördern, daß die Treibeleute nunmehro geschwinder mit dem Treiben seyn; bringen auch sodann zum gröſten Spaß die Hirsche auf den Lauft getrieben, welche die nach dem Jagen zu Holze ziehende Jäger noch einholen, und mit ihnen selbst zu Holze ziehen. Wie dann daher von manchen dieses Raisonnement ausfället: die Hirsche zögen selbst mit den Jägern nach Hirschen zu Holze. Dabey es auch manches Gelächter giebt; zumal, wenn die Jagdhunde die Hirsche zu sehen bekommen; so reiſſen sie die Leute, so sie führen, hin und her, und stimmen ihren wohlklingenden Laut zwischen der Jäger ihrem Waldgeschrey mit an. So bald die Jägerey vollends zu Holze gezogen, werden die Jagdhunde gelöset, welche dann die Hirsche aus einem Jagen in das andere jagen, und diese in voller Furcht gegen den Schirm gefället werden. Inzwischen sind sowohl vor das Jagen, als Contrajagen entweder Trompeter oder Jäger mit Jagd- oder Waldhörnern, wo das Quertuch gestanden, hin beordert. Wenn nun ein jagdbarer Hirsch aus ihrem Jagen kommt; so müssen dieselbe tapfer blasen. Desgleichen lassen die Jäger in beyderseits Jagen sich mit ihren Hüfthörnern hören, wenn sie einen jagdbaren Hirsch erblicken. Die Jagdhunde aber bringen bald aus diesem, bald aus jenem Jagen die Hirsche gejagt, da denn auf beyden Seiten von der Jagd was zu hören ist. Hiebey ist annoch anzumerken, daß der Schirm hiezu auch besonders eingerichtet seyn muß, so daß an beyden Seiten nach dem Jagen zu die hohen Herrschaften stehen können, und die Hetzhunde in der Mitten seyn.

Ist nun mit den Jagdhunden aus beyden Jagen alles gejaget; so wird von beyden Seiten mit den Treibeleuten durchgegangen, und die Jägerey ziehet von beyden Seiten in ihrer Ordnung aus dem Jagen nach dem Schirm, also daß die aus dem Jagen von dem einen Flügel, und die aus dem Contrajagen auf dem andern Flügel herauskommen, mit währendem Waldgeschrey und Brüchen auf den Hüten, blasen auch das Jagen ab. So bald nun der letzte Laut des Waldgeschreyes von ihnen sich endiget; so schwenken sie sich sogleich von beyden Flügeln in einem Chor, und ziehen vorne vor den Schirm,

wo der Fürst stehet, und machen insgesamt ihre Reverence; dagegen sie auch nicht allein mit einer gnädigen Miue, und dem Hutziehen des Fürsten gratificiret, sondern auch nachgehends mit einer guten Mahlzeit und Wein ergötzet werden. Sonst aber werden hiebey auch alle andere Ceremonien und weydmännische Gebräuche mit dem Weydemesser schlagen u. d. g., wie bey andern Jagden, observiret, ausser daß die Hirsche und das Wildpret, was von beyden Theilen vom Schirm aus geschossen und gefället worden, gerade von jedem Ende des Schirms rangiret wird. Wer nun dergleichen Jagen beygewohnet, und selbst mit angesehen, derselbe wird gestehen müssen, daß sie besonders angenehme und recht lustige Jagen seyen.

Contralauft, wird genennet, wenn zwey Jagen einander gegenüber seyn, und nur ein Lauft zu allen beyden Jagen gebraucht wird. s. Contrajagen, Lauft.

Contraruff, ist eine besondere Erfindung, die Wachteln zu fangen. Man verfertiget nämlich eine lange hölzerne Röhre, von 7 bis 8 Fuß lang, auf die Art, wie ein Blaserohr. Hiezu wird noch eine Hülse zum Windgeben gemacht, wie eine halbe und weit ausgehöhlte Granate, woran an einem Ende eine Röhre von 4 Zoll lang ist, welche in die lange Röhre hineingestochen werden kann. In dieser weiten Hülse werden gesottene Pferdhaare dichte voll gestochen, und ein dünnes schmeidiges Leder veste darüber gebunden, daß kein Wind dabey hinaus gehen kann. Diese Hülse wird in der langen Röhre eingesteckt, doch auch so, daß keine Luft dabey weggehen kann. Am andern Ende in der langen Röhre, wird ein solches kleines Pfeiflein gemacht, wie zu einer ordentlichen Wachtelpfeiffe. Wenn man nun mit dem Finger auf das Leder, so über die Pferdhaare gebunden ist, zweymal kurz hintereinander tüpfet; so giebt es gleich den Ruf an, wie die Wachtelstecke. Diese Pfeiffen kann man also gebrauchen: Wenn man eine Wachtel mit dem Steckgarne versteckt; so setzet man sich ebenfalls mit der Pfeiffe hinter das Garn. Wenn nun der Hahn schläget; so hält man die Röhre mit der Pfeiffe nach der Wachtel zu, und antwortet gleichfalls, wie mit einer andern Pfeiffe; so läuft die Wachtel ebenfalls nach diesem Ruf. Dieses aber ist das vornehmste von diesem Ruf: Wenn eine Wachtel verderbt, und vor der Pfeiffe weicht; so gehet man um die Wachtel herum, und stecket die Röhre mit der Pfeiffe gegen die Wachtel. Da sie nun vor der Pfeiffe weicht; so treibt man sie nach dem Garne zu. Will sie neben weg; so kann man mit der langen Röhre doch ziemlich vor sich hinreichen, und ihr vorbeugen. Auf diese Weise müssen auch die verprellte und verderbte Wachteln in das Garn getrieben werden. Daher man auch diesen Ruf den Contraruff mit Recht nennen kann, weil man dadurch die Wachteln sowohl gegen sich ruffen, als von sich treiben kann.

Coracia, ſ. Dohre.

Corax, franz. *Corbeau*. ſ. Rabe.

Corbeau de Nuit, ſ. Nachtrabe.

Corde, ſ. Klafter.

Cor de Chaſſe, ſ. Waldhorn.

Corimbithra, ſ. Epheu.

Cormier, ſ. Elſenbeerbaum.

Corneelbaum, Cornelkirſchenbaum, Körnerbaum, Dörnleinbaum, Herlskenbaum, Horlzgenbaum, welſcher Kirſchbaum, Kurbeerbaum, Thierleinbaum, Zieſerleinsbaum, Cötnerbaum, Dierleinbaum, lat. Cornus, franz. *Cornier*, *Cornouille*, iſt ein ziemlich hoher und in viele Aeſte ſich ausbreitender Baum, deſſen Blätter länglicht ſind, und den Blättern des ſchwarzen Schießbeerholzes gleich ſehen, welche, wenn ſie noch jung, und zwar bald, nachdem ſie ausgeſchlagen ſind, abgepflücket, und im Schatten getrocknet worden, einen angenehmen Thee und blutſtillendes Mittel abgeben ſollen. Die Rinde dieſes Baums iſt ſchwarzgrau mit etwas röthlichtem untermenget, das Holz weiß, veſt, dicht und harte. Daher es auch meiſtentheils zu Kammradzähnen in Mühlen, Axthelmen, Hammerſtielen ꝛc. gebraucht wird. Seine Blüten, welche in groſſer Anzahl hervorkommen, und an ſehr kurzen Stielen hängen, beſtehen aus 4 gelben Blättlein. Die Früchte, welche hierauf nachfolgen, und Corneelbeere, Corneelkirſchen ꝛc. genennet werden, ſind länglicht rund, wie die Oliven, und anfänglich grün, nachgehends aber, wenn ſie im Auguſt oder September reif geworden, recht hoch- und blutroth, auch bisweilen weiß, und eines ſäuerlichen und ſüſſen Geſchmacks, wohlriechend, und häuffig an einem Stiel beyſammen. Der in dieſer Frucht befindliche harte Kern oder Stein hat zwey länglichte Saamkörner in ſich verſchloſſen. Die reiffen Früchte können ſo, wie ſie ſind, genoſſen, und mit Zucker candirt, die unreiffen aber in Salz gelegt werden, da ſie denn ſo ſchön, als rechte Oliven ſchmecken, alſo, daß man ſie, wenn ſie genug gebeizt ſind, nicht leicht von den Veroniſchen Oliven an Geſchmack und der Farbe nach unterſcheiden kann. Es iſt dieſer Baum als ein wildes Gewächs in denen Wäldern zu finden. Man pflegt ihn aber auch, um ſeines annehmlichen Fruchtgeſchmacks willen, in Gärten, und zwar am beſten durch Pflanzung der Kerne, oder durch verſetzung der von der Wurzel ausſproſſenden Nebenzweige zu ziehen. Nur erfordert er ein feuchtes und fettes Erdreich, und will fleiſſig umgegraben ſeyn. Er läßt ſich auch ſowohl zu Hecken, als zu einem zierlichen Bindwerk gebrauchen, und kann niedrig und hoch unter dem Schnitt und der Scheere gehalten werden. Giebt auch einem Garten einen zierlichen Proſpeckt, weil ſein Laub bis in den Winter grün bleibet. Sonſt giebt es noch einen andern Baum, den man den wilden Corneelbaum nennet, wovon unter dem Artickel Rheinweide gehandelt wird.

Corneille, ſ. Krähe.

Cornet,

Cornet, wird ein kleines Jägerhorn genennet.

Cornicbe, ſ. Krähe.

Cornichons, ſ. Hirſchkolben.

Cornier, ſ. Corneelbaum.

Cornix, ſ. Krähe.

Cornouille, lat. Cornus, ſ. Corneelbaum.

Cortex, ſ. Rinde.

Corvirostra, ſ. Krinitz.

Corvus, ſ. Rabe.

Corvus fluviatilis, ſ. Rape.

Corylus, Corylus ſilveſtris, ſ. Haſelſtaude.

Cotinus, Cotinus coriaria l. putata, ſ. Gelbholz.

Coturnix, ſ. Wachtel.

Coucou, ſ. Guckguck.

Coudrier, ſ. Haſelſtaude.

Courhunde, ſ. Pürſchhunde.

Crabatten, werden bey den Jägern genennet 1) zwey Ellen lange, und anderthalb Zoll breite Riemen, oder 2) etwas breite wollene Tuchlappen, welche ſie im Jagen den allzuſchnellen und raſchen Hunden anlegen, daß ſie ſolche beyher ſchleppen, und öfters darauf tretten müſſen, damit ſie in ihrem Laufe aufgehalten werden, und die andern folgen können.

Cräſſen, Craſſen, lat. Craſſiones, Craſſuli, ſ. Kreſſen.

Cratzbeere, ſ. Brombeerſtrauch.

Cravant, ſ. Capricolce.

Creac, ſ. Stöhr.

Creſſen, ſ. Kreſſen.

Creuzbäume, ſ. Lochbaum.

Creuzdorn, Creuzbeer, Wegedorn, Färberbeer, Färberkörner, Schlabeere, Blaſſengrün, lat. Rhamnus catharticus, Spina Cervi, Spina cervina l. infectoria, franz. *Rhamne*, iſt ein bekanntes Gewächſe, welches mehr einem Strauch, als einem Baume gleichet. Der Stamm und die Aeſte ſind mit einer glatten, glänzenden und braunen Rinde verſehen. Unter der braunen Rinde aber ſiehet das Holz ganz ſafrangelb, hernach iſt es weiß. Die Blätter ſind recht oval und glatt, und ſondern ſich in dieſem Stücke von allen andern ab, daß ihre Adern nicht nach der Seite, ſondern nach der obern Spitze zu gehen; dabey ſie ganz ſubtil ausgeſägt ſind. Die obern Zweige ſtehen aufwärts, die untern aber, welche am Ende ſtechende Dornen haben, ſtehen faſt rechtwinklicht gegeneinander über, und ſtellen ein Creuz vor, woher auch der Nahme Creuzdorn rühret. Das Holz iſt, wie an allen Dorngewächſen, ſehr hart, und trägt ſchwarzblaue Beere, welche zu Ausgang des Auguſts reiffen. Sie hängen an Stielen traubenweiſe beyſammen, ſind aber von herbem und garſtigem Geſchmack. Jede Beere hat vier braune dreyſeitige Saamenkörner in ſich. Aus dieſen Beeren kann eine grüne, gelbe und rothe Saftfarbe gemacht werden, nachdem man ſie zu verſchiedener Zeit ſammlet und behandelt. Wenn ſie z. Er. im Herbſte geſammelt werden, geben ſie mit Zuthuung etwas Laugenſalzes eine grüne

Farbe,

Farbe, die unter dem Nahmen Saftgrün bekannt iſt. Die unreiffen Beere ſollen die gelbliche Farbe zuwegen bringen, wenn ſie getrocknet, und in Waſſer und Alaun eingeweicht werden. Sonſten ſollen auch dieſe Beeren heftig purgiren, und das Waſſer bey den Waſſerſüchtigen ausführen. Im übrigen iſt der Gebrauch der Staude und des Holzes, wie bey der Weiß- und Schwarzdorne. Die Creuzdornen wachſen ſo, wie die Weiß- und Schwarzdornen, faſt auf allem Grund und Boden, nur nicht im Bruche, jedoch beſſer und friſcher auf gutem Boden, als hohen dürren und ſteinigten Flächen. Hingegen wird auf dieſen ihr Holz von einer ausnehmenden Veſtigkeit, gleich einem Knochen. Sie ſchicken ſich deswegen ſehr gut zu Drechslerarbeiten, wozu ein ſehr hartes Holz nöthig iſt, und können die Stelle des Burbaums, und anderer veſten ausländiſchen Holzarten in vielen Fällen vertretten. Auf ſehr hohen Gebürgen trift man ſie ſeltener an. Wenn auf abgetriebenen Orten das Holz gar nicht, oder doch nur langſam und einzeln wieder wachſen will, und wenig Oberholz vorhanden iſt; ſo finden ſich dieſe, wie andere Dornenarten gerne ein. Alle Dornen ſind ſehr dienlich, junge gepflanzte Stämme gegen den Anlauf des Wildes, und des zahmen Viehes zu beſchützen, und das Abſchälen von Haſen, Ziegen und Schaafen zu hindern, wenn die jungen Stämme damit umbunden werden. Wegen der Gleichheit, welche die Creuzdornen mit andern Dorngewächſen haben, ſ. a. Schwarzdorn, Weißdorn.

Creuzflügel, Kreuzflügel, werden 1) bey der Jägerey genennet, wenn nur 2 Flügel oder Stellwege in einem kleinen Wäldgen ſeyn, und kreuzweiſe übereinander lauffen. Sodann heiſſen 2) auch Creuzflügel, die in der Mitten durch einen groſſen Wald recht quer übereinander lauffen.

Creuzträger, ſ. Fuchs.

Creuztritt, Kreuztritt, iſt eines der vornehmſten Zeichen, ſo der Hirſch in der Fährte von dem Thier macht, indem er mit dem Hinterfuß alſo tritt, daß er das mit den vordern Tritt gleichſam ſpaltet. Es geſchiehet dieſes, wenn der Hirſch durch den Zwang die beyden Schalen am Hinter- und Vordertritt zuſammen zwinget, dieſelbe gleich nebeneinander ſetzet, und alſo, weil ſie vornen durch den Zwang runder werden, wie ein Creuz machet; welches ein Thier ſelten, oder faſt gar nicht thun kann.

Creuzvogel, ſ. Krinitz.

Crone, Crongehörn, Krone, Krongehörn, heiſt in der Jägerey, wenn zu oberſt an der Stange eines Hirſchgeweyhes 3, 4 oder mehr Enden zuſammen kommen, die gleichſam eine Crone formiren.

Cruciata, ſ. Krinitz.

Cru dé Cerf, ſ. Hirſchcreuz.

Crux Cervi, ſ. Hirſchcreuz.

Cuculus, ſ. Guckguck.

Cuir, ſ. Balg.

Cul rouge, ſ. Rothſchwänzlein.

Cuntur, ſ. Adler.

Curée machen, heißt bey den Jägern, wenn der Hirsch aufgebrochen, und zerwirkt, das Geiße aus dem Geschaide ausgeleeret, der Kopf sammt dem Gehörne abgelöset, und übrigens ordentlich zerwirkt wird. s. a. Parforces jagd.

Curruca, s. Grasmücke.

Cycnus, Cygnus, s. Schwan.

Cynorrhodon, Cynorrhodos, s. Dornrose.

Cynosbatos, Cynosbatus, siehe Dornrose.

Cyprinus, s. Karpfe.

Cyprinus latus, s. Karausche.

D.

Dachs, Tachs, lat. Meles, Melis, Melotus, Melus, Taxus, franz. *Blaireau*, *Blereau*, *Taisson*, ist ein vierfüßiges Raubthier, so unter das kleine Weydwerk, oder die niedere Jagd gezehlet wird, und wohl auf 10 Jahre lebet, zuletzt aber gemeiniglich blind wird. Er hat einen ziemlich langen Leib, wie ein Fuchs, ist aber nicht so hoch, und am Leibe dicker und stärker. Er hat kurze Läufte, einen kurzen etwas spannenlangen Schwanz, einen dünnen Kopf, so, daß der Hals fast so dicke ist, als der Kopf, und eine spitzige Nase. Er hat eine dicke harte Haut, und harte borstige Haare, ist grauer Farbe, wiewohl auf dem Rücken und über den Kopf schwärzlichter, und am Bauche sowohl, als an den Backen, etwas weißlicht. Dieses Thier wohnt sowohl Winters- als Sommerszeits unter oder in der Erde, worinnen es sich Röhren und Baue, nach Gelegenheit des Bodens, wohl Klaftern tief in die Erde machet, von aussen aber arbeitet er etliche Röhren hinein, auch hat er unten Kessel, da 2 bis 3 Röhren auch wohl mehr zusammen lauffen. Er hält seinen ordentlichen Kessel oder Röhre, worinnen er liegt, führet selbigen rein aus, bringet gegen den Winter das nächst herumliegende Laub hinein, wo er seine Losung den Winter über hinwirft, und deshalben in besondere Röhren gehet. In Haupt- oder recht grossen Bauen macht er auch einige Röhren gerade auf, daß die Luft darinnen zu empfinden ist. Auch hat er seine Baue gerne in denen mit Holz bewachsenen Oertern; denn er scheuet das Helle, wie er denn auch nichts gerne bey hellem Mondenschein aus seiner Wohnung ausgehet, und sich vor seinem eigenen Schatten fürchtet, mithin zu der Zeit lieber in dunkeln und düstern Orten weydet, oder seine Nahrung suchet. So ihm auch zur Sommerszeit in den kurzen Nächten der Tag zu geschwinde auf den Hals kommt, retiriret er sich aus Furcht des hellen Tages öfters in hohle Bäume oder schlechte Fuchsbaue. Er gehet des Nachts nach seiner Nahrung aus, sticht mit seiner spitzigen harten Nase auf denen Hutungen und Wiesen in die Erde kleine Grübgen, fast wie die Frischlinge brechen, nähret sich von den Käfern in den Kuh- und Pferdmisthaufen, vom Gewürme und allerhand Wurzeln. Wo auch weisse Rüben in den Feldern stehen,

stehen, da findet er sich ebenfalls dabey ein, ingleichem bey der Eichelmast, wovon er auch etwas, ob wohl wenig, mit nach seinem Baue nimmt. Im Herbst um Martini ist er am fettesten, daß man sich verwundern muß, wie er über seinen ganzen Leib mit Fett überzogen ist, nicht anderst, als ein Speckschwein; da er denn schon nicht mehr alle Nächte auszugehen pfleget. Sobald es frieret und zuwintert, bleibt er gar im Bau, kommt weder Tag noch Nacht heraus, und zehret sein stark aufgelegtes Fett wieder vom Leibe. Er hat dazu ein besonders Saugeloch unter dem Schwanz, und über dem Weydeloch, welches eben so weit und tief ist, daß er seine Nase darein stecken kann; und so nähret er sich auf eine bewunderungswürdige weise die Wintermonate über von seinem eigenen Leibe.

Solcher Dachse zählet man zweyerley Gattungen, nämlich Schweinsdachse und Hundesdachse. Die erstern haben ein etwas kürzeres Gebiß und Nase, sind am Kopf und an der Kehle herum gelblichter und stärker, und haben ein gebogener Gebiß im Maule. Die letztern aber sind am Kopf, an der Nase und Kehle weiß. Das Gebiß ist gleich denen Hunden, und etwas länglichter, als an den vorigen. Sie haben aber einerley Natur und Eigenschaften. Sie ranzen zu Ausgang des Novembers, und im Anfang des Decembers, gehen 9 Wochen, gleich andern dergleichen Raubthieren, oder den Hunden, dicke, und setzen im Hornung 3, 4, auch wohl zuweilen 5 Junge, wiewohl einige Weydleute vorgeben, und sich bereden wollen, daß die Dachse erst im Hornung ranzen und rollen. Allein es hat keinen Grund, und die Erfahrung weiset das Gegentheil, daß nämlich im Hornung allerdings junge Dachse gefunden werden. Ueber dieses erwäge man nur, ob nicht alle wilde Thiere, sowohl edle, als Raubthiere, zu der Zeit, wenn sie am fettesten sind, sich jene zur Brunst- und diese zur Ranzzeit anschicken. Die Jungen bleiben bey den Alten bis wieder zur Ranzzeit. Alsdann schaffen sie sich selber ein Läger; es müßte denn seyn, daß sie sich in einem grossen Hauptbau befänden, wo sie sich jedoch in diesem Bau auseinander machen. Im andern Jahr sind sie so groß und vollkommen, als die Alten. Die Dächsinnen säugen die Jungen mit ihrer Milch, bis sie mit ausgehen können. Werden sie aber an ihrem Ausgang durch allzu lang anhaltenden Winter verhindert; so muß öfters die Dächsin bey noch liegendem Schnee nach ihrer Nahrung ausgehen, um die Junge zu erhalten.

Man sollte fast den Dachs nicht unter die Raubthiere rechnen, indem er sich aufs schnelle Laufen nicht viel verlassen kann. Wenn ein Mensch gut zu Fusse ist, kann er ihn gar wohl in seinem Laufe einholen, und müßte ein Haase oder dergleichen sehr jung, und schlecht beschaffen seyn, wenn er ihm zum Raube werden sollte. Man hat aber doch an zahm erzogenen Dächsen wahrgenommen, daß sie ganz kleine Ferkel und junge Hüner gefressen haben.

Dahero

Daher können sie auch an den jungen wilden Thieren, so noch nicht fortkönnen, dergleichen thun, wie auch am jungen Federwildpret. Ihre Haut, so vortreflich dauerhaft ist, dienet den Sattlern und Täschnern, Reisekasten damit zu beschlagen, auch Ranzen und Ueberzüge zum Gewehr davon zu machen; imgleichem Kummetdecken und Hundehalsbänder daraus zu verfertigen. Die Haare aber können zu Pinseln gebraucht werden. Das Fleisch läst sich, wenn es wegen seines süßlichten Geschmacks nicht eckelhaft ist, oder wo dieser durch Salz und andre gute Gewürze und Zurichtung demselben benommen worden, noch wohl genieſſen; doch soll es leichtlich Flüsse erwecken. Das Schmalz oder Dachsfett wird in der Arzney am meisten gebraucht, und ist als eine gute innerliche Heilsalbe vor die gebrochenen Glieder zu gebrauchen. Aeuſſerlich fein warm angestrichen, oder in einem Clystier applicirt, kommt es, indem es lindert, in denen vom Steine herstammenden Nierenschmerzen wohl zu statten. Es dienet auch den Lahmen, Schwachen, und denen, so mit podagrischen Schmerzen behaftet sind, sonderlich, wenn es mit Fuchs- oder wildem Katzenschmalz vermischet wird, ingleichem zu zerschrundenen Brüsten, und mindert die Hitze des Fiebers. Wiederum kann man auch das Dachsschmalz als eine Pferdschminke gebrauchen. Denn wenn man einem Pferd die Haare ausrauffet, und die unbehaarte Stelle mit halb Dachsschmalz, und halb ungeläutertem Honig bestreichet; so wachsen weisse Haare darnach. Ingleichem machet es, gleich dem Bärenschmalz, einen grauen Bart und die Haare wachsend. Der ganz zu Asche gebrannte Dachs ist ein gutes Mittel im Blutspeyen. Der Schweiß von einem Dachse erstlich gedörrt, und hernach gepülvert, dienet wider den Aussatz; und wenn er destillirt worden, sowohl innerlich bey 4 bis 5 Loth eingenommen, als äusserlich über Pestbeulen und giftige Bisse geschlagen, ist in der Pest und giftigen Krankheiten wohl zu nutzen. Das Dachsgehirn in Oel gekocht lindert alle Schmerzen.

Die weydmännische Redensarten von dem Dachse sind folgende: Der Dachs hat Klauen, eine Haut, wird gehetzet eins und ausgerüstet, mit Schliefsern gesucht, verhält, verklüft oder verkitet sich. Das Weiblein vom Dachs heist Dächsin, und der Ort im Dachsbau, darinnen die Dachse recht liegen, und ihr Lager gemacht haben, wird ein Kessel, das Loch aber eine Röhre genennet.

Dachsbau, wird das ganz unterirrdische Gebäude genennet, welches die Dachse zu ihrer Wohnung und Auffenthält machen. s. Dachs.

Dachsfang, Dachsjagen, bedeutet die Art und Weise, wie die Dachse gefangen werden. Die Jahrszeit, welche zu diesem Fang die vortheilhafteste ist, ist die Herbstzeit, ungefehr gegen Martini hin, weil da, wie vorhin bemerket worden, die Dachse

am fettesten sind. Sie werden sowohl bey Tag, als Nacht, auf verschiedene Weise gefangen, wovon wir hier die vornehmste Arten anführen wollen.

Die 1ste Art: Die Dachse in Schlagbäumen zu fangen. Wo nämlich die Dachse ihre Winterbaue haben, oder wo man auch des Sommers spüret, daß junge Dachse zu den Bauen aus- und eingehen; daselbst macht man Schlagbäume vor die meisten und gangbarsten Röhren. Sie werden aber also gemacht: Man schlägt 2 Stangen vor eine Röhre mit starken Hacken, daß sie tief in die Erde kommen, und nur etwas heraus stehen. Sie können 3 Fuß lang seyn. Eine Stange kommt so dichte, als es nur seyn kann, an die Röhre; die andere anderthalb Fuß weiter hinaus. Die Stangen werden aufwärts an beyden Seiten etwas behauen, daß sie oben einen etwas spitzigen Rücken aus der Erde stehen haben. Zwischen diesen beyden Stangen kommt die Fallstange, 4 Fuß lang, in der Mitten. Dieselbe muß recht stark seyn. An einem Ende der Fallstange werden 2 Pfähle, auf jeder Seite einer, und darhinter ein etwas breit gemachter Pfahl geschlagen. Das andere Ende der Fallstange richtet man 1 Fuß vor die Unterstangen hinaus. Da werden denn vor den Enden der Unterstangen zwey Gabeln geschlagen, zwey Fuß hoch. Auf die Gabeln wird ein Querstock gelegt. Zwischen den 2 Unterstangen wird hinten ein Stock, von der Dicke eines Daumens, an dem Mittelpfahl mit einer Schnur angemacht, und gehet der Stock, welcher die Zunge zum Stellen ist, so lang durch, daß er dem Fallbaum 3 Zoll vorgehe, und ein Kerb darinne seye. An dem Fallbaum wird ein Kranz von einer Weiden gedrehet, und hinter die Gabel gesteckt. Da nimmt man einen Stock von anderthalb Fuß lang, sticht ihn mit einem Ende in den Kranz, und legt ihn auf das Querholz. An einem Ende des Stocks ist eine veste Schnur, woran ein Stellholz, eines Fusses lang, ist. In dem Fallbaum vorne ist ein Kerb oder Rinne gemacht. Stellet man nun den Baum auf; so drückt man an den Stock, der durch den Kranz gesteckt ist, so gehet der Baum in die Höhe. Hierauf legt man die Schnur in die Rinne, und setzt das Stellholz unten an den Fallbaum mit dem längsten Ende, mit dem andern aber in den Kerb der Zunge; so ist es aufgestellet. Gehet nun der Dachs aus oder ein; so muß er die Zunge wegstossen, und alsdenn drückt der Fallbaum herunter, daß er stille halten muß, bis man ihn auslöset. Auf den Fallbaum leget man entweder schwere Stücke, Holz oder Steine, damit der Dachs, der eine ziemliche Stärke hat, nicht darunter hervordringen kann. Diese Schlagbäume aber werden im Vorrath, und bey Zeiten gemacht, können auch beständig davor bleiben; man setzet auch vorne unter dem Schlagbaum eine Stütze, daß sie das Ein- und Ausgehen gewohnt werden; das Gewicht oder Schwere muß aber nicht darauf liegen, bevor die Schlagbäume aufgestellet und gerichtet werden; denn sonst werden sie krumm. Wenn nun nach

Michael

Michaelis die beste Fangzeit vorhanden ist; so stellet man die Schlagbäume auf, und wird alsdann die Mühe wohl bezahlet, weil die Dachse sehr fett sind.

Die 2te Art: Die Dachse mit der Haube zu fangen. Diese Haube, welche deswegen auch Dachshaube genennet wird, wird also gemacht: Man nimmt einen eisernen Ring, so weit, daß man fast eine Hand durchstecken kann. An und um den Ring fängt man mit starkem Bindfaden an, zu stricken; man strickt 10 Maschen in den Ring, und strickt also fort rund herum, dergestalt, daß allezeit eine Masche zugenommen wird, bis die Haube 5 Fuß lang ist. In die letzten Maschen ziehet man eine Leine, die ein paar Klaftern lang ist. Die Maschen können in der Weite seyn, als wie die im Hasengarn; und solcher Hauben hat man 3 bis 4 Röcke. So man nun den Dachs fangen will; so gehet man zum Bau des Nachts, wenn zu vermuthen, daß der Dachs ausser dem Bau ist. Um ihn auch gewisser zu haben, setzt man sich wohl des Abends auf einen Baum über den Dachsbau, giebt Achtung, wenn der Dachs heraus kommt, wartet ein wenig, bis man denket, daß er eine Ecke vom Bau weg seye. Alsdann steigt man vom Baum, und leget in die gangbarsten Röhren, in jede eine Dachshaube, steckt den Ring, so weit es sich thun läßt, in die Röhre. Das weite Theil steckt man mit spitzigen kleinen Heftlein rund um die Röhre auswendig an. Die Leine bindet man an einen Heftel oder Stange an. Die Nebenröhren aber, welche man nicht mit Hauben belegen kann, müssen schon vorhero zugemacht seyn. Alsdenn sucht man den Dachs mit dem Hund auf seiner Weyde; ein. Man muß aber bey den Hauben bleiben. So nun der Hund den Dachs findet, wird er sich alsbald nach dem Bau retiriren, aber auch zugleich in die Haube fahren. Wären ihrer mehr, als einer; so kan er wegen des vorhin schon hineingefahrnen Dachses nicht in diese Röhre kommen, und suchet also die andere. Die Hauben ziehen sich zu, und so langt man sie bald mit der Haube heraus. Sonst wenn ihnen lange Zeit gelassen würde, beissen sie die Haube entzwey, und wäre alsdenn der Fang vergebens. Auf diese Art fängt man wohl 2 bis 3 Dachse auf einmal.

Die 3te Art: Die Dachse auszugraben. Hierzu gehören recht gute Dachshunde, und es ist gut, daß man 2 Hunde habe, und beständig ein Hund am Dachs bleibe. Wenn die Hunde in den Bau gelassen worden, legt man sich zu Boden auf den Bau, und höret den rechten Ort ab, wo die Hunde vorliegen, gräbet denn auf die Hunde, daß man gedenket kurz davor zu kommen. Denn so dichte leidet der Dachs den Hund nicht an sich, und muß der Einschlag die Quer auf die Röhre kommen, auch sein geräumlich seyn, daß man sich darinnen umkehren kann. Das dazu benöthigte Grabezeug ist eine gute scharfe Hacke, ein paar Spathen, eine Schippe, eine Axt, und eine Zange. So bald man auf die Röhren kommt,

muß man sich gleich hinter den Hunden zu machen. Denn sonst geschiehet es wohl, daß der Dachs, so man ihm zu nahe auf den Hals kommt, über die Hunde weggehet, und in sein Bau seine Retirade ferner suchet, wodurch man genöthiget würde, von neuem wieder einzuschlagen. So geschiehet es auch, daß, wenn die Hunde nicht recht scharf seyn, der Dachs sich nur in einen Kessel setzet, und erwartet bis man bald auf ihm ist. Sodann gehet er fort, und setzt sich erst an einem andern Orte nieder; mithin wäre die erste Arbeit wieder umsonst. Auch geschiehet es, daß sie, wenn die Hunde nicht scharf seyn, und recht anhalten, öfters gar heraus kommen, und nicht sogleich wieder hinein kriechen. Insonderheit ist es schlimm, wenn man bald auf dem Dachs ist, und die Hunde gehen ab. Alsdann verkluft er sich, gräbt das Erdreich immer tiefer hinein, und scharret es hinter sich, versetzt sich also, und sitzet stille, daß ihn die Hunde selten wieder finden. Der Grund davon ist dieser, weil der ganze Bau voll starken Geruchs ist, und wenn er so verborgen stille sitzet, sie ihn nicht austreiben können. Alsdenn muß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, leer wieder abziehen. Wenn man aber den Dachs aus dem Bau bekommen; so lege man Holz quer über die Röhren, und decke dieselbe zu, daß das Erdreich in die Röhren nicht so häuffig hineinlaufe, und schmeisset man das Erdreich alle wieder drauf. Also bleiben die Baue im Stande. Denn sonst, wenn man die Baue so offen läßet, werden sie ruiniret, und die Dachse und Füchse ziehen sich weg in andere Reviere.

Die 4te Art: Die Dachse mit Eisen zu fangen. Hierzu nimmt man gute Tellereisen und leget sie vor die Röhren. Sie müssen aber in die Erde eingehauen, und wieder mit leichter Erde und Laub bedeckt werden. Das Eisen aber darf nicht verwittert, sondern nur mit Fichten- oder Tannenspitzen, oder Eichen- und Hasellaube berieben werden. Das Eisen muß auch an eine Kette geleget werden, oder an eine Leine, die zwar etwas in den Bau, aber auch nicht allzuweit hineinlange, damit er sich mit dem Eisen wohl im Bau verbergen, aber auch nicht zu tief hineinkommen kann, daß man ihn hernach ausgraben müsse; denn sogleich gehen sie nicht aufs Eisen. Man läßt es aber liegen, bis sie doch heraus müssen. Die viele Nebenröhren vermacht man, daß sie dieselbe nicht brauchen können; sondern aus diesem, wo das Eisen liegt, heraus müssen.

Dachsfett, s. Dachs.

Dachsgehirn, s. Dachs.

Dachshaube, s. Dachsfang.

Dachshund, Dachskriecher, Dachsschlieffer, lat. Vestigator cunicularius, franz. *Basset*, ist eine Art von kleinen Jagdhunden, welche auf die Dachse abgerichtet, und solche damit zu fangen, gebrauchet werden. Es sind dieses wohl die kleinsten Hunde, müssen aber doch die beherztesten seyn, weil sie unter der Erde in die Baue und Röhren müssen, welche oft so enge seyn, daß sie sich kaum hineinzwingen können, doch

doch aber dabey auch so geschickt sind, daß sie sich wieder heraus zu finden wissen. Sie sind einer niedrigen Statur, haben einen langen schmalen Leib, und niedrige, etwas eingebogene Füßlein, damit sie desto besser im Kriechen und Schlieffen fortkommen können. Sie sind von allerhand Farben, doch meistens braun, Otterfarbig oder schwarz, und haben kurze und glatte Haare. Es giebt noch eine andere Art, welche gerade Schenkel haben, aber Stockhärig sind, wie die Wasserhunde. Die erstern gehen lieber in die Geschleiffe, und sind auch zu dem Dachsfang darum besser, weil sie länger unter der Erde verharren können. Die andern lauffen besser über der Erde, und gehen mit strengerm Anfall in die Geschleiffe. Weil sie aber gar zu hitzig sind, und sich daher geschwinde abzumatten pflegen; so müssen sie desto eher wieder heraus, frischen Athem zu schöpfen. Ehe sie ein Jahr alt sind, haben sie noch nicht recht Herze, in die Baue einzukriechen. Man pflegt sie daher erstlich an zahme Katzen, und sodann auch, wo möglich, an lebendige Füchse und Dachse anzuhetzen; so beginnen sie dreuste zu werden. Noch besser aber ist es, wenn man sie nachgehends an einen Dachsbau bringt, und einen alten abgerichteten Hund hineinfahren läßt. Wenn nun derselbe etwas gefunden hat, und alsdann vorliegen und anschlagen wird, muß der junge Hund solches anhören, und hiezu aufgemuntert werden. Ist folgends der Dachs ausgegraben, oder sonst lebendig gefangen worden; so muß man solchem die Fänge abbrechen oder abkneipen, damit er den jungen abzurichtenden Dachshund nicht zu scharf angreiffen, und dieser dadurch das Herz, ein ander mal wieder anzugehen, nicht verlieren möge. Sodann muß man den Dachs in eine von Brettern verfertigte, und mit Erde beschüttete Röhre lauffen lassen, den Hund aber, nachzukriechen, anhetzen, und zum frischen Angriff aufmuntern. Ja damit ein solcher junger Hund desto begieriger werde, muß man ihm nicht allein freundlich zusprechen, und nicht mit Gewalt hineinstechen; sondern auch durch gegebenen Schweiß hiezu genossen machen.

Diese Dachshunde werden auch als Stöberhunde gebraucht, um die Haasen und Füchse, so sich währender Jagdzeit verkriechen, auszustöbern, oder die Iltisse, und andere schädliche Thiere damit auszuspüren, und auszugraben. Man hat auch grosse, starke Dachshunde, womit man im Herbst bey der Nacht auf den die Nahrung suchenden Dachs ausgehet, und ihn, wenn er von den Spürhunden aufgetrieben worden, zu hetzen und zu fangen pfleget.

Dachsjagen, s. Dachsfang.

Dachskriecher, s. Dachshund.

Dachsschweiß, heißt, wie sonst in der Jägerey üblich ist, das Blut vom Dachse; dessen Gebrauch s. Dachs.

Dämlein, s. Damhirsch.

Dämpfen, s. Verhalten.

Däniſche Tücher, ſ. Jagdtuch.

Dännhirſch, ſ. Damhirſch.

Daguer, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, welches gebrauchet wird, theils von einem Vogel, der in vollem Fluge und aus allen Kräften fortſchießt; theils von einem Vogel, der mit den Spitzen der Flügel fleißig arbeitet.

Dagues, heiſſen in der franzöſiſchen Jägerey die erſten Gehörne der jungen Hirſche, welche von den Deutſchen Spieſſe genennet werden. Ein ſolcher Hirſch heißt daher bey den Franzoſen *Daguet*, und bey den Deutſchen Spießhirſch. ſ. a. Anſprechen.

Daguet, ſ. *Dagues*.

Dahle, ſ. Dohle.

Daim, ſ. Damhirſch.

Dama, ſ. Damhirſch.

Damhirſch, Dämlein, Dännhirſch, Tannhirſch, latein. Dama, Damma, Dorcas, Caprea platycetos ſ. latis Cornibus, franz. *Daim*, iſt eine beſondere Art von Hirſchen, welche nicht aller Orten, wie die gemeine Hirſche gefunden werden. Doch ſind ſie nicht, wie einige davor halten, nur in Liefland, Dännemark und Norwegen, oder höchſtens noch in Preuſſen, ſondern auch an vielen Orten Deutſchlands zur Genüge anzutreffen. Dieſer Hirſch iſt von mittelmäſſiger Gröſſe, und um ein ziemliches kleiner, als der Rothhirſch, doch aber viel ſtärker, als ein Rehbock. Ob ſie aber ſchon nicht ſo groß und ſtark von Leibe werden, als die edlen oder Rothhirſche; ſo hat dennoch ein ſelbiger Dammhirſch oftmals 250 bis 300 Pfund am Gewichte. Die Damhirſche ſind und werden ebenfalls, wie die andern Hirſche, gegen das Thier gerechnet, ſtärker und ſchwerer. Was aber die Farbe ſowohl des Hirſches, als des Thieres anbetrift; ſo wird dieſelbe verſchiedentlich angetroffen. Denn man findet weiſſe, ſchwarze, gelbe, röthlichte, braune, graue und bunte.

Der Damhirſche Brunft iſt einen Monat ſpäter, als bey den Rothhirſchen, nämlich im October. Er ſchreyet auch zur Brunftzeit, aber nicht ſo ſtark, als wie die Rothhirſche. Ihr Schreyen lautet faſt, als wenn man einen Menſchen höret, dem übel iſt, oder der vomiren will. Der Hirſch jaget ſich auch im Anfang der Brunſt ziemlich mit den Thieren herum; doch bringet er das Thier bald zum Stande, beſchläget es auch nur mit etlichen Stöſſen, ſo iſt es geſchehen. Ihre Brunſt währet über einen Monat, und das Thier iſt 9 Monate trächtig, ſetzet ſodann im Junio ein Kalb, auch vielfältig 2 Kälber, und ſäuget dieſelbe bis wieder nach der Brunſt. Die Wildkälber ſo der das Thier, ſo es nicht zeitig um die Milch kommt, oder der Winter gar zu lange anhält, daß ſie ſehr Noth leiden müſſen, brunftet im andern Jahr, ſonſt aber geſchiehet es erſt im dritten Jahr. Nach dem erſten Jahr wird das Hirſchkalb ein Spiſſert, und ſetzt Spieſſe auf; nach dem andern Jahre Gabeln, auch wohl 6 bis 8 Enden; nach dem dritten Jahre 8 oder 10 Enden, da dann die Stangen oben

oben breit zu werden beginnen; nach dem vierten Jahre 10, 12 auch wohl mehr Enden, da die Stangen oben noch etwas breiter werden; nach dem fünften Jahre hat er schon ziemliche breite Schaufeln auf. Denn des Damhirsches Gehörn ist ganz anderst proportionirt, als bey den Rothhirschen. Sie kriegen zwar wohl auch 2 Stangen, und unten Rosen, auch gleich darüber Augsprossen, einige auch Eissprüssel. Aber, wo die Krone bey den Rothhirschen ist auf dem Gehörne, da wird das Damhirschgehörn ganz breit, theils fast 2 Hände breit, aber nicht dicke, und sind bey alten Hirschen die Stangen, über die Helfte der Länge, breit und dünne, auch viele Enden daran; aber die Enden sind nicht hoch oder lang, sondern ganz kurz. Je besser auch der Hirsch ist, je besser er die Schauffeln und Enden vereckets. Wenn er erst Schauffeln aufgesetzet, und noch so viel Enden daran, zuweilen auch wohl 30 derselben hat; so wird er doch nicht nach den Enden angesprochen, sondern er heißt ein guter Schauffelhirsch. Sie sehen auch recht prächtig mit ihrem Gehörne aus.

Alle Jahr werfen sie auch ihr Gehörne ab, als nämlich im April und Junio; es wächßt aber auch wieder, auf die Art der Rothhirsche, von schweißigtem Knorpel mit rauhem Baste. Sonst sind sie überhaupt mit der Brunst, Setzeit, dem Abwerfen, Aufsetzen und Fegen von solcher Art und Natur, wie die Rothhirsche, nur alles einen Monat später. Ihr Wandel und Geässe ist also beschaffen: Die guten Schauffelhirsche machen sich nach der Brunst zusammen in einen Troup oder Rudel; doch leiden sie zuweilen noch eher, als die Rothhirsche, die jungen Damhirsche und Thiere unter sich. Sie sondern sich aber von selbsten wieder ab, und hält sich sodann das Wild oder Thier mit den jungen oder schlechten Hirschen zusammen. Ihren Stand verändern sie nicht so weit, als die Rothhirsche. Im Winter gehen sie in die Heyden, wo es Heydekraut, oder junge Gehaue und Schläge hat. Im Sommer ziehen sie sich gern nach den Wiesen hin, und wo sie jung Holz und Laub haben. Wo die Felder mit Getreyde nahe an die Hölzer stossen, da ziehen sie auch fleissig auf die Saat, und in das Getreyde. Doch suchen weiten Wechsel und weites Geässe, wie die Rothhirsche, suchen sie nicht öfters. Wenn Eichelmast vorhanden; so ziehen sie sich auch gerne nach dieser hin.

Der Unterscheid und die Erkänntniß in der Lehre zwischen dem Hirsch und Thier, ist eben so, wie bey den Rothhirschen. Denn der Damhirsch zwinget, schrenkt, hat starke breite Ballen, stumpfe Schalen, macht den Beytritt, Creuztritt, Abtritt, blendet, wendet, bleibet zurücke, übereilet, und was dergleichen Zeichen mehr sind. Wer die Zeichen und Erkänntniß des Rothhirsches inne hat, der kann auch hier dieselbe brauchen, und sich zu Nutze machen, und wird alsdann bald hierbey Hirschgerecht werden können. Wo Roth- und Damwildpret untereinander und

im Freyen ist, da hat sich der Weydmann wohl in Acht zu nehmen; immassen ein Damhirsch seine Fehrte so stark und breit zeiget, als ein Rothhirsch von 6 Enden, oder ein alt rothes Thier; der Damthiere ihre Fehrte aber eben so beschaffen ist, wie es ein Rothwildkalb im October hinmacht. Doch ist es noch wohl zu unterscheiden. Obgleich der Damhirsch einige vollkommene Zeichen, wie der Rothhirsch macht; so sind doch die Fehrten kürzer gefaßt, auch die Wände und äussersten Seiten der Ballen flächer, als bey dem Rothwilde. So machen auch die Damthiere ihre Fehrten eröfneter, als die Rothwildkälber, und fast auf die Art der zahmen Ziegen. Durch fleissige Uebung wird man auch finden, daß die Proportion des Damwildprets gegen dem Rothwildpret anderst aussiehet, und allerdings zu unterscheiden ist.

Einige wollen eine sonderbare Anthipathie, oder natürliche Feindschaft zwischen den grossen Rothhirschen, und diesen Damhirschen angemerket haben, dergestalt, daß, wo sich Damhirsche aufhalten, daselbst die andern grossen Rothhirsche weit davon abweichen, oder auch wohl gar wegziehen. Wo aber beyderley Gattungen in einem Thiergarten eingesperret wären, und sich zusammen ernähren müßten; da nähmen die grossen rothen Hirsche mit ganzer Gewalt an allen Kräften ab, so, daß sie endlich gar dahin fallen, ohne daß man hievon die eigentliche Ursache angeben könne. Allein diesem widerspricht Herr Döbel in seiner Jägerpraktica mit folgenden Worten: Es ist solches eine blosse Einbildung, und hierinnen kein wahrhafter Beweiß zu nehmen. Wenn das wahr wäre; so müßte unter einem andern Climate, und in andern Ländern dieses auch erfolgen, dergleichen ich doch niemals angetroffen. Vielmehr kann ich das Gegentheil aus der Erfahrung versichern. Denn man gehe nur in das Brandenburgische bey Berlin, in das Fürstenthum Anhalt Dessau, in das Braunschweigische, und in das Würtembergische in Schwaben, mehrere Orte zu geschweigen; so wird der Beweiß da seyn, daß das Roth- und Damwild in einem Waldrevier, ja auf einem Geässe sich untereinander befindet; und ist hier nicht von Thiergarten allein die Rede, da es freylich beyeinander bleiben müßte; sondern auch von freyen Waldungen, da es einander wohl entweichen könnte. Dennoch aber siehet man in denen kurz benannten, und noch mehrern Waldungen keinen Mangel an beyderley Wildpret; sondern es ist, und bleibet beyeinander. Nicht zwar eben allezeit in einem Rudel; denn es hält sich freylich eine jede Art Wild zu seines gleichen. Jedoch zeucht es durcheinander her aufs Geässe in Wiesen, und jungen Gehäuen und Schlägen. Auch ist zu beweisen, daß es zur Winterszeit auf einem Platze nebeneinander stehet, und den ihm und den Rothhirschen fürgeschütteten Haber und Heu zusammen ässet. Nach diesem ziehet auch wieder ein jedes zu seinem Stande, doch aber auch so nahe beyeinander, daß sie öfters nicht 100 Schritte weit, auch noch näher sich beyeinander nieder thun. Je nach

was noch mehr, so stehen sie gar oft so nahe beyeinander, daß man Dam- und Rothhirsche auf einen Schuß schiessen kann, welches ich sehr oft selbst gesehen, und kann solches nach Belieben in den vorbemeldten Ländern mit Augen selbst angesehen werden.

Wenn sich ein Damhirsch von Hunden verfolget befindet; so stiehet er nicht so weit, als ein anderer Hirsch, sondern er suchet alsbald seinen Stand wieder, und stiehet beständig die Wege, so viel er kann, insonderheit aber wechselt er gerne in das Wasser, wo er sich fangen läßt. Wenn man einen Damhirsch ausspüren will; so sucht man ihn gerne in trockenem Lande, wo er sich mit andern Truppweise aufhält, ausgenommen im Monat May bis zu Ende des Augusts, während welcher Zeit er sich in die Dickigte begiebt, um sich vor der Ungestümmigkeit der Mücken zu verwahren, welche ihn zu dieser Jahreszeit stechen. Im übrigen muß man den Damhirsch, wie einen andern Hirsch ausspüren, und in Ansehung des erstern alles bey dem letztern gewöhnliche, bis auf den Spürhund und das Nachsetzen beobachten. Nur ist noch zu merken, daß es schon genug ist, wenn man 5 bis 6 der besten Spürhunde nimmt, ihn zu jagen; und wenn man von ungefehr an den Ort kommt, wo er des Morgens, oder auch des Mittags, oder auf die Nacht sein Geäsche gemacht hat; so darf man nur alsdann seine Hunde gehen lassen, und bloß darauf Achtung geben, daß sie der Spur nachgehen; denn sonst würde man dieses Thier vergeblich aufsuchen.

Die Häute der Damhirsche sind recht gut, und fast noch besser, als die vom Rothhirsche. Sie sind feiner und tragen sich zu Beinkleidern und Handschuhen recht sauber. Sonst ist auch das Unschlitt, der Schweiß und die Ruthe fast eben so gut, als von Rothhirschen. Ihr Wildpret aber halten viele vor noch delicater, als das Wildpret der Rothhirsche, indem es zärter, auch mit Feißte durchwachsen ist. Insonderheit werden die an der Mutter noch saugende junge Dämlein allem Wildprete vorgezogen.

Uebrigens ist noch anzumerken, daß auch diese Hirsche zur hohen Jagd gehören.

Was die weydmännische Redensarten anbetrift; so wird von ihm eben so, wie von dem Rothhirsche gesprochen, ausser, daß das Gehörn nicht eine Crone; sondern Schauffeln genennet wird. Auch werden die guten oder starken Hirsche nicht jagdbare Hirsche, sondern Schauffelhirsche, oder auch recht gute Schauffelhirsche genennet. Doch variret auch dieser weydmännische Ausdruck an etlichen Höfen, und bey einigen Jägereyen, da der Hirsch ein Tannbock, das Thier eine Tanngeiß, und das Kalb ein Tannkützle genennet wird. Was diese Hirsche mit andern Hirschen gemein haben, und noch von denselben zu merken ist, davon s. Hirsch.

Damhirzlein, s. Gems.

Damma, s. Damhirsch.

Danne, ſ. Tanne.

Dannhirſch, ſ. Damhirſch.

Darceau, ſ. Häſelin.

Dard, ſ. Häſelin.

Darre, Verdorren der Hölzer, iſt eine Seuche, welche die wilden Bäume in den Wäldern anzufallen pfleget, da die Schale von denſelben abgetrennet, der Baum wurmſtichig und dürre wird, daß er leicht faulet, und die Gipfel abbrechen. Sie greifſet aber doch mehr die Harz- als Laubhölzer an, und mag billich eine rechte Peſt der Bäume genennet werden. Solch Verdorren hat unterſchiedene Urſachen. Es rühret 1) her von ſchweflichter Materie, wenn ſie ſich allzuhäufig in der Erde befindet, als welche durch ihr hitziges Weſen die Wurzeln beſchädiget, daß dieſelbe ihren delichten Saft dem Baum nicht völlig zur Erfriſchung hinaufgeben können. Daher die Bäume von unten zu verdorren anfangen, und rindſchälig werden, welches ſich nach und nach weiter ausbreitet, daß, obſchon dergleichen Bäume anfangs oben hinein noch eine Zeitlang grün bleiben, doch die Rinde abfället und verdorret. Wo dergleichen Verdorrung anfängt, gehen viele Bäume darauf.

2) Eine andere Verdorrung geſchiehet beſonders bey Fichten in hitzigen Sommern, zumalen wenn die Bäume an Sommerſeiten und Ränderu, oder in ſandichtleichtem Boden ſtehen, auch das Moos und die Tangeln alle Jahre abgerechet, und die Wurzeln ſo entblöſſet werden, daß die heiſſe Strahlen auffallen, und endlich den ganzen Baum verderben. Dieſe Art geſchiehet nur an einzeln Bäumen.

3) Wird als eine Urſache der Verdorrung angegeben der fliegende Wurm. Er ſiehet bald wie eine Pferdebremſe aus, braun und gelb, hinten mit einem harten ſpitzigen Stachel, womit er Fichten und Tannen anſticht. Sie erzeugen ſich in hohen Fichten und Stöcken, und im Lagerholze. Bey trockenem warmen Wetter freſſen ſich ſich heraus, fallen die nächſt anſtehende Bäume an, vermehren ſich, und verderben Baum bey Baum. Gehet der Wind ſtark, ſo ziehen ſie ſich immer weiter in den Wald hinein. Bey dergleichen Unfall muß man eine Ecke vorwärts und quer von einem Strich Holz glatt weghauen und abräumen, auch die an ſolchem abgeräumten Strich Holz ſtehende, mit dem Wurm angeſteckte Bäume mit Feuer verbrennen, oder man eilet mit dem angeſteckten Holze fort, ſo gut man kann, und rodet die Stöcke aus. Ob nun aber dieſer Wurm oder ein anderes Ungeziefer die wahre Urſache der Verdorrung ſeye, davon ſ. Brand.

4) Kann die Verdorrung auch von übler Wirthſchaft herrühren, wenn die Hölzer ausgelichtet und ausgehauen werden. Denn alsdann legt ſich der Wind hinein, und drehet die Bäume hin und her, daß kleine und groſſe Wurzeln von der Erde abgelockert werden.

5) Geſchiehet die Verdorrung, wenn die Bäume ſchadhaft werden.

den. Solches trift sie in ihrem vollkommenen Alter, da sich die Seitenwurzeln vereinigen, oder der Saft wegen des schon in dem Baume überflüssig vorhandenen und vervestigten Saftes nicht völlig hinauf, und dem Gipfel sowohl, als den Seitenästen seine gehörige und flüchtige Kraft geben kann; daher dessen obere Aeste absterben. Kommt nun der junge flüchtige und verdünnende Saft nach, und kann sich ausbreiten; so dringet selbiger aus, und ziehet sich weiter herunter, welches auch den übrigen Seitenästen schadet, und sie verderbet.

6) Kommt die Verdorrung auch daher, wenn man einzelne Bäume heraus hauet, diese an denen andern stehenden Bäumen herunterschinden, deren Rinde erösnen, und den Splint des Holzes los machen lässet; da denn der nachkommende Saft heraus tritt, den Baum entkräftet und tödtet.

7) Geschiehet eine solche Verdorrung, wenn die grossen und mittelsten Wurzeln des Baumes abgehen, die kleinen Nebenwurzeln absterben, und also den Baum, nach dem Kern hinauf keinen Saft geben können; wodurch der Baum Anfangs in den Poris, zwischen den Jahrwüchsen, etwas rothfaul zu werden beginnet, welche Fäulniß sich durchfrißt, und den Baum verstocket. Dergleichen Stämme bleiben im Splint, an der Rinde und oben hinaus im Gipfel, noch einige Jahre grün, bis die Fäulung von innen heraus weiter um sich frißt, den Splint dünner machet, und weiter hinauf gehet. Kommt alsdenn hasweg ein Wind, so wirft er solche Bäume um.

8) Wird die Verdorrung befördert, wenn man von oben herein starke Aeste abbricht, worein sich die Nässe, und aus dieser eine Fäulung ziehet. Solches wiederfähret überstandenen Hölzern; daher ist es am besten, jedes zu seiner Zeit zu gebrauchen.

Endlich 9) erfolget die Verdorrung, wenn das Holz in sumpfigten Gründen, oder an Seen und Teichen stehet. Daher soll man die Sümpfe durch Grabenziehen austrocknen, und die Graben öfters heben. Allzu viele Nässe verdirbt nicht nur bereits aufgewachsene Hölzer, sondern verhindert auch den Aufflug des jungen, daß der Holzsaame verfaulet, und zu Grunde gehet.

Debel, s. **Debbel.**

Debel, s. **Döbel.**

Debucher, s. **Auflagen.**

December, **Christmonat**, franz. *Decembre*, ist der zwölfte und letzte Monat im Jahr, vom Jenner an gerechnet, aber der zehende vom Merz an gerechnet; daher er auch im Lateinischen den Nahmen December bekommen hat. Die Verrichtungen, die bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen in diesem Monat vorkommen, sind folgende:

A) Bey der Fischerey muß man alle Morgen, wenn es hart gefrieret, auf denen Teichen,

Fischbehältern und Einsätzen unterschiedliche Löcher in das Eis hauen, oder, wie die Fischer reden, Wuhnen machen, damit die Fische Luft bekommen, und unter dem Eis nicht ersticken. Absonderlich muß ein guter Teichmeister zu verhüten suchen, daß kein Wasser mit vollem Strohm in den Teich lauffe, welches den Fisch aus dem Lager treibet, welches er wegen der Kälte in dem guten Boden eingeschlagen hat; daher das Schneewasser, so viel möglich, abgeleitet werden muß. Leidet es sonsten die Zeit, so soll man die Arbeit in der Reparation der Teiche mit allem Ernst treiben. Und ob es schon manchmal in denen Teichen hart gefroren, auch spitzige Finger setzen möchte, so kann man doch, wenn nur kein Schnee ist, wenigstens zu halben Tagen fortfahren lassen, die ausgehackte Erde auszuführen. Denn je kälter, je besser ist mit solcher Arbeit umzugehen; immassen die Stücke nur desto grösser ausspringen, und weniger Mühe machen, als wenn die Erde also zerstiesselnd und naß muß aufgeladen werden. Ueberhaupt aber ist von Wartung der Teiche noch zu bemerken, daß man dieselbe den ganzen Winter über ein wenig muß gehen lassen; stärker aber, wenn Thauwetter ist, und das Schneewasser das Eis sehr drücket. In diesem und dem nächsten Monat kann man auch unter dem Eise fischen. Uebrigens laichen nunmehr die Quappen und Aalraupen.

B) In den Wäldern und Holzungen wird das Bauholz am besten in diesem Monat gefället, sonderlich wenn der Mond unter der Erden ist, zwey oder 3 Tage vor dem neuen Lichte; denn es soll dasselbe von keinem Wurm angegriffen werden, sondern allezeit beständig bleiben. So soll auch nunmehro ein guter und vorsichtiger Hauswirth alle sein Brennholz, welches er das Jahr hindurch an Klafterscheiten und Baschholz vor sein Haus bedarf, zu rechte hauen, und nach und nach an gelegenen Tagen, wenn der Erdboden recht hart gefroren ist, einführen, auch ein jedes zum bestimmten Gebrauch spalten und an seinen Ort legen lassen. Das benöthigte Schirrholz kann man ebenfalls noch nach Nothdurft in Vorrath hauen und anführen lassen. Der Förster aber hat gleichfalls noch ferner Holz zu machen, und die Stöcke auszuroden, beydes von den Gehauen abführen zu lassen. Dabey soll er auf die Holzmacher und Stockroder sowohl, als auf die Fuhrleute diejenige Aufsicht haben, die man bey dem Monat October weitläuftig beschrieben findet. Er soll auch noch immer nach Gelegenheit Kiefern- und Fichtenzapfen brechen lassen. Bey leidlicher und guter Witterung aber können auch noch die in dem vorhergehenden Monat schon gemeldete Holzsaamen gesäet werden. Wenn einzeln stehende, z. Ex. zu Alleen angesetzte junge und schwanke Bäume, bey einem fallenden grossen und sogenannten setten Schnee, von solchem zu sehr beläsliget werden, ist diese Schneelast von dergleichen Bäumen ohne Zeitverlust abzuschütteln, damit ihr Umbrechen verhütet werde. Diese Auf-

sicht

ficht und Anstalt ist die sämmtliche Winter- und Schneemonate hindurch nöthig.

C) Bey der Jägerey und dem Weydwerk ist nun das Jagen auf die Rehe, wilde Schweine, Wölfe, Füchse und Haasen am besten, weil ihre Spur im Schnee, sonderlich wenn er neu gefallen ist, am leichtesten zu finden, und die Bälge nunmehr am besten sind. Anjetzo ist auch das zeitige Futter in Thiergärten wegen der abgebrunsten Hirsche, bey einfallendem harten Frost nicht zu vergessen, und was an Wilde über den gewöhnlichen Besatz überflüssig ist, mit Gelegenheit unvermerkt auszuschiessen. Desgleichen soll man jetzo auch die Waldheerde auf die Krammetsvögel fleissig besuchen, sonderlich wenn tiefer Schnee gefallen, sie wohl kehren, und mit Wachholder- oder Vogelbeeren wohl anrichten. Diesen Monat fängt man auch noch die Mistler auf den eichenen Misteln in den Stichhäuslein. Den Habichten, welche jetzt bey den Häusern und Höfen grossen Schaden thun, und die Tauben und Hüner sehr hinwegfangen, muß man mit allem Fleisse nachstellen, und sie zu vertilgen trachten. Bey grossem Schnee kann man jetzo und den ganzen Winter hindurch die Rebhüner mit dem Schneegarn am besten fangen. Im übrigen kann man in diesem, wie auch in den folgenden Monaten auf die heimlichen Hünerfanger und Haasendiebe wohl Acht haben. Von der Witterung dieses Monats s. *Onomat. Oeconom. pract* oder Oeconom. Wörterb. 1ter Th. unter dem Art. Jahr.

Dechaperonner, s. Abkappen.

Decipula, s. Falle.

Decknetze, werden zum Rebhüner- und Wachtelfang, auch zu andern dergleichen Vögel gebraucht, und entweder mit länglicht gevierten und rautenförmigen, oder viereckigten Maschen oder Schmaschen, aus ziemlich harten und doppelt gezwirten Fäden gestricket. Sie dürfen aber nicht länger als 40 bis 45 Ellen, jedoch auch nicht kürzer, als 20 bis 24 Ellen, auch nicht breiter, als 12 Ellen, und nicht schmäler als 8 Ellen, auch jede Masche zwey Zoll weit daran seyn. Dieses Garn oder Netz wird oben mit einer, eines kleinen Fingers dicken Schnur, eine Elle lang herabhangend gelassen. So muß man auch an den beyden schmalen Seiten des Garns, von 2 zu 2 Schuhen weit andere Schnürlein anknüpfen, damit das Deckgarn an 2 Stangen gebunden, und von so viel Personen getragen werden kann.

Decoupler, s. Loßbinden.

Decoufure, ist ein Kunstwort in der Jägerey, und wird alsdann gebraucht, wenn ein wildes Schwein einen Hund mit seinen Hauzähnen verwundet hat.

Dedans, ist gleichfalls ein Jägerwort, welches besonders von Falken und andern dergleichen Vögeln gebraucht wird. So sagt man z. Ex. *Mettre un Oiſeau dedans*, d. i. einen Vogel wirklich zur Jagd abrichten.

Defaut, ist abermals ein Jägerwort, und wird von Hunden gesagt, welche die Spur des Wildes, welches man jagt, verlohren haben.

Defor-

Debarder, ſ. Auskoppeln.

Dejucher, heißt einen Vogel von ſeiner Stange jagen, oder abnehmen. ſ. Vogelfang.

Delier, ſ. Loßbinden.

Delivre, iſt ein Kunſtwort bey der bey der Falknerey, und bedeutet, daß der Vogel ſehr mager, ohne Geſtalt, und faſt ohne Fleiſch iſt.

Delongir, iſt gleichfalls ein Kunſtwort bey der Falknerey, und heißt ſo viel, als einen Vogel, um ihn fliegen zu laſſen, oder auch wegen anderer Gelegenheit, von dem Riemen loßlaſſen.

Dens de Sanglier, ſ. Eberzahn.

Dentes Apri, ſ. Eberzahn.

Deployer, ſ. Nachlaſſen.

Derocher, ſ. Herabſtürzen.

Deſaccompler, ſ. Loßbinden.

Deſcendre, ſ. Herabſchieſſen.

Deſemplotair, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, und bedeutet ein Eiſen, womit man den Raubvögeln das Fleiſch, ſo ſie nicht verdauen können, aus dem Eingeweyde heraus ziehet.

Detacher, ſ. Loßbinden.

Deutſche Fichte, ſ. Kiefer.

Dickigt, nennen die Jäger einen Ort, der mit ſehr dicken Sträuchen und Gebüſche bewachſen iſt, und den wilden Thieren vor diebiſchen Nachſtellungen der Müſſiggänger, ſchädlichen Raubthiere und Hunde zur Beſchützung dienet.

Dickmaaß, nennen die Jäger das rauhe Häutlein eines Hirſch- oder Rehbocksgehörns, welches von demſelben in die Höhe ſchießt.

Dielen, ſ. Pfoſten.

Dielenſchneiden, ſ. Pfoſten.

Dienſtmaſt, ſ. Maſt.

Dierleinbaum, ſ. Corneelbaum.

Diſtelfinke, ſ. Finke.

Diſtelfinke, ſ. Stieglitz.

Ditgen, ſ. Brachvogel.

Ditlein, ſ. Brachvogel.

Dixbait, ſ. Kibitz.

Docken, Doggen, Engliſche Doggen, Engliſche Hetzhunde, franz. *Dogues*, ſind eine groſſe Art von Hunden, ſo eigentlich aus Engelland oder Irrland kommen, und welche man anfänglich mit groſſen Koſten aus dieſen Ländern bringen laſſen. Doch werden ſie jetziger Zeit nicht mehr ſo weit geholet; ſondern in Deutſchland an groſſer Herren Höfen von Jugend auf erzogen, und zur Pracht erhalten, auch nach ihrer Gröſſe, guten Gewächs, Schönheit und Farbe unterſchieden und äſtimiret. Die allerſchönſten und gröſten von dieſer Art führen den Nahmen Cammerhunde, weil ſolche mehrentheils des Nachts in dem Schlafgemach neben ihrer Herren Betten liegen müſſen, damit, wenn Mörder einfallen ſollten, dieſelbe ſogleich wachſam ſeyn mögen. Sie liegen ingemein auf groſſen Lagerſtätten und Polſtern oder Bärhäuten, und ſo ſie grimmig ſind, an ſtarken Halsbändern mit Ketten verwahret, damit ſie den Menſchen nicht Schaden thun; des Nachts aber

aber werden sie losgelassen. Doch werden sie dergestalt erzogen, und in ihrer Jugend zahm gemacht, daß man sie bey allerley Menschen und Vieh vorbey führet, und durch Bedrohung abhält, damit, wenn sie mit der Herrschaft loß lauffen sollten, sie nicht alsofort alles anpacken und zerreissen möchten. Wenn sie nun wohl erzogen und frumm gewöhnet sind, daß man sie ledig herum gehen lassen kann; so wird einem solchen Cammerhunde meistens ein starkes ledernes, mit grünem Sammet überzogenes Halsband, worauf silberne Buchstaben, oder der Herrschaft Nahmen, oder Wappen ist, umgethan.

Nächst diesen Cammerhunden werden diejenigen, so auch groß und schön, oder sonst von guten Eigenschaften sind, andern vorgezogen, und Leibhunde genennet, welche ebenfalls sonderlich gewöhnet, auch recht zahm gemacht, und abgerichtet werden müssen, damit sie an Hirsche, Schweine und Wölfe gehetzet werden, auch die Bären der Herrschaft veste halten können. Vor allen Dingen aber müssen diese Hunde angewiesen werden, daß sie ein wildes Thier ja nicht vor dem Kopfe anfallen, sondern zur Seite an den Ohren fassen, und zu beyden Seiten sich anlegen; indem sonst ein Bär sie zerreissen, ein Hirsch sein Gehörn vorwerfen, und dieselbe spiessen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber beständig um sich schnappen und herumbeissen würde. Solchen Leibhunden werden auch schöne Halsbänder von rothem oder grünem Plisch, mit messingenen Buchstaben angeleget. Man hält sie auch vor andern hoch, und lässet sie bisweilen, wenn die Herrschaft ausgehet oder fähret, zum Staat ledig neben her lauffen. Bey dem Hetzen des kleinen Wildes, als der Rehe und Haasen, sonderlich in Stöcken und Windbrüchen, müssen sie gänzlich verschonet werden, weil sie zu stark sind, auch sich nicht gleich nach dem Wilde kurz wenden, und dahero leichtlich anlauffen, den Hals stürzen, oder doch zum wenigsten sich verrenken können, daß sie lahm und gebrechlich werden.

Die übrigen heisset man Englische Hunde, welche ebenfalls zum Hetzen angeführet und gebrauchet werden. Man pfleget die jungen Englischen Hunde gerne von Jugend auf an ihrem Wachsthum zu befördern, bis sie zu vollkommener Grösse gekommen, und 2 Jahr alt geworden sind. Während dieser Zeit werden sie mit lauter Schlickermilch und laulichtem Fraß, wie auch Rindermark aus denen Knochen, erhalten. Uebrigens darf man ihnen während des Wachsens nichts Saures geben; denn das verderbet ihnen den Nahrungssaft, das Blut und die Nerven, daß sie verbutten; wie auch keine gar harte Knochen, damit sie nicht ihre beste Wehre und Waffen, die Zähne, ausbeissen und verderben; und so sie über ein halb Jahr oder, noch läppisch sind, müssen ihnen die Ohren gestutzet, gebraten und zu fressen gegeben werden. Man hält das vor, daß sie, wenn sie im Rachen schwarz sehen, sehr böse werden sollen. Wenn sie zusammen bekannt

kannt werden, so stehen sie einander bey, zumal so sie von Jugend auf beysammen gewesen sind. Da hingegen hin und wieder zusammengerafte alte und beissige Hunde meistens einander anfallen und würgen. In diesem Fall muß einem solchen beissigen Hunde ein Hundszaum oder Maulkorb, ihn davon abzuhalten, angeleget werden. Sie liegen im Stalle auf einem 20 Zoll hoch erhabenen Lager, ein jeder besonders vor sich an Ketten angeleget, und hat jeder seinen Fraß besonders vor sich stehen. Was von ihnen weiter, in Absicht auf das, was sie mit den Hetzhunden gemein haben, zu bemerken ist, davon s. Hetzhunde.

Döbel, Debel, Debbel, Dövel, Dübel, ist ein Strohmfisch, der aber auch in Teichen gezogen werden kann. Er wird so stark, als ein Karpfe, ist mit Schuppen, welche silberfarbicht, und mit röthlichen Floßfedern, welche am Ende blau und braun schattirt sind, versehen, hat einen ziemlich grossen Kopf, ist aber ein dicker und rundfleischiger Fisch. Seine Streich- und Laichzeit ist im April und May. Er wird unter die Raubfische mitgezehlet, hat ein schön weisses Fleisch, welches zwar etwas weichlich, jedoch von gutem Geschmack ist. Die, so erst von einem Pfunde groß seyn, sind die besten. Er wird in der Elbe, Saale, Weser, Neckar u. d. g., auch in kleinen Flüssen gefangen. Wenn die Wasser groß werden, und die Lachen austretten; so bleiben ihrer viele daselbst zurück, und werden sie alsdann mit Garnsäcken, auch im Julio und August mit der Angel vielfältig gefangen; zu welcher Zeit sie auch bis in den Winter am besten und fettesten sind.

Dörnleinbaum, s. **Cornelbaum.**

Döwel, s. **Döbel.**

Doggen, s. **Docken.**

Dogues, s. **Docken.**

Dohle, Dahle, Thole, lateinisch Monedula, franz. *Choucas*, *Chucas*, ist eine Art von Krähen, die durchaus, wie die Raben, kohlschwarz sind, selbst den Schnabel und die Füsse nicht ausgenommen. Nur hinten am Kopf, wo der Hals anfängt, hat die Dohle graue Federn. Sie ist um ein nahmhaftes kleiner als ein Rabe, sonst aber der Gestalt nach, demselben ziemlich gleich. Man kann sie nicht wohl unter die Raubvögel setzen, ob sie sich gleich gerne zu den kleinen Raben und Krähen hält, und mit ihnen herum ziehet; indem sie auf kein Aas und Luder fället, sondern meistens von Körnern und Früchten lebet. Daher sie auch wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches, besonders wenn sie noch jung ist, gar wohl zur Speise gebraucht werden kann. Sie macht ihr Nest auf hohe Bäume, und pflegt auch gerne auf Thürmen und hohen Mauren in Löchern zu brüten, wo sie denn gemeiniglich 3 bis 4 Junge ausbecket. Sie wird lebendig entweder auf den Wänden, oder auch mit dem Falken gefangen. Wenn Schneewetter einfallen will, so pflegen sie sich in Menge zusammen zu ziehen,

ziehen, mit groſſem Geſchrey herum zu ſchwärmen, und ſich nach den Städten und Dörfern zu retiriren. So wohl die alten als jungen werden, wenn man ſie in die Stube nimmt, ſo zahm, daß ſie ausfliegen und wieder heim kommen. Sie ſtehlen und verſtecken auch allerhand, was ſie bekommen können, gleich den Kolkraben. Wenn ſie jung aus dem Neſte gehoben werden, und man ihnen die Zunge löſet; ſo kann man ſie allerhand, wie eine Elſter, ſchwatzen lernen.

Dohnen, ſ. Donen.

Donen, Dohnen, Thonen, Maſchenſchleiffen, Schneiſſen, ſind nichts anders, als eine Art von Schlingen, worinn ſich zur Herbſtzeit Droſſeln, und andere kleine Vögel ſelbſt zu fangen pflegen. Was ihren Nutzen und Gebrauch bey dem Vogelfang anbetrift; ſo findet ſich hierinn kein Unterſchied. Aber die Art und Weiſe, wie ſie gemacht werden, iſt verſchieden; woher ſie auch zum Theil verſchiedene Nahmen führen. Weil dieß ein Hauptarticul bey dem Vogelfang iſt, wollen wir eine etwas ausführliche Beſchreibung davon geben.

A) Man hat erſtlich eine Gattung, die man Baſtdonen nennet. Dieſe werden von lindenem Baſte gemacht, welcher im Julio geſchälet, und hernach im Waſſer geröſtet worden, da er denn gelinde wird, und ſich nach gefallen auseinander theilen läßt. Hievon wird die Done alſo zubereitet: An einem Ende wird ein Auge, faſt ein Zoll lang, gemacht und geflochten. Nach dieſem wird die Dohne dreyſtrehnigt fortgeflochten, wie ein halber Finger breit, und auf 5 Zoll lang. Alsdenn knüpft man einen Knoten, und läſſet die langen Enden zum Anbinden daran. In dem Flechten aber werden 3 Schleiffen von Pferdehaaren mit eingeflochten und eingetheilet. Dieſe ſind alſo gemacht: Man nimmt 3 lange Pferdhaare, und knüpft in der Mitten einen Knoten; drehet ſodann die 3 Haare doppelt zuſammen, und macht am Ende einen doppelten Knoten. Sind die Haare nicht lang genug; ſo muß man 6 Haare nehmen, ſie zuſammen drehen, und an beyden Enden doppelte Knoten machen. Dieſe Donen werden alſo geſchlagen oder gelegt: Man ſchneidet ein Stecklein, eines kleinen Fingers ſtark, ab, an welchem ein Aeſtlein gerade ausgewachſen, bohret ein Loch in den Baum oder die Stange, und ſteckt das geſpitzte Stecklein in den Baum, hänget an den Aſt die Dohne mit dem Auge, bindet ſodann die Enden um den Baum oder die Stange, und ziehet die drey Schleiffen auf. Wollten nun die Schleiffen nicht accurat und nach der Done hin ſtehen; ſo müſſen Windleinen oder Windhaare daran gemacht werden. Hiezu nimmt man Pferdhaare, oder vom Leinweber die Trodeln, wo ſie das Webegarn zum Anfang andrehen müſſen. Die Windleinen ſind alſo beſchaffen: Man ſchneidet in den Aſt zu beyden Seiten ein ſubtiles Schnittgen, ingleichem an der Stange, wo die Done eingeſtochen wird, leget alsdenn

zu beyden Seiten einen Faden, oder ein Pferdhaar, welches aber auch so eingelegt seyn muß, daß es der Vogel, wenn er in die Done einfällt, leicht heraus ziehen könne. Einige legen den ganzen Faden oder das Haar um die Done, und hängen die beyden Enden an die Stange, welches aber nicht viel taugt, weil es allzu veste stehet. Mit diesen Windleinen stellen sich die Schleiffen recht gerade. Und weil dieses das vornehmste vom Donenstellen ist; so ist wohl nöthig, daß man sich die Mühe gebe, und seine Donen gleich im Anfang recht genau richte, damit der Fang desto besser ausfalle. Unten werden die Beeren eingehänget. Diese Donen sind auch deswegen gut, weil man sie, wenn der Zug vorbey ist, abnehmen, aufheben, und etliche Jahre brauchen kann. Wenn sie abgenommen werden; so nimmt man 4 und 4 Donen zusammen, ziehet die Schleiffen auf, macht alsdann Ringe von der Done, und die Schleiffen werden mit eingeringet, die Enden aber drum herum gewickelt; so bleiben sie fein accurat zum künftigen Stellen, welches auch, so die Donen neu gemacht werden, mit dem Aufringeln geschiehet. Auf diese Art macht man auch noch andere Donen, und nimmt an statt des Bastes Bindfaden, knüpfet selbigen nur einfach an, wie den Bast, und ziehet die Schleiffen hinein.

B) Die andere Gattung der Donen sind die sogenannten Bügeldonen. Sie werden aus 4 bis 6 Pferdehaaren, so aus der Mähne oder dem Schweiff genommen worden, geflochten, und in dem obern Theile eines guten zähen weidenen Bügels durchgezogen; dieser aber an beyden Enden zugespitzt, und Ebereschen und Vogelbeere hinein gehängt, auch selbige alsdann in denen Donengängen oder Donensteigen an die Bäume gesteckt. Wenn nun der Vogel im Spriegel sitzet, und nach den Beeren langet, da er nothwendig den Hals durch die Schlingen stecken und strecken muß; so ziehet sich die Schleiffe zusammen, und je mehr sich der Vogel, durch zukommen, bemühet, je härter und vester wird ihm der Hals zugezogen, also daß er endlich erwürgen, und daran hängen bleiben muß. Die Pferdhaare soll man, nach einiger Meynung, nicht von verreckten und umgefallenen, sondern von lebendigen, oder solchen Pferden nehmen, die von den Wasenmeistern tod geschlagen worden. Wenn die Donen anfangs von dem Weydmanne aus Roß- oder Pferdehaaren verfertiget sind; deren bisweilen etliche 100 auf einmal gemacht werden; so schleifft man solche an ein rundes, dickes Holz, welches aber so groß seyn muß, so weit die Donen im Richten sich öfnen sollen, und wirft sie also angeschleift in ein siedend heisses Wasser, lässet sie eine Weile darinnen sieden, und hierauf am Holz etliche Tage bleiben, bis sie recht trocken geworden sind. Alsdann ziehet man sie gehörig ein; und sollen ihnen hernach Regen und Wind desto weniger Schaden thun können.

C) Die

C) Die dritte Gattung der Donen sind die sogenannten Erdodonen, oder Lauffdonen, welche also verfertiget werden: Man schneidet Stöcke, welche eines Fingers dicke, und auf 20 Zoll lang sind, schneidet selbige an einem Ende spitzig; gegen dem andern Ende hinauf sticht man mit einem Messer durch den Stock, und ziehet eine Schleiffe von Pferdhaaren gedrehet, durch, welche aber an einem Ende einen doppelten starken Knoten haben muß, daß sie sich nicht durch den Stock ziehen kann, am andern Ende aber ist ein Auge zu einer Schleiffe. Mit diesem Zeuge stecket man, zwischen den Wachholderbüschen, wo Steige daran und drum gehen, und an den brüchigten Oertern, die Stöcke mit den Schleiffen herum, also daß die Stöcke wie ein Triangel stehen; doch müssen sie eben nicht dichte zusammen kommen. Alsdann ziehet man die Schleiffen zum Fangen auf, daß sie aber nicht gar auf den Boden kommen, damit die Schnepfen, auf welche sie vornemlich gerichtet sind, eben treffen müssen, wenn sie im Laufe seyn. Besonders steckt man auch Stöcke, daß sie wie ein Geländer stehen. Es gehet auch an, daß man eine ganze Parthie dergleichen Lauffdonen machen, und durch die jungen Schläge und Dickigte, auch Steige, mit durchstecke; wie man denn nicht nur Schnepfen, sondern auch die Krammetsvögel in diesem Zeuge in der Menge fangen kann. Im Winter, wenn der Vogelsang vorbey, kann man sie wieder aufheben, und die Schleiffen ausstreichen, daß sie gerade hängen; so werden sie sich hernach desto accurater wieder stellen. Dieses ist anbey noch anzumerken, daß man auch mit einem stumpfen oder von Dornen gemachten Besem glatte Steige, nach den Dohnen zu, kehre, als worauf sie desto lieber lauffen. Dergleichen Lauffdonen bringet man, wie schon bemerket ist, an solchen Oertern an, wo Wachholderbüsche sind, und die Vögel nach den Würmern fallen und suchen. Wo aber Viehtriften, oder gar viel Wildpret und Sauen seyn, schicken sie sich nicht wohl hin, weil sonst beständig daran auszubessern ist. Zwischen den Donen werden Ebereschen, und Wachholderbeere mit hingeworfen, oder an kleine Gäbelgen gehänget.

D) Ausser diesen bisher beschriebenen Arten von Donen hat man noch andere, davon wir folgende viere noch anführen wollen:

1) Die 1ste Art: Man nimmt ein Räthgen, wie ein halber kleiner Finger dicke, beuget selbiges, als wie einen halben Zirkel, bindet beyde Enden mit einem gedrehesten Baste straff gegeneinander, daß also die Enden 8 Zoll breit voneinander bleiben. Die Höhe von der Done, vom Bogen in der Mitte, bis oben an den Bast aber muß 6 Zoll hoch seyn. Um dieses Räthgen wickelt man noch ein Räthgen herum, daß die Beeren unten hinein zu hängen seyn. Oben am Bast bindet man 3 oder 4 Schleiffen von Pferdhaaren an. Diese Donen werden also gestellet: Man beuget 2 oben abgestutzte Stöcke, etwa eines Daumens stark gegeneinander, und wird einer von dieser, der andere von der andern Seite in die Do-

nen gestochen, daran die Done veste hängen muß. Diese Erfindung ist besonders deswegen sehr gut, weil man solche gleichfalls nach der Vogelfangszeit, abnehmen, im Trockenen aufheben, und etliche Jahre brauchen kann. Sodann sind sie auch deswegen nützlich, weil man sie in jungen Hölzern recht wohl anbringen kann; da hingegen die eingebohrten und eingesteckten Donen in solchem schwachen Holze nicht bequem zu gebrauchen sind.

2) Die andere Art: Man nimmt eine Ruthe von Haarweiden, oder im August, auch im Frühjahr, von den kleinen Kiefernästlein, die meistens eines kleinen Fingers dicke seyn, drehet sie vom dicken Ende auf 9 Zoll heraus, nach dem spitzigen Ende zu, einmal herum, setzet die Ruthe, so den Bogen geben soll, vor das Knie, und beuget selbige rund, fasset das dünne Ende mit dem starken in eine Hand zusammen, schneidet das dünne Ende von beyden Seiten dünne und breit, sticht mit einem starken und spitzigen Messer von unten durch das starke Ende durch, beuget selbiges etwas auseinander, daß die Spitze hinein zu stecken ist. Das dicke Ende muß auch von beyden Seiten breit und dünne geschnitten werden, daß solches im Baume einzustecken ist. Die Weite der Done ist 5, und die Höhe derselben 6 Zoll. Hierein werden 2 Schleiffen von 3 Pferdhaaren gedrehet, und oben in den Bogen einzogen, wo mit einem spitzigen Messer vorhero durchgestochen worden. Es ist dieses auch eine recht gute Erfindung, indem man dieselbe gar geschwinde verfertigen, und ein Mann derselben in einem Tag auf 8 bis 9 Schock, wenn die Schleiffen vorhero zurechte gemacht worden, fertig machen kann, auch einer des Tages gar gerne 10 Schock einschläget. Hierzu nimmt man einen Meissel und eine Kopfkeule, hänget eine Parthie Donen mit einem Leingen an sich, steckt auch etliche und zwanzig Donen an den Arm, schläget mit dem Meissel in einem Baum oder einer Stange nur an der Seite hinein vor, fasset sogleich eine Done vom Arm herunter, steckt sie über dem Meissel hinein, also, daß der Bogen oben zu stehen komme. Diese Donen läßt man Jahr aus Jahr ein draussen stehen. Sie dauren 3 bis 4 Jahr, besonders in den kieferigten Hölzern wachsen sie sehr veste ein. Wenn auch die Steige oder Schneisen einmal eingerichtet seyn: so braucht man nur ferner alle Jahr wieder nachzubessern. So der Fang und das Stellen des Jahres zu Ende ist, ziehet man die Schleiffen herunter, daß sie gerade hängen, da sie sich denn künftig wieder besser stellen. Auch ist mit dieser Done im Stellen recht gut umzugehen, weil man, wenn man sonst nicht will, oder dieselbe nur zu frey stehen, daß sie der Wind nicht so gar treffen kann, keine Windleinen daran braucht. Denn man darf die Schleiffen nur hinauf und herunterwärts ziehen; so lassen sie sich accurat und gerade ziehen.

3) Die dritte Art: Man nimmt eine Ruthe, bohret zwey Löcher in eine Stange oder in einen Baum, 6 Zoll weit übereinander, spitzet die Ruthe und

flecks

steckt solche ein, daß es, wie ein halber Zirkel wird, ziehet oben 3 Schleiffen ein; so ist die Done fertig. Sie sind leichte zu machen, auch besonders gut, wo Haselhüner seyn, weil diese Donen wehrhaftig und veste seyn, auch etliche Jahre dauren und stehen bleiben können.

4) Endlich die vierte Art: Man nimmt eine Ruthe, so auf eine Elle, auch wohl länger ist, und wie eine Gabel gewachsen seyn muß, und drehet unten die Spitzen übereinander, damit sie nicht brechen; oben aber kommen 2 Schleiffen von Pferdhaaren hinein. Es sind diese Dohnen recht nützlich, wo starke Bäume seyn, an denen Aesten anzuhängen. Doch muß man dabey merken, daß ein Donensteig oder eine Schneise so eingerichtet werden muß, daß auf 10 bis 12 Schritt eine Done kommt. Da sich auch die vorher beschriebene Donen an starken Bäumen nicht allzugut einbohren oder einschlagen lassen; so macht man dergleichen Hengedonen, auf daß der Donensteig überall voll seye, und die Donen hintereinander kommen. So auch, wie öfters geschiehet, die Krammetsvögel den Winter über hier zu Lande bleiben, insonderheit wenn es viele Ebereschenbeere giebet; so behänget man mit dergleichen Hengedonen die Ebereschenbäume an allen Aesten, welche sich besonders gut dazu schicken; und wird man mit Vergnügen viel Krammetsvögel, Schnerren, u. d. g. darinnen fangen. Alle diese Donen haben vor den Sprenkeln diesen Vorzug, daß sie nicht so leicht, wie diese, durch den starken Regen und Wind, u. d. g. eingerissen werden.

Donenfang, Schnaitbegehen, ist die Art und Weise, nach dem bisher gemeldeten, mit Donen die Vögel zu fangen. Es bezeichnet aber dieses Wort auch die Zeit, da dieser Fang vorgenommen wird. Diese fängt sich bald nach Jacobi an, wenn die rothen Ebereschenbeere reif sind, und recht helle hervorblicken. Denn wenn sie überständig oder gar zu dunkelroth werden; so können die Vögel solche von ferne nicht so wohl sehen. Wegen des Orts der Schnait, oder Donensteigs, da besagte Bügel mit denen Schleiffen zum Einfallen und Fangen der Vögel vest gemacht werden können, ist zu merken, daß selbiger entweder auf denen Wiesen, oder auch in den dicken Wäldern und Gebüschen auszusehen, und in diesen letzten sonderbare gerade Gänge hin und wieder gemacht werden müssen, damit man seine Donen oder Schnait desto besser begehen, und leichter finden könne. Die Zeit, wenn die Donen begangen werden müssen, fängt sich gegen Mittag hin, etwa um 10 Uhr an. Denn des Morgens, da sich die Vögel bey dem Nebel, Reiff und Frost am besten fangen, muß man sie nicht stören. Bey Begehung der Schnait oder Donen muß man die von den kleinen Vögeln abgefressene Ebereschenbeere, mit frischen Beeren wiederum ersetzen, die krummen Schlingen einrichten, und die zerrissenen oder alten untüchtigen mit neuen ausbüssen. Daher der Weydmann jederzeit einen

Sack mit Beeren, Doüen, und andern dazu benöthigten Sachen bey sich tragen muß. Die in denen Maschen und Donen gefangene Vögel sollen viel schmackhafter seyn, als die man in Sprengeln bekommt, weil sie sich in jenen gleich erhenken, in diesen aber am Fusse alleine fangen, und sich länger quälen und abzappeln, mithin auch am Geschmack nicht so gut werden.

Donengänge, s. Donenfang.

Donensteige, s. Donen.

Donensteige, s. Donenfang.

Donner, heißt in der Jägerey, einen Hirsch oder anders Wild den Hunden überlassen, oder vielmehr die Hunde loskuppeln, und das Wild ausspüren lassen.

Donnerbesem, wird ein gewisses straubigtes, kurzverwirrtes Gewächse genennet, welches wie ein Nest aussiehet, und zuweilen an den Aesten der Bäume, sonderlich aber bey dem Tangelholze gefunden, und von dem gemeinen Mann mit diesem Nahmen deswegen beleget wird, weil es nach seiner Meynung von den Strahlen, oder dem Blitz des Gewitters herrühren solle. Andere halten es vor eine Mißgeburt des Baumes, welche von einem unreinen und verdorbenen Nahrungssafte herkomme.

Doppelgarn, s. Jmgang.

Dorade, s. Rehe.

Dorcas, s. Damhirsch.

Dorf, s. Torf.

Dorn, **Dornstrauch**, **Dornbusch**, lat. Spina, Spinetum, Vepres, franz. *Buisson*, *Epine*, ist der Nahme, womit alle die verschiedene Arten der Sträucher und Gebüsche benennet werden, welche ausser den Blättern und Früchten an ihren Aesten und Zweigen auch noch spitzige Stacheln haben. Sie können zu Zäunen und Hecken gebrauchet werden; in Feldern aber, und in Hölzern, Brahnen und Wiesen sind sie nicht zu dulden. Man zehlet viele Arten des Dornstrauchs, als: Hagedorn, Schwarzdorn, Creuzdorn, Kranzdorn, Weißdorn, Mehlbeerstauden, Buxdorn, Mausdorn, Hundsdorn ꝛc., welche unter diesen Nahmen nachgeschlagen werden können. Eigentlich aber giebt es nur zwey Hauptarten des Dornstrauchs, worunter alle die übrigen begriffen sind, nämlich den weissen und schwarzen. Von welchen beyden dieses besonders merkwürdig ist, daß sie in einem Zaun oder Hecke niemals beysammen stehen, indem der schwarze verdirbet und ausgehet, der weisse hingegen bleibet und die Oberhand behält. Von den Schnittlingen sowohl des weissen, als schwarzen Dorns werden auch Hecken gemacht. Man schneidet oder spaltet sie nämlich an den dicken Orten auf, leget sie im zunehmenden Mond in eine wohlgedüngte Grube ein, daß sie nur 3 bis 4 Zoll hervorragen; wobey aber zu merken, daß man sie den ersten Winter mit Mooß bedecken muß, daß sie nicht erfrieren und absterben. s. a. Lebendige Hecken.

Dornbusch, s. Dorn.

Dorndreher, s. Neuntödter.

Dornreiche, ist eine Art kleiner Vögel, davon man insgemein sechserley Geschlechter zehlet.

1) Der eigentlich sogenannte gemeine **Dornreich**, dessen Gesang nicht gar schön ist, und der unter dem Singen in die Höhe fliegt. Er ist über und über am ganzen Leibe bräunlicht, nur daß er am Bauch hinab, und an den Flügeln etwas weißgraulicht ist, sonderlich aber um die Achseln herum hellbräunlichter aussiehet, als an den übrigen Theilen des Leibes. Seiner Grösse nach kommt er dem Braunellein gleich.

2) Der schwarzköpfigte **Dornreich**, der an einigen Orten **Meisenkönig** oder **Meisenmönch** genennet wird. Seine Farbe ist oben am Kopf kohlschwarz, und die Backen um die Augen weiß, wie der Meisen Kopf auf beyden Seiten ist; der Rücken aber ist aschenfarbigt. An der Grösse ist er fast, wie eine Blaumeise, nur etwas länger und hochbeinigter.

3) Der **dritte Dornreich** ist diesem Meisenmönch in allem gleich, ausser daß dieser eine hellbraune Kappe oder Kopf hat; daher er auch der **braunköpfigte Mönch** genennet wird.

4) Der **Schilfdornreich**, der noch kleiner, als der zweyte und dritte ist, im übrigen aber völlig, wie der zuerst beschriebene gemeine Dornreich, aussiehet.

5) Der fünfte ist derjenige Vogel, der an Grösse dem schwarzköpfigten Dornreich oder sogenannten Meisenmönch gleich siehet, nur daß er auf dem Kopf ein weisses Plättlein hat, mit dem er sich unterscheidet, wiewohl er nicht so gar dicke am Leibe ist, als der gemeine, ob er ihm schon an der Länge nichts nachgiebt. Dieser hat den schönsten Gesang unter allen; ist aber auch am allerschwersten zu fangen.

6) Der sechste ist das weichbauchigte Vögelein, welches etliche Tage vor der Nachtigall kommt, und in dem Gebüsche, aus welchem es öfters singend in die Höhe flieget, und wieder in ein anderes niederfället, einen ganz kurzen traurigen Gesang von sich hören läßt. Der Grösse nach kommt er mit dem Schilfdornreich überein; ist aber am Bauche sehr weiß, und dadurch von allen andern zu unterscheiden. Die übrige Farbe ist gänzlich wie die Farbe des gemeinen Dornreichs. Sie nähren sich insgemein mit Würmern, welche sie nicht auf der Erde, sondern meistentheils am Laube suchen und hinwegschnappen. Ihr Strich gehet um oder bald nach Jacobi an. Nur der schwarzköpfigte Dornreich hält sich etwas länger auf, und bleibet im Herbst, nachdem das Wetter ist, fast bis in October, um die zeitigen Hollunderbeere zu geniessen, mit welchen er wider die Natur der andern Dornreiche, die so lang nicht bleiben können, gerne vorlieb nimmt; hingegen ist er auch im Wiederstrich zur Frühlingszeit einer der spätesten.

Dornrose, Butterrose, wilde Rose, Feldrose, Heckrose, Hanrose, Heyderose, Frauenrose, Kornrose, Haberrose,

Mariendorn, Hundsdorn, Hagdorn, Hetschepetsch, Hetzebaisch, Hainhacke, lat. Cynorrhodon, Cynorrhodos, Cynosbatos, Cynosbatus, Sentis canina, Centis Canis, Rosa sylvestris, Rosa canina, Rubus caninus, franz. *Chinorrodon*, *Eglantier*. *Gratecu*, *Rosier Sauvage*, *Rose de Chien*, ist ein Geschlecht der Rosensträuche, oder ein grosser hoher Strauch, welcher ohne Wartung und Pflegung in Hecken und Büschen wächst. Seine Blätter sehen den zahmen Rosenstrauchblättern gleich, sind aber nicht rauch. Seine Blume ist eine einfache fünfblätterige Rose, weiß und etwas fleischfarbig, von starkem Geruch, doch von schlechter Dauer, indem sie der geringste Wind herunter wirft. Darauf folget die Frucht, die so dick, wie eine Ecker, und anfangs grün ist, alsdenn aber, wenn sie reif geworden, eine rothe Farbe, wie Corallen bekommt. Ihre Schale ist fleischicht und markhaftig, von süssem und lieblich saurem Geschmacke. Inwendig beschliesset sie einen Hauffen länglichter und eckichter Kerne oder Saamen, die weiß und hart, auch mit harten Haaren oder Borsten umgeben sind, welche sich aber gar leicht davon ablösen lassen. Wenn dieselbe auf die Finger, oder einen andern Theil des Leibes kommen, so dringen sie in die Haut, und machen ein beschwerliches Jucken. Diese Frucht wird insgemein genennet: Hambutte, Hagebutte, Haimbutte, Wiepe, Hiefe, Buttelhiefe, Hetzepetsch, Hetschepetsche, Hasenwüpke, Hüfe, Arschkützel, und Arschklammer. An dem Stamme und den Aesten des wilden Rosenstrauchs wächst eine Art Schwämme, die so dicke, wie kleine Aepfel oder grosse Nüsse, im übrigen aber leicht, und von braunrother Farbe sind. Man nennet sie Rosenschwamm, Schlafkunze, Schlafapfel, Schlafkolbe, lat. Spongiola, sylvestris, Rosæ Spongia Bedequaris, Bedeguar Officinis perperam, franz. *Eponge d' Eglantier*. Sie beschliessen oftmals Steine und kleine Würmer, und führen viel flüchtiges Salz und Oel bey sich. Die wilden Rosen haben etwas ziemlich kräftiges Oel, flüchtiges Salz, und viel Feuchtigkeit. Die Frucht enthält ein saures Salz, welches mit sehr viel Oel vermischt ist. In den Apothecken hat man die Blumen, Früchte und Schwämme, auch bisweilen die Wurzeln. Die Blumen haben mit den andern Rosen einerley Natur und Eigenschaften, nur daß sie mehr anhalten, zusammenziehen, und trocknen; daher sie auch im rothen und weissen Weiberfluß hochgehalten werden. Die Früchte werden im Herbst fleißig aufgelesen, von dem Saamen oder den Kernen gesäubert, aufgetrocknet, mit Zucker gekocht, und zur Speise als ein Neben- oder Nachessen gebraucht. Die nähere Beschreibung, wie sie eingemacht werden, ingleichem wie eine Hagebuttensuppe und Torte gemacht werden, s. *Oeconom. practica*, oder Oeconomisches Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 16 - 18.

Das Temperament der Hambutten ist kalt und trocken; und wiewohl sie etwas zusammenziehen;

ziehen; ſo haben ſie doch zugleich eine durchdringende Kraft bey ſich; daher ſie als eine Gries- und Steintreibende Arzney berühmt ſind. Dieſe Kraft ſtecket vornemlich in den Steinlein oder Saamen. Sie iſt aber auch in dem Fleiſche, obgleich in geringerm Grade, anzutreffen. Sie bekommen auch, nebſt dem daraus bereiteten Mus oder Rob, der Leber und Lunge ſehr wohl, reinigen das Geblüt, ſtillen das Naſenbluten, das Blutſpeyen, die überflüſſige Monatszeit, den Saamenfluß, wie auch den Durchlauf, die rothe Ruhr, das ſtetige Erbrechen, den Sod und das Schlucken, beſonders, wenn dieſer bey hitzigen Fiebern iſt, und der Patient ſelbige eingemacht iſſet. Die Conſerve, ſowohl von den Blumen als Früchten dieſes Gewächſes, führet die Galle und Schleim ohne alle Beſchwerung ab. Sie iſt auch ſehr gut zu den gallichten Bauchflüſſen, kühlet die Leber ſehr ſtark, iſt dienlich bey den Blättergen im Geſichte, und wird in Steinbeſchwerungen vor gut gehalten. Der Trank von Buttelroſen iſt ein bewährtes Mittel wieder die Waſſerſucht. Die haarichten Schwämme oder Ballen ſollen wider die Colick und den Stein, mit Verhaltung des Urins, treffliche Dienſte thun, wenn ſie gedörret, gepülvert, und in warmen Weine eingenommen werden. Das Extractum und der Spiritus von dieſen Schwämmen wird beſonders wider den Stein gelobet; dabey ſind ſie auch eine herrliche Arzney wider die Geſchwüre des männlichen Gliedes, und andere ätzende Geſchwüre. Im rothen Wein gekocht und getrunken heilen ſie die Brüche. Etliche legen die Schlafäpfel den Kranken unter das Haupt, oder laſſen ſie davon trinken, den Schlaf zu befördern. Auch für die Pferde, welche Würmer im Leibe haben, ſollen ſie dienlich ſeyn, wenn man ſie zwiſchen den zweyen Frauentagen einſammelt, und die rothbraunen den Hengſtpferden, die bleichen aber den Stutten giebet. Man giebt ihnen, wenn ſie groß ſind, einen halben, und wenn ſie klein ſind, einen ganzen. Sie müſſen aber erſt gepülvert und mit Salz vermenget, und alſo frühe vor Tag eingegeben werden; worauf man ihnen aber nicht ſo bald zu freſſen und zu ſauffen geben muß. Die Würmlein, ſo in dieſen Schwämmen befindlich, ſollen auch ein kräftiges Mittel wider die Würmer im Leibe, und vor den Wurm an den Fingern ſeyn. Etliche geben ſie den Kindern mit Milch wider die fallende Sucht ein. Aus den Kernlein wird auch ein Oel gepreßt, welches wider die Nierenbeſchwerungen gelobet wird. Das an den Roſen befindliche ſtachlichte Weſen befördert den Urin ſehr ſtark. Die Wurzeln dieſes Gewächſes am Halſe getragen vertreiben die Schwärze der Zunge, welche vom gemeinen Volk, aus Unverſtand, Krebs genennet wird. Sie ſollen auch ein bewährtes Mittel ſeyn, den Biß eines wütenden Hundes an Menſchen und Vieh zu heilen. Einige brennen das rauhe Knöpflein dieſer Roſen in einem neuen Topf zu Pulver, und geben ſolches in Waſſer wider den tollen Hundsbiß ein.

Vom Gebrauch der Dornroſe iſt noch anzumerken, daß, wenn man ſie zu Hecken und Zäunen brauchen will, dieſe faſt noch einmal ſo dick, als gewöhnlich, gemacht werden müſſen, wenn ſie anderſt von einer Dauer ſeyn ſollen. Nach Ablauff etlicher Jahre hauet man die Roſenſtöcke auswendig; und abermal nach einigen Jahren, wenn die Loden zur verlangten Höhe aufgeſchoſſen, die innwendigen Stöcke jedesmal bis zur Helfte der Dicke des Zaunes weg, alsdann treiben ſie aus der Wurzel junge Loden und der Zaun iſt von Dauer. Widrigen Falls ſterben die meiſte Stöcke in 5 bis 6 Jahren ab. Es iſt dieſes bey allen lebendigen Hecken und Zäunen nöthig, wenn ſie von beſtändiger Dauer ſeyn ſollen, ſo daß die Zeit des Erfriſchens bey andern Holz- und Staudenarten ſich nach der Zeit ihres Wachsthums richten muß. Widrigenfalls werden die Stämme mit der Zeit abſtändig, und der Zaun durchlöchert, und muß von neuem angeleget werden. Da denn bey einigen Staudengattungen eine Zeit von 6 bis 8 Jahren erfordert wird, ehe er zur hinlänglichen Dickung kommt. ſ. a. Lebendige Hecken.

Dornſtrauch, ſ. Dorn.

Dornreuter, ſ. Neuntödter.

Dorrade, ſ. Rehe.

Dorſch, ſ. Pomuchel.

Drachenbaum, ſ. Elſenbeerbaum.

Dragée, ſ. Schrot.

Drapier, ſ. Eisvogel.

Dratſchleiffen, ſind eine gewiſſe Art der Richtung, deren man ſich zum Fang der Iltiſſe und Wieſeln bedienet, wobey man eine andere Einrichtung vor jene, und eine andere vor dieſe zu machen pfleget.

a) Die Dratſchleiffen, womit man Iltiſſe fangen will, werden nach Fig. 3. alſo eingerichtet: Nro. 1 und 2 ſind krummgebogene über Daumens ſtarke Stöcke, worinn oben an Nro. 3 kleine Löcher gebohret werden, daß ein Drat leichte darinnen gehen kann. Nro. 4. ſind durchgeſchlagene Nägel. Nro. 5. iſt die Stellzunge, welche von einem dünnen Brettlein iſt, und woran ein Kerb an der Seite, und eine dergleichen Kümme oder Kerb am Ende auf der Zunge geſchnitten wird. Nro. 6. iſt ein Pfählgen von 6 bis 7 Zoll lang, in welchem oben ein Kerb eingeſchnitten iſt. Nro. 7. iſt ein Stellholz von 3 bis 4 Zoll lang, welches an ein Schnürlein Nro. 9, und oben an den krummgebogenen Stock Nro. 10. angebunden iſt. Wie denn auch an dieſen Stock, welcher ſo dick, als ein Rechenſtiel, iſt, die beyden Dratſchleiffen Nro. 8. angemacht ſeyn müſſen, welche durch die Löcher Nro. 4. gezogen ſeyn. Dieſelben werden nun alſo aufgeſtellet: Erſtlich werden die 2 Bogen Nro. 1. und 2. in die Erde veſt eingeſtecket, ſo, daß ſie auf 15 bis 16 Zoll über der Erde ſtehen, und auf 18 Zoll weit von und gegeneinander kommen. Der Stock Nro. 10. wird hinter denen Bogen eingeſteckt, und gebogen, daß das Schnürlein Nro. 9. mit dem Stellholz Nro.

Nro. 7. an der Stellung hinunter reicht. Selbiges wird an den Pfahl Nro. 6. angesetzt, und die Zunge Nro. 5. an das Stellholz gebracht. Die Dratschleiffen aber werden aufgezogen, und accurat denen Bogen gleich gerichtet. Zwischen den Bogen wird das Säbelgen Nro. 12. gesteckt, woran an einem angewachsenen Aestlein ein Vogel, oder sonst etwas zu ihrem Fraße, angehängt wird. An beyden Seiten muß etwas alt Holz oder Reissig hineingeschmissen werden, damit die Iltisse durch die Biegel müssen. Oder man macht 4 Biegel und Schleiffen, und stellet sie als ein Quadrat; so kann nichts vorbey kommen. Will nun ein Iltis nach dem Vogel oder Fraß hinauf langen; so muß er auf die Zunge kommen, und selbige herunter tretten. So bald dieses geschiehet, schnellet der Stock Nro. 10. mit den Schleiffen herauf, und ziehet den Iltis oben an, und in die eisernen Nägel Nro. 4. und macht ihm den Garaus. Dergleichen Erfindung kostet wenig, und man kann viele derselben umherstellen.

6) Die Dratschleiffen vor die Wieseln, welche auch Wieselschleiffen genennet werden, werden nach Fig. 5. also gemacht: Nro. 1. und 2. sind 2 Pfähle, welch auf 16 bis 18 Zoll lang sind. In dem Pfahl Nro. 1. ist ein Kerb eingeschnitten, welcher von oben herunter auf 2 oder 3 Zoll seine Stelle hat. In dem Pfahl Nro. 2. ist oben ein Loch, wodurch die Schleiffen Nro. 6. gar leicht gehen können. Nro. 3. ist die Stellzunge, welche von einem Daumens starken Stocke ist, und an einem Ende eine Kerbe eingeschnitten hat, daß man selbige an den Pfahl anhacken kann. In der Mitte auf dieser Stellzunge ist noch ein Kerb, wie denn die ganze Zunge nur auf 6 Zoll lang wird. Nro. 4. ist ein Stellholz von 3 ein halben Zoll lang, welches an einem Schnürlein Nro. 5. angebunden, und oben am Stock Nro. 7. angemacht ist. Nro. 6. sind 3 Dratschleiffen von messingenem Drate, wie man zu denen Instrumenten nimmt, welche an ein Leingen Nro. 9. angebunden sind. Die Stellung geschiehet also: Man schlägt den Pfahl Nro. 1. vest in die Erde, daß er auf 10 bis 11 Zoll über dem Boden stehe; von diesem aber auf 9 bis 10 Zoll den andern Pfahl Nro. 2. Steckt hierauf den Stock 3 bis 4 Fuß von den Pfählen, doch so, daß die Pfähle mit dem Stock in einer Linie stehen, biegt den Stock etwas, und setzet das Stellholz Nro. 4. in den Kerb an den Pfahl Nro. 1. leget die Zunge Nro. 3. mit der Kümme an denselben Pfahl, und drücket selbige mit dem mittelsten Kerbe an das Stellholz Nro. 4. An dieser Zunge hat man nun einen Vogel, wie an Nro. 8. zu sehen, angebunden; ziehet alsdann die Dratschleiffen auf, und setzet selbige, als wie in einem Triangel um die Zunge und den Vogel, daß also auf jeder Seite eine, und wieder eine quer vor nach dem Pfahl Nro. 2. zu stehen komme. Wollen die Schleiffen nicht recht stehen, so steckt man dünne Reisergen dabey ein; so ist die Stellung richtig.

Es komme nun die Wiesel, wo sie wolle, und begehre den Vogel zu nehmen; so ziehet sie die Zunge vom Stellholz herunter; der Stock Nro. 7. schnellet mit den Schleiffen, und ziehet die Wiesel mit den Schleiffen an den Pfahl, daß sie crepiren muß. Wenn auch neben dem Loch in dem Pfahle, wo die Schleiffen durchgehen, ein paar eiserne Stifte eingeschlagen würden, wäre es desto besser, weil sie die Wiesel desto vester hielten, und mit ihrem Stechen bald tödteten. Es kostet diese Einrichtung wenig; wäre aber wohl nöthig, daß man sich die Mühe gäbe, und dergleichen Schleiffen und Fänge viel stellete, um also die so sehr schädliche Wiesel auszurotten.

Dratschlingen, sind gleichfalls eine gewisse Art der Richtung, der man sich in der Jägerey zum Fang einiger Thiere bedienet. Sie werden von kleinern, und auch mittelmässigen, ausgeglühetem eisernen oder auch von messingenem Drat, in der Dicke, wie eine gemeine Stecknadel, verfertiget, und an einem Ende desselben eine kleine Schleiffe angemacht, wodurch das andere Ende gestecket, und an einer Hecke, Zaun, Baum oder auch Gebüsche, wo man einen Haasen, Fuchs oder ander Thier durchgekrochen zu seyn verspüret, vorgestellet und bevestiget wird, daß also, wenn ein solches Wild, welches den Wechsel hindurch hat, die Schlinge passiren will, der Drat sich sogleich zusammen ziehet, und das Thier also gefangen hält. Ehe man aber die Dratschlingen stellet, muß man vorhero die Hände waschen, und dieselben sowohl, als die Schlingen, mit Gras, Laub oder Erde reiben. Wenn man aber zu stellen aufhöret, hänget man diese Dratschlingen in ein rein leinenes Säcklein an die Luft. Einige löschen auch den glühenden Drat in dem Blasenurin einer Füchsin oder Häsin ab; und wo zu sie hernach dieselben Schlingen brauchen wollen, desselben Thiers Losung werffen sie hin, und schmieren solche zur Witterung daran.

Drehehals, s. Natterwindel.

Dressiren, franz. *Dresser*, bezeichnet in der Jägerey das Abrichten der Lock-Hüner, und andere Jagdhunge. S. Abrichtung des Leithundes, Hünerhund, Jagdhunde.

Dressierhalsband, s. Blendlinge.

Dressierhalsband, s. Hünerhund.

Dressierleine, s. Blendlinge.

Dressierleine, s. Hünerhund.

Dressierleine, s. Schießpferd.

Driftahl, ist ein eisernes Instrument mit drey Zacken oder Spitzen, womit die Aale in den Behältnissen gefangen, und heraus gelanget werden.

Drossel, Troschel, Trostel, lat. Turdus, Turdus pilaris, Turdela. Trichades, franz. *Grive*, *Tourd*, ist eine Art Krammetsvögel, wovon man verschiedene Gattungen hat, unter welchen folgende zwey die bekanntesten sind.

1) Die

1) Die Weiß- oder Zippdroſſel, die man insgemein die Zippe zu nennen pfleget; von einigen aber wird ſie mit dem Nahmen der Singedroſſel oder Sommerdroſſel beleget. Sie Sie iſt am Rücken von aſchenbrauner Farbe, und eben ſo auch an dem Kopfe, an den Flügeln und am Schwanze. Untenher aber ſogleich von der Kehle an, iſt ſie dunkelweiß, mit ſchwarzen Düpfleln beſprenget, die ſich hernach unten am Bauche wieder etwas verlieren, und den weiſſen Federn alleine Platz laſſen. Unter den Flügeln iſt ſie etwas hellbräunlicht, ingleichem auch untenher am Ende des Leibes, oder vielmehr am Anfange des Schwanzes. Sie iſt hochbeinigt, und der Gröſſe nach, wie eine Amſel, ausgenommen, daß die Droſſel an der Bruſt dicke ausſiehet, auf die Art, wie ein Miſtler. Sie ſetzet auch, wie dieſer, oder wie die Amſel, ihr Neſt an die Bäume, auf oder zwiſchen die Aeſte, und bringet, nach einer Brut von 14 Tagen, 4 oder 5 Junge heraus. Ihr Strich gehet ſchon an, ehe noch die Krammetsvögel, und Roth- oder Weindroſſeln ziehen. Sie iſt aber nicht gewohnt, hauffenweiſe, wie dieſe, zu ſtreichen; ſondern man wird bey ihrem Flug nur 4 oder 5; und wenn es hoch kommt, 6 beyſammen antreffen. Zuweilen ſiehet man zwar 40 bis 50 miteinander fliegen, welches zu geſchehen pflegt, wenn ſie einzeln und von ungefehr zuſammen ſtoſſen. Sie bleiben aber nicht lange beyeinander, indem bald darauf eine Parthey dieſen, eine andere einen andern Weg erwählet. Wie nun dieſer Vogel ſein nen Strich bey Zeiten anfängt; alſo endigt er auch denſelben ſehr frühe, nämlich wenige Wochen vor Michaelis, da er von der Roth- oder Weindroſſel, welche die Kälte beſſer vertragen kann, abgelöſet wird. Uebrigens ſuchter ſeine Nahrung in Wachholder- Droſſel- Vogel- oder Ebereſchen- und Arlsbeeren; und wenn dieſe noch nicht vorhanden ſind, in allerhand Gewürm. Im Vogelbauer aber, wenn man ihn zur Locke einſtellet, wird er mit Milch und Hirſekleyen gefüttert.

2) Die Rothdroſſel oder Weindroſſel, ſo auch von einigen Winterdroſſel genennet wird, lat. Turdus ruber, franz. *Mauvis*, *Mauviette*, weil ſie den Saamen von den Pappeln, die franzöſiſch *Mauves* heiſſen, zu freſſen pfleget. Dieſe iſt etwas geringer und ſchmächtiger von Leibe, als die Zippdroſſel, hat auch ſowohl am Bauch und Halſe, als unter den Flügeln mehr rothes eingeſprenget, als jene, und iſt mit gelblichten Strichen unter den Augen gezeichnet. Der Kopf iſt etwas länglicht, und der Schnabel wie bey der Amſel und Weißdroſſel formiret, aber viel ſubtiler, und etwas ſchwärzlichter. Die Füſſe ſind gleichfalls mehr ſchwärzlicht, als bey der andern Droſſel; doch iſt ſie eben ſo hochbeinigt, wie jene. Wie ſie mit dem Krammetsvogel zu einer Zeit kommt, und vorbey ziehet; alſo wird davor gehalten, daß ſie auch zuſammen ihre Jungen an einem Orte ausbringen, weil man niemals in hieſigen Landen dergleichen Brut gefunden hat. Sie ziehet nicht einzeln, ſon-

ſondern ſtreichet, gleich den Krammetsvögeln, mit vollen Hauffen, und fällt gerne auf die Heerde und Leimgeſtelle, wo ſie in der Zugzeit in groſſer Menge gefangen wird. Ihre Nahrung ſind eben diejenige Beere, wovon ſich die Weißdroſſel erhält. Auſſer dieſen aber genieſſet ſie auch alle Sorten Schitzbeere, und im Frühjahr kleine Schnecken und Gewürme. Inſonderheit aber beluſtiget ſie ſich zur Herbſtzeit in den Weinbergen an den Trauben, woher ſie vielleicht den Nahmen Weindroſſel bekommen hat. Auſſer dieſen giebt es noch eine Art Droſſeln, die man Schwarzdroſſeln oder Amſeln nennet, davon ſ. Amſel. Wiederum eine andere Art, die man Schnarrdroſſeln nennet, welche aber mit den Zippdroſſeln faſt überein kommen, und nur in Anſehung der Stimme von denſelben unterſchieden ſind.

Die Art und Weiſe, wie der Droſſelfang angeſtellet wird, findet man unter den Artickeln: Bügel, Vogelheerd, Vogelleim. Sonſten iſt noch zu bemerken, daß dieſe Vögel einen beſondern angenehmen Geſchmack haben, und von vielen wegen ihrer Güte, nebſt den Haaſen vor das allerbeſte Wildpret gehalten werden. Daher ſie denn auch auf verſchiedene Art und Weiſe in der Küche zugerichtet, und zur Speiſe bereitet werden. Siehe hievon *Onomatologia oeconomica practica*, oder oeconom. Wörterbuch, 1ter Theil, pag. 903.

Droſſel, iſt auch ein Wort in der Jägerſprache, da der Knoten bey einem Hirſch, wo hinten die Zunge am Schlund und der Gurgel iſt, alſo genennet wird.

Droſſelbeere, ſ. Droſſelbeerſtrauch.

Droſſelbeerſtrauch, iſt ein Holz, das zu dem Schlag- und Unterholz gerechnet wird, weil es ſelten zu einem ordentlichen Stamm erwächſet. Das Holz dieſes Strauches iſt veſt und hart, hat aber in der Mitten einen kleinen weiſſen Kern, wie das Hollunderholz; jedoch bey weitem nicht ſo ſtark. Die Rinde iſt lichtbraun oder röthlicht; die Blüten ſind weiß, und die Beeren, die darauf folgen, roth. Die Blätter ſind dreyeckigt, faſt wie das Ahornlaub; aber an dem Rande herum nicht ſo ordentlich, ſondern ganz verwirrt, zerkerbt, dichte und auf der obern Seite dunkelgrün und glatt, auf der untern aber hellgrün und rauh, wie Sammet, anzugreiffen. Die Frucht dieſes Strauches ſind ſchöne hochrothe Beere, welche Büſchelweiſe, aber nicht ſo dichte, als die Vogel- oder Ebereſchenbeere, beyſammen wachſen. Sie haben auch eine andere Geſtalt, indem ſie ganz rund in der Gröſſe, wie die Johannisbeere, gläuzend und gleichſam durchſichtig ſind, einen guten Saft geben, und ſich ſehr lange halten. Weil ſie von den Droſſeln beſonders geliebet werden, ſo haben ſie daher den Nahmen Droſſelbeere bekommen.

Drücken oder Drucken, heißt bey den Jägern, wenn ſich ein Haaſe, oder anderes Thier ganz auf die Erde niederleget, und den Kopf niederbücket, damit es nicht geſehen werde.

Duhms-

Duhmpfaffe, ſ. Gimpel.

Dübel, ſ. Döbel.

Dumetum, ſ. Gebüſche.

Dumetum, ſ. Haag.

Dunſt, Schrot, Vogeldunſt, iſt ein zu ganz kleinen runden Körnlein gegoſſenes Bley, oder die kleinſte Art von Schroten, womit man nur nach kleinen Vögeln zu ſchieſſen pfleget, damit ſie nicht gar zu ſehr zerriſſen werden.

Durchhauen, wenn es von Wäldern gebrauchet wird, heißt ſo viel, als gewiſſe Reihen Bäume und Geſträuche darnieder hauen, und ausrotten, um alsdenn entweder einen Gang anzulegen, oder durch das ſtehende übrige Gebüſche eine freye Ausſicht zu haben.

Durchſtechen, heißt in einen Damm, oder das Ufer eines Teiches oder Fluſſes eine Oefnung machen, damit das Waſſer aus ſelbigem heraus- und ablauffen möge. ſ. a. Teichfiſcherey.

E.

Eard, ſ. Pappel.

Eber, ſ. Storch.

Eber, ſ. wildes Schwein.

Ebereſchenbaum, ſ. Ebreſchenbaum.

Eberzähne, wilde Schweinszähne, lat. Dentes Apri, franz. *Dens de Sanglier*, ſind groſſe, wie ein Horn, oben etwas ausgekrümmte Zähne von wilden Schweinen. Was dieſe in der Arzney vor einen Nutzen haben, und wie ſie gebraucht werden, davon ſ. Wildes Schwein.

Ebiger, ſ. Storch.

Ebiſch, ſ. Ebreſchenbaum.

Ebreſchenbaum, Ebereſchenbaum, Evereſchenbaum, Eibraſchbaum, Abraſch-Awerasch- oder **Awraſchbaum, Eibiſchbaum, Eibiſchbeerbaum, Vogelbeerbaum, groſſer Mehlbaum, Mehlbeerbaum, wilder Sperberbaum, Quitzenbaum, Quitſchenbaum, Qualſterbaum**, lat. Sorbus ſylveſtris, Sorbus ſylveſtris alpina, Sorbus ſylveſtris foliis domeſticæ ſimilis, Sorbus aucuparia, Ornus, Ornus aucuparia, Ornus ſylveſtris, Fraxinus ſylveſtris, Fraxinus bubula, Fraxinus aucuparia, Arbor fraxinea, Fraxinus arbor, iſt ein Baum, der am füglichſten unter die wilden oder Waldbäume gezehlet wird. Es wie er in dem Walde, wo er nicht viel Platz hat, gefunden wird, iſt er klein, und wird auch nicht leicht über 40 bis 50 Jahre alt. Er kommt faſt auf allem Grund und Boden fort, und iſt durch Säen und Pflanzen auch an den rauheſten Orten unter allem Holz leicht fortzubringen; wie man ihn denn auf alten Thürmen, Mauren, Klippen und Rollſteinen, dahin die Vögel ſeinen Saamen ſchleppen, aufkommen ſiehet. Er wächſt ſehr geſchwind, und bekommt, wenn er allein ſtehet, einen geraden und wohlgewachſenen Schaft, eine tiefgehende Wurzel, und verdrücket kein Unterholz; wird aber ſelbſt von andern Bäumen unterdrücket und

und zurücke gehalten, und leidet insonderheit an triftigen Orten Schaden, allwo seine zarte Loden von dem Vieh abgefressen werden. Sein Laub wächset, wie das Laub des Eschenbaums, paarweise an seinem langen Stiel, welcher sich mit einem einzelnen Blatte endiget; ist aber viel kleiner, als jenes, und am Rande herum zerkerbet. Die Blüte kommt im Maymonat hervor, ist grangelblicht, hänget traubenweise an einem Stiel, und hat einen eckelhaften Geruch. Die Beeren so darauf folgen, sind erstlich gelb, und wenn sie reif sind, recht Zinnoberroth, von Gestalt länglicht rund, wie die Arisbeere, doch etwas kleiner, wachsen aber eben so traublicht, wie dieselbe, u. werden Vogelbeere, Vogelkirschen, Quitschenbeere, Quitzbeere, Ebreschen, Ewereschen und Awereschenbeere genennet. Sie werden zu Anfang des Herbstes reif, und von den Vögeln, sonderlich den Amseln, Drosseln und Krametsvögeln sehr gesucht, welche auch in Haarbügeln und Dohnen häufig damit gefangen werden. Doch sind diese Vögel in denen Jahren, da diese Beere häuffig gerathen, gewöhnlich etwas mager, wenn nicht andere Aesung ihnen daneben zu statten kommt. Das Holz ist etwas braunlicht, zum feuren und verkohlen von geringer Güte, und und eben so ist auch dessen Schwere, Härte und Dauer. Im übrigen arbeitet es sich sehr glatt, und wird deswegen, wie auch um seiner Farbe willen, von Tischern, Drechslern und Büchsenschäftern zu allerhand Dingen gebraucht. Die Frucht des Baums, oder die vorhin benannten Vogelbeere, haben die Eigenschaft, daß sie kalt und trocken sind, anhalten, zusammenziehen, und allerhand Bauch- und Mutterflüsse stillen. Die Bauren auf dem Lande nehmen auch diese Beere wider den Stein in Branntwein ein. Ingleichem pflegen sie einen Saft zur Arzney daraus zu sieden, welchen sie ihren Theriac nennen, und als ein adstringirendes Mittel wider die rothe Ruhr und andere Zufälle nützlich gebrauchen. Der Schwam so an den Bäumen wächset, wird selten gefunden, weil er, wenn man die Beere abbricht, herunfällt, und verlohren gehet. Er ist leicht, weißlicht und schwammicht, und kann leicht an einem trockenen Ort gedörret und zu Pulver gestossen werden. Er thut in verzweiffelten Krankheiten treffliche Dienste, sonderlich in der rothen Ruhr, wo er von einem halben Scrupel bis zu anderthalb Quintgen in einem bequemen Vehiculo verordnet wird. Auch soll er wider die Wassersucht, den Stein und Scharbock gut seyn. So wenig es auch ähnlich ist; so schicket sich dieser Baum dennoch sehr gut zu Auszierung der Alleen und Wege, weil er geschwind wächst, fast ohnfehlbar auch in schlechtem Boden fortkommt, einen schönen geraden Schaft und dickbelaubte Krone hat, daran sowohl die Blumen, als die schönen rothen, in grossen Trauben zusammenhangenden Beere, ein angenehmes Ansehen machen. s. auch *Onomatologia oeconomica practica*, oder Oeconomisches Wörterbuch, 1ter Theil, pag. 927.

Echarde.

Echarde, ſ. Splitter.

Echinus, ſ. Igel.

Ecker, ſ. Eichel.

Eckericht, ſ. Eichwälder.

Eckermieth, ſ. Eichelleſen.

Eclat de Bois, ſ. Splitter.

Ecorce, ſ. Rinde.

Ecumer, ſ. *Eſcumer*.

Ecureau, ſ. Eichhorn.

Ecuren, ſ. Eichhorn.

Ecurevil, ſ. Eichhorn.

Edle Hirſche, ſ. Hirſch.

Edle Hirſche, ſ. Ritterlich.

Edle Tanne, ſ. Tanne.

Edler Weißfiſch, ſ. Perlfiſch.

Ecke, ſ. Eiche.

Effraye, ſ. Eul.

Egeſter, ſ. Elſter.

Eglantier, ſ. Dornroſe.

Egling, ſ. Barſch.

Ehre, ſ. Ahorn.

Ehrenbaum, ſ. Ahorn.

Ehrenholz, ſ. Ahorn.

Eibenbaum, Ibenbaum, wilder Taxbaum, latein. Taxus, Smilax Arbor, franz. *Il*, iſt ein Baum der vornemlich in Spanien, Frankreich und Italien wächſt; aber öfters in Deutſchland an verſchiedenen Orten gefunden wird. Er wächſt ſelten auf ſehr hohen, häufiger aber auf den Vor- und Landbergen. Die Nadel oder das ſchmale Blatt, mit welchem er verſehen iſt, kommt dem von der Weißtanne am ähnlichſten, iſt ziemlich weich, bleibt Sommer und Winter grün, und der Baum ſelbſt kommt zu keiner groſſen Höhe, und nur zu einer mittelmäſſigen Stärke. Er wächſt dabey langſam, wird aber ziemlich alt. Findet ſich mehrentheils zwiſchen dem Laubtragenden Holze, oder ſtehet gar allein und einzeln, ſelten zwiſchen Nadeltragenden ſtehenden Dickungen: vermuthlich weil deſſen Saame ſehr langſam aufgehet, und die junge Lode viel langſamer wächſt, als Tannen, Fichten und Kiefern; daher ſie von dieſen Gattungen in Dickungen überwachſen, und unterdrücket zu werden ſcheinet. Der Saame ſtecket in kleinen Beeren, in welchen die Saamenkörnlein liegen, die faſt wie Buchweitzen oder Heidekorn ausſehen. Es fällt dieſer Baum auch deswegen nicht ſo häufig in Wäldern vor, weil er den Verbeitzungen ſowohl vom Wildpret, als zahmen Vieh gar ſehr unterworfen iſt, und ſolcher Beſchädigung, wegen ſeines langſamen Wachsthums, länger ausgeſetzet bleibt, als anderes junges Holz, welches ſchneller aufwächſt. Man findet aus dieſer Urſache den Eibenbaum, wo groſſe Viehheerden und viel Wild iſt, gar ſelten auf Ebenen; ſondern meiſt an ganz unwegſamen und ſteilen Klippen, oder ſolchen Oertern und Einhängen, wo weder das Wild noch zahme Vieh leicht hinkommt. Das Holz iſt gar hart und von rothbrauner Farbe, iſt nicht harzig, nach Art des übrigen nadeltragenden Holzes, wird von Tiſchlern und Drechslern genutzt, und iſt eine von den ſchönſten

sten Holzarten, weil ihm die schöne Farbe natürlich, und die spiegelnde Glätte, welche demselben ohne Wachs und andere Schmiererey gegeben werden kann, weit dauerhafter ist, als an anderm Holze; daher es auch zu musicalischen Instrumenten gebrauchet wird. Es läßt sich auch kohlschwarz beitzen, so daß es fast dem Ebenholze gleichet. Man kann den Ebenbaum auch, an statt des Gartenbaums zu Auszierung der Gärten brauchen, und ihn gleichfalls wie eine Pyramide ziehen. Er wächst zwar etwas langsamer, ist aber dagegen dem Erfrieren nicht so sehr unterworfen.

Eibischbaum, s. Ebreschenbaum.

Eibraschbaum, s. Ebreschenbaum.

Eiche, Aiche, Lecke, Licke, Eichbaum, Leckboom, lat. Quercus, Quercus latifolia, Quercus vulgaris, Platyphyllos mas, bey den Alten Arbor placida, franz. *Chêne*, ist einer von den gemeinsten und bekanntesten, aber nützlichsten Bäumen. Daher wir ihn etwas ausführlicher beschreiben, und 1) die verschiedene Arten, 2) die Natur und den Wachsthum, 3) die Zeit der Fällung, und 4) den Gebrauch desselben besonders bemerken wollen.

A) Was das erste anbetrift; so haben wir in unsern Gegenden 2 Hauptarten der Eiche; nämlich α) die Sommereiche, welche auch Haseleiche, Lobeiche, Locheiche, Rotheiche, Stieleiche, und Waldeiche genennet wird. Sie hat einen geraden und hohen Stamm, aber desto weniger fruchtbare Zweige und Aeste. Sie wächset meistens in Heiden und Wäldern, und ist von der Wintereiche dadurch unterschieden, daß sie wenigere und kleinere Früchte träget, ein etwas gröſseres und an Farbe lichteres Laub hat, und die Eicheln an einem langen Stiele hängen; daher sie auch den Nahmen Stieleiche führet. β) Die Wintereiche, so auch Traubeneiche, Steineiche und lat. Robur genennet wird. Sie hat einen niedrigen starken Stamm, aber dabey viel grosse ausgebreitete Aeste, und kleinere Blätter, als die andern Arten, welche Blätter von dunkelgrüner Farbe sind. Diese trägt am meisten Eicheln, und solche, die besonders zur Schweinemast dienen, weil sie gröſser und süsser, als die andern sind. Bey ihr hängen die Eicheln traubenweise mit sehr kurzen Stielen nahe am Holz; daher an einigen Orten die Benennung der Traubeneiche üblich ist. Ihre Blätter, ob sie schon im Herbst trocken werden, fallen nicht gerne ab. Sie schlägt auch später aus, als die Sommereiche, wächst viel langsamer, wird, wie schon gedacht, nicht so hoch und stark, hat knorrichtere Aeste, der Stamm und Schaft läßt sich nicht so gut spalten und bearbeiten; das Holz ist vester, hat viel kleinere Spiegel, und ist nicht braun an Farbe, wie das Holz der Sommereiche. Sie wächset gemeiniglich in Gebürgen, und kommt darinnen, wenn sie nicht gar zu hoch, steinigt und rauh sind, weit besser, als die

Som-

Sommereiche fort. Die Urſache hievon iſt leicht zu begreiffen. Die Sommereiche ſchlägt viel früher aus; die ſich aufthuende Blätter, Blüten und hervorwachſende junge Sproſſen werden demnach durch die in Gebürgen im Frühling noch ſpät vorfallende Nachtfröſte und Reiſſen öfters bey jener, als bey dieſer verdorben. Wird die Spitze einer Sproſſe einmal beſchädiget, es geſchehe durch welchen Zufall es wolle, ſo treibt ſie nicht weiter fort; ſondern es ſchlagen im folgenden Jahre eine oder mehrere Knoſpen zur Seite aus, welches denn vielen krummen und knotigten Wachsthum an Eichen überhaupt verurſachet, daran man ſie in einer groſſen Entfernung erkennen kann. Hieraus folget einmal, daß es faſt allezeit ein fruchtloſes Unternehmen ſeye, Oerter in rauhen Gebürgen mit Sommereichen zu beſetzen; ſodann, daß, wenn auch ſolche durch die rauhe Witterung nicht gänzlich verdorben werden, ſie dennoch gegen die Wintereichen zurücke bleiben. Auſſer dieſen beyden Arten zehlet man noch andere, die aber von dieſen wenig unterſchieden ſind, als γ) die Zirneiche, welche die beyden erſtern an Höhe des Stammes überſteiget, und gleichfalls wenig Früchte träget, die noch dazu ſo klein ſind, daß ſie kaum aus ihren Mützgen oder Käppgen heraus ſehen. δ) Die Raſeneiche; die aber im Grunde nichts anders iſt, als die ſogenannte Steineiche. Nur iſt dieſes dabey zu bemerken, daß ſelbige blos nach der Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem ſie wachſen, von einander unterſchieden werden. Die ſogenannte Raſeneiche wächſt in einem guten und fruchtbaren Grasboden, und treibt alſo gerade in die Höhe, dienet auch wohl zum Bauen. Die Steineiche aber wächſt auf Sand und Kieß, und wegen Mangel des Saftes und der Nahrung kurz, krumm, und höckericht. Daher ſie auch nur zu Brennholz dienlich iſt. In dieſer Abſicht werden auch die Eichen in Baueichen und Maſteichen eingetheilet.

B) Was hierauf die Natur und den Wachsthum dieſes Baumes anbetrift; ſo erreichet unſtreitig die Eiche unter allen Bäumen in unſern Ländern das höchſte Alter. Man kann aus ſichern Gründen behaupten, daß ſie 300 bis 400 Jahre im Wachsthum ſtehe, und noch einmal ſo alt werden könne. Ein ſo hohes, das Leben und Erfahrung eines Mannes weit überſteigendes Alter aber kann man an dieſen oder jenen Eichen bloß aus wahrſcheinlichen Gründen muthmaſſen. Es finden ſich nämlich zuverläſſige Nachrichten, daß Oerter vor 60, 80 und 100 Jahren mit Eichen in Anwachs geſetzet ſind, woſelbſt für dieſes Holz der beſte Boden und gemäßigte Witterung iſt, als wovon die alten, hohen, dabey ſtarken, und inwendig kerngeſunden, an ſolchem Ort einzeln umher ſtehenden Eichen, einen unläugbaren Beweiß geben; dennoch haben die daſelbſt ſtehende junge Eichen in dieſer Zeit kaum eine Stärke von 6, 8, 10, höchſtens 12 bis 14 Zoll erreichet. Woraus ſich mit gröſter Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen läßt, wie alt eine Eiche ſeyn müſſe, die

z. Ex. nach dem Durchschnitt eine Stärke von 40 bis 50 Zoll hat. Ob nun wohl dieser Baum ein sehr hohes Alter erreichtet, und auch ein sehr vestes und dauerhaftes Holz hat; so ist er dennoch mehrern Unfällen unterworfen, als irgend eine Holzgattung in unsern Landen. Anjetzo nicht zu gedenken, wie er den Beschädigungen allerley Thiere, und des Ungeziefers ausgesetzet seye (s. davon Eichwälder); so kann ein Mehlthau, eine kalte Nacht Blüte und Saamen, ja oft auch selbst die Blätter verderben. Sehr harte Winter machen oft ganze Reviere trocken; wie man besonders im Jahr 1740 u. 1741 wahrgenommen. Vermuthlich rühret dieses von den zarten, doch ganz sichtbaren Röhren her, welche in diesem Holze nach der Länge herunter liegen, die im Frühjahr voller Saft sind, welcher, wenn er zu Eis gefroren, wie bekannt ist, sich ausdehnet, diese Röhren zerspringet, und also den Baum schadhaft machet. Nur allein, wo der Boden der Eiche recht zuträglich, und ziemlich trocken ist, dauret sie gegen grosse Kälte. Aus jetzt erwähnten Ursachen ist es, absonderlich in gar hohen und rauhen Gebürgen, schwere, die Eichen fortzubringen. Der Saame, welcher daselbst später, als in gemässigtern Gegenden, nämlich gegen Ende des Octobers erst zur Reiffe kommt, geräth gar selten, und ist gemeiniglich schon zuvor durch die Nachtfröste verdorben. Steckt man aber in solchen Gebürgen Eicheln, die in Landforsten und Gegenden, wo gelinde Witterung ist, gesammelt worden; so will es damit auch nicht recht fort; wie man dieses gleichfalls von vielen andern Gesämen bemerket, so daselbst nicht gezogen, sondern aus dem Lande dahin gebracht worden (s. Baumsaame). Will man daher in solchen rauhen Gegenden und hohen Gebürgen Eichen anpflanzen oder derselben Anwachs befördern; so fährt man am sichersten, wenn man gemässigte Jahre abwartet, und die zu steckende Eicheln in selbiger, oder doch einer dergleichen Gegend, ob schon in geringer Anzahl und mit Mühe, sammelt. Inzwischen ist doch kaum daran zu gedenken, daß die ausgefallenen oder gesäeten Eicheln gerathen werden, wenn sie nicht von andern umher aufwachsenden Loden Schutz finden. Wachsen diese aber gar zu schnell und dicke auf, insbesondere die Birken und Stammloden von Rothbüchen; so wird die zarte und langsam wachsende eichene Saamenlode, dafern nicht zeitig Luft gemacht wird, darunter erstücket. Es erfordert demnach die Eiche, wenn man solche aus dem Saamen oder den Eicheln ziehen will, einen nicht gar zu rauhen Ort. Ein milder, leimichter, mit schwarzer Laubserde und etwas Sand vermischter Boden ist für die Eiche am bequemsten. Wobey zu bemerken, daß, wenn der Boden nicht gar zu fett; sondern dabey etwas kirschicht, oder mit kleinen Steinen untermenget, und nicht gar zu feucht ist, die Eiche zwar langsamer wachse, hergegen ein viel vesteres und dauerhafteres Holz bekomme; nasser und bruchigter Boden aber bringt selten eine gute Eiche hervor.

Die

Die Eiche hat starke und tiefliegende Wurzeln, und eine starke Spieß- oder Pfahlwurzel. Daher rühret es, daß die Eichen unter allen Bäumen am leichtesten schadhaft werden, wenn in der Tiefe unartiger Boden oder schädliche Wasser sind. Sie wird wegen der starken tiefgehenden Wurzel nicht leicht vom Winde umgeworfen, wenn sie anderst gesund, und nicht aus einem abgehauenen Stamme ausgeschlagen ist. Man bemerket nämlich, daß die Eiche, wenn sie in jüngern Jahren abgehauen wird, oft eine Stammlode treibe, die zu einem ziemlich grossen Baume erwächset; hat aber keine Spieß- oder Pfahlwurzel. Faulen nun die andern Wurzeln nach vielen Jahren ab; so stehet eine solche Eiche nur auf einer Nebenwurzel. Oft findet man eine grosse Anzahl derselben beyeinander, und werden von starken Winden, zumal wenn einige darzwischen weggehauen werden, umgeworfen. Selten sind diese Eichen gesund; doch geben einige derselben kurzes und geringes Schwell- oder Bauholz. Deswegen ist es nicht anzurathen, solche häuffig stehen zu lassen; es wäre denn in Landforsten, wo man auf die Eicheln zur Mast reflectiret; starke Wellbäume und dergleichen werden nie daraus. Man erkennet diese Art von Eichen, wenn sie unten starke Kröpfe haben, oder auf einer Seite, gleich unten am Stamme, dergestalt unförmig sind, daß der Schaft des Baumes gegen das Stammende keine verhältnißmäßige Dicke hat. Wegen des vesten Standes der Eichen, ihres hohen Alters, wozu sie auf gutem Boden gelangen können, und weil sie, nachdem sie abgestorben, noch lange stehen, bedienet man sich ihrer oft zu Bemerkung der Grenzen.

Im Aprilmonat bekommt die Eiche Palmen oder Kätzgen, auf diese folgt eine kleine rothe, faselichte Blüte, woraus man einen wahrscheinlichen Schluß auf die Eckernmast desselben Jahres machen kann, welche aber bis zur völligen Reife noch vielen Unfällen von Ungeziefer und widriger Witterung unterworfen bleibet. An den Blättern, und zwar meistens der Sommereiche, zeigen sich oft gewächse in der Grösse einer grossen Kirsche, jes doch ohne Stiel. Sie haben allezeit Ungeziefer, als Fliegen, Spinnen oder Maden in sich; heissen Galläpfel, und werden zur Dinte, auch zum Schwarzfärben gebrauchet. Am Umfange der Eichen, auch verschiedener anderer Holzgattungen findet sich, daß das Holz etliche Zoll dick, weiß und weich ist. Man nennet es den Splint, und ist der Fäulniß, auch Wurmfraße, besonders wenn es in der Saftzeit gehauen wird, sehr unterworfen. Soll daher das, was aus dem Eichenholze gemacht wird, von Dauer seyn; so muß der Splint weggehauen werden, sonst steckt er das übrige veste Holz gleichfalls an. Wenn eine Eiche abständig d. i. trocken zu werden beginnet; so fängt sich dieses von oben an, und beurtheilet man solches aus denen sehr knorrigt, und an den Enden stumpf werdenden, auch von Blättern entblößten Aesten. Endlich giebt sich die Borke oder Rinde loß, und die Eiche stirbt ab, wiewohl

oft viele Jahre hingehen, ehe dieses gänzlich geschiehet. Von der Pflanzung der Eichen, und der Beschaffenheit des Bodens, der dazu erfordert wird, ingleichem, wie sie in gutem Stande zu erhalten, ist das mehrere zu finden unter dem Artickel: Eichwälder.

C) Das Schlagen und Fällen der Eichen wird am besten im Frühjahr vor Ostern vorgenommen, indem alsdann der Saame den Sommer hindurch bessern Trieb zum Wachsthum hat, als im Herbste, da ihm durch die Kälte und den Schnee der Saft und das Wachsthum benommen wird. Wie denn auch das Holz, so im Frühjahr gehauen wird, nachgehends 2 bis 3 Jahr besser in die Höhe und Dicke wächst, als das, so im Herbste geschlagen worden. Ein Forstverständiger muß diese Arten Holz nicht nach der Spanne verkauffen, es wären denn Ein- bis Zweyspännige, welche zu Speichen oder anderm Wagnerholz gebrauchet werden, die man aber doch auch nach der Kürze und Länge wohl zu untersuchen hat. Doch von diesem allen soll jetzo gleich das mehrere gesagt werden. Ingleichem, was noch mehrers von dem Fällen vortheilhaftes zu bemerken ist, davon s. Eichwälder.

D) Wir schreiten zu dem Gebrauch dieses Baums, der sowohl in der Arzney, als auch in der Oeconomie von grosser Wichtigkeit ist.

1) In den Apothecken werden zur Arzney fast alle Stücke von diesem Baume gebraucht; wie denn auch alle Theile desselben viel Oel und Sal essentiale bey sich führen. Die Blätter, Eichel und Rinde kühlen, ziehen stark zusammen, und stopfen, und sind daher in Bauch-, Mutter- und Saamenflüssen gut, stillen das Blutspeyen, und werden auch äusserlich wider die Zahnschmerzen gebraucht. Eichene Blätter im May gesammelt, gedörret, zu Pulver gestossen, stillet die Colick. Die Galläpfel dienen wider die Würmer. Das Eichenholz hat in der Arzney nicht weniger seinen Nutzen. Viele sind der Meynung, daß es wie das Frantzosenholz gebrauchet werden könne. Die innere Rinde in Wein oder Wasser gesotten, und des Tages zwey bis dreymal davon getrunken, ist sehr gut wider die rothe Ruhr. Etliche nehmen die eichenen Späne, so die Stellmacher aus den Rädern zu bohren pflegen, sieden dieselbe in Flußwasser, und trinken es wider die Wassersucht und Geschwulst der Füsse, indem es den Urin sehr treiben solle. Andere machen eine Lauge aus der Asche des Eichenholzes, und geben sie den Wassersüchtigen zu trinken. Andere kochen die obersten Gipfel von den Eichen, und lassen die Wassersüchtigen alle Morgen, 15 Tage hintereinander, davon trinken. Die gemeinen Leute nehmen ein eichenes Brett, machen es warm, und legen es auf den Leib, wenn sie Bauchgrimmen oder die Colick haben, und halten es auch, mit Salz bestrichen, den Wassersüchtigen unter die Fußsohlen. Die Kohlen von Eichenholz tilgen die

gelbe

gelbe Sucht, und zertheilen das gelieferte Blut mit warmen Weine eingenommen. Aus den Würmlein, so zwischen dem Holz und der Rinde gefunden werden, bereiten einige eine besondere Arzney vor die Taubheit und das Ohrenklingen. Die mittlere Rinde vom Eichenholze gekocht, vertreibet die Harnruhr. Das Regenwasser, so in denen Höhlen und Gruben der alten Eichen stehen bleibet, heilet den offenen bösen Grind, wenn er damit gewaschen wird, und vertreibet die Warzen. Die Kätzlein und jungen Blätter sind ganz balsamisch am Geruche; am Geschmack aber ziehen sie zusammen, trocknen und stärken die Glieder; stillen die Flüsse, das Blutspeyen, Blutharnen, die überflüssige Monatzeit, den Bauch- und Saamenfluß, wenn sie in Wasser gesotten und getrunken werden. Die Blätter gepulvert und mit Zucker vermischt, oder von den frischen Blättern des Morgens etliche nüchtern genossen, soll ein Bewahrungsmittel vor die Pest seyn. Eben dieselbe in Wasser oder Wein gesotten, stillen die Zahnschmerzen, und befestigen die wackelnde Zähne. Werden sie gestossen und auf eine frische Wunde geleget; so ziehet sie sich zusammen und heilet. So man die Kätzlein von Eichbäumen apfelgrauen Pferden eine Zeitlang unter dem Haber zu fressen giebet, verlieren sie die grauen Haare, und werden schwarz. Das aus jungen Blättern im May gebrannte Wasser kühlet und trocknet, ist in der rothen Ruhr, Blutspeyen, Saamen und Mutterflusse heilsam, treibet den Gries und Stein aus den Lenden, und wehret dem Blutharnen. Der Saft, so aus den Eichen fliesset, nachdem man sie gebohret, oder gereitzet hat, wird wider das Blutharnen sehr gelobet; er zertheilet das geronnene Blut im Leibe, und hilft denen, so mit dem Stand geplagt sind; er ist auch gut vor die Mundblattern, Mundfäule und wackelnde Zähne; heilet alte Schäden, besonders an den Schienbeinen, damit gewaschen, oder mit Tüchlein laulicht überleget.

2) Einen vorzüglichen Nutzen und Gebrauch hat das Eichenholz in der Oeconomie. Doch hat es auch in mancherley Absicht seine Fehler und Gebrechen. So fest und dauerhaft das Eichenholz ist; so dienet es doch nicht zu Balken und Trägern. Es kann nicht allein keine Last tragen; sondern liegt sich auch von seiner eigenen Schwere in wenigen Jahren so krumm, daß ein Gebäude, darinnen Eichenholz auf besagte Weise unrecht angebracht worden, in kurzem verdorben wird. Auch ist zu merken, daß fast keine Art Holz sich so gerne verwirft, und seine Fläche verändert, als das Eichenholz; es wäre denn, daß es entweder beständig im Trockenen, oder beständig im Wasser liege. Aber folgende Arten von Bau-, Nutz- und Geräthholz werden vorzüglich und am besten aus Eichen gemacht. Allerhand Arten von Wellen, als Oel-, Mahl-, Papier- und andere Mühlenwellen, wie sie nur Nahmen haben mögen; Wellen in die Hammerhütten, Puchwerke,

Blaswellen, in die Hüttenwerke, Kunstreibwellen u. d. g. Wir wollen hier nur die gewöhnliche Stärke und Länge der am meisten vorkommenden Arten berühren, welches nöthig ist, die in Forsten und Wäldern befindliche Vorräthe zu beurtheilen. In besondern, und nicht so oft vorkommenden Fällen, muß ein Baumeister die verlangte Grösse angeben. Die stärksten Wellen, so in Hammerhütten gebraucht werden, müssen am Stammende, d. i. unten, wo der Baum abgehauen wird, zwischen 3 und 4 Fuß, am Höllende, oder gegen die Spitze zu, zwischen 2 ein halb und 3 ein halben Fuß; und der Länge nach ungefähr 24 bis 28 Fuß haben; wobey es vornemlich darauf ankommt, ob man schwere oder leichte Hämmer hat. Besser ist es, dazu einen gesunden und wohlgewachsenen Baum zu wählen, wenn er gleich etwas schwächer ist, als einen stärkern, der aber übel gewachsen und ungesund ist. Viel starke Aeste sind schädlich, absonderlich wo die Arme und Zapfen eingesetzet werden. Eben daselbst muß der Baum auch keine Fäule oder anbrüchige Flecken haben, welche an den übrigen Theilen der Welle, wenn sie nicht groß sind, so viel nicht schaden. Geschickte Zimmerleute wissen oft solche Flecke um die Gegend der Zapfen und Arme auszumeisseln, und mit Stücken frischen Holzes dergestalt auszufüllen, daß die Wellen lange Jahre Dienste thun. Es ist dieses um so mehr zu erinnern nöthig, da sich selten Bäume von so grosser Länge, Stärke, und geraden Wachsthum finden, welche nicht einen oder andern Fehler haben sollten. Werden diese nun in Feuer- oder Kohlholz geschlagen, oder zu geringern Sattungen verarbeitet; so kann in einem Forst gar bald ein unersetzlicher Mangel entstehen. Ein grosser Fehler an den Wellen ist es auch, wenn der Kern nicht in der Mitte, sondern gar zu weit gegen den Umfang befindlich ist. Sie sind von kurzer Dauer, indem sie leicht aufreissen. Da eine Hammerwelle zu ihrem Wachsthum ein Alter von 300 bis 400 Jahren erfordert; so hat man bey der Forsthaushaltung in einem Lande, wo zum Behuf der Hütten und anderer Werke dergleichen starke, gesunde, und wohlgewachsene Bäume oft nöthig sind, mit grosser Sorgfalt nicht allein auf die Erhaltung der bereits erwachsenen; sondern auch auf den Zuwachs solcher jungen Stämme, wovon man Hofnung hat, daß daraus dergleichen Bäume werden können, zu sehen. Wo dieß verabsäumet wird, ziehet es einen Mangel nach sich, der in etlicher Menschen Alter nicht wieder zu ersetzen ist. Zu Wellen die 30 bis 40 Fuß lang, dabey nicht gar stark, und etwa im Durchschnitt nur 20 bis 28 Zoll seyn müssen, taugen Eichen nicht; am wenigsten, wenn sie bisweilen verschiedene Wochen stille stehen müssen, weil sie sodann in wenigen Tagen krumm werden, oder man muß sich gefallen lassen, solche täglich auf die Heiste umzudrehen, oder ein Lager darunter zu machen, damit sie in einer geraden Linie bleiben. Ueberhaupt zu sagen, wenn ein langes Stück Eichenholz in einer Wagerechten

rechten oder horizontalen Stellung liegt, kann es seine eigene Last nicht tragen, wenn es nicht ein oder etlichemal unterstützet wird: ein Fehler, den man bey dem Bauwesen gar oft bemerket. Pücher- und Zehendwellen sind gewöhnlicher Maassen 24 bis 26 Fuß lang, am Stammende 30 Zoll, am Höllende 20 bis 22 Zoll stark. Blas-, Säge- und Mahlmühlenwellen haben gar verschiedene Längen nach Unterschied der Gelegenheit und des Gebrauchs, deswegen auch ihre Stärke nicht allemal gleich ist. Wenn sie am Stammende 2 Fuß, am Höllende 20 Zoll stark sind, pflegen sie hinlänglich zu seyn. Zu Laschen werden starke Eichen erfordert, welche 6 Zoll dick, und 18 Zoll breit geschnitten werden. Zu Schaufeln, Riegeln und Bodens in die oberschlächtige Räder sind eichene Bretter unter allem Holze zwar am dauerhaftesten; doch sind sie auch dem grossen Fehler unterworfen, daß sie sich sehr krumm werfen, und alsdann die Wasser ohne Wirkung durchfallen lassen. Ueberhaupt ist hiebey zu merken, daß, wo man eichene Bohlen bey Wasser- oder anderm Bau, der Dauerhaftigkeit und Härte wegen, zu gebrauchen nöthig hat, man besser thut, wenn man sie nicht gar zu breit schneiden läßt, die Bäume mögen gleich so stark seyn, wie sie nur wollen. Denn hiedurch verhütet man, daß keine so grosse Oefnungen entstehen, weil dieses Holz, wenn es in sehr breiten Bohlen oder Brettern gebraucht wird, sich sehr verwirft oder krumm ziehet, besonders auf der Wasserlinie, wo Wasser, und Luft wechseln. Sohlhölzer zu Hammer-Balg- und andern Gerüsten, welche in oder auf die Erde geleget werden, soll man, wo es nur zu haben, aus Eichenholz machen; denn weil diese Hölzer eine grosse Gewalt ausstehen müssen, und gemeiniglich auf oder unter der Erde liegen, wo es weder recht feucht, noch trocken, und sie deher der Fäulniß unterworfen sind; so ist keine andere Gattung Holz dazu so dienlich, als das Eichenholz. Und auch dieses muß ganz ausser der Saftzeit, nämlich im November bis zu Anfang des Jenners gehauen werden, wenn es von Dauer seyn solle. Zu Hammergerüsten hauet man solche gewöhnlich 18 Fuß lang, 10 bis 12 Zoll stark. Mittelsäulen zu Hammergerüsten sind 16 bis 17 Fuß lang, 4 Fuß dick, 3 ein halben Fuß breit. Hintersäulen sind 20 Fuß lang, 30 Zoll ins Gevierdte. Vordersäulen sind eben so stark, und 16 Fuß lang. Büchsensäulen sind 13 Fuß lang, und 16 Zoll stark. Hammerdrahme sind 32 bis 34 Fuß lang, 36 bis 40 Zoll ins Gevierdte stark. Zu einem Schlüssel gehöret eine einständige Eiche, und wird 8 Fuß lang, und 1 Fuß stark gehauen. Hammerstöcke 8 bis 9 Fuß lang, 3 ein halben Fuß stark. Angewellen, die inwendigen sind 12 Fuß lang, 2 ein halben Fuß stark, die auswendigen 9 Fuß lang, 2 Fuß stark. Hammerhelme sind 7 Fuß lang, werden 2 Fuß breit, anderthalb Fuß stark beschlagen, übers Kreutz zerschnitten, und giebt eine solche Eiche 4 Helme. Eben so sind auch die Arme in den Hammerwellen. Docken und

Zehendsohlhölzer hauet man 10 Fuß lang, 2 Fuß ſtark und ſchneidet ſie einmal nach der Länge in der Mitte durch. Das Holz zu Zangen und Klammern wird 20 Fuß lang, und anderthalb Fuß ſtark gehauen, und einmal nach der Länge durchgeſchnitten. Zehendſtöcke ſind 6 bis 7 Fuß lang, 2 Fuß ſtark. Schlinge um die Mauerwerke, insbeſondere um die hohen Oefen, giebt das Eichenholz am beſten; und ſind die letztern 32 bis 36 Fuß lang, 2 Fuß ſtark. Zu Trögen in die Oel- und Papiermühlen, und zu anderm dergleichen Gebrauch iſt das Eichenholz vorzüglich zu wählen. Zu Schwellen und Säulen, ſonderlich an den Ecken der Gebäude, geht das Eichenholz allem übrigen vor.

Wenn Eichenholz mit einem Ende in die Erde zu ſtehen kommt, z. Er. bey Thorſäulen u. d. g. pflegt man es ſo weit unbeſchlagen zu laſſen, und über einem gelinden lodernden Feuer ſo lange zu brennen, bis die auswendige Fläche faſt zu einer Kohle wird; welches zwar den Nutzen hat, daß das Holz nicht ſo leicht faulet; es iſt aber auch zugleich nöthig, daß ein ſolches Eichenholz ganz auſſer der Saftzeit gehauen, und tüchtig ausgelauget werde, es geſchehe nun ſolches in der Witterung, oder unter dem Waſſer; denn wo der Saft oder die Lauge darinnen bleibt; ſo iſt ſowohl das Brennen, als auch das Ueberſtreichen mit Theer, und andern fetten Materien, der Fäulniß mehr beförderlich, als hinderlich. Der darinnen eingeſchloſſene Saft oder Lauge bringet ein Holz viel leichter zur Fäulniß, als eine auswendig dazu kommende Feuchtigkeit, weil es alle Grundurſachen zur Fäulniß in ſich hat; es wäre denn, daß ſolches Holz beſtändig unter dem Waſſer läge, und die Luft, als ein zur Fäulniß nothwendiges Werkzeug, nicht dazu kommen könnte.

Bey dem Schiffbau iſt das Eichenholz das vornehmſte, und kann, wo man ſolches zu dem Ende abſetzen kann, um einen weit höhern Preiß angebracht werden, als auf irgend eine andere Art. Zu ſolchem Gebrauch ſind aber die Sommereichen, wegen ihrer Länge und des geraden Spanes, die beſten. Es giebt Eichen, die von Natur zu einer ſolchen Krümme gewachſen ſind, wie es zu einigen Gattungen Schiffbauholz erfordert wird. Wenn dieſe geſund, und von groben Aeſten rein ſind, werden ſie unmäſſig theuer bezahlt, ob ſie ſchon faſt zu allem andern Gebrauch, auſſer zum Brennen und Kohlen, wenig nütze ſind.

Für die Böttger giebt die Eiche das beſte Holz, weil die daraus gemachte Fäſſer, Tonnen, Böttige und andere Gefäſſe, worinnen naſſe Sachen verwahret werden, ſehr dauerhaft ſind. Es wird aber das Böttgerholz nicht allein aus geſunden, ſondern auch anbrüchigen oder angefaulten Eichen, indem man das beſte heraus hauet, genommen. Die Länge, Breite und Stärke ſolchen Holzes iſt gar ſehr verſchieden, und richtet ſich nach der Gröſſe der Gefäſſe, welche

in einem Lande üblich sind. Man hat sich demnach an den Orten, wo kaum hinlänglich Eichenholz vorhanden, oder wohl gar Mangel daran ist, wohl vorzusehen, das die abständige Eichen nicht sogleich unvorsichtiger Weise ins Kohl- oder Brennholz geschlagen werden; sondern man hat vorhero wohl zu untersuchen, ob dergleichen nutzbares Holz noch darinnen stecke. Ausser obernähntem Böttgerholze, das in grossen und kleinen Bodenstücken, Kühlfaß, ganzen, halben, viertel Faß- auch Tonnenstäben bestehet, brauchen die Böttger auch eichene Reiffstangen, welche vornemlich um deswillen gesucht werden, weil sie nicht so leicht in den Kellern, Brauhäusern und andern feuchten Orten stocken. Jedoch werden eichene Reiffe niemals zu kleinen; sondern allezeit nur zu den gröbsten Gefässen gebraucht, weil gar schwaches Eichenholz gleichfalls von keiner Dauer ist. Daher man, um das ganz junge Eichenholz zu schonen, Bandstöcke von Haseln nimmt. Wo man aber Eichenholz zu Reiffstangen nöthig hat, und gebrauchen kann, hat man sich wohl vorzusehen, daß, wo nicht überflüssige lange und wohlgewachsene einständige Eichen sind, man solche durchaus nicht darzu nehme, weil es ein grosser Schade ist, solches junge Holz, da es im besten Wachsthum steht, und der Gefahr, welcher das jüngere Eichenholz für andern so sehr unterworfen, bereits entgangen, zu dieser Absicht niederzuhauen. Ja es ist nie anzurathen, als wo das junge Holz so dicke steht, daß eines dem andern im Wachsthum hinderlich ist; da denn das überflüssige heraus genommen werden kann. Man muß demnach entweder ein ander Holz zu Reiffstangen substituiren, oder diejenigen Stangen aussuchen, welche von abgehauenen jungen Stämmen wieder ausschlagen, und erwachsen, als woraus selten ein rechter gesunder Baum werden kann. Es fehlet aber diesen mehrentheils die gehörige Länge; massen eine grosse Reiffstange 36 bis 40 Fuß lang seyn, und am Stammende 6 bis 7 Zoll, und am Höllende wenigstens 4 bis 5 Zoll im Durchschnitt haben muß. Zu einer kleinen Reiffstange wird eine junge Eiche erfordert, die 15 bis 20 Fuß lang, am Stammende 4 bis 5, und am Höllende 3 bis 4 Zoll im Durchschnitt hat.

Die Rademacher brauchen das Eichenholz zu Rüstern oder Pflugstürzen, Streichbretern, Pflugladen, Pflugköpfen, Klappen, Speichen und dergleichen, als wozu das beste Eichenhol gewählet wird. Bey diesem allen hat sich ein Forstbedienter wohl in Acht zu nehmen, daß er ohne die höchste Noth, kein gesundes, wohlgewachsenes, oder annoch im besten Wachsthum stehendes einständiges Baumholz hierzu nehme. Er muß dergleichen Nutzholz in abständigen, oder in solchen Bäumen suchen, die von ausgeschlagenen Stämmen entstanden sind; es wäre denn an jenen ein Ueberfluß vorhanden. Eben dieses ist zu merken, wo Palisaden erforderlich sind, welche nicht wohl von anderm, als Eichenholze können genommen werden, weil dazu nicht allein

eine grosse Härte, sondern auch eine Dauerhaftigkeit gegen die Fäulniß erfordert wird. Zu Trögen, Hackeklötzern u. d. g. sind kurze knorrigte Eichen gut genug; ja sie sind am besten, weil sie mehrentheils sehr dicke sind, auch zu etwas anders nicht wohl gebraucht werden können. In Absicht auf das Feuer- und Kohlholz gehöret das Eichene unter die schlechten Gattungen. Es giebt keine frische Flamme, die Kohlen aber geben eine matte Hitze, und löschen, wenn sie nicht einen scharfen Zug von der Luft haben, gerne aus. Bey Hüttenwerken nimmt man sie nicht gern. Die Baumkohlen werden sehr schiefrig, zerfallen oft, ehe sie ins Feuer kommen, zu kleinen schiefrigen Stücken, versetzen das Gebläse, und verzehren die Metalle, am meisten aber Zinn und Bley. Doch sind eichene Stangenkohlen bey der hohen Ofenarbeit auf Eisenhütten noch ziemlich brauchbar.

Ausser den bisher erzehlten beträchtlichen Nutzungen dieses Baumes kann man in einer Wirthschaft sonst noch alle Theile desselben brauchen. Das Laub zur Streu und Düngung, wie auch zum Fleischräuchern. Die auf den Blättern wachsende Eich- oder Galläpfel zum Färben, und es ist ein Vorurtheil oder Nachläßigkeit, wenn die Färber den Alepvischen und fremden Gallus vorziehen. Die Eichenborke oder Rinde wird von den Lohgerbern gesucht, kann aber nicht wohl gerissen werden, als wenn der volle Saft in die Eiche getretten. Man hat demnach zu vermeiden, daß man kein Eichenholz zum Borkenreissen wähle, woraus oberwähnte Gattungen von Baugeräthe und Nutzholz gehauen werden sollen, weil es, wenn es in der Saftzeit gehauen wird, diejenige Härte und Dauerhaftigkeit nicht hat, welche die Eiche allen übrigen Gattungen in hiesigen Landen vorzüglich macht. Verminderte Dauer vermehrt die Consumtion, verursachet oft zu wiederholende Baukosten, und macht den Vorrath in Wäldern dünne. Die Loh von diesen Rinden, welche hernach zu Ballen gemacht und getrocknet werden, heisset man Lohballen, Lohkuchen oder Lohkäse, und geben dieselbe eine gute Glut in den Ofen, dabey man das Holz menagiren kann.

Eichel, Ecker, lat. Glans, Gland quercina, ist die bekannte Frucht des Eichbaums, welche etwas länglichtrund, doch oben spitziger, als unten, und am Stiel gleichsam mit einem Käppgen oder Mützgen bedeckt ist. Sie hängen an langen und dünnen Stielen, sind von verschiedener Grösse, und stecket ihr Kern, welcher hart, und eines strengen und herben Geschmacks ist, in einer Anfangs grünen, und wenn sie reif werden, braun aussehenden Schale. (s. a. Eiche.) So bald sie zu ihrer Zeitigung gelanget, fallen sie aus ihren Mützgen, oder Näpfen heraus, und geben sowohl den wilden, als zahmen Schweinen eine treffliche Nahrung. Doch findet sich darinnen ein Unterscheid, daß die länglichten, die man an einigen Orten Dachseicheln nennet, die süssesten und grösten, und daher

her auch die beſten zur Maſtung ſind. Die andern aber, welche man Harzeicheln nennet, ſind kürzer und runder, auch etwas bitterer, und eben deswegen den Schweinen nicht ſo gar anſtändig. Die ſchlimmſten unter allen aber ſind die Eicheln von den ſogenannten Zirneichen. Denn dieſe machen das Fleiſch an den Schweinen körnig, und benehmen ihm alſo die ſonſt von Natur an ſich habende Annehmlichkeit. Wenn die Eicheln wohl gerathen, und in Ueberfluß vorhanden ſind, werden auch zahme Schweine zur Maſt hineingetrieben, ſ. Eichwälder. Die Eicheln, welche man zur Ausſaat gebrauchen will, müſſen mit beſonderm Fleiß ausgeleſen werden. Man nimmt hier nicht gerne die, welche zuerſt fallen; denn ſie haben mehrentheils einen Schaden, oder ſind nicht reif. Die, ſo zuletzt fallen, haben, weil ſie ſpät zu reiffen anfangen, meiſtens durch die Nachtfröſte auch ſchon Schaden gelitten. Daher die Eicheln, die in dieſer Zwiſchenzeit fallen, die beſten ſind. ſ. a. Baumſaame. Obwohlen im Herbſt, um eben die Zeit, da die Eicheln reif ſind, die beſte Saatzeit iſt; ſo giebt es doch mancherley Umſtände, durch welche man an der Saat gehindert wird, entweder unſere eigene, oder andere, die auſſer uns ſich befinden, als wenn allzufrühzeitig, ſtarke Fröſte einfallen, oder wenn der Ort, wohin man Eicheln ausſtreuen will, niedrig und naß liegt. In ſolchen Fällen muß man das Frühjahr erwarten. Hier hat man nun alle Vorſicht anzuwenden, wie man den Saamen, den Winter über, gut bewahre. Man pfleget zu dem Ende die Eicheln drauſſen im Felde in einem ſandigten Erdreich zu vergraben. Aber noch beſſer werden ſie auf folgende Art aufbehalten: Man packet ſie nämlich Lagenweiſe und dünne auseinander in trockenen Sand. Dazu nimmt man ein Faß, oder einen Kaſten, bringt unten eine etwas ſtarke Lage Sand in denſelben; darauf eine Lage Eicheln; hierüber wiederum eine Lage Sand, u. ſ. w. fort, doch ſo, daß die oberſte Lage ebenfalls, wie die unterſte, viel Sand bekommt. Dieſen Kaſten ſetzet man auf den Hausboden, oder in eine Kammer, wo er von einem etwas einfallenden heftigen Froſte ſicher iſt. Der trockene Sand verhindert, daß die Eicheln ſich nicht erhitzen und keimen. Zugleich aber ſind ſie auch in dem Kaſten vor allen Mäuſen, und an dem Orte, wo derſelbe ſtehet, vor aller nachtheiligen Wetterfeuchte, und Näſſe ſicher.

Eichelkämpfe, nennet man diejenigen Plätze, wo man Eicheln zu junger Eichenzucht ſäet oder ſtecket. Was dieſe für Eigenſchaften haben müſſen, wie ſie zur Saat zu bearbeiten ſeyen, wenn und wie die Saat vorzunehmen, wie man hernachmals der aufgegangenen Saamenloden zu warten habe, und was dergleichen mehr iſt, davon ſ. Eichwälder.

Eichelleſen. Wenn von den Rechtslehrern gefragt wird: Wem das Eichelleſungs- oder Eichelleſensrecht, lat. Jus glandis legendæ, zukomme; ſo werden hier unter dem Nahmen Eichel alle Wald- oder wilde

Früchte

Früchte verſtanden, und pflegt alſo dieſes Wort nicht nur die gemeine Arten der Eicheln, Bücheln, Näſſe und Caſtanien; ſondern auch alles andere wilde Obſt an Holzäpfeln und Birnen in ſich zu begreiffen.

per lib. 1. §. 1. ff. de gland. legend. l. 236. §. glandis ff. de V. S. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 12. §. 10. *Noe* Meurer tract. vom Jagd- und Forſtrecht, pag. 26.

Daher das Jus glandis legendæ insgemein das Recht, Eichel, Eckerich und wildes Obſt zu leſen, genennet, in deutſcher Sprache aber dieſer Unterſcheid beobachtet wird, daß man die Früchte, ſo die Eichen und Buchen tragen, Eckerich heiſſet; die andern Früchte aber, als Caſtanien, Haſelnüſſe, Wildäpfel, Birn, Kirſchen und allerley Beere, werden unter dem Nahmen Wildobſt begriffen, und die Bäume, darauf ſie wachſen, bährende Bäume genennet.

Oettinger de jur. limit. lib. 1. cap. 11. num. 42. ſeqq. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 12. §. 14.

Ob es nun wohl das Anſehen haben möchte, als ob das Eichelklauben oder Eichelleſungsrecht eben von keiner beſondern Wichtigkeit ſeye; ſo iſt doch gewiß, daß, wo von groſſen Forſten und Waldungen der Streit iſt, der Nutzen, den man von der Maſtung mit denen Eicheln hat, manchmal auf ein groſſes hinauslauffen kann; wie denn *Caſpar Klock* tr. de mun. lib. 2. cap. 2. num. 47. meldet, daß in Heſſen in dem Richardswald, wenn es viel Eicheln giebt, jährlich 200000 Schweine gemäſtet, und auf 30000 Gulden Gewinn daraus gezogen werden könne. Und *Sprengerus* in delineat. Stat. Imper. pag. 375. bezeuget, daß in dem Herzogthum Holſtein etliche Holſteiniſche von Adel in einem Jahr aus der Schweinmaſtung eine Summe von 4000 Rthlr. erlöſet haben.

Meichsner tom. 3. decis. 9. num. 65. *Ertel* Prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. obſerv. 4. & in Obſervat. Equeſtr. part. 1. Obſervat. 12. in fin.

Wegen dieſes Eichelleſungsrechts iſt man nicht einig, ob ſolches dem Waldeigenthumsherrn, oder aber dem Forſt- oder Wildbannsherrn zuſtehe? Insgemein ſtimmen zwar die Rechtslehrer darinn überein, daß man zuförderſt auf die Verträge, Pacta und Conceſſiones, und wo dergleichen nicht vorhanden, auf die alte Gewohnheit, und was bishero in Obſervanz geweſen, oder auch durch Preſcription und Verjährung acquiriret worden, zu ſehen habe, deme auch gemeſſentlich nachzugehen.

Gail. 2. Obſervat. 68. num. 1. 2. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 57. *Peter Frieder. Mindan.* de proceſſ. lib. 2. cap. 41. num. 2. *Harpprecht* diſſert. de jur. venand. theſ. 25. *Ertel* part. 1. obſerv. Equeſtr. 12.

Alſo iſt, wie *Wehner* Obſervat. pract. voc. Forſt, bezeuget, in Schwaben, im Würtembergerland, und um Augſpurg, in der Grafſchaft Hohenlohe, und andern Orten, das Eichelleſen der Wildbannsgerechtigkeit anhängig; im Churfürſtenthum Bayern und Brandenburg aber gehöret ſolches dem Waldeigenthumsherrn.

Bayeriſche Forſtordnung. Art. 7. *Muller* pract. forenſ. reſolut. 102. num. 13. *Ertel* de jurisdict. Infer. lib. 2. cap. 34. obſervat. 4.

Auſſer dieſem aber gehen die Meynungen der Rechtslehrer voneinander ab, indem einige dieſes Recht dem Waldeigenthumsherrn, und zwar aus dieſem Grunde zueignen, weil der Erdboden oder der Wald ſelbſt, mit denen Bäumen, als ein Theil des Grundes und Bodens dem Eigenthumsherrn gehören; folglich müßten ihm auch die Früchte der Bäume zuſtehen, indeme ja natürlich, daß, wem die Bäume zugehörig, derſelbe auch die Früchte der Bäume, als einen Theil derſelben zu genieſſen habe.

§. 31. 32. Inſtit. de rer. diviſ. & acquir. rer. domin. ibique Dd.

Es führe die Wildbannsgerechtigkeit das Eichelleſen nicht nothwendig und per ſe mit ſich, weil man auch dieſelbe in unfruchtbaren Orten, da keine Eicheln wachſen, exerciren könne, auch das Wild in denen unfruchtbarſten Wäldern, wie die Erfahrung bezeuge, ſich häufig aufhalte. Und würde dem Waldeigenthumsherrn die Proprietät und der Genuß des Waldes faſt vergebens ſeyn, wenn er nicht die Früchte des Waldes daraus erheben dürfte.

Gail. 2. Obſervat. 68. *Weſtenholz* diſſert. de jurisdict. foreſt. cap. 5. theſ. 77. *Ertel* part. 1. Obſervat. Equeſtr. 12. *Noe* Meurer tract. vom Forſt- und Jagdrecht, rubr. Eichelklauben. *Klock* de ærar. lib. 2. cap. 2. num. 48. *Muller* pract. rer. forenſ. reſolut. 102. num. 13. *Harpprecht.* Reſp. Crimin. & Civil. Vol. 4. Reſponſ. 69. per tot.

Andere hingegen eignen dieſes Recht dem Wildbannsherrn zu, und gründen ſich darauf, daß die Eicheln dem Wild zu gut, gleichſam von GOtt geſchaffen, und es doch keine Menſchenſpeiſe ſeye; ohne dieſelbe aber die wilden Thiere entweder crepiren, oder ihre Nahrung mit der armen Unterthanen äuſſerſtem Schaden auf ihren Feldern und Wieſen ſuchen müßten. Wie nun bey verſtatteter Wildbannsgerechtigkeit alles für mit concedirt zu halten, ohne welches ſelbige nicht geübet werden kann;

arg. l. 2. ff. de jurisdict.

Alſo ergebe ſich hieraus, daß auch das Eichelleſungsrecht demjenigen mitvergönnet ſeye, der die Wildbannsgerechtigkeit in einem Walde hat, weil die Jagd nicht ohne wilde Thiere, dieſe aber nicht ohne Weyde ſeyn können.

nen. Wer nun also für die Erhaltung des Wildes zu sorgen, dem stehe auch die freye Disposition über die Eicheln, als einem Stück ihrer Alimenten zu; dieser aber seye kein anderer, als der Wildbannsherr.

Struv. S. J. Feud. cap. 6. aphor. 11. num. 3. *Stryck* in us. modern. ad ff. tit. de gland. legend. §. 4. *Wehner* Observat. pract. voc. Forst. *Myler* ab *Ehrenbach* de princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 6. add. *Schweser* servitut. tit. 12. §. 11. 12. *Oettinger* de jur. limit. lib. 1. cap. 11. lit. M.

Daher können auch zur Eichelzeit die Eigenthümer des Holzes, oder wer sonst einen Viehtrieb dahin hätte, selbiges ohne besondere Concession des Wildbannsherrn, und ohne Eckermieth, welches man Ohmengeld oder Ohmengeld nennet, nicht in Wald treiben.

Oettinger cit. cap. 11. num. 41. lit. N. add. *Herold.* in Observat. Forest. consultat. decis. 13. *Struv.* cit. loc. ubi præjudicium adducit.

Einige sagen: es stünde zwar dem Wildbannsherrn nicht frey, das Eckericht vor sich zu sammeln und zu verkauffen, oder um ein gewisses Miethgeld, so man Eckermieth nennet, jemand zu überlassen; sondern er müsse solches für das Wildpret, zu dessen Nahrung und Unterhalt hegen; dasjenige aber, was über die Atzung des Wildes weiter vorhanden, oder auch solche Früchte, deren die Menschen sowohl, als das Wildpret geniessen können, als da sind Nüsse, Kirschen, Birn, Aepfel, Castanien, dem Waldeigenthumsherrn überlassen.

Herold. cit. loc. *Schweser* theatr. servitut. tit. 12. §. 11. 12, & ejusd. Altiger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 14. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de acquir. rerum domin. §. 26. *Muller* d. l. resolut. 102. num. 13. *Horn* Jurisprud. feud. cap. 7. §. 17. *Stryck* in us. modern. ad ff. tit. de gland. legend. §. 3.

Andere rathen an, es solle der Wildbannsherr den Waldeigenthumsherrn nicht ganz und gar ausschliessen; sondern mit Vorbehalt seiner forstlichen Obrigkeit jährlich, wenn volle Mast ist, demselben eine Anzahl Schweine zu seinem Hausbrauch, nach Proportion und Grösse des Forsts, und der ganzen Mast, frey ohne Mast- und Fehmgeld, eintreiben lassen, wie dergleichen auch an andern Orten gebräuchlich.

Herold cit. loc. *Noe* Meurer vom Forst- und Jagdrecht cit. loc. pag. 26. *Schweser* theatr. servitut. d. tit. 12. §. 12. in fin.

Bey allen diesen widrigen Meynungen hat dennoch diese die vernünftigsten Gründe vor sich: daß das Eichellesensrecht einig und allein dem Waldeigenthumsherrn von Rechts und Billigkeits wegen zustehe, also daß er die Eicheln, und alle

alle andere Früchte aufzulesen, abzuschlagen, abzuschütteln, wo der andern Beständsweise zu verlassen, oder sonst darüber zu disponiren freye Macht und Gewalt habe, und ihm solches auch nicht verwehret werden könne, jedoch daß er etwas davon, oder die geringe und schlechte Waldfrüchte zum Unterhalt und Nahrung des Wildes, damit es nicht crepire, übrig lasse.

Gail. 2. Observat. 68. num. 3. *Muller* resolut. pract. 102. num. 13. *Harpprecht* Resp. Crim. & Civil. vol. 4. resp. 69. num. 35. seqq. usque ad num. 48. *Wernher* Enunciat. Jur. for. Enunciat. 332.

Denn gleichwie der Waldeigenthumsherr aus seinem Forst, worinnen einem andern die Forst- und Waldgerechtigkeit zustehet, zu seinem eigenen Nutzen Holz hauen und fällen, ja gar verkauffen lassen kann, wenn es nur mit Mäßigung und ohne Abbruch der Gerechtigkeit geschiehet; also hat sich auch der Waldeigenthumsherr des Eichelrechts also zu gebrauchen, daß er nicht alle Früchte ganz und gar hinweg nehme; sondern dem Wild zu seinem nothdürftigen Unterhalt auch etwas zurücke lasse.

Harpprecht d. consil. 69. num. 45. 46.

Dieß findet ausser allem Zweifel statt, wenn der Waldeigenthumsherr auch zugleich die Forstgerechtigkeit hat. Wenn aber jemand in einem fremden Forst oder Wald nur allein das Forstrecht hergebracht, der Waldeigenthumsherr aber, oder ein Dritter, die Wildbannsgerechtigkeit besitzet; so ist alsdann das Eichellesungsrecht weder dem Waldeigenthumsherrn noch dem Wildbannsherrn, sondern einig und allein dem Forstherrn, als eine Waldnutzung, zugehörig.

Hildebrand dissert. de jurisdict. omnim. cap. 13. posit. 8. *Horn* Jurisprud. feud. cap. 7. thes. 17. *Bayer* delineat. jur. feud. cap. 5. posit. 33.

Aus dem, was bisher gezeiget worden, ist nun auch leicht zu schliessen, daß demjenigen, welchem die Eicheln und Waldfrüchte zustehen, auch die Schweinmast gebühre.

Stryck in us. modern. ad ff. tit. de gland. legend. §. 5. *Noe* Meurer tr. vom Forst- und Jagdrecht p. 25. seqq.

Nemlich dem Waldeigenthumsherrn, wenn derselbe auch zugleich Forstherr ist. Wenn aber einer den Wald, der andere das Forstrecht, und der Dritte die Wildbannsgerechtigkeit hat; so gehören die Eichen und Früchte von Rechts wegen niemand anders, als dem Forstherrn; mithin hat er auch der Schweinmast sich anzumassen; wohin auch *Noe* Meurer cit. loc. pag. 26. mit diesen Worten zielet: So dann, wie gehört, den Grund und Boden dessen, so der Wald, die Bäume dessen, auf welches Grund und Boden sie stehen, und niemand andern die Früchte, dann dessen, so die bähren-

de Bäume; so folgt daraus schließlich, daß nicht der Forstherr (i. e. der Jagdherr), sondern der Eigenthumsherr des Grund und Boden sammt denen Bäumen, die Eicheln und alle Früchte, aufzulesen, zu verötzen, abzuschlagen, zu schütteln, zu verleihen, und in andere Wege nach seinem Gefallen zu genieſſen und zu empfangen hab; ob auch gleich solche Früchte auf eines andern Grund und Boden gefallen wären; so mag doch der, des die Bäum, ohne Schaden des Grundherrn, in 3 Tagen die Eicheln auflesen ꝛc. Wenn aber die Eicheln und Waldfrüchte, vermöge eines ausdrücklichen Gedings, Vergleichs, Præscription oder Gewohnheit, dem Jagdherrn zugehören, alsdann hat derselbe auch die Schweinmast, wie auch die Besteigung der Eichbäume, Besichtigung und Taxirung der Mast, zu gaudiren; und können dahero zur Eichelzeit die Waldeigenthumsherren, oder wer sonsten einen Viehtrieb in das Holz hat, selbiges ohne besondere Concession des Jagdherrn, und ohne Eckermieth, nicht in Wald treiben.

Oettinger de jur. limit. lib. 1. cap. 11. num. 41. lit. N. *Struv.* S. J. Feud. cap. 6. aphor. 11. num. 3.

Eichellesungsrecht, s. Eichels lesen.

Eichelmast, s. Mast.

Eichenholz, nach seinen Eigenschaften und Gebrauch. s. Eiche.

Eichenkenster, Eichenmistel, lat. Viscus l. Viscum quercinum, quernum, l. querneum, franz. *Guy de Chêne*, ist ein gewisses Gewächse, welches auf allerhand Bäumen zu wachsen pfleget, und hier nur diesen Nahmen besonders führet, so ferne es auf alten Eichbäumen wächset; wie denn auch diese Eichenkenster vor andern für vorzüglich gut gehalten wird. s. Mistel.

Eichenmistel, s. Eichenkenster.

Eichhorn, Eichhörnlein, Springfuß, lat. Campsurus, Hipsurus, Mus ponticus, Nitela, Scuriolus, Sciurus, welchen letztern Nahmen es daher führet, weil es sich vermittelst des zottigen Schwanzes einen Schatten machen kann, franz. *Ecurevil, Ecurieu, Ecureau*, ist ein kleines Thierlein, welches im Springen und Klettern den Mardern, an der Leibesgestalt aber den gemeinen Wieseln, gleich und ähnlich kommt. Doch ist es nicht so lang, als diese, und meistens von rother Farbe. Unten von der Kehle an, am Bauche hin, hat es einen weissen und linden Strich, einen langhaarigten und fast so grossen Schwanz, als sein übriger Leib ist, und im untern und obern Kiefer scharfe Zähne, wovon die erstern länger sind, als die andern. Es giebt deren auch aschenfarbene, oder schwärzlichte und graue, welche aber etwas seltener, als die rothen sind. Ja die neuern Thierbeschreiber zehlen 13 verschiedene Arten von Eichhörnern, worunter 3 eine Seegelhaut haben, daß sie gleichsam fliegen können. S. Herrn Hallens Naturgeschichte der Thiere. Doch wir bleiben jetzo

bey

bey dem in unsern Wäldern befindlichen Eichhorn, welches mit den obangeführten Nahmen benennet wird. Das Weiblein davon hecket gemeiniglich 3, 4 bis 5 Junge in ihrem gewölbten Neste aus, welches sie, wie einen Raubvogelhorst, meist auf trockenen Baumästen bauet, und mit Moos und Baumblättern ausfüllet, bisweilen aber hecket es auch in hohlen Bäumen und wilden Taubennestern. Nachdem sie sich begattet hat, träget sie ihre Frucht beynahe 4 Wochen lang. Alsdann hecket sie, welches mehrentheils im April geschiehet. Die jungen kommen ganz blind auf die Welt. Wenn sie aber 3 bis 4 Wochen lang an der Alten gesauget haben; so lauffen sie derselben schon aus dem Nest nach, und lernen auf den Bäumen herumklettern und springen; da ihnen denn die Alte etwas von Obst, wilden Nüssen u. d. g. zu fressen bringt. Um Michaelis gelangen sie zu ihrer vollständigen Grösse, und suchen sodann auf Eichen, Buchen, Nuß- und andern Bäumen ihre Nahrung selbst. Sie werden entweder jung aus den Nestern genommen, und an Ketten gelegt, da sie leicht zahm werden, oder aber geschossen und gestreiffet. Ihr Balg dienet zu den Mützenbremen, und aus den Schwanzhaaren werden Pinsel gemacht. Die Speise der Eichhörner bestehet aus Laubknospen und Holzsaamen, besonders von Tannen, in Rinden, Haaselnüssen, Eicheln, Welschennüssen u. d. g. Im Herbst sammeln sie eine Menge von allerley Saamenkörnern ein, und man trift bisweilen dergleichen Wintervorrath in hohlen

Bäumen an. Daher sind sie in den Wäldern sehr schädliche Thiere, und wird ihr Verbrechen insonderheit von Hrn. Beckmann in seinen Forstschriften im 1sten Band, ausführlich beschrieben. Er sagt: Der im Herbst ausgestreute Roth- und Weißbuchensaamen werde von ihnen weggefressen; die Eicheln ausgescharret und weggetragen, und die Saamenzapfen verwüstet. In der alten rockenmässigen Forstphilosophie lehrte man, die Fichten stiessen, wenn sie Zapfen ansetzen wollten, einige Zweige von selbst ab. Jemehr also an dergleichen Bäumen Zapfen hervorwachsen wollten, um desto grösser und beträchtlicher müßte denn auch der Hauffen dieser unter ihnen herumliegenden abgestossenen Zweiglein seyn. Allein dieses sogenannte Abstossen der äussersten Zweige an denen Fichtenästen gehöret unter die erbauliche Forst- und Jagdfabeln, von dem noch nie gefundenen Zeisignester, dem künstlichen Fuhrwagen des Dachses, wenn er seinen Bau macht, dem in einen Raubvogel sich verwandelnden Gugguck u. d. g. mehr. Es verhält sich mit den Zweigen, so man unter solchen Bäumen liegen findet, ganz anderst. Das Eichhorn, als der in Verwüstung des Holzsaamens sehr emsige Feind, frißt die Knospen, aus denen die Zapfen der Fichten und Tannen heraus wachsen, aus. Bey dieser Gelegenhrit beißt es allezeit einige Zolle weit von denen Spitzen, woselbst solche Knospen angesetzt sind, das Aestlein ab, und läßt selbiges, nachdem es diedaran befindliche Zapfenknospen, seiner Gewonheit nach, ausgefressen,

herunter fallen. Und daher kommen die Zweiglein oder Aestlein unter diesen Bäumen. Der Schluß, den Herr Beckmann aus dieser Aufführung ziehet, ist leicht zu errathen. Man muß diese Bestien, so viel möglich, zu vertilgen suchen, wenn man anderst Fichten und Tannenwälder in gutem Stand erhalten will. Schießt man sie nun wacker hinweg; so kann man nicht nur ihren Balg nutzen; sondern sie sind auch noch in der Küche zu gebrauchen. Herr Döbel in seiner Jägerpracktica, und Herr Büchting im Entwurf der Jägerey setzen das Eichhorn unter die eßbaren wilden Thiere; wie denn solches viele mit Appetit verzehren können. Denn ersterer versichert, daß ihr Fleisch oder Wildpret süsser, als das von Caninichen seye. Ja es rangiren einige die Eichhörner neben den Haasen so gar zu dem edlen Rothwilde, mit dem Unterscheid, daß sie zu der niedern Jagd gehören.

Herr Moser in den Grundsätzen der Forstöconomie, Seite 614. von Heppe, sich selbst rathender Jäger. Seite 420. von Beust de Jur. venandi p. 82. 86. Hr. Döbel Jägerpracktica, Part. III. pag. 98.

Um diese Ehre der Eichhörner noch vollständiger zu machen, nennet sie der Verfasser des Gewehrgerechten Jägers, (Stuttgard, in 8. 1762.) pag. 199 Springnasticos, oder Füchse in Duodez, und sagt: daß sie in gewissem Verstand zur hohen Jagd gerechnet werden können; (vielleicht, weil sie auf den Bäumen herumklettern) aber mit der Anmerkung: daß man sie, als schädliche Thiere, nach Herrn Beckmanns Urtheil ausrotten solle. Im übrigen haben die Eichhörner auch sonst noch ihre Feinde, von welchen sie gedämpfet werden. Solche sind die Marder. Und wenn sie von Pfirschen- und Apricosenkernern etwas erwischen; so sind sie ihnen gleichfalls ein tödtliches Gift.

Eichvogel, s. Habicht.

Eichwälder, nennet man diejenigen Holzungen, welche entweder ganz und gar, oder doch gröstentheils aus Eichbäumen bestehen. Hier wollen wir nun ausführlich zeigen, wie man die Eichen am besten säen, pflanzen und erhalten, folglich zu guten Holzungen von Eichbäumen gelangen könne.

A) Was erstlich das Säen anbetrift; so müssen hier zuförderst die Länder, welche man mit jungen Eichen gezieret sehen will, gehörig und mit Fleisse ausgesuchet und gewählet werden. Denn obschon die Eichen in verschiedenen Erdstrichen und Ländern wachsen, aushalten, und sich vermehren; so gedeyhen sie doch in einer jeden Provinz, nach dem Unterscheid des Erdreichs oder Bodens, entweder mehr oder weniger. Einen steinigten Boden, wenn nur nicht ganze Felsen, und Felsklüfte darunter liegen, verabscheuen sie nicht so sehr, als ein mit Sand und Kieß gefülltes Erdreich, wenn nämlich fast gar keine schwere und fette Erde darinnen befindlich ist. Sie suchen keinen magern, zu dichten und vesten Boden;

den; sondern einen Grund, der mit guter und fetter Erde, auf solche Weise, und in einem so grossen Umfange vermischt ist, daß sie ihre Stamm- und Pfahlwurzeln weit, und so tief, als möglich, hineintreiben, wie auch die andern Neben- und Seitenwurzeln auf allen Seiten herum weit ausstrecken können. Dergleichen Plätze sind ihrem Wachsthum beförderlich. Da hingegen wässerige oder zu nasse Gegenden denselben eben so zuwider sind, als dürre und ausgetrocknete Felder. Noch nicht aufgerissene, oder doch noch nicht lange gebauete Anger und Fluren machen vor andern zur Anlegung der Eichenwälder Lust, und versprechen die reichlichste Belohnung aller darauf zu wendenden Mühe; vornemlich wenn aus denen im Grunde übrig gebliebenen, und vorgefundenen Wurzelstücken leicht abzunehmen ist, daß sie schon in alten oder vortigen Zeiten Eichbäume getragen und unterhalten haben. Deßhalben werden auch solche Striche von Wäldern, die in den neuern Zeiten andere Bäume, als Tannen, Büchen, Birken u. d. g. ernähret haben, glücklich wieder mit Eichen besäet und bepflanzet, wenn die andere Arten von Holzungen entweder ausgegangen, oder abgetrieben und ausgerottet sind. Die Zubereitung dieser ausgesuchten, und dem Fortkommen der Eichen gemässen Felder ist nach der Oberfläche eines jeden Bodens verschieden. Denn auf flachen, oder doch leicht eben zu machenden Feldern ist anderst zu verfahren, als an bergichten oder mit Hügeln versehenen Gegenden. Man hat zwar erst gemeinet, daß die vielen und gleich wiederholten Umarbeitungen der beyderley Arten von Gegenden zum Wachsthum der daselbst zu säenden Eichen vieles beytragen könnten; die Folgen und Wirkungen aber, welche nach der Verschiedenheit der angestellten Versuche bestimmet worden sind, haben diese Meynung vereitelt. Daher werden jetzo die flachen und ebenen Felder nur einmal mit dem Pfluge aufgerissen, damit der auszustreuende Eichensaamen in die gezogene Furchen fallen, und hernach durch die zugleich erhöhete Erdwellen bedecket werden könne, wenn diese letztere mit Eggen oder grossen Rechen wieder in die Furchen und aneinander gezogen werden. Wer aber dergleichen Felder schon im Jahr vor der wirklichen Aussaat ein und andermal hat durchackern, die gewandten und umgekehrten Erdklösse den folgenden Winter hindurch dem auslockernden und mürbe machenden Forste aussetzen, und sie sodann im folgenden Jahr, und kurz vor der angestellten Einsaat nur leicht und mit halber Pflugschaar hat wieder umpflügen können, ist noch glücklicher damit fortgekommen. An Bergen und auf bergichten Lehden hat man auch erst die Erde furchenweise mit Hacken und Karschen aufgehauen, und Reihen gezogen. Nachdem man aber wahrgenommen, daß die Wald- und Haselmäuse in diesen gemachten Reihen gerade fort, und als auf einem gebahnten Wege eingedrungen sind, und die daselbst eingebrachte Eicheln um so viel leichter gefunden und verheeret haben; so werden nun solche Gegenden hie und da, oder platzweise,

weiſe, aufgehacket, beſonders wenn man einen Einfall von dieſen herumſtreiffenden Thieren zu befürchten hat. Bey dieſem Umhacken müſſen nur alle Striche und Plätze wieder gleich gemachet werden, daß keine Furchen oder Reiffen bleiben, in welchem der aufgehaltene Regen oder das Schneewaſſer frieren, und Eis machen könnte, wodurch nicht nur die daſelbſt gepflanzte Eicheln, ſondern auch die ſchon hervorkeimende Saamenloden ſehr groſſen Schaden leiden. Um den beſten Eichenſaamen, bey der Hand und vorräthig zu haben, muß man die Eicheln zu gehöriger Zeit ſammeln, und wohl verwahren (davon ſ. Eichel).

Was aber die Zeit anbetrift, da die Eicheln am beſten der Erde anvertrauet werden; ſo iſt ſolche diejenige, welche von der Natur ſelbſt durch die völlige Reiffe der Eicheln angedeutet wird, nahmentlich die Herbſtzeit, beſonders der Ausgang des Octobers, und die erſten Tage des folgenden, ja wenn es die Witterung zuläßt, der ganze Novembermonat. Denn weil die Eicheln zu der Zeit am wenigſten ausgetrocknet, und mit dem natürlichen Saft oder Oel noch erfüllet ſind; ſo bringen ſie ihre eigene Kraft mit in die Erde, und können ſich gleich an den Orten, wo ſie einwurzeln ſollen, ausdehnen, und ihre Keimen ausſetzen. Es ſcheinet wohl, als wenn die vor dem Winter gemachte Ausſaat der Eicheln vielen Unglücksfällen ausgeſetzet ſeye, als dem Verluſt, welchen ſie vom harten Froſte, und dem Abgang, welchen ſie von Mäuſen, wilden Tauben, und andern fliegenden und kriechenden Thieren zu befürchten hat. Dem gröſten Theil dieſer üblen Zufälle kann aber durch ein kluges und anſtändiges Verfahren beym Säen und Pflanzen ausgewichen werden.

Das Verfahren ſelbſt beym Ausſäen und Unterbringen der Eicheln iſt nach der Oberfläche des dazu bereiteten Landes einzurichten. In ebenen und ungepflügten Feldern dürfen die Eicheln eben nicht einzeln, und in abgeſteckten Reihen eingelegei werden. Sie werden vielmehr, gleichwie andere groſſe Saamenkörner, ausgeſtreuet. Dabey ſind ſie nur ſo zu vertheilen und auseinander zu bringen, daß der Platz eines Fuſſes ins Gevierte 4 bis 5 Eicheln bekomme, welche im Niederfallen, vermöge ihrer Schwere und Ründe, die Grübgens der Furchen von ſelbſt ſuchen. Wenn gröſſere oder kleinere Gegenden auf ſolche Weiſe mit Eicheln verſehen ſind; ſo werden ſie geegget, oder mit Rechen wieder gerade gezogen. Wenn bergichte Gegenden nicht gar zu ſchwere und thonichte, oder keine mit veſten und ineinander gewachſenen Raſen bezogene Erde enthalten; ſo können die Eicheln gleich in den Boden gebracht werden, ohne daß man die ſonſt vorzunehmende Arbeit des Umhackens vorher verrichtet hat. Wenn aber auch dieſes Behacken vorhero nöthig geweſen iſt; ſo wird dennoch mit Unterbringung der Eicheln auf einerley Weiſe verfahren. Es werden nähmlich die zum Pflanzen verordnete Leute mit Beuteln oder weiten Taſchen verſehen. Dieſe füllen ſie mit Eicheln,

cheln, und hängen sie an ihre linke Seite. Mit der rechten Hand ergreiffen und führen sie eine Spitz- oder Breithacke. Bey jedem Hieb, den sie damit thun, und wodurch sie die Erde einen, oder aufs höchste 2 Zoll dicke aufheben, lassen sie eine von denen aus dem Beutel genommenen Eicheln in die gehauene Spalte fallen, und ziehen alsdann die Hacke zurück und heraus. So bringen sie alle Eicheln, nach der Lage der Oerter, stuffenweise, und eine von der andern ungefehr einen halben Fuß entfernt, in die Erde. Auf eben die Art werden die durch den Winter aufbewahrte Eicheln bey angehendem Frühjahr gesäet. Der Anfang des Merzmonats, wo nicht gar schon der vorhergehende Hornung, läßet den Anfang dieser Beschäftigung machen. Die zu dieser Zeit in die Erde zu bringende Eicheln können 3 oder 4 Tage vorher in Bütten oder weite Fässer gethan, und mit reinem, oder auch aus Mistpfitzen geschöpftem Wasser beschüttet werden, damit man theils die etwa ausgetrockneten und mageren, welche oben schwimmen, absondern und wegschaffen, theils die guten und tüchtigen erfrischen und mässig einquellen könne. Je weniger eine solche Einweichung im Herbste dienlich ist, desto grössern Vortheil verschaffet sie zum Wachsthum in der Frühlingszeit. Damit man aber dem Aufschiessen des Unkrauts, und dem Anwachs des grünen Rasens vorbeugen möchte, weil beydes nicht nur die hervorsprossende Saamenloden ersticken; sondern auch den Mäusen Herbergen und Schlupfwinkel verschaffen kann; zugleichem zur Abwendung des Uebels, welches den frühzeitig hervorkeimenden Eicheln bey einem noch in den Maytagen fallenden Frühreif über dem Haupte schwebet, nicht weniger die nachherige grosse Sonnenhitze abzuhalten, ist sonst die Eichelsaat mit Aussäung eines andern Getreydes, besonders des Habers, begleitet worden. Allein da der Haber weder zur Herbstzeit, in welcher doch die mehresten Eicheln in die Erde zu bringen, noch auch in umgehackten Gegenden zugleich und bequem mit untergebracht werden kann; so hat man andere Mittel und Wege zur Erreichung des vorhin bemerkten Endzwecks entdecket. Die Erfahrung hat nämlich gelehret, daß man über die mit Eicheln besäete Plätze, noch Birkensaamen ausstreuen könne. Und man hat aus dieser Besäung mancherley Vortheile gezogen. Die jungen Saamenloden der Eichen sind unter den jungen, geschwinder und gerade aufschiessenden Birkenloden sicherer und glücklicher aufgewachsen. Weil auch die Birkenwurzeln nicht sowohl in die Tiefe gehen, als unter der Oberfläche des Bodens hinlauffen; so schaden sie den Eichen bey ihrer Einwurzelung nicht so viel, als die Triebe und Schlingen des Rasens und des Unkrauts ihrem Fortkommen hinderlich fallen. Den Gewinnst anjetzo nicht zu bemerken, welchen die nach wenig Jahren schon zu hauenden Birken versprechen. Nichtsdestoweniger erfordert dergleichen mit jungen Eichwäldern verbundene Birkenzucht keine grössere Unkosten und Sorgfalt, als daß der reiffe, gutartige, und in Menge

gesammelte Birkensaamen über die schon mit Eicheln bepflanzte Länder nur allein dünne ausgesäet werde. Denn er erfordert keine Art des Unterbringens, und wenn er auf ein, entweder frisch aufgerissenes, oder schon gebautes Land hingeworfen wird; so wurzelt er sich im Herbst so gut, als im Frühjahr ein. Auf solche Weise werden unsere Anweisungen zu Aussäung und Pflanzung der Eicheln von der Natur abgenommen, und wir thun dabey nichts anders, als daß wir ihre Handlungen, bey eigener und freywilliger Fortpflanzung der Eichen, fleissig und zur Erhaltung grosser und offenbahrer Vortheile nachahmen. Nur dieses ist noch anzumerken, daß, vermöge der Erfahrung, die Eichen, so im Herbst gesäet werden, allezeit stärker und höher heranwachsen, als andere, deren Saame erst bey angehendem Frühjahr in die Erde gebracht worden.

B) Wir schreiten zu dem andern Punkt: wie junge Eichen zu verpflanzen seyen. Hier muß man gleichfalls, und zwar noch mit grösserer Sorgfalt auf die Beschaffenheit des Bodens sehen, und nicht etwa nur auf leere oder leerwerdende Plätze achten. Die zarten Wurzeln der jungen Eichen wollen zu ihrer Einhüllung bey einem regelmässigen Verpflanzen eine gute lockere Erde haben. Ist diese nicht auf den Plätzen, wo man sie verpflanzen will, schon beständig; so werden wenige Stämme gut fortgebracht werden. Die Herbeyführung solcher Erde wäre zwar möglich; aber zu mühsam und kostbar. Und wenn man auch alles nicht achten wollte; so wäre doch ein schlechter Wuchs zu besorgen, wenn die Wurzeln der jungen Eichen die herbeygeführte gute Erde durchgewachsen, und alsdann keinen weiten bequemen Grund zu durchkriechen hätten. Alle diejenigen Gegenden aber, welche oben so, wie in der Tiefe ihres Bodens, einen guten, wahrhaften und durchdringlichen Grund haben, lassen einen guten Erfolg von der vorzunehmenden Bepflanzung mit jungen Eichstämmen zuversichtlich hoffen. Will man nun ganze Ländereyen mit jungen Eichen besetzen; so siehet man leicht, daß ein grosser Vorrath von jungen Eichen da seyn müsse. Denselben zu erhalten, pfleget man Eichenkämpfel oder Eichenbaumschulen anzulegen, auf eben die Art, wie lit. A) vom Säen gezeiget worden. Wo man auch schon Eichenwälder durch das Säen angelegt, und dichte ausgestreuet hat, also daß die aufgeschossene Loden zu dicke stehen, so kann man auch da Stämme zum Verpflanzen ausheben. Doch wir gehen zur Sache selbst. Noch niemals ist die Pflanzung junger Eichen so glücklich von statten gegangen, wenn diese schon etliche Jahre erreichet, als wenn sie nur 3, höchstens 4 Jahre in ihrem Wuchs gestanden hatten. Noch mehr. Man hat viele gleich in dem zweyten Jahr, nach ihrer geschehenen Aussaat, am glücklichsten und besten umgepflanzet. Denn es gehet mit den ältern Eichstämmen eben, und noch viel leichter so, wie mit andern Arten von Bäumen, welche sich schon etliche Jahre an einem Orte eingewurzelt haben, wenn

wenn sie zur Versetzung ausgegraben, und an ihren Wurzeln beschnitten werden. Es ist unmöglich, dieselbe mit vieler Erde, und folglich auch ohne Verlust der Wurzeln auszuheben, besonders wenn man so viele Bäume verpflanzen will, als zur Anlegung eines nur mäßigen Eichwaldes erfordert werden. Und wer könnte dieselbe so oft und reichlich begiessen, als bey Versetzung grösserer Bäume in einem Obstgarten geschehen kann und muß? Nicht nur diese Ursachen; sondern auch das erfolgte Absterben vieler mit Fleiß versetzter junger Eichen, welche aber schon 6, 8, 10 und mehr Jahre alt waren, haben gelehret, daß Eichstämme mit desto weniger Gefahr zu versetzen seyen, je jünger und kleiner sie dazu genommen werden. Auch diejenigen sind mit Nutzen auf ihre Vortheile bedacht gewesen, welche die mit Eichen zu bepflanzende Oerter ein Jahr vorher umgegraben, oder Gruben dazu bereitet haben. Denn die gut umgekehrte, und der schwängeruden Luft nicht weniger, als dem mürbemachenden Frost ausgesetzte Erde ist dadurch nicht nur fruchtbarer, sondern auch zum Einpflanzen selbst bequemer und brauchbarer gemachet worden. Die Verpflanzung junger Eichen selbst wird am besten zur Herbstzeit, auch, wenn es die Witterung zuläßt, in den Wintertagen vorgenommen. Im Frühjahr, und wenn es gleich die ersten Frühlingstage gewesen, ist es niemals so glücklich gegangen. Was bey Versetzung anderer Bäume erfordert wird, ist fast durchgehends auch hier zu beobachten. Die Wurzeln der jungen Eichstämme müssen eben so wenig, als die Wurzeln anderer Bäume verletzet und abgerissen, der Luft und den Sonnenstrahlen nicht ausgesetzet; sondern, so bald als möglich, wieder in die dazu gemachte Gruben gebracht, und mit Erde wohl bedecket werden. Hat man bey aller Vorsichtigkeit dennoch eine und die andere Wurzel im Ausgraben verletzet, und abgestossen; so muß man den beschädigten Theil mit einem scharfen Messer nach unten zu, oder unterwärts gerade abschneiden. Allein hier kommt ein Hauptstück, wodurch sich die Verpflanzung junger Eichen von der Versetzung der Obstbäume sehr unterscheidet. Bey diesen ist es nicht nur unschädlich; sondern auch zur Beförderung der Fruchtbarkeit besonders ersprießlich, wenn die Haupt- oder Stammwurzel beschnitten, und mäßig abgekürzet wird. Soll aber eine Eiche ihren Schuß und eine gehörige Höhe bekommen; so muß ihr die Pfahlwurzel gelassen, und ganz gerade und tief in den neuen Grund gebracht, auch um und um mit Erde wohl verwahret werden. So dann sind auch ihre übrigen Nebenwurzeln und deren Fasern nicht aufeinander zu packen; sondern ringsherum geräumig zu vertheilen, und mit Erde einzuschichten. Auch deswegen sind jüngere Eichen bey der Verpflanzung den ältern vorzuziehen, weil bey jenen die Pfahlwurzeln leichter und sicherer heraus, und wieder in die neuen Löcher zu bringen sind. Noch ein anderer Vortheil erwächset dadurch, daß jüngere Eichstämme nach ihrer Versetzung nicht noth-

wendig mit Pfählen oder darneben einzuschlagenden Stäben zu versehen sind. Denn ausser der Ersparung der Kosten, welche das Holz und die Taglöhner zu diesem Werke verursachen, wird dem jungen Baum mit der Stütze doch nicht zugleich auch der Wiederstand gegeben, wenn er durch die wiederholten Stösse des Windes an dem Pfahl gerieben und verletzet wird. Der jüngere, und also noch biegsame und geschlanke Baum, kann doch vom Winde nicht so hin und her getrieben werden, daß seine Wurzeln dadurch verrücket und herausgezogen würden, wenn sie nur hinlänglich eingeschichtet und veste zusammen getretten sind. Die kleinen Bäume pflegen sich auch einander selbst nicht zu beschädigen, weil sie zusammen dem Winde nachgeben, und sich gleichsam zugleich nach einer Seite hinneigen. Das Reiben aber, welches durch die beygetriebenen Pfähle verursachet worden, hat schon viele verpflanzte Eichen nicht nur verunstaltet; sondern gar zum Ersterben gebracht. Da die Eichbäume vor andern von Natur die Gesellschaft lieben; so werden sie etwas dichte stehend, allezeit zu gröſſerm und beſſerm Wachsthum gebracht, als wenn sie einzeln gepflanzet, oder weit voneinander gesondert sind. Hieraus kann man schon einiger massen abnehmen, was bey Versetzung der Eichstämme, in Ansehung ihrer Entfernung voneinander zu beobachten seye. Wir wollen hier nicht alle Zwischenräume der Plätze, und alle Abmessungen der Reihen anführen, die man bey Versetzung der Eichen gemacht und beobachtet hat. Es ist genug, diejenige Ordnung kürzlich zu bezeichnen, welche bey Pflanzung junger Eichstämme vor andern zu halten ist. Jüngere und etwa nur zweyjährige Eichen werden nur 4 Fuß voneinander, entweder in geraden oder ungewissen, allezeit aber ins Creutz oder wechselsweise gegeneinander über gerichteten Reihen, gehörig gepflanzet, vornemlich an solchen Orten, welche von allen andern Bäumen völlig frey sind. Wenn auch ältere Eichstämme nicht weiter, als 5 oder 6 Fuß aneinander gebracht werden; so erhalten sie sich glücklicher und leichter, als wenn sie weiter voneinander stehen. Diese Art der Verpflanzung erfordert zwar eine gröſſere Anzahl von jungen Stämmen; sie entstehet aber denen nicht, welche die Eicheln, nicht nur zu diesem Zweck; sondern mit Recht reichlich ausgesäet haben. Wer auch diese Arbeit selbst unternommen, und die Sache versuchet hat, kann auch nicht über gröſſere dazu erforderliche Kosten und Mühe klagen. Denn in eben dem Zeitraum, der zur vorsichtigen Aushebung, und sorgfältigen Wiedereinsetzung einer gröſſern, und ziemlich herangewachsenen Eiche erfordert wird, können wohl 12 und mehrere kleine Stämme ausgehoben und wieder eingepflanzet werden. Wenn nun von diesen auch der dritte Theil ausgienge, so bliebe es doch ein noch weit gröſſerer Unterscheid, als wenn jene allein erstürbe. In solchem Verhältniß wird man jenes fast keinen Verlust, dieses aber einen unersetzlichen Schaden nennen können.

C) Wir

c) Wir kommen endlich zu dem dritten Punkt: wie die auf solche Weise gepflanzte Eichen auch in gutem Stande zu erhalten seyen? Es ist hier mit den Eichen, wie mit allen andern Bäumen so beschaffen, daß sie in den ersten Jahren ihres Wachsthums mehr Aufsicht bedürfen, als wenn sie schon an Jahren und Grösse zugenommen haben. Die Regeln und Vorschriften, die bey solcher Aufsicht zu beobachten, liegen bereits in den vorausgeschickten Anweisungen zur Säung und Pflanzung der Eichen. Wir wollen die vornehmsten jetzo kürzlich so vorlegen, daß wir den Wachsthum dieser Bäume vor Augen haben, und von der ersten Anlegung der Eichwälder bis zu ihrem erreichten Alter gehen.

1) Schon im ersten Anfang dienet den hervorkeimenden und aufgehenden Eicheln eine solche Aufsicht, bey und vermöge welcher die Wurzeln der Pflanzen, wenn sie etwa durch den Frost oder einen andern Zufall entblösset sind, mit den Füssen wieder hinein- und niedergetretten, oder durch etwas angescharrte Erde verwahret werden. Eben dieses Geschäfte wird noch im zweyten Jahr ihres Alters, oder nach überstandenem zweyten Winter, mit Nutzen wiederholet. Es kann dabey gar leicht vermieden werden, daß man den Stämmgens selbst, wenn sie auch gleich hie und da dichte beyeinander stehen, keinen Schaden zufüge. Denn so viel Raum muß und wird sich doch allenthalben finden, daß man im Fortschreiten die Füsse darzwischen setzen, und selbst durch den Tritt diese Arbeit verrichten, und die Erde antretten könne. Zugleich sind auch die, auf den niedrigern oder tiefern Plätzen einer Gegend, vom Regen oder geschmolzenen Schnee entstandene Sümpfe, vermittelst einer Schauffel oder Hacke, in gemachte Riesen zu leiten und abzuführen. Denn dergleichen mit Wasser überschwemmte Plätze bringen den hervorgesprossenen Eichen den Untergang zuwegen. Mit eben der Vorsicht muß man sich auch gegen diejenigen Gegenden betragen, wo junge Eichen verpflanzet worden.

2) Wenn ferner der zu sehr anwachsende Rasen, oder die Menge des aufschiessenden wilden Grases und anderer Distelkräuter, die junge Eichen, auch wenn sie schon einige Jahre getrieben, unten am Stamme zu sehr umgeben und einklemmen wollten; so müssen dergleichen Schlingen und Gewebe mit Hacken, oder nach Beschaffenheit der Umstände, mit Spitzen und zweyzackigten Karsten auseinander gezogen, und um die Stämme herum weggebracht werden, doch so, daß man die Wurzeln der letztern nicht berühre oder verletze. Diese Arbeit nützet nicht nur zum freyen Wachsthum der jungen Bäume; sondern sie schneidet auch den Mäusen und andern herbeyschleichenden Feinden den Zugang und die Wege ab. Eben so sind auch die Maulwurfsgänge, in welchen die Mäuse so schön fortkommen können fleissig zu verwüsten, und diese Thiergen selbst nach Möglichkeit auszurotten. Wenn sich die verschie-

seine Arten von Mäusen; und besonders die Wald- und Hausmäuse zu sehr vermehren sollten: so kann man ihnen mit denen in Gärten gebräuchlichen Mitteln, als mit vergifteten Körnern und Rüben, oder dergleichen, bisweilen glücklichen Abbruch thun. Denn wenn dergleichen Thiere auch an die Wurzeln der schon herangewachsenen Eichen ungehindert kommen können; so fressen sie dieselben oft ringsherum ab, und hören nicht eher auf, bis die blossen, und aller Wurzeln beraubten Stämme in dem Boden bleiben.

3) Man muß über dem auf alle Weise den Thieren widerstand thun, welche dem Wachsthum der Eichen nachtheilig und schädlich sind. Dahin gehören alle diejenigen Thiere, welche die Borke oder Rinde der Eichstämme, wie auch ihre Gipfel und Knospen zu benagen und abzubeissen pflegen, nämlich das Rothwild, Hornvieh, die Ziegen, Haasen und Eichhörner; von den Vögeln aber die Spechte und Häher. Vor andern aber sind, wie schon vorhin gedacht, allerley Arten von Mäusen dem Wachsthum der Eichen besonders schädlich. Der Widerstand, den man hier zu leisten hat, kann nun freylich bey Eichenbaumschulen mit leichter Mühe geschehen, weil sie mit Zäunen umgeben werden. Doch wird auch bey freyen und grössern Gegenden nicht alle Mühe vergebens angewendet, wenn man denen daher bevorstehenden Unfällen so zu begegnen suchet, daß den Vieh- und Ziegenheerden aller Zugang versaget, den wilden Thieren aber mögliche Scheu eingejaget werde, wo sie nicht ganz wegzubringen oder zu erlegen stehen. Die Lust, zu jagen, und deshalb das Wild zu hegen, muß also hier dem Verlangen nach anzupflanzenden Eichen nachstehen. Denn die jungen und noch nicht hoch genug gewachsenen Eichbäume leiden durch die Bisse des Wildprets einen bedauernswürdigen Schaden, vornehmlich wenn dadurch die obern Zweige und Gipfel abgekürzet werden. Es sind wohl eher ganze junge Eichwälder ausgegangen, wenn nur allein die Haasen die zarten Stämme im Winter angefallen, und ihre Rinden abgeschälet haben.

4) Denen schon gröſſer gewordenen Eichen haben diejenigen zu Hülfe kommen, und ihnen nicht sowohl zu hohen Gipfeln, als zu langen Stämmen verhelfen wollen, welche ihre Unteräste bey angehendem Frühling weggehauen, und nahe am Stamme weggeschnitten haben. Die Folgen aber sind nicht nach ihren Absichten und Unternehmungen jederzeit ausgefallen. Denn die durch die Ausschneidelung entblößten Flecke haben gar leicht eine um sich greiffende Fäulniß erreget. Wenn sie auch nicht dergleichen Fäulniß zugelassen haben; so ist doch an solchen Stellen noch ein stärkerer Ausbruch von neuen Zweigen verursachet worden, und dadurch sind knorrigte und gleichsam buckeligte Stämme entstanden. Die Zeugung und Bildung der Zweige ist also viel sicherer den Bäumen selbst zu überlassen, an welchen die untern und unnützlichern Aeste

Aeste von selbst ersterben, vornemlich wenn die Bäume dicht genug zusammen aufgewachsen. Die auf solche Weise jährlich verdorreten Eichenäste müssen aber auch nicht mit Gewalt abgerissen oder ausgebrochen werden, damit nicht der Stamm verletzet oder ausgehölet werde. Sie sind vielmehr mit einer Säge wegzuschneiden, oder mit einem starken Beile abzuhauen.

5) Zur Erhaltung eines Eichenwaldes wird auch dadurch nicht wenig beygetragen, wenn man die Eichen nicht erst alsdann hauen läßt, wenn sie schon vor Alter, und von selbst abständig werden; sondern wenn sie noch grün und saftig sind. Denn wenn sie bey einer solchen Beschaffenheit zur rechten Jahreszeit gefället werden; so treiben die zurückgebliebenen frischen Wurzeln bald eine Menge von jungen Schößlingen heraus, welche ziemlich geschwinde heranwachsen, und unter welchen die stärkesten, vornemlich die, so mit den Pfahlwurzeln in der nähesten Verbindung stehen, leicht den Vorzug, ja auch den ganzen Platz des abgehauenen Mutterbaums, nach und nach behaupten. Die übrigen Wurzelabkömmlinge wachsen indessen auch so heran, daß sie können gehauen, und verschiedentlich genutzet werden. Es ist nur noch bey Fällung der Eichen diese Vorsicht zu gebrauchen, daß sie so nahe, als möglich, an der Erde, und abhängig weggehauen werden, damit kein hoher und ausgehölter Stamm oder Stock zurücke bleibe, welcher das Regenwasser zu grossem Nachtheil der Schößlinge aufbehalten, und dadurch die etwa noch ausschlagende Loden zurücke halten könnte. Wenn dergleichen Sprossen aber mehr herangewachsen sind, und den nicht viel hervorragenden Stock doch nicht ganz bezogen haben; so muß dieser zu gelegener Zeit mit Erde völlig beschüttet werden. Es können durch dergleichen Verfahren ganze schon vor 30, und mehr Jahren wieder gewachsene, wie auch vor nicht so langer Zeit wieder erneurte Eichwälder gezeiget werden, zu grosser Verwunderung derer, die dergleichen Eichenherstellung noch nicht gesehen, oder wohl gar nicht geglaubet haben. Dergleichen erneuerte Eichenzucht verfasgen aber diejenigen Gegenden, welche schon Jahrhunderte, und also lange genug Eichbäume getragen; und deshalben Lust zu andern Arten von Waldungen haben. Denn die Natur liebet hier, wie bey der Andämmung der Felder, eine Abwechslung, daß das Holz besser geräth, wenn man eine andre Art, als vorhero an dem Ort, und zwar schon eine geraume Zeit, gestanden, nachpflanzet. Das hier beschriebene Verfahren ist auch alsdann mit besonderm Nutzen anzuwenden, wenn jüngere, entweder gesäete und angepflanzte, oder von selbst wieder angewachsene Eichstämme, wegen eines zugestossenen Unfalls von hartem Froste, oder wegen eines erlittenen Anfalls von wilden und zahmen Thieren, nicht recht fort wollen. Sind sie z. Ex. oben abgebissen, oder sind ihre Gipfelzweige verfrohren; so treiben sie wohl noch ungleich mehr, als gewöhnlich, in Nebenzweige und

Unter-

Unterkünfte aus. Sie werden aber dadurch bischigt, und geben keine hochstämmige und gerade Bäume. Läßt man aber solchen Mißwachs ganz, oder wenn dieses nicht nöthig ist, zum Theil gegen das Frühjahr ohne Bedenken nahe an der Erde, und reine wegs hauen; so treiben die Wurzeln bald solche frische und gesunde Loden aus, die den vorigen Stämmeln und Sträuchen nicht zu vergleichen, sondern in kurzer Zeit weit vorzuziehen sind. Nach einigen Jahren wird alsdenn durch Weghauung der schwächern und schlechten Reiser den höchsten und besten Stämmen Platz gemacht.

6) Zuletzt träget es zur Erhaltung und Erneurung der Eichwälder, gleichwie auch anderer Holzungen, vieles bey, wenn die Hauungen nicht von der Mittagsseite, sondern von Mitternacht, oder doch von Morgen her angefangen werden. Denn die Gegenden, welche den Nordwinden frey vorliegen, gegen Mittag aber, wie auch gegen Abend, noch Bäume und Waldungen haben, sind dem Fortkommen der gesäeten und gepflanzten, ingleichem auch der Wurzel getriebenen Eichen viel günstiger, als andere. Es werden nicht nur die Südwinde, welchen diesen jungen Bäumen nachtheilig sind, in solcher Lage etwas abgehalten, sondern auch der Reiff, welcher zur Herbstzeit des Morgens zu fallen pfleget, schadet den jungen Eichstämmen weniger, wenn er sie von Mitternacht oder von Morgen her ungehindert treffen und überziehen kann. Eben deswegen werden die schon stehende und herangewachsene Eichwälder viel glücklicher an der Mitternachts- oder Morgenseite, als auf der Mittags- und Abendwendung durchs Säen und Pflanzen, verlängert, und vergrössert. Man wird auch eine bergigte oder eine ebene Gegend, die zum neuen Anwachs der Eichen gehörig bestimmet ist, viel eher und sicherer mit dergleichen Bäumgen besetzet und gezieret sehen, wenn man ihren südlichen Theil, oder den Strich gegen Mittag, im ersten Jahr mit Eicheln besäen, und hernach in den folgenden Jahren mit dieser Arbeit strichweise gegen Mitternacht, oder gegen Morgen fortfahren wird. Die Eichwälder, in so ferne sie zur Eichelmast dienlich sind, werden auch mit dem Nahmen Eckewich benennet. Wenn da die Eckern oder Eicheln wohl gerathen, läßt man solche entweder um ein gewisses, z. Ex. um die Helfte, lesen, oder man läßt sie liegen, und gegen einen gewissen Zinß eine proportionirte Anzahl Schweine in die Eichwälder treiben, und eine bestimmte Zeit lang darinnen hüten, welches man die Schweine in die Eicheln schlagen heißt. Was man nun bey ihrer Hut und Wartung daselbst zu beobachten habe, wird in der Oeconomie gelehret. S. *Onomatologia oeconomica practica*, oder oeconom. Wörterbuch, 1ter Theil, pag. 941 &c.

Eicke, s. Eiche.

Eigene Mast, s. Mast.

Eilen, s. Erle.

Eindämpfen, s. Verhalten.

Einfals

Einfallen, ſ. Fallen.

Einfangen, heißt bey den Jägern, wenn ein Hund oder Raubthier in das andere gebiſſen hat. In einem andern Verſtande ſagt man auch von wilden Thieren: man wolle ſie einfangen, wenn man ſie in einem vermachten Orte lauffen hat, und ſelbige in dazu gehörigen Käſten, anderswohin bringen will.

Eingeholt, wird von dem Wilde, und beſonders von den Sauen geſagt, wenn ſie von den Hunden angepacket werden.

Eingraben, heißt in der Jägerey, wenn Dachſe, wilde Schweine, und andere wilde Thiere die Erde mit ihren Rüſſeln oder Klauen aufſcharren, und ſich darinn gewieße Löcher, oder Hölen zu ihrem Lager machen, welches ſonſt auch Einwühlen genennet wird.

Einhauen, Einſchlagen, franz. *Empieter*, iſt ein Kunſtwort bey der Falknerey, und wird von einem Raubvogel, und beſonders von dem Geyer geſagt, wenn er den Raub mit ſeinen Klauen aufhebet, und davon führet.

Einholen, ſ. Eingeholt.

Einkreiſen, heißt bey der Jägerey ſo viel, als rings um ein Gebüſche oder Sträucher herum gehen, dahinein man zwar im Schnee einen Wolf, aber nicht wieder herausgeſpüret hat.

Einſchlag, wird von den Hirſchen geſagt. Da nämlich der Hirſch jederzeit beſchloſſen und gezwungen gehet; ſo zwinget er, wenn er alſo zu Holze ziehet, und über Gras oder jung grün Getreyde kommt, Gras ab, und behält es in der Schale. Wenn er aber über den freyen Weg oder Boden kommt; ſo läßt er es in der Fehrte liegen; und das heißt der Einſchlag.

Einſchlagen, ſ. Einhauen.

Einſchreken, ſ. Schreken.

Einſömmeriger Satz, ſ. Teichfiſcherey, Nro. I. lit. B) ɔ) 12.

Einſtändig Holz, werden diejenige Loden genennet, welche aus dem Holzſaamen gewachſen, und ſchon etwas ſtärker ſind, als die Käumen und zarten Stämmgens, die man Auflug nennet. Sie heiſſen aber deswegen einſtändig Holz, weil nur ein Stamm aus ſolchem Saamen erwächſet; dagegen aus einem abgehauenen Stamm oft 30, 40 und mehrere Stämme zugleich ausſchlagen.

Einwühlen, ſ. Eingraben.

Eisbeine, Flanken, werden bey einem Hirſch die Dünnungen genannt, ſo das Geſcheide umſchlieſſen.

Eiſenbeerbaum, ſ. Rheinweiden.

Eiſengart, ſ. Eisvogel.

Eisfiſcherey, iſt eine beſondere Art zu fiſchen, die unter dem Eis practicirt wird, und zwar meiſtens auf überfrornen Seen, wilden Fiſchlachen oder Fiſchdümpfeln u. d. g. Es gehet aber damit alſo her: Man macht an demjenigen Orte, wo man die meiſte Fiſche vermuthet, eine groſſe Wuhne, ohngefehr 6 Ellen ins Gevierte, in das Eis, wo man das Eisnetze hinein ſtoſſen will, und an dem Ende, wo der Aus-

zug

zug geschehen soll, ein anderes von gleicher Grösse und Weite. Zwischen diesen beyden grossen Wuhnen werden ungefehr alle 12 Ellen von einander entfernte kleine Wuhnen oder Löcher, etwa 2 bis dritthalb Ellen ins Gevierte, durch das Eis gehauen. Darnach bindet man zwey weisse geschälte Stangen, an jedes Ende des Netzes eine, und steckt also die beyden Stangen an den Stricken zuerst hinein in das Wasser, daß auf jede Seite eine Stange nach der ersten kleinen Wuhne zugehe, und wirft endlich das ganze Netz fein ordentlich hinten nach in die grosse Wuhne hinein. Darnach treibet man die weissen Stangen, wenn sie zu der kleinen Wuhne kommen, mit einer hölzernen Sabel immer von einer kleinen Wuhne zu der andern, bis sie auf der andern Seite zur andern grossen Wuhne kommen, wo man hin will. Da werden alsdann erstlich die Stangen, nachgehends die Stricke, und endlich das Netze herausgezogen, welches aber mit grosser Behutsamkeit geschehen muß, damit von den gefangenen Fischen nichts durchgehe. Auf eine besondere Art pflegen die russischen Fischer, welche zu dem Ende alljährlich nach Preussen kommen, die Fische unter dem Eis hervorzulangen; wohin auch diese Art, zu fischen, den Nahmen der russischen Eisfischerey führet. Es haben nämlich allezeit ihrer 10 bis 12 von diesen russischen Fischern ihr eigenes und besonderes Netze, welches zwar nicht so breite und lange Flügel hat, als wie die preussischen Wintergarne, doch aber viel vester und dicker gestricket ist. Diese treffen hin und wieder sowohl mit den Eigenthümern, als mit den Pachtern der dasigen Landseen folgenden Accord: Es muß ihnen nämlich, vermöge des geschlossenen Contracts täglich das benöthigte Essen und Trinken, auf ihre Pferde aber, mit welchen sie das Garn fortrücken, zwey Scheffel Haber, und dabey noch genugsames Heu und Herel gegeben werden. Ueber dieses nehmen sie auch die Helfte von allen gefangenen Fischen vor sich. Sie bringen aber diese Kosten reichlich wieder ein, indem sie die Fische gleichsam aus dem Wasser heraus bannen können. Jedoch visitiren sie die Seen nach ihrer Art auf mancherley Weise. Sie hauen hin und wieder Löcher in das Eis, und legen sich mit Decken bedeckt an die Löcher; ja sie stecken wohl gar den Kopf in das Wasser hinein. Sie machen auch Feuer auf dem Eis; und wenn sie erst einen Brassen oder andern Fisch gefangen haben, so würden sie den ersten, der heraus kommt, vor vieles Geld nicht verkauffen; sondern segnen ihn mit vielen Worten und Creutzmachen abergläubischer Weise. Wenn sie nun denselben auf solche Art gezeichnet haben, lassen sie ihn wieder in das Wasser, weil sie meynen, daß dieser Fisch die andern alle zusammen in ihr Netz und Garn treiben solle; wie sie denn auch mehrentheils eine ganz erstaunende Menge von Fischen fangen, worunter sich bisweilen Karpfen, und andere schöne Fische, von 30 bis 40 Pfund schwer, befinden. Wenn nun der Winter, und mithin auch diese ihre Fischerey unter dem Eis zu Ende ist; so gehen diese

diese Fischer wieder durch Litthauen in ihr Land, und kommen den folgenden Winter wieder zurücke.

Eisklüfte, Wetterklüfte, nennet man bey dem Forstwesen, wenn ein Baum in starken Frösten und von der Kälte dergestalt voneinander gezogen wird, daß er, wie ein zerfroren Ey, von den Aesten an, bis an die Wurzel, zerberstet und zerreisset. Welcher Riß hernachmals in der Saftzeit mit Saft in der Schale wiederum anläuft und zuwächst, daß es eine sichtbare Reiffe oder Schärfe giebt, welches aus dem Baum auswächset, daß solchergestalt, weil dieser Riß mehrentheils in den Kern gehet, ein dergleichen aufgerissener Baum nicht besser, als zum Feuren zu gebrauchen. Um zu erfahren, ob dieser Schaden bis in den Kern gehe oder nicht, muß man einen Bohrer nehmen, der bis in den Kern des Baums hinein reichet, und diesen damit anbohren. Denn wenn man bohret; so zeigen hernach die von dem Bohrer ausgeworfenen Späne gar bald die Gesundheit oder Gebrechen des Stammes an; wiewohl dieses von den Forstbedienten nicht gerne verstattet wird. Dieser Zufall ereignet sich an vielen Arten der Bäume, besonders aber, und am meisten an Eichen, Rothbuchen, Eschen, Kiefern, Fichten, Tannen und Weiden. Und die Ursachen davon suchet man darinn, daß dergleichen Bäume sehr mastig und porös erwachsen.

Eissprüssel, s. Augensprossen.

Eisvogel, Indianischer Eisvogel, Sr. Martinsvogel, Eisengart, lat Alcyon, Halcyon, Alcedo, Ispida, franz. *Martinet*, *Pescheur*, *Drapier*, *Oiseau de Saint Martin*, ist ein kleiner Wasservogel, fast in der Grösse einer Wachtel. Seine Farbe auf dem Rücken ist grün, die Brust und der untere Theil des Leibes ziegelroth, auf den Fittigen blau und weiß, einen Strich, wie ein halber Finger breit, auf beyden Seiten am Rücken hinunter weiß und blau, wie Karpfenschuppen vermenget, unter den Augen und dem Halse weißlicht, mit rothen Flecken untermenget. Hinter den Augen her hat er ebenfalls rothe Flecken, und auf dem Kopfe und Fittichen blaue Tüpflein, über den Rücken und gegen den Schwanz zu schön hellblau. Er hat einen kurzen Schwanz, wie auch kurze Füßlein, welche roth seyn, daran hinten eine Zehe, und vorne drey sind, von denen das äusserste Zehlein bis in die Mitten zusammengewachsen ist, als wenn es eine Zehe wäre, theilet sich aber hernach in zwey Zehen. Er hat dabey einen etwas langen und scharfeckigten Schnabel. Er ist mit Flaumfedern, wie eine Gans, bewachsen, brütet am Ufer des Wassers, bringet 3 bis 4 Junge, und nähret sich vom Gewürme, Schnecken, und den sogenannten Wasserschwaben. Ziehet nicht weg, sondern bleibet im Sommer und Winter an seinem Orte, nämlich an Wassern und Quellen, wo er auch zur Winterszeit die Wasserschwaben aus dem Wasser heraus langen kann. Er nähret sich darneben auch mit Fischen, und leget seine Eyer im

Winter

Winter zur Zeit der kürzesten Tage, wenn es helle und schön Wetter ist. Es führet dieser Vogel viel flüchtiges Salz bey sich, und wird in der Medicin entweder selbst, oder das Herz davon aufgetreuget, und den Kindern wider die schwere Noth an den Hals gehangen; doch würde er noch bessere Wirkung thun, wenn man ihn zu Pulver machte, und alle Tage eines Scrupels schwer davon mit Päonienwasser einnehmen liesse. Die Haut von diesem Vogel abgezogen und gedörret, soll bey den Kleidern und wöllenem Tuche die Schaben vertreiben. Von einer Gattung Indianischer Eisvögel werden die bekannten weissen trocknen Vogelnester von den Siamern zu uns gebracht. Sie sehen aus, wie runde Schächtelgen oder Schälgen, und die Materie dazu soll ein weisser Schaum oder Schleim seyn, der zur Zeit, wenn sich diese Vögel gatten wollen, denselben aus den Schnäbeln fliesset, und hernach durch die Wärme wieder hart gemachet wird. Die Nester schmecken fast gar nicht, oder nur ein wenig schleimigt, und fast wie Nudeln. Sie werden insonderheit von den Chinesern geliebet, und vor eine stärkende Speise gehalten; daher sie auch in grosser Anzahl dahin gebracht, und theuer von ihnen bezahlet werden. Doch bestehet ihre ganze Zurichtung, die sie damit vornehmen, darinn, daß sie dieselbe mit Jugber kochen lassen. Das mehrere von diesen Nestern, und die Art ihrer Zurichtung bey den Europäern, s. *Onomat. Oeconom.* oder Öconom. Wörterb. 2ter Th. pag. 262. 263.

Elegner, s. Schneideln.

Elan, s. Elend.

Eland, s. Elend.

Elaphoboscum, s. Hirschfutter.

Elbthier, s. Ilcis.

Elefant, s. Elephant.

Elend, Elendhirsch, Elendsthier, Ellend, lat. Alce, Alces, Alcus, Elo, Equicervus, Animal magnum, Magna Bestia, franz. *Elan*, *Eland*, *Orignal*, ist ein wildes, starkes und vierfüssiges Thier, welches in hiesigen Landen fremde ist, aber in Pohlen und Preussen in grossen Wäldern häufig angetroffen wird, woselbst sich dieses Thier sehr stark vermehret; sonsten aber von daher auch in andere Länder gebracht, und in Thiergärten gehalten wird. Es kommt dasselbe dem Roth- oder edlen Hirsche sehr gleich; nur ist es nach Proportion fast noch um die Helfte grösser, und die Farbe ist etwas dunkelroth, oder bräuner, als bey dem Hirsche. Der Leib, die Läufte, Schalen, Oberrücken, und der Kopf sind eben, wie bey dem Rothhirsche gestaltet, aber etwas über den Blättern höher, und auf dem Halse hat es lange Haare. Das Gehörne gleichet dem bey denen Tannhirschen. Es wird nicht gar hoch, wie bey dem Rothhirsche, lieget etwas hoch, und bekommt solche Schauffeln an den Stangen, wie die Tannhirsche. Dieß besondere aber findet man daran, daß das Gehörn vom Elend inwendig nicht so porös, und so schwammligt ist, wie jene; sondern es ist fester und dichter. Daher es

auch

auch sehr schwer ist, also daß die Elendthiere nicht so aufrecht und prächtig, wie die Rothhirsche, mit dem Kopfe daher ziehen können. Das Elendshirschkalb setzet gleichfalls nach dem ersten Jahre Spiesse auf, und werfen die Elende gleich den Rothhirschen, alle Jahre, und setzen auch wieder auf, nachhero aber bekommen sie Schauffeln. Ihre Brunstzeit ist gleich jenen im September und October, in welcher sie sehr zornig sind, sich nicht nur mit ihres gleichen kämpfen; sondern auch andere Thiere, und wohl gar Menschen angreiffen. Sie schreyen aber nicht, wie die Rothhirsche in solcher Brunstzeit. Das Thier trägt 40 Wochen, und setzet sodann ein, auch 2 Kälber. Ihr Geässe ist auch, gleich anderm Rothwildprete, Laub, Gras und Getreyde. Sie verfärben sich auch gleich diesem, und sind, wie schon gedacht, den Rothhirschen in den meisten Stücken gleich. Sie ziehen auch des Abends, wie andere Thiere, aus ihrem Stand auf die Wiesen und Felder nach ihrem Geässe. Einige wollen vor gewiß behaupten, daß das Elend fast täglich das böse Wesen oder die schwere Noth bekomme. Allein man hat bishero keinen hinlänglichen Beweiß davon geführet. Denn es wird schwerlich jemand dazu gekommen seyn, daß es umgestürzet, und in einem Paroxismo gelegen wäre; es müßte denn mancher solches daher beweisen wollen, daß, wenn sich das Elend niedergethan, es nicht so hurtig, als das andere Rothwildpret, aufkommen kann. Es ist aber dieses vielmehr der Schwere seines Leibes beyzumessen. Denn wenn man gegen der Schwere des Leibes die Läufte, welche dagegen sehr schwach seyn, bemerket; so ist es zu bewundern, daß es noch so flüchtig seyn kann, als es wirklich ist. Und daß es so traurig herziehet, solches ist wohl nichts anders, als der sonderbaren Schwere des Gehörns der Hirsche, und sonst überall deren Naturell zuzuschreiben. Bekannt ist es auch, daß der, so die schwere Noth oder das böse Wesen hat, und wirklich im Paroxismo liegt, gar nicht aufkommen kann, seiner nicht bewußt ist, und liegen bleiben muß, wo er einmal lieget. Wenn nun das Elend einen solchen Zufall hätte; so würde manches davon gar oft todt geschlagen, oder von den Raubthieren zerrissen werden.

Das Fleisch dieses Thiers wird frisch und eingesalzen gegessen, und ist gut am Geschmack, aber hart und schwer zu verdauen. Das Unschlitt ist so kostbar zum Heilen, als vom Rothhirsche. Die Klaue wird häufig in der Medicin gebraucht; es muß aber hierzu besonders eine solche ausgesuchet werden, die fein schwer und dichte, glatt, glänzend und schwarz ist. Sie führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich; und dieses ist der Grund ihrer heilsamen Kraft. Daher es eine Einbildung ist, wenn einige die linke Klaue der rechten vorziehen wollen. Man brauchet sie nicht nur unter die Arzney vor das schwere Gebrechen; sondern sie dienen auch in Blattern und Masern, ingleichem wider das schmerzliche Aufsteigen der Mutter. Es muß aber das Thier

zwischen den beyden Frauentagen, Mariä Himmelfarth und Geburt, geschlagen werden, weil ausser dem die Klauen nicht so gute Wirkung haben sollen. Dieß ist eine Erfahrung, wovon man freylich die Ursache nicht diesen beyden Tagen, oder ihrer Zwischenzeit; sondern der Beschaffenheit der Jahreszeit, und dem Einfluß derselben in das Thier, wie auch der Nahrung, die es da findet, zuzuschreiben hat. Die Dosis der Elendsklaue bey kleinen Kindern ist einer Erbsen groß; bey mittlern ein halb Messerspitzgen voll, und bey erwachsenen einer Messerspitze groß. Das Horn soll der Klaue an Kraft und Wirkung nichts nachgeben. Die Nerven zu einem Ringe gemacht, und an den Fingern getragen, dienen wider den Krampf. Die Haut ist sehr stark und dichte, daß man nicht wohl durchstechen oder hauen kann; daher die besten Collette oder Koller, wie auch Hosen und Handschuh davon gemacht werden. Ja sie wird auch auf Sämische Art zubereitet. Das schönste Elendleder ist so zart und weich, daß man nach dem Handschuhschlagen die Finger darinnen zehlen kann. Es pflegt auch, wenn es gut gearbeitet ist, nicht wie anderes Leder, nach der Nässe hart zu werden. Weydmännisch wird von dem Elende, wie von Rothhirschen gesprochen, ausser, daß das Gehörn Schauffeln, und keine Krone hat.

Elendsfinder, sind eine gewisse Art Hunde, die besonders zur Elendsjagd abgerichtet sind. s. Elendsjagd.

Elendshirsche, werden unter den Elendthieren die Männlein genennet, weil sie ein Gehörne haben, das einem Hirschgeweyhe ziemlich gleicht kommt. s. Elend.

Elendsjagd, wird zwar in Deutschland nicht angestellet, aber doch in dem benachbarten Pohlen und Preussen. Daher wir derselben nur mit wenigem gedenken wollen. Es werden nämlich daselbst die Elende, auf eben die Art, wie in den deutschen Ländern die Hirsche, in Jagdzeugen eingerichtet, und umstellet, theils mit einem Laufte, meistens aber in Kesseljagen eingestellet, dieselbe auch mit Jagdhunden darinnen herumgejagt und geschossen. Ingleichem hat man Hunde oder Finder dazu. Weil sie denn gerne die grossen starken Wälder, Dickigte, und die Brüche zu ihrem Stande erwählen; so läßt man die Finder streichen. Die Schützen aber stellen sich an den bekannten Wechseln und Pässen mit Pürschbüchsen vor. Wenn nun die Finder die Elendshirsche finden, und vor ihnen losbrechen; so kommen alsdann die Schützen nach, und werden alsdann ihnen gepürscht. Was aber ein rechter guter Elendsfinder ist, der hält, was er gefunden, an. Wenn es nun dem Schützen nicht vor die Büchse käme; so stellet er selbige doch so, daß der Jäger alsdenn nachschleichen, und solche vor dem Hund fällen kann. Es gehöret hierzu ein unverdrossener Weydmann. Jedoch so er auch einen solchen Elendshirsch pürschet oder erleget; desto besser ist auch nachmals die Ergötzung. Seine Mühe wird ihm auch wohl bezahlt,

bezahlt, besonders wenn sie feist seyn, indem ein dergleichen Hirsch wohl 3 mal so viel Feist in sich hat, als ein Rothhirsch. Die Häute sind ebenfalls in gröſserm Werth. Und über dieses giebt es gröſsere und derbere Stücke Wildpret zu seinem Jägerrechte, als vom edlen Hirsche.

Elephant, Elefant, Helffant, lat. Elephas, Elephantus, Barrus, franz. *Elephant*, ist ein ungeheur grosses, bisweilen 13 bis 15 Fuß hohes, aber nicht gar zu wildes Thier. Es hat eine schwärzlichte, runzlichte und dicke Haut, einen ungestalten Kopf, und sehr breite Ohren. An dem Oberkiefer ragen aus dem Rachen bey dem Männlein 2 schröckliche grosse Zähne hervor, welche einige, wegen ihrer erstaunenden Gröſse lieber Wospen oder Hörner nennen wollen. Diese sind so stark, daß ein Elephant auf einem jeden 2 Menschen tragen kann. Sonst wird auch hieraus das sogenannte Elffenbein bereitet. An statt der Nase hat der Elephant einen langen holen Schnabel, den man den Rüssel, lat. Proboscis, franz. *La Trompe*, nennet, und von den Afrikanern, die das Fleisch dieses Thiers zur Speise gebrauchen, für eine grosse Delicatesse geachtet wird. Dieser Rüssel ist von einer solchen äderigen und knorplichten Materie, daß er ihn aus- und einziehen kann. Er bringt dadurch seine Speise, welche in Blättern, Früchten, Reiß u. d. g. bestehet, zum Maule, und gebraucht sich desselben, wie einer Hand. Er verrichtet damit, wenn er zahm und abgerichtet worden, solche Dinge, die selbst bey den Menschen die gröſte Geschicklichkeit und Vorsichtigkeit erfordern. Er hat darinnen eine solche Kraft, daß er damit ein Cameel oder Pferd solle zu tode schlagen können. Seine Füsse, so unten 5 schwarze hörnerne Klauen haben, sind dicke und rund, wie eine Walze, so, daß man die Gelenke daran nicht wohl unterscheiden kann. Daher der falsche Wahn entstanden, daß er sich nicht legen könne, sondern, wenn er ausruhen will, sich an starke Bäume lehnen müßte, und damit gefangen werde, wenn ein solcher Baum, daran er sich zu lehnen pflege, umgesäget worden, daß er brechen, und mit demselben das Thier umfallen müsse. Es fehlet aber hieran so weit, daß er mit seinen gewöhnlichen Schritten einen laufenden Menschen einholet, welches ohne Gelenke nicht von statten gehen kann. Nur dieses ist an ihm sonderlich, daß sich die Gelenke der Hinterfüsse nicht, wie bey andern Thieren, hinter, sondern vorwärts beugen. Seine Fähigkeit und Geschicklichkeit, allerhand artige Künste zu lernen, und zu machen, ist fast unbeschreiblich, und hat schon Suetonius berichtet, daß der Kayser Galba in einem Schauspiele Elephanten aufführen lassen, die auf dem Seil getanzet. Es kostet aber erst grosse Mühe, bis er gefangen und zahm gemacht wird. Man fängt ihn entweder in verdeckten Gruben, oder durch zahmgemachte Weiblein, mit welchen er sich von engen zu engern Plätzen so lange treiben läßt, bis man ihn ganz ermüdet ohne sonderliche Gefahr an den

hintern Fuß binden, und alsdenn durch Hunger und andere Mittel, nach und nach zähmen mag.

Das Weiblein locket in der Brunstzeit das Männlein. Sie gehen aber doch nicht zusammen, wenn sie etwas um sich vermerken, und nicht ganz alleine sind. Wenn sie sich gatten; so thut sich das Weiblein mit dem Hintertheil auf die Erde nieder, daß es der Mann ohne Springen belegen kann; wiewohl auch einige wollen gesehen haben, daß sich sich das Weiblein auf den Rücken lege. Sie tragen ein ganzes Jahr, auch wohl 16 bis 20 Monate. In Indien, Mohrenland, Asien und Africa findet man sie häufig. Sie werden aber dennoch theuer bezahlet, wenn sie groß und schön sind.

Wir übergehen die verschiedene Arten derselben, und melden nur noch etwas von ihrem Gebrauch. An einigen Orten bedienet man sich der Elephanten zum Lasttragen, und sonderlich die Kriegsbedürfnisse fortzubringen. Sie sind wegen ihrer unglaublichen Stärke und ihres gewissen Ganges, dazu sonderlich geschickt, auch schwimmen sie so leicht und gerne, als irgend ein ander Thier. Bey den Alten thaten sie grosse Dienste in ihren Kriegen. Man panzerte sie, man bauete auf ihnen solche Gerüste, worinnen sich mehr, als 20 Soldaten verbergen konnten, und wurden sodenn, nachdem man sie entweder mit rothem Maulbeersaft bespritzt, oder sonst recht grimmig gemacht, mit grausamen Thieren unter die Feinde geschickt. Und es hat der Elephanten entsetzliches Geschrey und schenßliches Ansehen oft grosse Kriegsheere so erschrekt, daß sie leicht sind überwunden worden. Nachdem man aber gelernet, die Elephanten selbst in Furcht und Unordnung zu bringen; so ist der Gebrauch derselben im Kriege fast gänzlich abgeschaffet worden, ausser was etwa noch von denen in Europäischen Kriegsübungen unerfahrnen Indianern, und andern dergleichen Völkern geschiehet. Von ihrer Erbfeindschaft mit den Löwen, Schlangen, Drachen, Tygern, Naßhorn, Widdern, Schweinen u. d. g. will die Erfahrung nicht alles bestättigen, was die Alten davon vorgegeben haben.

Elephantus, s. Elephant.

Elephas, s. Elephant.

Ellenbaum, s. Eyle.

Ellend, s. Elend.

Ellernbaum, s. Erle.

Ellkatze, s. Iltis.

Ellritz, s. Elritz.

Elo, s. Elend.

Elritz, Ellritz, ist ein kleiner fast jedermann bekannter Fisch, noch kleiner, als die Schmerlen. Ohne Zweifel hat er seinen Nahmen von dem Ellern- oder Erlensaamen, welchen er gerne zu seiner Nahrung hat; wie er denn auch an allerhand faul Zeug, und unter den Ufern an lettichtem Boden seine Speise suchet. Es lieben diese Fische ein rein fliessendes Wasser, so zugleich einen kiesigten Grund hat. Sie haben gar zarte

zarte Schüpplein, sind etwas schwarz getipfelt und mit vielen Flossedern versehen. Zur Sommerszeit ist ihre Hauptfarbe ganz grünlich, das Männlein am Bauche roth, und das Weiblein weiß. Gegen den Herbst und Winter aber werden sie blaichfarbiger. Sie sind gerne in Bächen, da sich Gründlinge aufhalten. Allein sie lassen sich bey ihnen unter den Steinen und auf dem Grunde selten finden; sondern in sandichten Orten der Flüsse, und mitten oder oben auf dem Wasser; da man sie denn in kleinen Körben oder Reussen zu fangen pfleget. Man findet diese Art Fische am meisten im Voigtlande und im Erzgebirge; insonderheit giebt es eine Menge derselben im Etzfeldischen Gebiete. Ihre Laich- und Streichzeit ist im Monat May. Ob es gleich ein gar klein Fischgen ist, etwa nur ein paar Zoll lang; so vermehret es sich doch sehr häufig, wie man solches besonders aus ihren vielen Rogen sehen kann, da sie zu solcher Zeit so voller Rogen sind, daß sie im Sieden davon aufbersten. Einige sind zwar der Meynung: sie laichen den ganzen Sommer; es ist aber dieses ungewiß, und auch nicht wahrscheinlich; immassen zu keiner Zeit so viel Rogen bey ihnen anzutreffen ist, als in der vorbemerkten Laichzeit. Wie sie in Flüssen oder Bächen, die kein reines Wasser haben, nicht stehen; also auch nicht in Teichen. Sonst ist es ein weichlicher Fisch. Wenn sie gefangen, und in ein Gefäß mit Wasser gesetzt werden; so schwimmen sie gleich alle oben mit den Köpfen. Wenn des Sommers warme schwülichte Tage sind, oder Gewitter an dem Himmel stehen; so legen sie sich hauffenweise auf die Drallen und Abfälle. Es ist ein recht wohlschmeckender Fisch, und hat gegen andern Fischen hierinnen was besonders, daß er einen bitterlichen, und doch zugleich angenehmen Geschmack hat. Uebrigens ist er gar sehr den Raubfischen unterworfen, indem er so klein ist, daß, wenn halbewege ein mässiger Raubfisch kommt, dieser denselben überwältigen und verschlingen kann.

Eben um des angenehmen Geschmacks willen, durch welchen sich dieser Fisch beliebt machet, wird er auf verschiedene Art zugerichtet. Hier ist nun dieß besonders von ihm anzumerken, daß er, wie alle andere dergleichen kleine Fischlein, nicht in ein siedendes Wasser gethan, viel weniger aber lange darinnen gelassen werden darf, weil ihm sogleich die Haut fleckig, oder gar davon aufgebissen wird; sondern man setzet im Fischkessel Wasser, darein eine Handvoll Salz gworfen worden, über das Feuer, säubert sogleich diese Fische, und besprenget sie hernach mit gutem Essig. Wenn nun das Wasser fast sieden will; so seiget man den Essig von den Fischen, legt sie in den Kessel, und lässet sie so schnell, als möglich, aufsieden, und auch etwas einsieden. So bald dieses geschehen, hebt man sie vom Feuer, und so sie blau werden sollen, besprenget man sie mit kaltem Wasser, und decket nach Gewohnheit einen Bogen Papier darüber; so werden sie schön blau. Will man sie nicht also warm, oder auch kalt mit

etwas Essig genieſſen; ſo können folgende Brühen darüber angerichtet werden: Man ſchläget nämlich 4 Eyer zu einem feinen Stück Schmalz in einen Tiegel, und thut noch eine gute Meſſerſpitze Mehl, oder an deſſen ſtatt ein wenig geriebene Semmel dazu, rühret es klar ab, und gieſſet hernach ſo viel Waſſer, als nöthig iſt, daran, wirft Muſcatenblüten hinein, und rühret es über einem Kohlfeuer ſo lange, bis es beginnet, dicke zu werden. Damit es aber nicht zuſammen lauffe, wenn es dicke genug iſt; ſo werden einige Tropfen kalt Waſſer darein gelaſſen. Bey dem Anrichten wird etwas geſchmolzene Butter darüber geſprenget, oder man thut auch noch klein gehackte Peterſilie, und einen Löffel voll guten ſauren Raam hinzu, und garniret ſie mit Muſcatenblüte. Will man ſie aber backen, ſo ſollen ſie von Rechtswegen zuvor eine Stunde lang im Salze liegen. Darauf trocknet man ſie mit einem Tuche ſauber ab, nimmt Gries, beſtreuet ſie dicke damit, und miſchet ſie fein durcheinander, oder man brauchet auch, an ſtatt des Grieſes, Mehl. Hierauf thut man von dieſen alſo beſtreuten Fiſchen einige in zerlaſſenes Schmalz, und bäcket ſelbige fein goldgelb und hart nacheinander heraus. Bey dem Anrichten werden ſie mit gebackener Peterſilie garniret.

Elsbeerbaum, ſ. Elſebeerbaum.

Elſchbeerbaum, ſ. Elſebeerbaum

Elſe, ſ. Aloſe.

Elſebeerbaum, Arbreve, Arboſche, Elſchbeerbaum, Elsbeerbaum, Elzenbeerbaum, Elzenbaum, Sperberbaum, wilder Sperberbaum, Zahmgelbaum, lat. Sorbus, Sorbus minor, Sorbus torminalis l. tormentalis, Unedo, franz. *Cormier*, iſt ein groſſer und hochſtämmiger Baum, mit einer glatten und weißlichten Rinde, und wird auch ſonſt der Drachenbaum genennet. Seine Aeſte kommen den Aeſten des Kirſchbaumes gleich, erſtrecken ſich aber mehr in die Breite, als in die Höhe, dergeſtalt, daß ſie einen ziemlich ſtarken Schatten von ſich geben. Die Blätter gleichen den Maulbeerblättern, oder auch dem Rüſterlaube; ſind aber länger und ſpitziger, oben grün und unten weiß, rauh, und rings am Raude herum zerkerbt. Die Wurzel aber iſt ſchwarz. Er wächſt in Landforſten und Gebürgen auf allerhand Grund und Boden, abſonderlich wo Schiefergrund und gute Erde gemenget ſind, und der Boden nicht gar zu feucht iſt. Er wird ein ziemlich hoher und ſtarker Baum, nämlich 18, 20, bis 24 Zoll am Stamm im Durchſchnitt, nebſt verhältnißmäſſiger Höhe. Er ſchadet dem Unterholze wenig, hat ein braunes ziemlich veſtes Holz, welches ſich nicht leicht verwirft, gar ſchön poliren läſt, und daher zu allerhand Inſtrumenten dienlich iſt. Das Holz iſt zum Feuren beſſer, als zum Verkohlen. Er kann von Stammloden, und auch vom Saamen fortgepflanzet werden, und wächſt geſchwinde. Die Blüte iſt weiß, und hänget als Trauben an einem Stiele, worauf die Beere folgen, welche braungrün an Farbe, anfangs

länglich hart und herbe sind, und nach völliger Reife, oder, wenn sie wenige Tage liegen, braungelb werden, und einen angenehmen säurlichen Geschmack bekommen. Diese Beeren enthalten die Saamenkörner in sich. Das Holz wird von Drechslern Tischlern und andern Handwerksleuten, zu allerhand Geräthschaften, absonderlich seinen Setzwagen, Capsuln, Walzen u. d. g. gebrauchet, weil es, wenn es gehörig getrocknet, viel beständiger die gegebene Form behält, als irgend eine andere Art des Holzes. Will man diesen Baum durch Stammlosen fortpflanzen; so muß das Loch, darein er gesetzt werden solle, 2 Cubische Schuhe haben. Und wenn mehrere nebeneinander zu stehen kommen sollen, müssen sie in einer Entfernung von 15 bis 18 Schuh von einander gesetzt werden, weil sich die Zweige sehr ausbreiten. Die Elsebeere oder Elzbeere werden sowohl, als das Laub, in Bauchflüssen und andern Zufällen nützlich gebrauchet. Die Beeren sind auch gut zu essen, und man bereitet einen Wein daraus, welcher wie Weinmost schmeckt. Ohne dieselbe zu pressen, darf man sie nur in ein reines Faß thun, nach Proportion Wasser darauf giessen, und zwey bis drey Tage fermentiren lassen; so ist es zum Gebrauch fertig.

Elster, Aelster, Aglaster, Alster, Atzel, Egester, Hetze, lat. Pica, franz. *Pie*, ist ein Raubvogel, und zwar einer von den listigsten, und allerschädlichsten, der sich auch nicht leicht mit Schiessen, oder sonst mit Fangen beykommen läßt. Sein Raub, den er begehet, bestehet darinn, daß er sowohl zur Sommers- als Winterszeit in Dörfern, Bauerhöfen und Gärten nicht nur manch junges Gänsgen und Küchlein hinweg mauset; sondern auch die Eyer, wo er sie ertappen kann, rein aussaust, oder zu solchem Gebrauche wegträgt, welches er insonderheit auch mit den Phasanen- und Rebhünereyern practiciret, also, daß er ganze Nester voll hinwegträget, und hiedurch nicht geringen Schaden anrichtet. Er hat einen schwarzen glänzenden, und gleichsam grün schillernden Rücken, einen weissen Bauch, kurze Flügel, und einen langen Schwanz, welcher aber ganz anderst, als der Schwanz vieler anderer Vögel, formiret ist. Denn an selbigem sind, wie bey den Fasanen, die mittlern Federn die längsten, und die übrigen nehmen stuffenweise ab, so daß die äussersten die kürzesten sind. Doch äussert sich an dem Männlein vor den Weiblein folgender Unterscheid, daß das Männlein mehr schwarze Federn sowohl auf dem Rücken, als auch an den Seiten des Halses hat. Dabey ist das Männlein am Kopf und ganzen Leibe viel stärker, und führet auch einen längern Schwanz. Sonst findet man wohl bisweilen auch weisse Elstern, welche Art aber doch etwas sehr seltenes ist.

Die Elstern horsten gemeiniglich nahe an Dörfern, Flecken und Städten, damit sie nicht weit zu denen Bauerhöfen und Miststätten haben, woselbst sie allerhand zu ihrer und ihrer

Jungen Nahrung zu suchen, gewohnt sind. Sie brüten des Jahrs zweymal, und bringen das erstemal 4 bis 5, bey der andern Brut aber 3 bis 4 Junge aus. Sonst hat man auch angemerket, daß sie ihre Nester oben mit Dornen und Gemiesse zuwölben, damit sie sowohl von andern Vögeln, als von Ungewitter und Schlossen gesichert seyen. Auf der einen Seite des Nestes lassen sie ein rundes Loch, welches so enge ist, daß sie kaum dadurch aus- und einkommen können. Bey diesem Eingang kann man bemerken, wo dasselbige Jahr die meiste Ungewitter herkommen werden; massen sie die Natur lehren solle, diesen Eingang allezeit solchem Strich der Wetter gegen über zu machen. Ihre Speise ist, so lange sie in der Freyheit sind, ausser obbemeldtem Raube, allerhand Gewürme, versaulte Wurzeln, auch in grossem Hunger abgefallenes Obst, Eicheln und andere Früchte. In Vogelhäusern aber, oder wo man sie in Gemächern herumlauffen läßt, nehmen sie mit Brodt und gekochtem Fleische vorlieb. Sie ziehen zur Herbstzeit; doch bleiben viele den Winter über bey uns.

Ihr Fang geschiehet im Julio und August mit einer Eule, die man auf eine Stange unter einen Baum, oder gar in den Baum hineinsetzet, und rings umher auf den Aesten des Baumes Leimspindeln stecket, darauf sie, wenn der Vogelsteller zumal der Eulen Geschrey nachahmet, und sich in einer Hütte verbirget, ziemlich einfallen. Im October aber hat man nicht einmal eine Eule nöthig; sondern man darf nur auf einen Baum Leimspindeln, wenigstens etliche Aeste voll, stecken, unter dem Baum sich in einer Hütte verbergen, und einen Vogel, wenn es zumal ein Elster selber ist, stark schreyend machen, als ob er umgebracht würde; so fliegen die Elstern häufftig zu, und fällt eine nach der andern herunter. Wenn man ihnen die Zunge gelöst hat; so lernen sie die ihnen vorgesprochene Worte, wie ein Papagey nachsprechen. Sie können auch zahm gemacht werden, daß sie sich manchmal auf 3 oder 4 Tage lang verlieren, und gleichwohl hernach von selbsten wiederkommen.

Elten, s. Aland.

Eltfische, s. Aland.

Eltis, s. Iltis.

Elve, s. Kiefer.

Elzenbaum, s. Elsebeerbaum.

Embecquer, s. Körnen.

Embler, ist ein Ausdruck in der französischen Jägerey, der von den Jagdhunden gebraucht wird, wenn ihnen die Hinterfüsse vor die Vordern um 4 Finger weit vorspringen.

Emender, s. Schneideln.

Emmerling, Aemmerling, Hämmerling, Emmeritz, Goldammer, Geelfinke, Grünschling, lat. Galgulus, Galbula, Lagopus, Icterus, franz. *Loriot*, ist ein sehr bekannter kleiner Vogel, dessen Farbe am Kopf, an der Brust, und am ganzen Bauche herunter sehr gelbe ist. Doch ist das

Selbe

Gelbe bey dem einen mehr, als bey dem andern, sonderlich bey Jungen mehr, als bey Alten, mit dunkelbräunlichten Federn, bis an den Unterheil des Halses, beyde Rücken und Flügel also bedeckt, daß wenig Gelbes, ja bey manchem gar nichts davon heraus scheinet. Am Kopf, der Kehle und am Obertheil des Halses fallen bey dem Männlein im Frühling die schwarzbraunlichten Federn gar hinweg, daß nichts, als Gelbes übrig bleibet, und der ganze Kopf aussiehet, als wenn er mit Wachs überzogen wäre. Jedoch obenher, wo der Schwanz bald anfängt, sind röthlichte Federn zu sehen. Sein Schwanz selbst ist bleichbräunlicht, und hat zu beyden Seiten an den 2 letzten Schwanzfedern weisse Spiegel. Das Weiblein hat weniger Gelbes, als das Männlein. Doch findet man auch bisweilen, absonderlich in Preussen, ganz weisse. Und man siehet den Unterscheid schon, wenn die Jungen aus den Eyern gekommen sind; da die andern ganz hochgelb an dem ganzen Fleische sind; die aber weisse Federn bekommen sollen, sind an ihrem Fleische andern ausgekommenen Vögeln an Farbe gleich. Die Leibesgestalt ist wohl proportionirt und länglicht; der Schnabel ist kurz, wie an einem Canarienvogel. Er brütet auf der Erde unter dicken Büschen 4 bis 5 Junge aus. Seine Nahrung ist allerhand Gesämig und Getreyde. Im Herbst macht er sich wohl zusammen in starken Flügen, und scheinet, als ob er wegziehen wollte. Es ist aber sein Zug nirgend anderst hin gerichtet; als meistens nach den Dörfern und Scheuren, da er sich auch zur Winterszeit von allerhand Getreyde erhält, und recht fett wird, auch ein delicater Vogel zum Essen ist, indem er einen süssen und angenehmen Geschmack hat. Im Vogelhause muß man ihm bisweilen Haber geben, und mit allerley andern Saamen abwechseln; man kann ihm auch manchmal etwas süssen Quarck vorsetzen. Er will aber ein geräumliches und länglichtes Bauer oder Käfig haben, darinnen er nach gerader Linie seinen Lauf hin und hernehmen kann. Wenn er mit einem Canarienvogel gepaaret wird; so ziehet er solche Bastarte, deren Gesang dem besten Canarienvogel nichts nachgiebt.

Wegen der Delicatesse dieses Vogels, der sonderlich zur Winterszeit fast den Lerchen gleich kommt, ist es wohl der Mühe werth, daß man besondere Fänge auf ihn richte. Es sind zwar die Emmerlinge ziemlich schlau; doch können sie auf verschiedene Art betrogen werden, als nämlich mit kleinen Schlagwänden, welche von Mittelzwirne zu machen, deren Länge 8 Ellen Busenreich, und jede 4 Ellen breit ist; sie werden aber nicht gefärbet. Solche schlägt man im Herbste auf den Feldern, wo Sommergetreyde, insonderheit Flachs und Hanf gestanden, auf. Jedoch kommen keine Schnell- oder Schlagbäume dazu; sondern die Oberleinen sind bloß an Hefteln angezogen und gebunden. Auch müssen die Wände in Rinnen liegen, und entweder mit Spren oder mit Heckerling bedecket werden. Unter den beyden

Vorderstäben liegen auch in der Erde Stücken Holz, worauf dergleichen Federn sind, wie bey dem Entenheerde angegeben ist, welche die Wände schnell aufschlagen. Desgleichen werden auch die Wände oder Vorderstäbe mit Schnellern gestellet, und gleichfalls bedecket. Ein Paar Emmerlinge läuffert man frey auf dem Heerde; Ruhrvögel aber werden hierzu nicht gebraucht. Endlich aber wird, eine Ecke davon, eine Hütte von Stroh gemacht. Wenn sie nun auf die Felder fallen; so setzet sich einer in die Hütte, ein anderer aber gehet im Felde herum, reget und treibet selbige, daß sie sich nach dem Heerde machen. So bald nur etliche auf den Heerd fallen, muß man zurücken, indem sie sich nicht lange aufhalten, besonders so sie nur den geringsten Unrath vermerken. Im Winter aber gehet der Fang mit diesen Emmerlingen noch besser von statten, da sie die Höfe, Scheuren und Ställe fleissig suchen. Wenn es schneyet, schlägt man des Abends die Wände auf, und bestäubet solche mit Schnee, oder siebet Spreu oder Heckerling darauf. Des Morgens ganz frühe streuet man zwischen den Wänden Spreu, auch etwas Haser, Waitzen oder Gerste mit darunter. Auch legt man ein Paar Bund Stroh auf den Heerd, auch wohl aus dem Pferdstalle frischen Mist. Wenn es im besten Schneyen ist, fallen sie am liebsten auf; da man denn mit dem Ruckfaden im Hause, Scheuren oder Ställe aufpasset. Es ist aber auch nöthig, daß man sich umsehe, ob nicht mehr Emmerlinge auf den Dächern oder Wänden sitzen. Wenn man solches gewahr wird, hält man nach den wenigen mit Rucken ein, indem sonst die andern verschichtert werden. Hat man einen Ruck gethan; so müssen auch keine Federn oder Schweiß von den todt gemachten auf dem Heerde liegen bleiben, die Wände aber nach Möglichkeit wieder bedecket werden. Da denn auf diese Art manch gut Gerichte von Emmerlingen, wie auch Sperlinge, mit unter gefangen werden können.

Auch kann man sie bey dem Schnee mit einem Siebe, oder einer Thüre, oder hierzu gemachten Horte fangen, wenn man einen Stock darunter setzet, und an selbigen eine lange Schnur oder Bindfaden macht, da man darunter Spreu oder Körner mit unterstreuet. Finden sich denn welche drunter; so rückt man mit dem Bindfaden den Stock weg, so fällt die Thür oder Horte herunter, und sie sind also gefangen. Hat man aber damit ein paarmal auf einem Flecke gefangen; so muß man wieder an einem andern Orte den Fang einrichten.

Gleichwie nun die Emmerlinge ihre Retirade in Dickigten haben; also kann man auch dieselbe mit Klebgarnen, wie bey dem Krammetsvogelfang gezeiget werden wird (s. Krammetsvogel), zur Herbst- und Winterszeit fangen, welche aber so hoch und weit nicht seyn dürfen. Man kann auch nur Lerchenklebgarne, wenn sie nicht dunkel gefärbt seyn, hierzu nehmen. Man stellet die Klebgarne auf einem alten Wege

oder Allée, und treibet ſodann mit etlichen Jungen den Dickigt nach dem Garne zu. Bey fallendem Schnee kann man 70 oder 80 Schritte von den Garnen auf beyden Seiten, wo die Garne gerichtet werden ſollen, etliche Bund friſch Stroh auf einen etwas hellen Platz hinlegen, damit ſie ſich deſtomehr dahin verſammeln. Nachdem aber die Emmerlinge, wie ſchon gedacht, ſehr liſtig ſind, und ſich vor allen Nachſtellungen über die maſſen ſcheuen; ſo gebrauchet man zu dieſem Fang einen, oder welches noch beſſer, zwey Sperber. Sind ſie lebendig; ſo iſt es noch vortheilhafter. Sonſt aber hat man ſie mit ausgebreiteten Flügeln ausgebälget, und an ein Leingen und Stange gemacht. Mit ſelbigem ſtellet man ſich gegen die Garne, und giebt wohl Achtung, wenn die Vögel in den Büſchen vor den Treibern hergeflattert kommen. Wenn man denn vermerket, daß ſie bald an den Garnen ſind; ſo fähret man mit der Fauſt in die Höhe, daß der Sperber von der Hand abflieget, doch alſo, daß man ihn an den Feſſeln behält. Iſt es aber nur ein todter und ausgebälgter Sperber; ſo fährt und ſchwenket man ſelbigen eilends in die Höhe; denn ſo fürchten ſich die Vögel in der Höhe wegzufliegen, werden confus, daß ſie die Garne nicht in Acht nehmen; ſondern hineinfliegen, und ſich fangen.

Empaumure, ſ. Palmgeweyhe.

Empieter, ſ. Einhauen.

Empoiſſonner, ſ. Teichbeſetzen.

Enceinte, iſt ein Jägerwort, welches den Ort bezeichnet, dahin der Spürknecht das Wild mit ſeinem Spürhunde einſtellet.

Enclaves, ſ. Gränzen.

Ende, Enden, werden ſowohl die vor den Stangen des Hirſchgeweyhes herausgehende Sproſſen, als auch die Spitzen am Rehbocksgehörne genennet. Wenn der Hirſch an jeder Stange ſechs Enden hat; ſo nennet ihn der Jäger einen Hirſch von zwölf Enden. Iſt aber das Gehörne ungleich gezeichnet, alſo daß an der einen Stange 7, an der andern aber nur 6 Enden wären; ſo ſpricht man: Der Hirſch trägt vierzehen falſche Enden, weil die mehrere Zahl vorgehet.

Ende, iſt auch ſo viel, als Ente.

Enden, ſ. Ende.

Enden, Verenden, geendet, ſagt man von einem Hirſch, wenn er ſtirbet.

Enderlinge, ſ. Aenderlinge.

Endte, ſ. Ente.

Endtrach, ſ. Ente.

Endträch, ſ. Ente.

Engerlinge, ſ. Aenderlinge.

Engliſche Docken, ſ. Docken.

Engliſche Hetzhunde, ſ. Docken.

Envoilleure, ſ. Roſt.

Ente, Andte, Antvogel, Endte, Ende, lat. Anas, franz. *Canart*, *Cane*, iſt ein ſehr bekannter Vogel, ſo unter die Waſſergeflügel gehöret, kleiner als

als eine Gans iſt, und mit Recht unter die Animalia amphibia gezehlet wird. Es giebt 2 Hauptgeſchlechter derſelben, nämlich zahme und wilde; von welchen wir aber hier, nach unſerm Zweck, nur die letztere zu beſchreiben haben.

Das Geſchlechte der Wilden wird auch der Wildfang oder Wildling, franz. *Sauvageon*, genennet, weil es ſeine Nahrung in den Wäldern ſuchet. Gegen den Winter geſellen ſie ſich zu den andern Enten, und fliegen hernach wieder zu den Flüſſen oder Seen. Daher ſie auch den Nahmen *Oiſeau de Riviere*, oder Flußvogel, bekommen haben. Meiſtentheils ſehen die wilden Enten alle ſchwarzgrau an Farbe aus; ſonſten aber ſind ſie den zahmen ganz ähnlich. Inzwiſchen giebt es doch noch viele Geſchlechter derſelben, die ſowohl in Anſehung der Gröſſe, als Farbe voneinander unterſchieden ſind. Ja da manchen Winter von den Seen und fremden Orten ſo vielerley groſſe und kleine, auch allerhand buntfarbige Enten auf denen groſſen Flüſſen in Deutſchland ankommen, und auf die an denſelben offene Strohmlöcher fallen, darunter manche roth, ſchwarz, gelb und graubunt, theils mit langen Hälſen, theils mit kurzen Hälſen ſind, theils auch breite, theils ſchmälere Schnäbel, auch einige wohl Kuppen, oder auch ſchmale Federlein, wie die Fiſchreiher, auf den Köpfen haben; da ferner dieſe Enten ſchon im Januar und Februar anfangen, zuſammen zu züchten, und folglich verſchiedene Gattungen ſich untereinander vermiſchen, alſo, daß immer noch mehrere Geſtalten und Farben der Enten zum Vorſchein kommen; ſo werden die Geſchlechter der wilden Enten auf ſolche Weiſe faſt immer vermehret, und man kann faſt nie mit Beſtimmung derſelben fertig werden. Sollen wir einige Gattungen, die man mit beſondern Nahmen bezeichnet, anführen; ſo ſind folgende zu bemerken: 1) Die Bergenten. 2) Bläßenten oder Horbeln. 3) Blaumenten. 4) Kriech- Kriegs- Krieck- oder Reückenten 5) Moßenten. 6) Mückenten. 7) Pfeiff- oder Speckenten. 8) Rothhälſe. 9) Schellenten. 10) Schildenten. 11) Schmalenten 12) Seeraschen. 13) Spiegelenten. 14) Spitzſchwänzigte Enten. 15) Störenten. 16) Taſchenmäuler 17) Taucher oder Waſſerhuhn. In Anſehung dieſer Gattungen können wir gegenwärtig nur von Nr. 1. 2. 4. 7. 11. 12. und 17. eine nähere Beſchreibung mittheilen, welche unter denen hier bemeldten nachzuſchlagen ſind.

Vorjetzo wollen wir bey den gemeinen groſſen wilden Enten ſtehen bleiben, welche die bekannteſten, und der Gröſſe nach den zahmen Enten gleich ſind. Das Männlein, welches insbeſondere Enterich, Endrach, Andrach und Kürſch genennet wird, hat eine graue Farbe, mit einem ſchwarz- und grünlich-glänzenden Kopfe, und einer braunen Bruſt. Auf dem Schwanze hat er, gleich den zahmen, zwey kleine aufwärts gekrümmte Federn, und auch eine beiſe-

heiserere Stimme, als die Ente, welche einen starken und lauten Schrey hat. Diese siehet braunsprenklicht, mit schwarz, und gleich dem Enterich grün und blau glänzenden Federn in den Fittigen. Sie brüten hier zu Lande auf den Kaupen, in den Teichen, Seen und Sümpfen, ingleichem auf alten Weiden und Eichen, ja auch in Raben- und Alasterhorsten, von welchen Weyden oder andern Bäumen sie ihre Jungen so geschickt, vermuthlich im Schnabel auf das nächst dabey seyende Wasser zu bringen wissen, daß man sich darüber verwundern muß. Sie haben ganz grüne Eyer, ohne einen Flecken, so groß als etwa ein Hünerey. Drey Wochen bringen sie mit ihrer Brut zu, und haben 8, 10 bis auf 12 Junge. Gleicherweise pfleget auch das übrige Entengeschlechte so lange in der Brut zuzubringen, und gleich diesen Junge zu bekommen. Ihre beste Nahrung sind die Fische, woran sie vielen Schaden thun, besonders, wo junge Karpfenbrut in den Teichen ist, ingleichem auch von dem Grasgesämige, so man Schwaden nennet, nicht minder auch Frösche. Sie fallen auch des Abends in die Felder, und nähren sich recht gut auf denen Haber- und Gerstenschwaden. Sie ziehen zwar im Herbst und Winter, gehen aber nicht weg; sondern suchen nur Quellen und offene Wasser, woselbst sie sich häuffig einfinden. Von der Zurichtung der wilden Enten in der Küche, s. *Oeconom. practica* oder Oeconomisches Wörterbuch, 1ter Th. pag. 963. 964. Noch ist anzumerken, daß die wilden Enten zur niedern Jagd gehören. s. a. Entengehäge, Entenfang, Entenheerd.

Entenadler, s. Adler.

Entenbaitze, s. Habicht.

Entenfang, bedeutet überhaupt die Art und Weise, die Enten zu fangen, insbesondere aber einen gewissen zugerichteten Platz, auf welchem dieser Fang veranstaltet wird.

a) Wir wollen von dem letztern den Anfang machen, und die Anlegung eines solchen Entenfanges beschreiben. Er ist bloß auf dem Zuge einzurichten, und wird an solchen Orten am füglichsten angelegt, wo ein Arm aus dem Flusse heraus gehet. Soll er auf dem Flusse seyn; so muß er nahe an das Ufer kommen, wo das Grund- und Frühjahreis die Fahrt nicht so stark hinnimmt; sonsten möchte selbiger nicht lange bestehen, und bald weggerissen werden. Zu besserer Versicherung aber ist das rathsamste, daß ein Damm von Faschinen, eine Ecke im Fluß oberhalb des Entenfangs hineingebauet werde; wie denn auch der Damm zum Fange selbst sehr nützlich ist. Zum Fange pflanzet man Hegerweyden und andere Weiden, nach dem Ufer bis aufs Land hinaus, besonders recht dichte. Zwischen den Weyden, wo sie nicht dichte genug sind, stösset man geschmeidige Stangen, beuget oben die Weyden und Stangen zusammen, rund, wie ein Gewölbe, und bindet sie so dichte, daß keine Ente da durchkriechen kann. Den Fang selbst aber kann man

auf

auf 40 bis 50 Ellen lang, und 4 Ellen breit machen. An beyden Oefnungen setzet man entweder runde, oder eckigte Säulen, worinnen Fallthüren sind, welche aufgezogen, und zum Fange schnell herunter gelassen werden können. An der Seite, nach dem Strohme zu, machet man auch ein paar kleine Fallthürgen, dieselbe müssen von Weyden und Rohre gemacht seyn, aber auch Steine daran gehangen werden, daß sie sich ins Wasser hinein ziehen. Nach der Uferseite aber kommen 2 bis 3 runde Löcher, wovor von Weyden gemachte Zusetzthüren sind. Eine Ecke unter dem Fang wird eine Hütte vor den Entenfänger gemacht. Stehet ein Holz oder Bäume an dem Wasser; so ist es desto besser, daß man die Hütte auf einen Baum setze; wo nicht, jedoch auf hohe Pfähle, daß man daraus bis zum Fange sehen kann. Dieselbe muß fein mit Reisig und daran gepflanzten Weyden verblendet werden. In den Fang macht man auch eine Bohle hinein, die an der Seite mit Baststricken angebunden ist, welche man nach dem Aufsteigen und Fallen des Wassers höher oder tiefer hängen kann. Vor der einen Oefnung sind 2 paar Stangen hinzustossen, und zwar die äussersten so weit ab, daß man, wenn man mit einem Kahne an die Oefnung fähret, hinten her so viel Raum habe, daß daran ein besonders hierzu gestricktes Garn, mit Seitenwänden und einer Decke angehangen werden kan, welches sowohl an die mittelsten Stangen, als auch bis an die Oefnung des Fanges reicht. An diesem Garne sind unten durch, etwas lange Stangen, und Bley, und Steingewichte. Auswendig und gegen den Oefnungen setzet man Schilf oder Graskaupen aus einem Teich oder Bruche, schläget auch Pfähle dabey, daß die Kaupen nicht wegschwimmen mögen. Hierzu muß man auch Lockenten aufziehen. Man nimmt nämlich Eyer von den wilden Enten, läßt solche ausbrüten, und ziehet die ausgekrochene Junge mit andern zahmen Enten auf. Wenn denn gegen den Herbst die Enten zu ziehen anfangen, besonders wenn die Seen und Teiche zufrieren, und sich die Enten auf die Flüsse begeben; so stellt man sich in die Hütte, machet die Zugfaden, so an denen Fallthüren zur Hütte gehen, zu rechte, daß selbige auf einmal losgezogen werden können, setzet auf jede Kaupe eine Lockente, und fesselt sie an; desgleichen streuet man in dem Fange auf die Bohlen etwas weniges Haber, desmehr aber in den Fang selbst. Damit nun der Haber nicht wegschwimmen kann; so macht man von Rohr und Schilfe im Fang was vor, wie auch von Habergarben. Man kann auch an die Ente, so nahe an der Hütte sitzt, einen Ruhrfaden machen, daß, wenn die Lockenten gar zu stille sässen, selbige damit anzurühren ist, und sich beweget. Kommen denn die wilden Enten, und fallen bey diese nieder; werden sie sodann die im Fange, wie auch das Futter gewahr, und schwimmen zu ihnen hinein; so läßt man alsobald die Fallthüren herunter fallen; da sie denn gefangen sind. Man kan auch den Lock also einrichten: Man richtet nämlich eine

eine Ente ab, daß sie sich an einem langen Bindfaden ziehen lasse, wie man verlanget. Zum Stellen macht man selbige an einen Bindfaden, daß sie draussen herum schwimme, aber bey der äusserſten Kaupe ihr Futter zu nehmen gewohnt seye; man setzet solche dahin, und dabey Futter, nimmt den Bindfaden unter Wasser, und unter dem Fange nach der Hütte; dabey aber läßt man auch etliche Lockenten frey herum schwimmen. Fallen dann die fremden Enten herzu; so ziehet man die Lockente gemächlich nach dem Fange. Wenn nun solche, gleichwie auch die andern Lockenten, nach dem Fange zuschwimmet, und ihr Futter, welches auf der Bohle ist, suchet: so bequemen sich die andern auch, mit einzuschwimmen, und werden also gefangen. So das Eis auf dem Flusse gehet, und vor dem Entenfange läge ein Bau oder Damm, würden die Enten desto lieber hinter dem Damme fallen, wo sie vor dem Eis sicher sind. Dabey wäre desto nützlicher, wenn zur Hülfe noch ein Jäger ist, welcher einen abgerichteten rothen Hund habe, der, wenn er demselben winkt, auf den Damm hinauf, und wieder zu ihm komme; desto sicherer werden hernach die Enten. So der Hund aber öfters kommt, weichen sie allmählich, kommen dem Fange näher, und mit den andern Lockenten gar hinein. Ist nun der Fang zu; so steiget man in den Kahn, welcher eine Ecke vom Fange stehet, fährt damit hin auf die Seite, wo unten die Zusetzthüren sind, wenn anderst das Wasser nicht zu seichte ist, daß man mit ein paar gusey Stiefeln genöthiget ist, hinein zu baden, hänget die zum Auffangen gemachte Garnsäcke vor die Löcher, und pflöcket sie bis an das Ufer hinaus. Sodenn fähret man mit dem Kahne auf die andere Seite des Fanges, und jaget die Enten nach den Löchern und Hamen. Sollten aber die Enten so bald nicht hineinfahren wollen; so muß man vor die Oefnung zwischen den Stangen fahren. Das darzu verfertigte Netz wird an den Stangen, und bis an die Oefnung angehangen, auch bis in das Wasser hinunter gelassen. Sodann kann man die Oefnung des Fanges aufziehen, sich bücken, und den Kahn hinein schieben, und die Oefnung wieder zumachen, wenn nicht schon etliche hinaus nach dem vorgehangenen Garne wären. Also können die Enten entweder im Fange todt gemacht, oder in die Garnsäcke getrieben werden. Annoch ist anzumerken, daß der Entenfänger frühe vor Tag in seiner Hütte seyn muß, indem die Enten gar frühe kommen, oder gegen Abend, da sie einfallen. Auch muß man nicht verdrießlich seyn, wenn es nicht alle Tage Enten zu fangen giebt; denn man hat hernach manchen Tag wieder desto mehr. Könnte auch so ein Ort erwählet werden, daß vor dem Fange der Fluß nicht so geschwinde zufrieret; so wäre es über die Massen vortheilhaft, indem die Enten gar stark an denen offenen Strichen fallen, sich dabey auf das Eis setzen, und nach ihrer Nahrung sehen; da man denn nur ein paar Floßbäume von der Hütte bis an den

Fang

Fang, und einen hinein legt, daß darauf hinzu kommen iſt. Man ſtreuet dabey brav Haber hinein; ſo gehen ſie ohne Lockenten nach dem Haber; man körnet ſie ein paar Tage ſo an, macht inzwiſchen alles zum Fange fertig; ſo wird alsdann auf einen Fang ſo viel gewonnen werden, daß ſich alle Mühe und Koſten reichlich bezahlen.

b) Junge Enten, ingleichen auch junge wilde Gänſe, wenn ſie nun bald beflogen ſind, ſich aber doch noch nicht getrauen aufzufliegen, werden mit einem beſonders dazu verfertigten Garn alſo gefangen: Man ſtricket ein dreyfaches Garn, auf die Art, wie bey dem Schreckheerd gezeiget iſt. Die Spiegel müſſen von ſtarkem Bindfaden, und deren Maſchen 12 Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet, ſeyn; deren Höhe aber iſt 4 Maſchen. Das Jungarn wird von ſtarkem veſten Zwirn, 18 Maſchen hoch, die Maſchen aber werden 3 Zoll weit gemacht. Die Länge des ganzen Garns kann 50 Klaftern an den Spiegeln, das Jungarn aber auf 90 Klaftern ſeyn, damit es recht Buſenreich werde. Daſſelbe wird nun, wie die Hünerſteckgarne eingebunden, jedoch ohne Spieſſe. Hingegen werden unten eiſerne Rücken und Bleygewichte, oben aber von Horn oder Beine eben dergleichen Rücken angemacht, worinnen die Hauptleinen eingezogen werden können. Der Fang geſchiehet hiemit alſo: Wo auf den Teichen oder Lachen die jungen Enten befindlich ſind; da richtet man dieſe Garne quer durch das Rohr oder Schilf, ſtellet ſelbige auf hierzu gemachte Forchlen, daß eine Maſche Spiegel unter das Waſſer, und 3 über das Waſſer kommen. Nachdem treibet man die Gänſe und Enten dieſem gerichteten Garne zu, welche denn leicht hinein kriechen, und darinn behängen bleiben. Es fangen ſich nicht nur die Jungen, ſondern vielfältig auch die Alten, zumal, wenn ſie ſich noch nicht völlig verfedert, und noch in der Mauſe liegen. Ueberdem wollen auch die Alten nicht gerne von den Jungen weg, und ſelbige verlaſſen, ſondern lieber ihr Leben dabey aufſetzen. So man dergleichen Garne etliche Stücke in Vorrath ſchaffet; ſo iſt auch in den groſſen Teichen und Seen damit auf dieſe Art zu procediren, und treibt man ſelbige mit Kähnen zu den Garnen hinein. Auch kann man, in Ermanglung derer hier beſchriebenen Garne, Haſengarne nehmen, die von feinem Zeug gemacht ſind. Wenn ſolche recht Buſenreich geſtellet werden, gehet es auch gar wohl zum Entenfange an.

c) Eine andere Art des Fanges wird mit Hamen oder Garnſäcken und Prellnetzen alſo veranſtaltet: Man ſtricket nämlich 6 bis 8 Hamen oder Säcke, auf die Art, wie die Fiſchergarnſäcke; es werden aber die Einkehlen ſo eingerichtet, daß die Enten hineinkommen können. Hierzu müſſen annoch Geleiter oder Prellnetze geſtrickt werden. Dieſe werden ſpiegelicht, mit einer Maſche angefangen, wie bey den Spiegelgarnen gewieſen iſt. Die Maſchen auf 3 Zoll weit,

oben

oben und unten kommen Winken daran, wodurch Leinen zum Stellen und Anbinden gezogen werden können; unten aber Bleygewichte, welche die Garne in das Wasser halten. Ferner gehören hierzu auch Stellstangen, worauf die Garne gestellet werden; anbey aber auch Stangen, woran Hacken sind, daß also zwischen 2 Stellstangen ein Hacken eingesteckt wird. Man möchte zwar meynen, es bedürfe ja nur, daß die Prellnetze, wie die Geleiter am Hünertreibzeuge, mit Spiessen angebunden würden. Es dienet aber hievon so viel zur Nachricht, daß wir es deswegen nicht so anordnen, weil die Wasser nicht alle einerley Tiefe und geraden Grund haben, daher mit Stangen besser zu richten ist, denn es ist zu flach. Bricht man die Stangen, um sie schief zu setzen, wäre es gar zu tief, und man müßte längere anschaffen. Also stellet man nun die Hamen im Schilfe und Rohr, meist nach einem Ufer des Wassers. Zwischen denen Hamen stehen die Prellnetze, auch auf den Seiten hinaus. Nicht weniger stellet man dergleichen Geleiter auch auf den Flügeln und Seiten hinaus; treibet sodenn von ferne mit etlichen Kähnen die Enten nach den Hamen zu, welche, wenn sie an die Geleiter stossen, an denselben wegschwimmen. Kommen sie aber an die Hamen, so reissen sie hinein, sich zu salviren. So sie aber durch die Einlehne hinein sind, können sie nicht wieder zurücke hinaus, bis man sie auslöset.

d) Wiederum werden auch die Enten mit Angeln gefangen. Hier bemerket der Weydmann fleissig, wo die Enten auf den Teichen gerne hinfallen, und gut schwimmen. Daselbst stösset er Pfähle ein, je mehr je besser, welche oben etwas zugespitzet, und nicht gar breit bleiben müssen, und worauf Steine gelegen werden. An den Stein bindet man einen Bindfaden, oder von Pferdehaaren gedrehete Schnürlein, worein an einem Ende die Angelhaken, womit man die Fische zu fangen pfleget, darbey aber auch eine Federkiele gebunden wird, daß der Hacken nicht so tief untersinken kann. An diese Hacken macht man sodenn kleine Fische, oder auch kleine Kalbs- oder Rehlunge, welche auch gut auf dem Wasser schwimmet. Der Stein aber wird auch mit einem Bindfaden unter Wasser angebunden. Wenn nun die Enten die Fische, oder was an der Angel angemacht ist, gewahr werden, selbige nach ihrer begierigen Art hineinschlingen, mit dem Hacken fort wollen, und an dem Steine rücken, so fähret der Stein hinunter ins Wasser zu Grunde, und nimmt die Ente mit, daß sie also nicht weißt, wo sie von ihrer Compagnie hinkommt. Die andern vermerken auch so geschwinde nicht Unrath, und beissen auch zum Theil an; es gehet ihnen aber, wie jener. Stieben auch gleich etliche davon auf; so kommen sie doch wieder, weil sie nicht wissen können, was da passiret ist. Die untergesunkene Ente endet indessen ihr Leben, dieweil sie mit dem Steine unvermögend ist, davon zu fliegen, oder wieder herauf zu kommen, bis man kommt, und sie abläset. Bey diesem Fange sind

nicht viel Kosten, indem man vor 8 Sgr. viel Angelhacken kauft; sondern es erfordert nur ein feissiges Aufsehen, daß an die Angelhacken wieder frische Lunge oder Fisch gemacht werden. Doch ist auch dieses in Acht zu nehmen, daß die Pfähle in solcher Tiefe stehen, daß die Enten, wenn sie hinunter fallen, nicht über das Wasser wieder herauskommen können, wodurch die andern verschüchtert würden; welches auch geschehen würde, wenn sie todt oben her schwimmen sollten.

e) Wenn man die Enten schiessen will, kann man sie auf zweyerley Art berücken. Erstlich wenn die Enten im Frühjahr reihen oder sich begatten. Zu diesem Zweck ziehet man eine wilde Ente zahm auf, nimmt dieselbe zu solcher Zeit zu einem einem Teiche, macht sie an einen langen Bindfaden, und läßt sie also auf dem Teiche schwimmen; man kann deren auch 2 oder 3 nehmen. Hiernächst muß vorhero eine Hütte von grünem Reise und Rohr verfertiget seyn. Wenn nun die Enteriche kommen, und diese Lockenten zu sehen bekommen, fallen sie bey denselben nieder, um sich mit ihnen zu ergötzen, indem aber macht der Weydmann einen Strich in die Courtesie, und bläßt ihnen das Lebenslicht mit einem guten Schuß Pulver und Bley aus. Dergleichen Schiessen ist auch so lange zu exerciren, als die Enten brüten, indem die Enteriche, wo sie eine Ente zu sehen bekommen, sich zu derselben gesellen. Hierbey aber ist in Acht zu nehmen, daß man seine eigene Lockenten nicht mit todt schieße. Daher läßt man den Courtisan lieber aufstiegen, und langet ihn sodenn im Flug herunter. Noch ist zu bemerken, daß, wenn die Enteriche gezogen kommen, und nicht gar bald fallen oder anschwingen wollten, man die Ente anrühre, daß sie zu schreyen beginnet; auch wird derselben des Morgens kein Futter gegeben, damit sie sich desto eher melde. Hiebey ist aber auf den Wind zu achten, weil die Enten gar stark durch den Wind vernehmen, was ihnen zuwider ist. Daher ist es gut gethan, wenn man die Lockenten auf Kanyen anfesselt, oder an Pfähle anbindet; auf diese Art sind sie auch so anzubringen, daß sie über dem Winde sitzen. So ist es hernach ein Vergnügen, die Enteriche zu schiessen; es bringt auch keinen Ruin bey der Brut, weil die Enteriche allein geschossen werden. Zum andern können die Enten auch über ihrem Vorwitz berücket und geschossen werden. Das geschiehet also: Man hat hierzu ein abgerichtetes Schießpferd, von dessen Abrichtung unter diesem Nahmen nachgeschlagen werden kann, nöthig; ferner einen rothen Hund, in der Couleur eines Fuchses, auch von spitzigem Kopf und Ohren; noch besser aber ist ein Fuchs, den man zahm erzogen hat. Wo nun die Enten auf einem Teiche oder See ligen, ziehet man mit dem Schießpferd am Ufer oder Damme hin. Wo man aber nicht über Wind kommen kann, laviret man mit dem Pferde hin und wieder, bis man zum Schuß komme; vornemlich aber läßt man den Hund oder Fuchs auf dem Damme oder am

Ufer

ser hin und wieder gehen. Sie müssen aber also abgerichtet seyn, daß sie hinlauffen, auch wieder herkommen, welches man ihnen mit Hinwerfung eines Stückgen Brods beybringen kann. Da nun also der Fuchs bald hinlauft, sich sehen läst, auch wieder zum Jäger kommt, und verborgen ist, und die Enten werden solches gewahr, wollen sie eigentlich wissen, was da wäre, besonders wenn junge und alte Enten beysammen sind. Sie kennen ihren Feind zwar, jedoch aus Vorwitz, denselben recht zu schauen, oder denselben wegen ihrer Jungen wegzujagen, führen sie sich mit ihren Jungen selbst hin, wo sie denn durch den Schuß ihr Leben einbüssen. Hier schießt man wohl etliche Stücke auf einmal; wozu aber auch ein guter Hund nöthig ist, der die geschossenen Enten aus dem Wasser bringe. Sollte man sich die Mühe nicht geben wollen, den Fuchs ordentlich abzurichten; so ziehet man solche, und behält sie an Ketten, gehet mit ihm an den Damm, macht ihn an die Gelegenheit, und wird mit selbigem der Fuchs an den Damm gelocket, und wieder zurückgezogen. Mit dem Hunde ist es zwar leichter gethan; daß solcher nach dem Brodte zuläuffet, besonders, wenn er des Tages nicht viel zu fressen bekommen. Doch schwimmen die Enten viel lieber nach dem Fuchs, als nach dem Hunde. Hätte man aber einen dergleichen Hund, der dem Fuchs an Couleur und Gewächse just gleich wäre; so muß man sich die Mühe geben, und selbigen verführen, daß er sowohl zum Verspringen, als auch die Enten heraus zu holen, fertig ist. Hiebey ist noch von den wilden Gänsen zu erinnern, daß denselben gleicher Weise mit dem Schießpferd beyzukommen ist. Auf gleiche Weise lassen sie sich auch auf den Saat und Brachfeldern mit gedachtem Schießpferde beschleichen und schiessen.

Endlich ist noch von den Enten zu erwähnen, daß man selbigen blos an den Strohmen und Teichen mit dem Schießpferd ankommen, und sie durch Schiessen erhalten kann. Noch eine besondere Invention zum Enten und Gänse schiessen mit Doppelflinten und Karrenbüchsen, s. Gans. Noch mehreres zum Entenfang gehöriges enthalten nächstfolgende Artickel: Entengehäge und Entenheerd.

Entengehäge, nennet man einen gewissen Platz oder Gebäude nebst dazu gehöriger Gelegenheit, beständig eine Zuzucht von jungen und alten Enten, und zwar von der wilden Art, zu haben; wobey folgendes zu beobachten: Im Sommer, wenn die Enten brüten wollen, und ihre Eyer legen; so sucht man die Eyer, und legt selbige den Zahmen Enten unter, um sie auszubrüten. Alsdenn füttert man selbige mit den Alten bey sich im Hofe. Die Gelegenheit aber muß dazu seyn, daß die Wohnung an einem grossen Teiche oder Graben, und fliessenden Wasser seye, damit man die jungen Enten, wenn sie etliche Tage alt sind, auf das Wasser bringen kann. Sie müssen aber täglich eingethan werden, daß sie sich gewöhnen, im Hofe aus und einzugehen. So

sie denn beginnen, Federn anzukommen; so löset man die Spitzen von den Flügeln ein Glied lang ab. Einige brechen ihnen auch wohl nur die Flügel entzwey, und lassen sie sodann etliche Tage inne gehalten, und wieder geheilet werden. Sodenn cantinuiret man mit Füttern, wie auch mit dem Ein- und Austhun, wobey sie auch zum Pfeiffen gewöhnet werden können. Ferner macht man an dem Teiche oder Wasser kleine Häuser oder Schoppen, nur von Säulwerke, unten herum frey und offen, und ein Dach von Stroh oder Schindeln darauf. Unter dieselbe setzet man Kaupen, welche von Gras oder Schilf zusammen gewachten seyn, und an Teichen oder sumpfichten Orten herausgehacket werden können. Auch werden hin und wieder am Rande dergleichen Kaupen gesetzt. Unter den Schoppen oder Häusern gewöhnet man sie sodenn mit der Fütterung dahin. Folgends werden auch die gelähmten Enten auf künftige Jahr auf den Kaupen nisten und brüten. Die nun nach der Zeit von diesen zahm gemachten Enten aufgebrütet werden, müssen nicht gelähmet werden, sondern frey bleiben; fähige fliegen alsdenn auf, und wieder herbey. Diese Enten sind wohl zu nutzen, und kann man auch besondere Einfänge dazu machen, daß sie nach Gefallen gefangen werden können; auch kann man sie zum Plaisir schiessen. Wie man denn auch an einigen Orten siehet, daß es solche gezähmte Enten bey denen Schlössern, auch in und bey den Städten und Dörfern hat. Auf gleiche Art kann man auch mit den wilden Gänsen verfahren; doch wollen diese Anfangs nicht zahm seyn, und alles zu lähmet werden. Denn sie gehen ihm fort, und werden wilder, als die Enten.

Entenheerd, wird gleichfalls in der Absicht angelegt, die Enten zu fangen. Wir wollen hier eine gedoppelte Art beschreiben, damit man nach Gelegenheit und Umständen sich eines oder des andern bedienen könne.

A) Erstlich kann man dergleichen Entenheerd an einem Teiche nahe am Ufer anlegen, und hierzu auch die Wände, welche zum Stangenheerde gebraucht werden, nehmen. Man richtet da den Heerd eigentlich ein, machet von Schilf eine kleine Hütte, so weit aber, als es sich nur wegen der Ruthleinen thun läßt, nimmt die Wände wieder ab, und streuet etliche Tage nacheinander Haber und eingequellte Gerste oder Mehl hin. Nothwendig gehöret, eine zahm erzogene wilde Ente mit darauf zu setzen, die aber auch schon gewohnt ist, an einem Heerde zu fliegen. Und zwar braucht es nur den ersten Tag, daß die Enten nur die Körnung erst gegen einander haben. Alsdenn läßt man sie etliche Tage die Körner auf dem Heerde genießen. Nachdem schläget man die Garne auf, wenn der Wind gut, und nicht contrair gehet. Die Garne müssen fein mit Bast, welches nicht gar lang und sperrig ist, bedecket werden. Ferner setzet man eine, oder 5 Lockenten hart an, und ermuntert, daß eine gu-

te

te Partheyen Enten auf dem Heerde ſeyn, und bedecket ſie ſodann mit dem Garne. Sollten aber die Enten nicht recht daran wollen, ſitzen noch viele im Waſſer, und kämen nur ein Paar darauf; ſo muß man aus Hitze nicht gleich zurücken, ſondern ſie lieber gehen laſſen, indem ſonſt die andern verprellet werden. Nicht wenige, ſo einen Tag geſtellet und gefangen worden, bleiben ſie wieder etliche Tage frey, daß ſie den Heerd wieder annehmen und gewohnen. Wäre es aber, daß die Enten hin und her auf andern Teichen abſtiehen; ſo iſt es dem Sache, daß alle Tage geſtellet werden kann. In Anſehung derer aber, ſo auf dieſem Teiche, wo der Heerd iſt, gemeiniglich liegen, iſt es, wie geduncht, nicht beſſer, als daß man einen guten Zug auf einmal ertwürte, weil diejenigen, ſo ſchon bey dem Heerde geſchüttert worden, ſogleich nicht wieder auf dieſen Heerd, ſo auf trockenem Lande gemacht wird, wieder dran wollen; allermaſſen ſie liſtiger und ſchlauer auf dem Heerde werden, als nur faſt ein Vogel ſeyn kann.

B) Auf eine andere Art kann ein Entenheerd mit Schlagwänden im Waſſer gemacht werden. Dieſe Invention iſt zwar koſtbarer; man wird aber auch mehr damit ausrichten. Hierzu ſind nun beſonders die Wände zu ſtricken, von feinem Bindfaden aus wohl ausgehecheltem Hanfe. Sie werden 12 Maſchen angefangen, und 120 mal herum geſtricht; die Maſchen 2 einen halben Zoll weit, von einem Knoten zu dem andern gerechnet, auch mit etwas ſtärkerm Bindfaden rund herum verhauptmaſchet. Hierzu werden gute gezwirnte Oberleinen, eines Fingers ſtark genommen; die Unterleinen etwas ſchwächer, wie auch die Saumleinen ſeyn müſſen; die Wände aber müſſen recht Buſenreich eingeſtellet ſeyn. Zum Platze des Heerdes macht man eine Inſul, oder einen Hügel in einem Teich, alſo: Man mißt das Waſſer erſtlich ab, und bemerket auch, wie hoch das Waſſer, beſonders im Herbſte, im ſteigen und fallen iſt; darnach muß der Heerd auch eingerichtet werden, und zwar am beſten zu 2 paar Wänden; die Hügel führet man denn eben ſo lang und breit auf, daß ſelbige von den Wänden bedecket werden können. Die beyden Hügel ſind auch neben einander, aus dem Grunde, weil die Enten gemeiniglich weit auseinander ſchwimmen, und alſo von einem Heerde die linke, und vom andern die rechte Wand nebeneinander zu liegen kommen. In der Mitten müſſen die Hügel erhaben, und von den Wänden und dem Waſſer, wie ein Gewölbe, nach der Mitte hinauflauffen. Die Hügel werden auch mit ſchönen Raſen beſetzt, daß ſie zu einem Grasflecken werden. Sodenn faſſet und richtet man die Wände ordentlich ein, weil das Waſſer noch herunter iſt, wie bey dem Finkenheerde gezeiget wird; die Heftel aber, wie dort gelehret, daß die Leinen angebunden werden, müſſen hier anders ſeyn, auch keine Schnellbäume; ſondern hinten und vorne werden Heftel, die Leinen auf dieſelbe Art anzubinden, gerade eingeſchlagen. Vor-

hora aber wird ein Loch durchgebohret, wodurch die Leinen gar räumlich gezogen werden können; hinten und vorne gerade auswärts über Winden, womit die Leinen anzuziehen seyn, weil im Wasser die Leinen nur mit den Händen um die Hefte herum gar schwerlich anzuziehen seyn würden. Mithin muß auch weder von den Heften, noch einigem Zeuge aus dem Wasser etwas hervorragen, sondern alles mit Wasser bedeckt seyn. Die Winden sind also beschaffen: Man rammlet zu einer Winde 2 viereckigte eichene Pfähle, 7 bis 8 Zoll ins Gevierte, und 2 Fuß voneinander, einander denn vorhero zu jedem Pfahl ein eiserner Ring, wie an einem Thorwege, so in Angeln gehet, gemacht wird. Die Weite des Ringes über dem Diameter ist 3 Zoll, 2 Zoll breit, und einen halben Zoll stark. Unten am Ringe ist noch eine Stange Eisen, mit dem Ring in gleicher Breite, auf drey Viertel Zoll stark, und 7 Zoll lang, wodurch mitten ein viereckigtes Loch ist, wodurch ein eiserner Bolzen gehet, welcher durch das Eisen und die Säule durchlangen muß, an einem Ende aber, als am Eisen, ein Kopf, und auswendig an der Säule ein Splittnagel vorgestochen werden kann. Diese eiserne Ringe oder Hülsen müssen erst in das Holz der Säulen eingelassen werden, so stark, als die eisernen Stangen seyn, und daß die Hülse über der Säule zu stehen kommt. Zu den Walzen der Winden wird gutes vestes Holz genommen, und werden dieselbe 2 Fuß hoch, ohne die Zapfen, lang gemacht; daran denn die Zapfen, welche zu beyden Seiten in die eiserne Ringe kommen, gar leicht zu drehen seyn. In der Walze kommen 4 Löcher, je zwey und zwey, nicht weit voneinander, auch näher denen Zapfen, als die Mitten. Die Löcher treffen auch übers Creutz, und sind meistens 3 Zoll lang, worzu noch 2 breit geschnittene Windknebel kommen, die so breit, als zum Einstecken nöthig, und auf anderthalb Fuß lang sind. In der Mitte an der Walze ist ein kurzer hölzerner, aber etwas starker Nägel, hinein zu bringen. Die Leinen zu denen Stellstäben sind auch mit eisernen Backen versehen, wie denn auch an denen Stellstäben eiserne Tillen mit Löchern, und darzu auch eiserne Bolzen seyn müssen. Und also ist es bey allen 4 Stäben zu Anziehung der Oberleinen gemacht. Die Aufstellung betreffend, so gehet unter denen Stäben hindurch ein Stücke Holz, von etwa 6 Zoll breit, worauf Stahlfedern zu machen, die gerade unter den Stäben liegen. Die Stäbe müssen auch auf 6 Zoll über den Oberleinen hinaus reichen, worüber eine Stellung mit einem übergehenden eisernen Biegel, und ein Packen sind, auf die Art, wie bey dem Vogelheerde, so von Holz zu machen, angegeben wird. An der Hacken sind Drähte zum Abziehen, wie denn der Drat von der hintersten Stellung beym Aufstellen allemal unter den vordersten Stab gelegt werden muß, indem sonst, so er oben wegkäme, der Vorderstab den Zugdrat allemal wegfälle, oder gar stehen bliebe; desgleichen auch eine Elle vor den vordersten Stäben, Stäbe mit Löchern einzuschlagen

sind,

sind, wodurch die Zugbräte gehen, und denn erst gegen der Mitte des Heerdes schräge zusammen lauffen, und in die Hütte genommen werden. Zu den Unterleinen müssen oben rund geschnittene, und mit einem weiten Loch versehene Hefte seyn, wodurch die Unterleinen gezogen, und daran gebunden werden können, um deßwillen, daß die Wände nicht, als wie an einem oben stumpfen oder spitzigen Hefte, behängen bleiben können, dieweil man nicht so eigentlich im Wasser, wenn man die Garne hineinleget, sehen kann, ob sie an die Hefte antreffen, oder nicht. Dieses wären nun die Heerde. Hierzu wird aber auch eine Hütte auf trockene Land gemacht. Schickte es sich auf den Damm, so wäre es gut, oder könnte sie auf einen Baum gesetzt werden, wäre es noch besser wegen des Windes. Sonst aber ist hierbey dieses in Acht zu nehmen, daß die Hütte vom Heerde aus gegen Südosten angeleget, und selbige entweder mit lebendiger Hecke, Wintergrün, je länger je lieber u. d. g. auswendig recht lebendig, oder mit Rasen, daß sie als ein grüner Hügel anzusehen, verfertiget werde.

Da nun also die Anlegung des Heerdes fertig ist; so wird der Teich wieder angelassen. Sollte es aber ein Teich seyn, der in 24 Stunden wieder auslieffe; so könnte man die Wände und den ganzen Heerd so aufgeschlagen und gestellet liegen lassen. Weil aber auf solchen kleinen Teichen der Fang nicht sonderlich seyn kann; so wollen wir nunmehro auch die Stellung im Wasser auf grossen Teichen zeigen. Man fähret nämlich das Zeug mit dem Kahne hin zum Heerde, streket die eine Wand auf das Trockene des Heerdes, nimmt die Unterleine, fühlet im Wasser nach dem hintern Hefte, ziehet die Leine durch, und bindet sie an, wie sie denn auch an dem vordersten durchgesteckt, und scharf angezogen wird. Hierauf nimmt man die Oberleine, schläget selbige oben um den Stab; das Ende derselben aber wird mit einer halben Schleiffe an der Walze oder Winde, und an den in der Mitten befindlichen hölzernen Nagel geleget. Alsdenn werden die Windeknebel in die Löcher der Walze gestuchen, und gedrehet, ein Knebel wieder heraus gezogen, und in das andere Loch, so im Drehen oben gekommen, gestochen, und also immer ein Knebel um den andern heraus gezogen, und in das stehende Loch gestochen. Das erste Ende an der Leine wird nicht auf einmal so scharf angezogen; sondern es wird die Oberleine auch an dem hintersten Stabe umgeschlagen, wie vorne, durch den Hestel gezogen, und an die Winde angelegt, wie bey der vordersten Wände schon angezeiget ist. Hernach drehet man vorne und hinten die Walzen oder Winden zugleich, daß also die Wand zugleich recht straff werde. Auf gleiche Weise verfähret man mit den übrigen drey Wänden auch. Sodenn drückt man jeden Stab auf seine Feder herunter, leget und stellt die Schneller auf; so ist die Stellung fertig. Hiebey hat man nun etliche Lockenden nöthig,

welche an den Hügeln des Heerdes entweder angeſeſſelt, oder aber gewohnt ſind, ihr Futter auf dem Heerde zu nehmen. Es iſt viel beſſer, wenn man wilde Enten aufgezogen, welche ihr Futter ordentlich auf dem Heerde bekommen. Solche können gelähmet werden, und läſſet man ſie auf dem Teiche frey herum ſchwimmen, bey welchen ſich die andern wilden Enten nicht nur bekannt machen; ſondern auch, wenn man ſtellet, dieſelben mit herbey führen. Hat man nun, wie gedacht, aufgeſtellet, den Heerd fein mit Haber und Gerſtenmalz beſtreuet; ſo erwartet man, bis ſich eine gute Parthie auf denen Heerden verſammelt, und ziehet an beyden Heerden zugleich die Schneller los. Wo es nöthig iſt, hat man, eine Ecke davon, einen Kahn in Bereitſchaft, fähret hinüber, und macht die gefangenen Enten todt. Die lockenten aber müſſen gezeichnet ſeyn, damit man ſich nicht zum Schaden ſelbige auch mit todt mache. Es koſtet zwar die Anlegung eines ſolchen Heerdes im Anfang etwas nahmhaftes, und kann leicht auf 130 Rthlr. kommen. Jedoch kann er hernach etliche Jahre dauren, wenn nur die Wände, ſo ſie gebraucht worden, wieder fein trocken gemacht werden. So iſt auch mit dieſem Heerde ein rechtes Vergnügen zu haben. Auch werden die Entengehäge hiedurch nicht ruiniret. Denn man ſtellet nicht alle Tage darauf; ſondern nur, wenn Enten nöthig zu liefern ſeyn, oder ein groſſer Herr Plaiſir damit haben will. Sonſt iſt noch anzumerken, daß die Enten ſtetig bey dieſem Heerde müſſen gefüttert werden. So kann man hernach auch jederzeit nach Gefallen ſtellen, weil man durch die Fütterung die Enten dahin ziehet und treibet.

Entenſtöſſer, ſind überhaupt alle Raubvögel, welche auf die Enten fallen, und dieſelbe tödten; wohin vornemlich einige Adler, Habichte, und Falcken gehören. Insbeſondere aber rechnet man hieher diejenigen, ſo dazu abgerichtet, und zur Beitze gebraucht werden. ſ. a. Adler, Habicht.

Enterich, ſ. Ente.

Entvogel, ſ. Ente.

Eparvier, ſ. Sperber.

Epervier, ſ. Sperber.

Epheu, Aeppich, Eppich, Baumepheu, Mauerepheu, Mauerpfau, Mauerewich, Baumwinde, Ivenblätter, Jlooff, Jlaub, Wintergrün, Klinop, groſſe Violen, groſſer Epheu, lat. Hedera, Hedera arborea, Hedera baccifera, Hedera corymboſa communis major & minor, Hedera arborea ſ. ſcandens & corymboſa nigra, Hedera nigra, Hedera muralis, Hedera major, Hedera Dionyſia, Hedera Bacchica, Hedera laſciva; die Benennungen aber, ſo aus dem Griechiſchen hergeleitet ſind, ſind dieſe: Ciſſus, Ciſthus, Corimbithra, Chryſocarpos, Chenoſiris, Oſiridis Planta, franz. *Lierre*, iſt ein wildes Gewächſe zweyerley Geſchlechtes, nämlich der groſſe und kleine Epheu.

Der groſſe Epheu wächſt in denen Wäldern, und ſchlinget ſich

sich mit seinen vielen, Ellenlangen und gar dünnen Zweigen, um die Bäume; kriechet auch an Mauren und Klippen hinauf, daß oft ganze Gebäude, und Wände der Klippen so dichte damit überzogen sind, daß sie von Weitem einer grünen Laube, oder lebendigen Hecke ähnlich sehen. So oft ein Knötgen oder Auge desselben die geringste Kluft, Riß oder Fuge in einem Stein oder Mauerwerk antrift, schlägt es eine faserichte Wurzel hinein, und solchergestalt breitet sich dieses Gewächs mit vielen Wurzeln und Aesten über grosse Flächen aus. Oft treiben die immer stärker werdende Wurzeln die Mauren, wenn sie noch so wohlverbunden sind, auseinander, und machen solche schadhaft. Schlinget der Epheu sich um die Bäume; so dringet die Wurzel desselben in die Risse der Rinde, auch endlich in das Holz, und verderbet den Baum. Jedoch pfleget er an bereits anbrüchigen und faulen Bäumen am ersten zu haften; absonderlich an den Eichen, weil deren Borke oder Rinde vor andern sehr rißig ist. Solche Bäume, die damit bewachsen sind, sind fast allemal anbrüchig, und bey erster Gelegenheit wegzunehmen. Auf hohen Gebürgen trift man den Epheu gar selten an, viel häuffiger aber in den Landforsten. Seine Blätter bleiben Sommer und Winter sehr dunkelgrün. Daher wird er in Lustgärten zu Portalen, Spalieren, Bekleidung der Lusthäuser, und Gallerien gebraucht, zumalen, da auch sonsten kein Gewächs zu finden, welches einen so dicken Schirm, und eine von der Sonnen so undurchdringliche Wand machet, wie dieses. Etliche bekleiden die inwendige Mauren ihrer Gärten damit; da nun denn weder Holz, noch Pfähle oder Geländer, weder Nägel noch Bande braucht, denselben anzuheften; sondern er hänget sich selbst, wie schon bemerket worden, an die Mauer erste genug an, und formiret eine grüne Wand. Man kann dieses Gewächs zwar auch von dem Samen, wohin man es haben will, aufbringen; es gehet aber nicht so geschwinde zu, als wenn man die jungen Beyschößlinge mit den Wurzeln einsetzet, welches im Herbste, im wachsenden Mond, geschehen muß. Es liebet aber der Epheu eine nasse und feuchte Erde, und läßt sich, wo er einmal hinkommt, nicht leicht wieder vertreiben; wie ihm denn weder Hitze noch Kälte, weder Sonne noch Schatten, weder Trockene noch Nässe schädlich fället. Doch mögen viele den Epheu in ihren Gärten nicht leiden, weil sich die Nattern gerne bey aufhalten, und darinnen gemeiniglich nisten sollen.

Der Kleine Epheu unterscheidet sich von dem grossen, dadurch, daß er kleinere Blätter hat. Er kriecht auf der Erde, oder an den Zäunen herum, und trägt weder Blumen, noch Früchte. Der grosse aber blühet gegen den Ausgang des Herbstes, und bringet mosichte bleichgelbe Blumen; darauf folgen gegen den Winter schwarze Beeren Traubenweise an langen leichten Stielen, fast den Wacholderbeeren gleich; darinnen 3, 4 und mehr ablängliche

Kernlein sind. Es wächst auch ein Harz oder Gummi aus dem Epheu, welches Epheugummi, Epheuharz, lat. Gummi Hederæ, franz. *Gomme de Lierre*, genennet wird. Es ist schwarz, ja fast das allerschwärzeste Gummi, in kleinen Stücken, von Geruch sehr seltsam und stark. Insonderheit sind die grünen Blätter davon ein bewährtes Mittel wider die sogenannte Leichdorn oder Hüneraugen, wenn dieselbe in Weinessig eingeweicht, und die inwendige Seite des Blatts, zur Zeit des abnehmenden Monds, etliche Tage hintereinander, auf die Hüneraugen geleget, und solches täglich 3 oder 4 mal wiederholet wird. Die Blättlein werden auch zu den Fontanellen nützlich gebraucht; noch besser aber ist es, wenn man, an statt der Erbsen, aus Epheuholz kleine gedrechselte Kügelein in das Fontanell thut.

Epheugummi, s. Epheu.

Epheuharz, s. Epheu.

Epié, ist ein Jägerwort, welches sie von einem Hunde gebrauchen, und denselben *Chien epié* nennen, wenn er mitten auf der Stirne grössere Haare, als anderwärts hat, und dessen Spitzen einander entgegen läuffen und zusammen stossen. Das ist ein Kennzeichen ihrer Lebhaftigkeit und Stärke.

Epie, s. Knebelspieß.

Epinayë, s. Haag.

Epine, s. Dorn.

Epinoche, s. Stichling.

Epincher, s. Abbrechen.

Eponge, s. Schwamm.

Eponge d' Eglantier, s. Dornrose.

Eppich, s. Epheu.

Eprevier, s. Habicht, Sperber, Sperbergarn.

Equarrissage, s. Holzstoß.

Equicervus, s. Elend.

Equipage de Chasse, s. Jagdzeug.

Erable, s. Ahorn.

Eradicatio Lignorum, s. Ausstocken.

Erddonen, s. Donen.

Erdschwalben, s. Schwalbe.

Ereilen, wird von dem Hirsch gesagt, wenn er sowohl in freyem Boden, als Grase, mit der hintern Schaale die vordere ergreift, und zwar nur bis etwan in die Helfte, zuweilen auch wohl besser vor über die Helfte, doch so, daß die Hinterkehrte und die vordere gerade in einander stehet. Das Wild hingegen kann es gar selten, und nicht mit Fortsetzung thun.

Erfrischen, s. Nachwachs, alter.

Erfüllung, Hinterlassen, Zurückebleiben, sind drey Worte, die einerley Sache bezeichnen, und bey dem Weydwerke alsdann gebraucht werden, wenn der Hirsch mit der hintern Schaale zurücke bleibet, doch gerade, zuweilen wohl 2 bis 3 Finger breit. Das geschiehet gemeiniglich von feisten und alten Hirschen, weil ihnen

ihnen die Nerven oder Sehnen steiffer und kürzer werden.

Ergotté, ſ. Afterklauigt.

Erica, ſ. Haidekraut.

Erinaceus, ſ. Igel.

Erithacus, ſ. Rothschwänzlein.

Erle, Erlenbaum, Eller, Ellenbaum, Ellernbaum, Elsen, lat. *Alnus*, franz. *Aune*, *Aune*, iſt ein hochstämmiger Baum von mittlerer Größe, der nicht leicht stärker wird, als 12 bis 18, oder höchstens 24 Zoll. Er wächst gerne in brüchigten oder morastigen Oertern an Waſſern und Quellen, hat gemeiniglich einen geraden und sehr langen Schaft, der, wenn er in einer Dickung stehet, zu einer Höhe von 80 bis 100 Fuß kommt; auf trockenem Boden aber will er nicht gerne fort. Das Blatt iſt sodann magerer, kleiner, heller an Farbe; das Holz selbst weisser, und das ganze Gewächse geringer, als das, so auf naſſem Boden stehet. Dieſes scheinet Anlaß gegeben zu haben, mehrere Gattungen von Ellern zu erdichten; wie man denn gemeiniglich einen Unterſchied zwiſchen der weiſſen und rothen, oder zwiſchen der weiſſen und schwarzen Erle machet, der aber im Grunde wenig oder nichts zu bedeuten hat. Es wächset dieſes Holz sehr geſchwinde, und nicht leicht über 40 bis 50 Jahre. Frisch gehauen iſt es inwendig schön roth, welche Röthe sich nachher, wenn es trocken wird, größtentheils verliert, und in eine rothbräunliche verändert. Es iſt ferner dieſes Holz mittelmäßig hart und schwer, ziemlich zähe, von einem gar feinen Gewebe, und deswegen zu allerhand Arbeiten dienlich; giebt ein gutes Brennholz, und seine Kohle iſt sehr nutzbar, dann ſie kann leicht und schwer, hart und weich gemacht werden, wie man ſie verlanget. Will man eine harte und schwere Kohle haben, welche zu Eiſen und andern ſtrengen Schmelzarten dienlich ſeyn ſolle; ſo muß man es bald nach der Hauung verkohlen, nämlich ſo bald es nur eben ein wenig welk oder lufttrocken worden iſt; wobey denn allerdings unter der Verkohlung die dazu nöthigen Handgriffe zu beobachten ſind, wie an ſeinem Ort gezeiget werden ſolle. Verlanget man aber eine weichere und leichtere Kohle, zum Friſchen des Eiſens oder anderer Metalle, zum Schmelzen reiner und flüſſiger Bley- und Zinnerzte u. d. g.; ſo darf man es nur den Herbſt zuvor hauen laſſen, ehe es ſoll verkohlet werden, ſo, daß es ein halb Jahr in der Luft und Witterung lieget. Dieſes kann überhaupt bey allem Holze beobachtet werden; doch iſt bey keinem der Unterſchied ſo merklich, als bey der Eller, und bey keinem kann man dieſes mit ſo gutem, und im Schmelzen nutzbaren Erfolge ausrichten, als bey dieſem. Liegt es nur ein Jahr in der Witterung; ſo fängt es ſchon an zu faulen. Eben dieſes geſchiehet in feuchter Erde. Im Moraſt und Waſſer hingegen, wo es niemals trocken wird, iſt es von einer ewigen Dauer, und wird ſo hart, als ein Stein. Es hat einen Splint faſt wie das Eichenholz, welchen man ihm nehmen muß,

muß, wenn man es im Trockenen gebrauchen will. Wenn die Eller abgehauen wird, und nicht zu alt iſt, treibt ſie ungemein viele, und gar geſchwinde wachſende Stammloden, welche im 6ten Jahr ſchon wieder gute Stammmaſen, in 15, 20 bis 25 Jahren aber gutes Brenn- und Kohlholz geben, wobey es aber ſehr viel auf die Lage und Beſchaffenheit der Brüche und Moräſte ankommt. Liegen ſie auf Gebürgen, und ſind ſo kalt, daß ſie bis auf den Grund ausfrieren, oder haben nicht allezeit Näſſe genug, ſo, daß ſie im Vorſommer ſchon gänzlich austrocknen, oder ſind auch das ganze Jahr überſchwemmet; ſo wächſt das Holz bey weitem ſo geſchwinde nicht. Sind aber die Moräſte und Brüche warm, und trocknen niemals ganz aus; ſo wächſet die Eller überaus ſchnell. Ob man gleich bey der Eller auf die Zeit des Hauens nicht ſo genau, wie bey anderm Holze, zu ſehen hat; ſo darf es doch im Frühjahr nicht gar zu ſpät gehauen werden; denn die Eller kann ſich, wie ander Holz, verbluten. Ja wenn die ausgeſchlagene Loden etliche Jahre hintereinander zu Ende des Maymonats und im Anfang des Junii weggenommen, oder auf andere Art ſehr beſchädiget werden; ſo kann man ſie dadurch gänzlich ausrotten; wie in denen Ländern gebräuchlich, wo groſſe und mit Ellern überzogene moraſtige Flächen ausgetrocknet, und zu Korn- und Wieſen gemacht werden ſollen.

Der Saamen hängt Traubenweiſe an langen Stielen, und ſtecken viele Körner in einem Behältniſſe. Er wird gegen den Monat November reif, gehet gar ſchwer auf, und wenn er auf beſtändig naſſen Boden fällt; ſo wird er gern waſſerhart und verdirbt, d. i. ehe er in eine Krume aufbricht, und die harte, aber gleich zarte Schaale auseinander treibt, langet die überflüſſige Näſſe das innige Beſtandweſen gar aus, und nimmt es mit fort, welches nur erweicht werden ſollte, und den erſten Nahrungsſaft des zarten aufſtrimenden Gewächſes ausmachet; dadurch wird der Kern unfruchtbar, die Schaale bleibet hart, bricht nicht auf, bis endlich alles noch länger Zeit verfaulet. Auf trockenem Boden ſchlägt der Ellernſaamen leichter an, in der Folge aber will es mit dem Wachsthum, wie ſchon erinnert worden, nicht recht fort. Man hüte ſich demnach, daß der Ausſchlag aus den Wurzeln nicht verderbet werde, und zwar um ſo vielmehr, je beſſer der Boden für den geſchwinden Wachsthum der Ellern iſt; denn ſo viel ſchwerer iſt es auch, aus dem Saamen den Anwachs wieder herzuſtellen. Daher rühret es, daß dieſe angeſtellte Verſuche ſo oft fruchtlos abgelaufen, und einige auf die ſehr unrichtige Gedanken gerathen, als ob ſolche brüchigte Oerter ſich für das Ellernholz gar nicht ſchikten. Man kann die Ellern auch durch abgehauene Aeſte, wie von den Satzweiden bekannt iſt, ingleichem durch Stücke von nicht gar zu alten Wurzeln, welche man in die Erde leget, fortpflanzen, je länger die Stücke von der Wurzel ſind, je gewiſſer und

häufi-

häufiger kommen die Loden hervor. Es müssen aber keine Haupt- sondern die schwächern Seitenwurzeln dazu genommen werden. Das Blatt ist dunkelgrün, und im Vorsommer klebrigt, gleich als wenn es mit Lackfirniß überzogen wäre, so, daß das kleine Ungeziefer darauf hängen bleibt.

Der Gebrauch dieser Bäume ist mancherley und nicht geringe. Das Laub wird im Sommer für das Vieh, besonders vor die Schafe gern gesammelt. Hier ist zu verhüten, daß die Aeste nicht kahl abgestreift, und daß besonders die Gipfel des jungen Holzes gänzlich verschonet werden. Streifet man das Laub von den Aesten etliche Jahre hinter einander ganz kahl ab, und zwar zu Mitte Junio; so kann man dadurch ganze Reviere ausgerattet machen, und scheinet dieses die Ursache zu seyn, warum hin und wieder grosse Flächen, welche sonst Erlenholz sehr guten Boden haben, und zu nichts anders zu gebrauchen sind, als zu dem in solchen Gegenden liegen, wo das Holz angenehm ist, und wo die darinn noch liegenden Stücke und Wurzeln zeigen, daß vor langen Jahren häufige Ellern daselbst gestanden haben, anjetzo gänzlich von allem Holze entblöset sind. Wahrscheinlich hat man es nicht aus Vorsatz, sondern aus Unverstand ausgerottet; denn kein Holz erhält sich leichter ohne Zuthun menschlichen Fleisses, als das Ellernholz. Weil dieses Gewächse vor allen andern in sumpfichten Oertern, in Brüchen, und an den Ufern der Bäche und Ströhme fortkommt, dahin häufige faserigte tiefgehende Wurzeln schlägt; so ist es das beste Mittel, das Einreissen der Ströhme in die Ufer zu verhindern. So bekannt aber dieses Mittel ist, und so oft es zur Vollziehung gebracht wird, so gehet man doch dabey gemeiniglich den Fehler, daß man die zu solchem Ende gewöhnlicher massen in schmalen Reihen, oder wohl gar einzeln gesetzte Ellern zu hochstämmig und alt werden läßt, da sie denn durch die Gürtelrinde, zugleich mit grossen Klumpen Erde und Rasen, zu nicht geringer Beschädigung der Ufer, welche sie befestigen sollen, ausgerissen und niedergeworfen werden, grosse Busen verursachen, und den Einbruch des Wassers oft mehr befördern, als abhalten. Soll anders Ellern die Ufer gegen den Einbruch des Wassers in Sicherheit stellen; so muß man sie nicht hochstämmig werden lassen, in Zeiten abhauen, wodurch sowohl die frischwachsende Stammloden, als Wurzeln zu einer undurchdringlichen Dickung gegen den Anfall des Wassers werden.

Durch die Ellern kann man auch Bäche und Flüsse überaus weich an Krebsen und Fischen machen, da nicht allein die grössern Fische und Krebse; sondern auch vornämlich der Laich sich zwischen und unter den Ellernwurzeln verbergen und erhalten kann. Wo die Ellern durch Zufälle oder unverständige Behandlung sich verlieren, beobachtet man, daß sich Krebse und Fische vermindern, vornemlich in schnellaufenden Bächen, welche von Gebürgen abschiessen.

aus

Aus obigem erhellet, daß das Ellernholz eines der nutzbarsten seye, wo die Umstände des Orts solches zu ziehen gestatten, und wo Feuer- und Kohlholz kostbar ist. Aus dem Ellernholz werden sehr gute Wasserröhren, die jedoch beständig unter der Erde oder im Wasser liegen müssen, dergleichen Bachtröge, Mollen, Bergtröge, Schaufeln, Absätze unter die Schuhe, auch allerhand Drechslerwaaren gemacht. Die Borke, Blätter und Knospen dienen zum Schwarzfärben; auch wird die Borke von den Lohgerbern gesucht. Die Blätter, wenn sie frisch auf die Fußsohlen gelegt werden, sollen die müden Reisenden sehr erquicken. Ingleichem geben die Kühe sehr häufige Milch, wenn sie Erlenlaub gefressen haben. Das aus den Blättern gesammelte Wasser wird in der Gicht und im Gliederreissen, wenn man es äusserlich anlegt, für ein bewährtes Mittel gehalten.

Erlenbaum, s. Erle.

Erlegen, heißt bey dem Weydwerk so viel, als auf der Jagd ein Wild tödten oder fällen.

Erlenbusch, welchen die jungen Pflanzerlen genennet, welcher, so bald sie in die Erde gesetzet worden, keiner andern Pflege nöthig haben, als daß man sie vor dem Vieh verwahret und umzäunet, oder mit einem Wassergraben umziehet. In 9 bis 10 Jahren werden sie so stark, wie eines Mannes Schenkel; da man sie denn abhauen und gebrauchen kann.

Erlenfinke, s. Finke, Zeisig.

Erneuern, Verneuern, heißt bey den Jägern, wenn man schon Versuch gehalten, und den Tag, da man das Jagen bestätigen und einrichten will, nochmals versuchet.

Erpel, s. Spatz.

Erstrecken, ist eine bey den Fischern gebräuchliche Redensart, und heißt so viel, als grösser wachsen. Z. Er. der zweyjährige Karpfenstamm wird auf einen Sommer zum Erstrecken, daß er nämlich solche Zeit über grösser und länger wachse, ausgesetzt, wenn denn der dreyjährige Samme erlanget wird.

Erstreckteiche, s. Karpfenteiche.

Erzapiquen, s. Oberjäger.

Erwürgen, heißt bey der Jägerey, wenn ein Wild nicht erlegt, noch gefället, sondern durch Hunde gebracht wird, so daß es dasselbe umbringt.

Erythrinus, s. Rochfeder.

Erzapiquer, s. Oberjäger.

Esca, s. Aas, Lockspeise.

Escamillers, s. Knudern.

Escarbot, s. Käfer.

Eschbaum, s. Esche.

Esche, Eschbaum, Eschenbaum, Aesche, Asche, Aschenbaum, Aschbaum, Aschbaum, Eschern, Eschenbaum, Steineschern, Eschenholz, Wundholz, Wundbaum, lat. Fraxinus. Esche, Aesche, ist ein hoher

hoher und gerad schäftiger Waldbaum, der nicht gar dicke, auch wenig und sich nicht weit ausbreitende Aeste hat, die denen unter ihm stehenden Gewächsen und Unterholze wenig Schaden thun. Das Blatt ist zusammengesetzt, d. i. es hängen deren mehrere an einem Hauptstiele. Im May bekommt die Esche saftlichte Blüte, worauf geflügelter Saamen erfolget, der im Anfang des Herbstes reif zu werden beginnet, ziemlich hart ist, und etwas schwer aufkäumet, weswegen er am besten im Herbst ausgesäet wird. Auf hohen Gebürgen wächst die Esche nicht so gut, als in Vorbergen, am besten aber in niedrigen Wäldern; ein guter leimigter mit schwarzer Lauberde und Grand vermengter, und mäßig feuchter Boden ist ihr am zuträglichsten. Das Holz ist gar hart, ziemlich zähe und schwer, hat zwischen den Jahren gar sichtbare Röhrgen, fast wie das Eichenholz; ist auch bräunlich von Farbe, und in der Witterung und an dumpfigten Oertern ziemlich dauerhaft, doch nicht so, wie das Eichenholz. Dagegen giebt es ein besseres Kohl- und Brennholz, schlägt vom abgehauenen Stamme mit häufigen und schnellwachsenden Loden wieder aus, unterscheidet sich im Winter von den meisten andern Holzarten, durch die stumpfen, dicken und weichen Enden seiner Zweige, als woran man alle Holzgattungen, welche zusammengesetzte auch sehr grosse Blätter haben, wie die Esche, Nußbaum, der welsche Nuß- und Castanienbaum ꝛc., zu dieser Zeit kennet. Wegen der weichen saftigen Spitzen dieser Zweige ist das Wild, auch zahme Vieh, absonderlich im Frühjahr, diesen Loden sehr gefährlich; ja wenn sie auch zu einer Höhe von 6, 8 bis 10 Fuß erwachsen sind, suchen sie dennoch die Hirsche, um die Zeit, wenn sie fegen, vor allen andern auf, und schlagen die Gipfel herunter. Wo demnach starke Wildbahnen unterhalten werden, da ist dieses Holz so gut, als ausgerottet; nur etwas weniges von demjenigen, was zwischen Dickungen von stärkern Loden anderer Holzgattungen stehet, und dadurch gedeckt wird, kommt mit genauer Noth fort. Die aufgehenden Kämmen leiden zwar von der Witterung nicht so leicht Schaden, als die von Ahorn und Lehnen, sind aber dennoch weichlich. Wenn man demnach einen Ort mit Eschen bäen will, muß man eben das in Acht nehmen, was von jenen erinnert worden. Bey dem Pflanzen junger Eschen ist es nicht genug, solche gegen das Abschälen und Verbeissen mit Dornhecken zu verwahren: sondern man muß auch, wo viele und starke Hirsche sind, bey jedem Stamme einen ziemlich hohen Pfahl stecken, um das Abschlagen so viel möglich zu vermeiden. Die Esche vertrocknet wohl nicht so leicht, wie ander junges Holz, wenn es von Wildpret, Ziegen und Schafen abgeschälet wird, erholet sich auch gleich, wie die Ehre und Lehne, vom Verbeissen leichter, als anderes Holz; dennoch aber thut es dem Wachsthum merklichen Schaden, wird leichter anbrüchig, und gehet doch endlich gar aus, wenn die Beschädigung

mehr-

mehrentheils abgehauen wird. Die junge Esche läßt sich gut verpflanzen, und fehlet selten, daß sie auf gutem Boden nicht bekommen sollte. Da sie auch die unter ihr stehenden Gewächse gar wohl leiden kann, dabey ein nutzbares Holz ist; so wird sie an einigen Orten häufig von den Bauren in die Zäune und Hecken gesetzt, die dadurch eine Vestigkeit erhalten. s. a. Lebendige Hecken.

Das Eschenlaub ist zur Fütterung für Schafe und anderes Vieh von gutem Nutzen; und ist bey dessen Einsammlung eben die Vorsicht nöthig, davon bey der Rüster Erwähnung geschiehet; es muß aber im Herbste, nachdem es abgefallen, zusammengebracht werden.

Aus Eschenholz wird schöne Tischlerarbeit gemacht, absonderlich Stühle, Schränke und Bettgestelle, welche wegen der Vestigkeit und Zähigkeit dieses Holzes von ungemeiner Dauer sind. Wenn es masericht ist, giebt es schöne eingelegte Arbeit. Zu Piquen, Jangeisenstangen und Flintenschäften ist es wegen seines geraden Wachsthums, seiner zähen Härte, auch weil es nicht übermäßig schwer, vor andern gut. Es giebt aus dieser Ursache die besten Wagenschwenken. Die Böttcher wählen solche im Mangel junger Eichen, vor andern zu Reifstangen, die denen von Birken und Haseln weit vorgehen, weil sie so bald nicht stuckigt werden. Die Mollenhauer machen daraus Mollen und Backtröge. Der übrige Gebrauch läßt sich aus den beschriebenen Eigenschaften dieses Holzes beurtheilen. Weil dieser Baum im Frühjahr sehr vielen Saft hat, wodurch dessen Holz auseinander getrieben, und seine Dauerhaftigkeit vermindert wird; so muß solches vor andern zu Ende des Herbstes, oder höchstens mit Anfang des Winters gefället werden, wenn es von ebenbesagter Güte seyn solle. Uebrigens erzählet man so annehmende Dinge von der Esche, daß, wenn nur die Helfte davon wahr wäre, man bekennen müßte, daß in diesem einzigen Baum eine ganze Apotheke zu finden seye. Allein es mich auf die Erfahrung dabey ankommen.

Die vornehmsten dieser gerühmten Tugenden sind folgende: 1) Hindert sie, daß sich der Krebs in keiner Wunde ansetze, und sie heilet geschwinde, wenn man Eschenholz in frisch Wasser raspelt, und den Schaden des Tages etlichemal damit auswaschet. 2) Wenn man zur Zeit ansteckender Krankheiten nüchtern einen Löffel voll Eschensaft trinket; so darf man sich denselben Tag weder vor Fleckfiebern, noch vor der Pest fürchten. 3) Wenn man Gift bekommen hat, darf man nur Eschensaft trinken; er ist ein mächtiges Gegengift wider alle Arten des Gifts. 4) Der Saft von der Esche macht das Gesicht heller und stärket es, wenn man des Morgens und Abends die Augen damit wäscht. 5) Eben dieser Saft früh Morgens getrunken, heilet den Nierenschmerz, stärket das Herz, und schlägt den Dampf nieder. 6) Dieser Saft warm in die Ohren gethan, heilet das harte

Gehör,

Gehör, die Taubheit, die nicht eingewurzelt ist, und die innerliche Schäden der Ohren. 7) Eben dieser Saft des Morgens getrunken, heilet die Milzschmerzen, die Lungensüchtigen, die Wassersüchtigen, und diejenigen, welche von giftigen Fiebern, Pocken, und der Pest angefallen werden. 8) In grossen Kopfschmerzen darf man nur ein Tuch mit diesem Safte angefeuchtet auf die Stirne legen, nachdem man ihn zuvor mit eben so viel Wein hat kochen lassen. 9) Für den anfangenden Krebs kann man nur ein weich leinen Tuch, in den laulichten Saft von der Esche getaucht, überlegen; so hält es den Fortgang des Uebels auf, und zertheilet die Knoten. Den Nahmen der Bucheschе führet auch die Hanbuche, wovon dieser Artickel nachzuschlagen.

Eschenbaum, s. Esche.

Eschenholz, s. Esche.

Eschern, s. Esche.

Eschernbaum, s. Esche.

Escortable, wird in der Falknerey von einem Vogel gesagt, welcher bereit ist, sich aus dem Auge zu verlieren; dergleichen diejenigen sind, die am besten mit Federn versehen sind, und sich am liebsten in die freye Luft zu begeben pflegen, wenn sie die Hitze drückt.

Esox, s. Lachs.

Espe, s. Aspe.

Espenbaum, s. Aspe.

Esquarrissage, s. Holzstoß.

Essarter, s. Schneideln.

Estang, s. Teich.

Esturgeon, s. Stöhr.

Etang, s. Teich.

Etourgeon, s. Stöhr.

Etourneau, s. Staar.

Eturgeon, s. Röhr.

Eul, Eule, Nachteule, Nachtrapp, ist ein Raubvogel, der sich bey Tage versteckt und stille hält, in der Dämmerung aber und des Nachts ausfliegt, seine Nahrung zu suchen. Unter diesem Nahmen aber werden nun verschiedene Arten begriffen, als die besonders sogenannte Ohreule, Huhn, Steineule, Schleyereule, Kircheule, Niederländisches und welscher Kauz; da immer eine Art grösser und kleiner, als die andere, manche so groß, wie eine Henne, andere ungefehr wie eine Taube sind. Der Farbe nach sind sie meistentheils einander gleich, nämlich bräunlicht mit weissen eingefaßten Federn, und an der Brust fast wie die Habichte, gefleckt, und mit Klauen, wie die Habichtsfüsse versehen, damit sie den Raub greiffen können. Alle haben ein schleyerichtes Gesichte, einen grossen mit Federn stark bewachsenen Kopf und kurzen Hals, grosse Augen, einen krummen Schnabel, und lange Flügel. Ihre Stimme ist jämmerlich, und einem Geheule gleich, und wird von abergläubischen Leuten vor einen Unglücksboten gehalten. Sie können füglich in drey Gattungen gebracht werden.

1) Die groſte Gattung iſt der ſogenannte Uhu oder Schuhu, lat. Bubo, welcher an Gröſſe dem Steinadler nicht viel nachgiebt. Dieſer hat auf dem Rücken wenig oder nichts weiſs lichtes; ſondern iſt faſt ganz dunkelbraun, wie einige Habichte. An der Bruſt aber ſind die Federn falb, mit ſchwarzen Flecken eingeſprengt. Er hat hellglänzende goldgelbe Augen, und an beyden Seiten des Kopfes zwey von Federn zuſammen gewachſene Hörner, oder, gleichwie Ohren, ſpitzig in die Höhe ſtehende Federbüſche, einen, gegen die äuſſerliche Figur zu rechnen, leichten und hagern Leib; aber dabey eine ſolche Stärke, daſs er einen Haaſen mit ſeinen Fängen heben, und in der Luft zu ſeinem Horſt forttragen kann. Er horſtet gerne auf felſichten und klipichten Oertern, woſelbſt er in die Klüfte, damit er vor den Ungewittern geſichert ſeyn möge, ſeine Eyer, deren er über zwey nicht ausbrütet, auf den bloſſen Boden leget. Er ziehet nicht weg, ſondern bleibet zur Winterszeit in ſeinem Revier, und raubet, was er bey der Nacht antrift, und deſſen er ſich bemächtigen kann. Sie werden jung aus ihren Horſten genommen, und auf die ſogenannten Krähenhütten aufgeſtellet, Raben, Krähen und andere groſſe Vögel damit anzulocken.

2) Die mittlere Gattung, welche eigentlich den Nahmen Eule, lat. Ulula, franz. *Chathuant* führet, iſt ungefehr in der Gröſſe eines Haushuhns, gröſſer oder kleiner, nach dem Unterſcheid ihrer Arten, welcher allein darinn beſtehet, daſs ſie nicht alle Ohren haben, noch gleicher Gröſſe ſind. Sie leben 7 bis 8 Jahre, und iſt nichts an ihnen, als meiſtens Federn. Sie haben einen groſſen Kopf, und kleinen Leib, ſind geſchleyert anzuſehen, wie ein altes Weib, mit groſſen Augen und krummen Schnabel. Sie thun in den Faſsgärten, und am wilden ſo wohl, als zahmen Geflügel, bey langen, finſtern, und kalten Nächten, da man ihnen nicht auf den Dienſt lauren kann, groſſen Schaden. Bey Tage aber verſtecken ſich ſich in hole Bäume und Löcher, oder doch in dicke Aeſte, und drücken ſich hart am Stamme ganz geſchmeidig zuſammen, weil ſie ſonſten, wenn ſie ſich blicken laſſen, von allen Vögeln nicht allein heftig angeſchryen und verrathen; ſondern auch heftig verfolget werden. Diejenigen, ſo in alten Mauren und wüſten Gebäuden ſich aufhalten, pflegt man insbeſondere Steineulen, die aber in holen Bäumen, Horneulen, zu nennen.

3) Die dritte und kleinſte Gattung ſind die ſogenannten Kautze oder Steinkautze, lat. Noctua, Noctua ſaxatilis, franz. *Chouette*, *Huete*, welche einerley Geſtalt, Art und Natur, wie die insbeſondere ſogenannte Eulen haben, nur daſs ſie um ein ziemliches kleiner, und nicht gröſſer, als eine Taube ſind. Jedoch haben ſie nicht einerley Gröſſe, ſondern ſind theils etwas kleiner, als die andern, welche zum Unterſcheid Steinkautze genennet werden. Sie bleiben zur Winter- und Sommer-

merkzeit hier zu Lande, und halten sich in wüsten Gebäuden und holen Bäumen auf. Ihre Nahrung bestehet mehrentheils in Mäusen, welche sich, gleich den Eulen, des Nachts ihre Nahrung suchen. Und weil auch zwischen diesen und allen andern Vögeln eine sonderliche Antipathie steckt; so werden dieselbe, und zwar am besten die grosse Kautzen, zu der Leimstange, ingleichem zum Feld- und Plattbaume gebraucht, womit die kleine Vögel herbeygelocket und gefangen werden. Sie werden hierzu aus den Nestern gehoben, und jung auferzogen, weil sich die Alten gar schwerlich fangen lassen. Zu diesen kann, als ein Geschlechte der Eulen, noch hinzu gethan werden:

4) Das Käutzlein oder Würgengel, lat. Ulula, Strix, franz. *Fresaye*, *Fresaie*, *Effraye*, welches am nächsten der zweyten Gattung gleich kommt. Dieser Vogel ist so groß, wie ein Huhn. Er ist mit weissen Federn bedecket, und unter dem Bauche schwarz gefleckt. Der Kopf ist groß und rund, gar fürchterlich, und mit Federn umgeben, welche in die Höhe stehen. Sein Schnabel ist krumm, als wie ein Hacken, und weißlicht. Die Beine und Füsse sind rauch, und mit Federn bedecket; die Klauen krumm und weißlicht; sein Geschrey ist gräßlich. Er hält sich in den Klippen, im Holze, Felde und um die Seen herum auf, auch bey den Ziegenställen, indem er nach ihrer Milch sehr begierig ist, und sie aussauget, wenn er dazu kommen kann. Er frisset auch Aeßtern und allerhand Früchte. Des Tages bleibet er im Verborgenen, und des Nachts schwärmet er herum. Er führet viel Oel und flüchtiges Salz bey sich. Sein Fleisch ist gut vor Lähmung der Glieder, und vor die Bräune, wenn es gedörret, und zu Pulver gestossen, von einem halben bis auf ein ganzes Quintgen, auf einmal gebraucht wird. Das Käutzlein gesotten und gegessen ist vor die Melancholie und Gicht dienlich. Der Schweiß getrunken dienet vor Engbrüstigkeit und schweren Athem, wie auch der ganze Vogel dazu gut ist. Die Fänge zu Pulver gebrannt, macht lautere Augen, desgleichen auch das Fett; dieses letztere erweichet und zertheilet auch, dienet zu Stärkung der Nerven, wenn es äusserlich gebraucht wird. Die Galle reiniget und benimmt die Flecken der Haut; sie vertreibet auch den Staar.

Was überhaupt alle Arten der Eulen anbetrift; so sind dieselbe mehr schädlich, als nützlich, sonderlich die Schuhu, weil sie das kleine Wild rauben. Ihr Fleisch wird selten, oder gar nicht genossen. Es führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich, zertheilet, und hat eben die Eigenschaften, welche bey dem Käutzlein bemerket worden; wie denn auch das übrige, was bey demselben angeführet worden, überhaupt bey allen Arten der Eulen gilt.

Das Gehirn brauchen viele zu Heilung der Wunden. Wenn man das Blut auf einen mit Haaren verwachsenen Ort streichet, so macht es nicht nur dieselbe ausfallend; sondern läßt

auch keine andere wieder wachsen; welches auch viele von dem erste gelegten Ey und Dotter sagen; das andere gelegte aber soll das Gegentheil thun, und Haare hervorbringen. Aus eben dem vorbemeldten Gehirn ein Sälblein gemacht, und die Augen damit gestrichen, ist in Schielung und Uebersichtigkeit ein gutes Mittel; selbiges aber im Oel oder Butter gekocht, und in die Ohren, so warm, als man es erleiden kann, hineingetröpfelt, thut in Ohrenschmerzen grosse Hülfe. Andere brennen die ganze Nachteule mit Federn und allem zu Pulver, und blasen solche Asche in die Hälse, um alle Halsgeschwüre damit aufzuziehen. Die Eyer, wenn man solche einem 3 Tage nacheinander in Wein eingiebet, sollen ihm dermassen den Wein zuwider machen, daß er seinen Tag keinen mehr trinken könne. Ja wenn man den Kindern zuweilen von diesen Eyern eingiebet; so sollen sie nicht allein selbst die Trunkenheit heftig fliehen; sondern auch alle Trunkenbolde über die massen meiden. Eine Cur, die sehr vielen recht heilsam werden könnte!

Evereschenbaum, s. Ebreschenbaum.

Everrer, bedeutet in der französischen Jägerey so viel, als einem Hunde eine Nerve unter der Zunge herausnehmen; da er denn, wenn solches geschehen, niemals beißt, wenn er auch gleich rasend geworden wäre.

Everricula, s. Fischhahmen.

Evonymus, Evonymus vulgaris granis rubentibus, s. Spindelbaum.

Exciſio Lignorum, s. Ausstocken.

Exuviæ, s. Balg.

F.

Fabreque, s. Fahrenkraut.

Fackeljagd, s. Abendjagd.

Fädelein, ist ein Jägerwort, mit welchem von dem edlen Hirsch das kleine Strichlein benennet wird, welches ihm zwischen den Schalen in die Höhe gehet, er mag so beschlossen oder gezwungen gehen, als er will. Bey einem Thier hingegen bleibet viel Erdreich zwischen den Schaalen stehen.

Fähnlein, ist ein gewisses Garn, womit man vor dem Baumfalken die Leuchen fängt. s. Leuchenfang.

Fährde, s. Fährte.

Fähriger Wald, wird in der Förstnerey ein junger Hau genennet, welcher abgehauen worden, aber schon dergestalt wieder erwachsen ist, daß das Wild und Vieh an den jungen Bäumen die obersten Sprossen nicht mehr erreichen und abfressen kann.

Fährte, Fährde, Fahrt, Feerte, Föhrde, Föhrte, Gefährd, wird das Merkzeichen oder die Spur genennet, welche ein Hirsch, Schwein, oder anderes Stück von dem grössern Wildpret mit seinem Tritt auf dem Erdboden macht, und woraus deren Geschlecht, Grösse, Stärke und Alter von den Jägern

gern beurtheilet werden kann. Eine Wiederfährte aber wird diejenige genennet, die von einem Stücke Wild im Zurückgehen gemacht wird. Wie nun die Fährte bey einem jeden Wilde beschaffen, und was ein jedes vor ein Zeichen in seiner Fährte gebe, wird man bey der Beschreibung eines jeglichen Thiers angezeiget finden. s. a. Arbeitung des Leithundes, Leithund, Hirsch.

Fällen, sagt man von dem Holz oder Bäumen, wenn dieselbe umgehauen werden. Ein Geschäfte, das in dem Forstwesen sehr vieles auf sich hat, und dabey man auf die Zeit, die Oerter, die Beschaffenheit des Holzes, und andere Umstände sehen, und alles genau und richtig beurtheilen muß, wenn die Forste in rechtem Flor und Nutzen erhalten werden sollen. Was die letztere Punkte anbetrift; so kann davon unter den Artikeln: Haubar und Holzschlag nachgesehen werden. Hier wollen wir nur von der Zeit des Fällens das nöthige anmerken. Will man jedes Holz in seiner Art von der besten Güte haben, den folgenden Anwachs befördern, auch viele Hinderuisse vermeiden, die ihm im Wege stehen; so kommt es sehr viel auf die Jahreszeit an, wenn an einem Orte das Holz gefället wird.

Kohl- und Brennholz wird am besten vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Merz, folgenden Jahrs, gefället. Und wenn dieses gleich nicht allezeit in weitläuftigen Forsten, und bey hartem, lange anhaltenden Winter thunlich ist; so muß man sich doch nach Möglichkeit bestreben, solches zu beobachten. Um diese Zeit ist gar wenig Saft im Holze, das, das Feuer unterhaltende, harzigte und gummöse Bestandwesen, ist verdicket, eines theils mit dem Holze verbunden, andern theils lieget es in besondern Behältnissen, und machet das Holz vest, schwer und dauerhaft, giebt eine harte und schwere Kohle, und unterhält ein starkes Feuer. Hauet man aber das Holz später oder früher; so ist es schwammicht und leicht, von wässerichtem Safte auseinander getrieben, nimmt die Nässe gerne an; und da das Feuer haltende Bestandwesen annoch durch den wässerichten Saft verdünnet ist, sich auch mit dem Holze noch nicht verbunden, noch in seinen besondern Behältnissen vest gesetzet hat; so wird es gerne vom Regen, oder auf was Weise Wasser dazu kommt, ausgelauget. Da aber die harzigte und fette Materie das Holz vor der Fäulniß erhält; so ist leicht zu erachten, daß es in der Witterung und an feuchten Orten viel leichter stockigt und faul werde. Viele Gattungen Holz beginnen in einer Zeit von wenig Monaten, wenn die Hauung spat im May und Junio geschehen ist, zu stocken, vornemlich Rothbüchen, Ellern, und Birkenstangenholz, nicht weniger Haseln, Espen Söhlweiden ꝛc. Es trocknet schwer aus, giebt eine leichte Kohle und schlechte Feuerung. Wenn der Regen das harzigte und klebrichte Bestandwesen, welches das Feuer unterhalten hilft, heraus ziehet; so gehet

auch dasjenige, woraus sich das Laugensalz im Feuer erzeuget, und welches beym Schmelzen strenger Erze und Bergarten die Wirkung eines durchdringenden Flusses thut, zugleich mit verlohren. Dieß ist nicht deutlicher wahrzunehmen, als wenn spät gehauenes Flößholz verkohlet, und zum Schmelzen des Eisensteins in hohen Ofen gebraucht wird. Erfordern es demnach ja einige widrige Umstände, daß ein Holz um die Saftzeit gefället werden muß; so ist es, so bald es nur einiger massen lufttrocken worden, sogleich zu verkohlen, oder wenn man es zu Brennholz haben will, in luftige und trockene Behältnisse zu bringen.

Bau- und Geräthholz kann den Saft noch viel weniger vertragen. Es ist in der Witterung von keiner Dauer, die Würmer greiffen es gerne an, es hat die gehörige Festigkeit nicht, wirft sich gern, d. i. es verändert, bey Veränderung der Witterung, seine Fläche, und die gehabte Bau- und Arbeitskosten sind alsdann schlecht angewandt. Will man es als einen Vorrath hinlegen; so muß das Behältniß einen ganz freyen Durchzug der Luft haben; widrigenfalls wird es so mürbe und stockigt, daß es zum bestimmten Gebrauch in wenig Jahren ganz untauglich ist. Ja wenn man ein solches in der Saftzeit gehauenes Holz in verschlossenen Schuppen oder Behältnissen neben das trockenste, und zu rechter Zeit gehauene Holz leget; so stecket es dieses mit einer Fäulniß an, und verdirbt eines mit dem andern.

Die beste Zeit Bau- und Geräthholz zu fällen ist demnach vom Anfang des Monats Novembers, bis zum Anfang des Jenners; das Nadelholz aber bleibt wohl noch einen Monat länger zu dieser Absicht gut. Es scheinet zwar, daß an etlichen Orten wegen des Borkenreissens das Holz spät, und in der vollen Saftzeit zu fällen, unvermeidlich seye, weil die Rinde den Gerbern unentbehrlich ist, und nicht gerissen werden kann, als wenn das Holz mitten in der Saftzeit gehauen wird. Es läßt sich aber dieser Endzweck ohne Nachtheil der Güte des Holzes erreichen, wenn man klüglich dabey zu Werke gehet. Wie solches geschehen müsse, davon s. Rinde, Loden. Aus dem, was daselbst gezeiget ist, wird man erkennen, wie schädlich es seye, Oerter über die Zeit stehen zu lassen, wo man auf Kohl- und Feuerholz zu sehen hat. Nicht nur die Stammloden bleiben zurück; sondern es gehet auch das junge aus dem Saamen aufgeschlagene Holz, woraus hiernächst Bäume zu Geräthe- und Bauholz gezogen werden müssen, verlohren. Und wenn auch ein solcher Ort, welches doch in Gebürgen schwer hält, mit Saamenloden wieder in Bestand kommt; so entstehen dennoch Lücken von 50 und mehr Jahren in Zuziehung einständiger Stämme; ja bisweilen gehen etlicher Menschen Alter hin, ehe ein solcher Schaden wieder zu ersetzen ist. Es finden sich weitläuftige Reviere, wo man augenscheinlich zeigen kann, daß dieser Fehler begangen worden, und daß derselbe nichts als strupichtes

richtes und knorrigtes Oberholz zurückgelassen hat.

Das allzuspäte Fällen im Jahr schadet auch dem Nadeltragenden Holzanwachs, ob es schon aus den Stämmen nicht wieder ausschlägt; immassen der beste Saame, vornemlich von Fichten oder Rothtannen, im Winter ausflieget, und seine zarte Käume im Vorsommer treibet. Der erste Anflug nach geschehener Fällung ist allezeit der beste und sicherste, indem alsdann das dem Nadelholz so schädliche hohe Gras noch nicht überhand genommen hat. Wird dieser erste Anflug verdorben; so siehet es nachher um den Anwachs mißlich aus. Ob es nun wohl nicht allezeit möglich ist, ein Gehau sofort in Ruhe zu setzen; so muß man doch so viel, als sich thun lassen will, darum besorgt seyn, und die Fällung zur rechten Zeit befördern, so bald man den zarten Anflug aus Saamen gewahr wird; man muß alsdenn das Kohlholz zu bequemen und dem Anflug unschädlichen Kohlstätten, ingleichem das Brenn- Bau- und Geräthholz aus dem abgetriebenen Theile des Ortes bringen, damit der aufgehende Saamen nicht durch das Fahren und Schleppen der Kohlen und des Holzes, wenn es zu spät im Jahr geschiehet, zertretten und verdorben werde. Wenn dieses Zusammen- und Herausrücken mit Schlitten geschehen kann, so lange der Schnee den Boden noch bedeckt hat, ist es um so vielbesser, und erfordert weniger Kosten. Bey dem Brenn- Bau- und Geräthholz ist hiegegen kein Einwurf zu machen, weil es doch weggefahren werden muß; allein bey dem Kohlholz machet es mehrere Kosten, da das Holz vielmal schwerer ist, als die daraus gebrannte Kohlen. Daher verstehet sich hieben von selbst, daß, wenn in Tannenörtern dasselbe Jahr kein, oder nur gar wenig Saamen vorhanden, man keine Eilfertigkeit weder im Verkohlen, noch Herausrücken des Kohlholzes gebrauche, den Hau in Ruhe zu setzen. Man hat auch mit dem Feuer- Bau- und Geräthholz nicht zu eilen. Es ist dieses zu erinnern nöthig, weil oft, wenn man gewisse an sich gute Maaßregeln veste setzet, ohne Ueberlegung wegen einer Kleinigkeit grosse Kosten verursachet, oder indem man Kleinigkeiten zu ersparen suchet, wichtige Vortheile versäumet werden.

Hierbey fallen noch einige rechtliche Punkte zu erörtern vor, wie weit nämlich der Eigenthumsherr des Waldes oder Holzes Macht habe, Holz fällen zu lassen, und was der Forst- und Wildbannsherr dabey zu sagen habe? Wenn jemand in einem fremden Forst oder Wald das Forstrecht, und ein anderer die Wildbannsgerechtigkeit hergebracht; so ist der Eigenthumsherr des Waldes nicht befugt, zum Präjudiz oder Nachtheil dessen, der das Forstrecht oder die Wildbannsgerechtigkeit daselbst hat, auf einmal alle grosse Bäume niederzuhauen, selbige zu verkauffen, oder sonsten seinen Nutzen daraus zu machen, und also das Holz zu ruiniren; sondern er darf nur so viel Holz

fällen lassen, als dabey der Jagd- oder Forstherr an Uebung seiner Gerechtigkeit unbeschadet bleibet.

Knipschild de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 96. *Harpprecht* ad §. 12. Institut. de rer. divis. & aquir. rer. domin. num. 280. seqq. *Besold* thesaur. pract. voc. **Forst. Ringer Beamter** part. 1. tit. 34. §. 9. num. 10. *Ertel* part. 1. Observat. Equestr. 11.

Gestalten niemand erlaubt ist, des andern rechtmässig erlangte Servitut eigenmächtiger Weise zu verschlimmern und zu schmälern,

l. 20. §. si servitus ff. de servitut. præd. urban. l. 15. §. proprietatis ff. de usufruct. l. 13. §. 1. ff. de servitut. rustic. prædior.

so gar, daß, wenn durch solche unbescheidentliche Umhauung der der Wildbanns- oder Forstgerechtigkeit ein unersetzlicher Schade zuwächst, der Wildbanns- oder Forstherr wider den Eigenthumsherrn des Waldes Madata sine Clausula extrahiren kann; wie also beobachtet worden am Kayserl. Kammergericht in Sachen Zollern contra Würtemberg, wie *Gail.* 2. Observat. 67. num. 8. & *Mindanus* de Mandat. lib. 2. cap. 39. num. 6. bezeugen. Wenn aber das Umhauen mit Bescheidenheit, und besonders an denen Orten geschiehet, wo die Bäume und Gesträuß allzudick, und der Wälder Nutzen und Wachsthum dadurch befördert, mithin Grund und Boden verbessert wird, alsdenn kann solches nicht verboten werden; denn sonst würde das Eigenthum keinen Nutzen bringen, wenn dem Eigenthumsherrn verwehrt seyn sollte, Holz zu seiner Nothdurft und Nutzen mit Bescheidenheit fällen zu lassen. s. a. Abholzen.

l. fin. ff. de jur. dot. l. divortio §. uni. ff. solut. matrim. *Besold*, vol. 1. Consil. 15. 16. *Matth.* de *Afflict.* decis. 290. n. 8. *Pruckmann* de Venat. cap. 7. num. 5. *Ertel* prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. Observ. 3. *Krebs* tract. de lign. & lapid. part. 1. class. 4. sect. 16. §. 3. seqq.

Es ist demnach ein Unterschied zu machen inter sylvam cæduam & non cæduam, s. a. Abholzen. Etliche Wälder gehen von sich selbst auf, und sind ohne Zuthun anderer Mittel, von Alters her, frey aufgewachsen, die heisset man hohe Wälder oder Baumwälder, Sylvas non cæduas, welche aus hohen dicken Bäumen bestehen, die niemals, oder doch nur in sehr langer Zeit, nachwachsen, und zum Verschonen gewiedmet sind. Darnach sind etliche Wälder, welche durch den Bau- und Handarbeit zum Holzwachs gepflanzet und besamet werden, die heisset man Laubhölzer und hauige Wälder, Sylvas cæduas, welche zu gewissen Zeiten umgehauen werden können, und sodann wiederum nachwachsen, welcherley das Brennholz, Haw- oder Spaltholz

terholz von Weiden, Buchen, Eschen, Ellern, Aspenbäumen u. d. g. ist.

Oettinger de jur. limit. cap. 10. num. 29. seqq. *Gail.* 2. Observ. 67. num. 9. *Ertel* prax. sur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. Observ. 3. & part. 1. Observat. Equestr. 11. in fin. Kluger Beamter part. 2. tit. 38. §. 34.

In Sylva non cædua hat der Eigenthumsherr sich der Behölzungsgerechtigkeit bescheidentlich zu gebrauchen, damit der Grund und Boden sammt der Jagdbarkeit nicht verschlimmert werde. Sollen demnach solcherley Bäume mehr zur Aufbauung der Häuser, und zum Brennholz auf dem Heerd, als zum Verkauf, blossen Gewinns halber, dienen. Wenn aber der Wald cædua ist, alsdann kann der Eigenthumsherr, wenn es nur nicht gefährlicher Weise und aus Neid, sondern mit Bescheidenheit, und wie ein guter Hausvater zu thun pfleget, geschiehet, Holz zum Brennen, Bauen, ja auch zum feilen Kauf fällen und zusammenführen lassen; sintemalen dergleichen Umhauung zur Nutzung, nicht aber zur Zerstörung und Ausstockung vorgenommen wird.

l. 10. ff. de V. S. arg. l. item si fundi. ff. de usufruct. *Myler* ab Ehrenbach Gamolog. cap. 11. num. 5. *Garsias* de Expens. & Meliorat. cap. 11. num. 37. *Ertel* prax. sur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. Observ. 3. & in Observat. Equestr. part. 1. Observat. 11. in fin. *Knipschild* cit. loc.

Doch muß der Eigenthumsherr sich deswegen vorhero bey denen Forstämtern anmelden, und anweisen lassen; welche denn auch hierbey, wenn der Eigenthümer über sein benöthigtes Brenn- und Bauholz etwas mehreres umhauen und verkaufen will, zuförderst zu erwägen haben, wie ferne sie, ohne Nachtheil des Wildbanns und der Forstgerechtigkeit, den Angriff der Hölzer nach derselben Gelegenheit erlauben können.

Weßenholz dissert. de jurisdict. forest. cap. 5. thes. 63. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat part. 3. cap. 3. sect. 6. §. 7. *Myler* ab Ehrenbach de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 6. 7. & Gamolog. cap. 11. num. 5.

Sollten sich aber die Forstbeamte hierinnen allzustrenge erzeigen; so könnte der Eigenthümer sich bey der Herrschaft beschweren, und andere Verordnungen auswirken.

Knichen de jur. territor. cap. 4. num. 362. *Pruckmann* de Venat. cap. 7. num. 5. 6. *Kraisser* ad Constitut. Forest. Elect. Bavaric. art. 4. *Myler* ab Ehrenbach loc. cit.

Wie nun aber dem Eigenthumsherrn eines Waldes keinesweges zugelassen ist, nach eigenem Gefallen, in denenjenigen Wäldern, worinnen ein anderer die Forst- und Wildbannsgerech-

tigkeit hat, zu hauen und weg hauen zu laſſen, was er will; alſo ſtehet ihm noch weniger frey, einen ſolchen Wald auszuſtocken, d. i. mit gänzlicher Abtreibung des Holzes, den Grund und Boden zu einem Acker oder Wieſe zuzurichten; immaſſen durch ſolche Ausſtockung die ganze Form und Geſtalt des Waldes verändert, und dem andern wider alle Billigkeit die Jagd- und Forſtgerechtigkeit entzogen würde.

Gail. 2. Obſerv. 67. num. 10. *Knipſchild* de Civit. Imper. Lib. 2. cap. 7. num. 98. *Ertel* Obſervat. Equeſtr. part. 1. Obſerv. 11. *Harpprecht* Conſil. Tubing. 72. num. 94. ſeqq. & Reſponſ. Criminal. & Civil. vol. 4. reſp. 69. num. 45. *Noe* Meurer tract. vom Forſt- und Jagdrecht part. 2. rubr. der Eigenthumsherr, ob er ſein eigen Wald, Hölzer und Bäum ꝛc. pag. 24. ſeqq.

Denn ob zwar ſonſt ein jeder freye Macht und Gewalt hat, mit dem Seinigen nach Belieben zu ſchalten und zu walten;

arg. l. 21. Cod. man. dat.

So muß doch ſolches dergeſtalt geſchehen, daß dadurch einem andern, der in denen mit zuſtändigen Sachen eine Servitut oder ander Gerechtſam rechtmäſſig hergebracht, kein Präjudiz zugezogen werde. Nun würde aber dem Forſt- und Wildbannsherrn zu groſſem Schaden und Nachtheil gereichen, wenn dem Eigenthumsherrn zugelaſſen ſeyn ſollte, den Wald ganz niederzuhauen und ausſtocken zu laſſen; denn es kann alsdann erſt einer ſeinen Nutzen ſuchen und befördern, wenn er dabey einem andern nicht ſchadet.

d. l. 1. §. 11. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend.

Die in contrarium angeführte Rechtsregeln gehen nur in ſolchen Sachen an, welche jemand wahrhaftig und vollkommen eigen ſind, und pleno jure zuſtehen; dahingegen ſolche Regeln ſich auf ſolcherley Sachen nicht appliciren laſſen, worinnen ein anderer ebenfalls ein Recht erlanget hat; als wie in gegenwärtigem Fall der Forſt- und Wildbannsherr. ſ. a. Ausſtocken.

Mev. part. 6. deciſ. 258. *Mindan.* de proceſſ. lib. 2. cap 39. num. 1. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de rer. diviſ. §. 36. *Donauer* diſſert. de jurisdict. in alien. territ. cap. 6. §. 8.

Wenn jemand die Gerechtigkeit hat, ſich mit Brennholz aus einem fremden Walde zu verſehen; ſo darf er nicht die geſunden Baumſtämme angreiffen, und abhauen; ſondern muß ſich zuförderſt mit denen abgeſtandenen Storren, Grät und gefallenem Holze begnügen laſſen, ehe er die guten Bäume abhauet, die er aber auch nicht nach Belieben, und wo er will, angreiffen kann; ſondern ſich von denen Forſtbeamten anweiſen laſſen muß.

l. 7. §. 12. ff. ſolut. matrim.

trim. l. 55. §. 4. ff. de legat. 3. *Oettinger* de Jur. limit. cap. 10. num. 27. seqq. lit. d. *Knipschild* de Civit. Imper. lib 2. cap. 7. num. 108. *Schweser* theatr. servit. tit. 11. §. 3.

Und wenn gleich jemand auch das Recht hat, in dem Wald zu seiner Nothdurft Bäume zum Bauen und Brennen zu hauen, und zwar durch den ganzen Wald und aller Orten; so mag er doch solches nicht ohne alle Einschränkung vornehmen; sondern es können ihm, die Verheerung des Waldes zu vermeiden, gewisse Gränzen angewiesen werden, die er nicht überschreiten darf.

per l. Divus §. fin. ff. de us. & habitit. *Mindan.* de proceff. cap. 39. num. 9. seqq. *Knipschild* cit. loc. lib. 2. cap. 7. num. 109. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 9. num. 10. in fin.

Wiederum kommt auch dem Forstherrn zu, wegen Niederschlagung und Abhauung des Acker- und Buschholzes zu gebieten, daß auf einem jeden Acker eine gewisse Anzahl Hegereisser stehen bleiben, wovon der Grund und Boden sich wieder besamen kann.

Krebs tract. de ligno & lapid. cap. 1. sect. 1. pag. 14. *Diethert* in continuat. thesaur. *Besold.* voc. Wald.

Ferner kann der Forstherr verbieten, daß kein Baum wegen Mistel, Vogelbeer oder Vogelnester, Mader, Bienen u. d. g. abgehauen werde.

Noe Meurer vom Forst- und Waldrecht pag. 6. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat part. 3. cap. 3. sect. 6. §. 9.

Desgleichen, daß keiner einen angewiesenen Baum nur anhaue, hernach aber, wenn er ihm nicht anständig ist, stehen lasse; sondern solchen behalte und bezahle.

Kraisser Comment. ad Ordinat. Forestal. Elect. Bavaric. Art. 23.

Fällen, sagt man auch, wenn man auf der Jagd ein Wild tödtet und erleget.

Fänge, werden an einigen wilden Thieren, wie auch bey den Jagdhunden, die grösten Zähne genennet, welche ihnen vor den andern um vieles hervorragen. Bey den Raubvögeln aber werden die Füsse oder Klauen mit diesem Nahmen bezeichnet.

Färberbaum, s. Gelbholz, Gerberbaum.

Färberbeere, Färberkörner, s. Creuzdorn.

Fagus, Buche.

Fahren, sagt man in der Jägerey von dem Haasen, wenn er auf dem Hintern fortrutschet, und gen Feld oder Holze rückt. Man brauchet aber dieses Wort auch sonst von dem Haasen. So sagt man: der Haase fähret bey Suchung seiner Nahrung, wie etwa von dem Hirsch gesagt wird:

wird: es zeucht ins Graß. So wird der Haase abgeschreckt, wenn ihm vor Tage, da er gen Holz fahren will, vorgerichtet wird.

Fahrenkraut, Farenkraut, Farrenkraut, Farn, Farnkraut, Fahren, Faren, Farren, Farnwurzel, Farnbaum, lat. Filix, Radix Filicis, Pteris, franz. *Fougere*, *Fabreque*, ist ein Gewächse, davon es gar viel Sorten giebt, deren Beschreibung aber hier nach unserm Zweck nicht nöthig ist. Wir merken überhaupt nur folgendes an. An der untersten Seite der Blätter finden sich zu gewissen Zeiten viele kleine halb erhabene Knöpfgen, die einige für Blumen, und den darauf folgenden Staub für Saamen halten, den man aber mit bloßen Augen nicht wohl unterscheiden kann. Daher sind viele auf die Gedanken gerathen, als ob dieses Gewächse gar keinen Saamen habe: es fehlet aber hier noch an hinlänglicher Erfahrung. Auf sehr hohen Gebürgen kommt es nur einzeln hervor, und bemerket man, daß es die Kälte weder hoch wachsen, noch sehr überhand nehmen lasse. Auf denen Vor- und Landbergen, in Heiden, an schattichten, steinichten und feuchten Oertern hingegen wächst es desto häufiger und gröser, und thut dem Anwachs des Holzes aus Saamen ungemeinen Schaden. Seine grossen und dicken Blätter lassen schlechterdings nichts darunter aufwachsen, und es ist unter allen schädlichen Gewächsen am schwersten auszurotten. Alle bis daher deswegen angestellte Versuche, sind vergebens gewesen. Man hat zwar wahrgenommen, daß Mistlache solches gänzlich und auf etliche Jahre wegbringe, und diejenigen Plätze, wo Kuhläger sind, davon befreyet werden. Man siehet aber gar leicht, daß dieses nur ein Versuch im Kleinen seye, welcher sich im Grossen nicht bewerkstelligen läßt. Das schlimste ist, daß dieses dem Forstbau so nachtheilige Gewächse von der Wurzel gar zu häuffig wieder ausschlägt. Doch ist zu glauben, daß es auf eben die Art zu tilgen seye, wie wir von Geister und Hasein angemerket haben. Nämlich, wenn es im May und Junio etliche Jahre hintereinander weggenommen wird, weil die Erfahrung lehret, daß die Wurzeln der Bäume und Staudengewächse sich sodann verbluten, und die Wurzeln verfaulen. Es würde die Mühe belohnen, unter guter Aufsicht, Versuche damit auf besagte Weise anzustellen. Am sichersten ist, wenn man an solchen Oertern, wo sich das Fahrenkraut gerne findet, das laubtragende Holz nicht überständig werden läßt; sondern es abhauet, wenn man noch versichert ist, daß es frische wachsende Stammloden treiben werde. Diese lassen es, wie die Erfahrung lehret, gar nicht aufkommen, oder ersticken es bald wieder; so ist man der kostbaren Mittel, solches auszurotten, überhoben. Sonst kann auch dieses in Holzungen so schädliche Gewächse, gleichwie der Geister, zum Brennen, zur Streue für das Vieh, und anderm Behuf gebrauchet werden. Und wenn dasselbe, nachdem es etwas trucken oder welk geworden ist, in Gruben geworfen, und mit langsamen

samen Feuer verbrannt wird, giebt es eine mit vielem Laugensalz angefüllte Asche, welche zum Potaschen- und Seiffensieden, Glasmachen, Bleichen u. d. g. nützlich ist. Es hat auch die daraus gesottene Potasche nicht so viele Glasgalle in sich, wie die gemeine.

Fahrer, wird ein Haase genennet, wenn er auf dem Hintern rutschet.

Fahrt, s. Fährte.

Faisan, s. Fasan.

Falcke, Falck, lat. Falco, franz. *Faucon*, ist einer von den edelsten Raubvögeln, der auf besondere Art von den Menschen dergestalt gezähmet und abgerichtet werden kann, daß er nach seines Herrn Willen in freyer Luft andere Vögel oder Thiere greiffet, bey demselben, seiner vorigen Freyheit vergessend, sich jederzeit wieder einstellet, und das gefangene Wildpret überbringet. Diese Falcken sind nicht nur nach der Landesart, und mancherley Raubes; sondern auch an Gestalt, Farben und Federn sehr unterschieden, indem einige groß und lang, andere dagegen kurz und dicke, einige braun, einige gelb, andere grau und blond zu finden. Die Falcken auf dem Lande und im Gebürge haben gelbe Hände; dagegen haben die, so an der Seeküste oder am Strande sich aufhalten, und von Tauchern oder andern Wasservögeln sich nähren, etwas grünlichte. Wir wollen die verschiedene Arten derselben, die verschiedene Benennungen einer jeden Art nach der Verschiedenheit der Zeit, den Gebrauch derselben zum Baitzen, und endlich die Weydmännische Redensarten von denselben kurzlich anzeigen.

A) Die bekannteste Arten der Falcken sind folgende:

1) Der Sacre, oder Sacrifalk, Sackerfalck, Großfalck, der aus Irrland und Podolien, auch aus der Tartarey, Cypern, und Candia zu uns gebracht wird. Er hat einen kleinen und oben flachen Kopf, einen kurzen und starken Schnabel, grosse, weite erösnete Naßlöcher, runde und helle Augen, einen langen und starken Hals, breite Brust und Rücken, grosse Flügelbogen, lange Schenkel, grosse knorrichte Füsse, schwarze scharfe Klauen, und einen langen Schwanz. Er ist von widerspenstiger und tückischer Art; daher man auch grosse Gedult mit seiner Abrichtung haben muß. Weil er aber ein arbeitsamer und starker Vogel ist; so braucht man ihn, Kraniche, Reiger, wilde Gänse, Rehe, und Haasen damit zu baitzen. Wenn man ihrer 2 zusammen auf eine Stange stellet; so werden sie bald zahm.

2) Der Schwimmer, franz. *Lanier*, ist ebenfalls tückisch, aber dabey von grosser Geschwindigkeit, und sehr gut zum Haasenbeitzen; er muß aber wohl abgetragen werden, ehe er zahm wird. Er liebet von Natur die Hunde, und folget ihnen gerne nach. Man fängt ihn meistens in Sicilien, wo er auf hohen Bäumen und Felsen horstet. In unserm Deutschland wird er deswegen der Schwimmer genannt, weil

weil er sich im Fliegen gleichsam, wie einer, der im Wasser schwimmt, zu bewegen pfleget.

3) Der Gerfalcke, franz. *Gerfaut*, ist etwas kleiner, als ein Adler, jedoch gröſſer als ein Habicht, und kann als einer von den wackersten und stärksten Vögeln, wegen seines schnellen Fluges und hohen Steigens, vortreflich zur Reigerbeitze gebraucht werden. Er kommt aus Irrland und Norwegen, und achtet der kleinen Vögel nicht; sondern stöſt nur die Grossen, als Kraniche, Schwanen, Reiger, Trappen ꝛc. Doch giebt es einige darunter, die sich auch auf die Rebhüner gut abrichten lassen.

4) Der *Alphanet*, welcher aus der Barbarey kommt. Er wird unter allen Falcken vor den lustigsten und schönsten Vogel gehalten, und zur Haasen- und Rebhünerbeitze abgerichtet. Er ist gemeiniglich blond von Federn, und steigt sehr hoch, so, daß er bey hellem Wetter kaum zu sehen ist. Er ist zwar mehrentheils kleiner, als der Schwimmer; man findet aber doch etliche so groß, als die Sackerfalcken, welche sehr gut, und sich zu allerhand Weydwerk gebrauchen lassen.

5) Der Bergfalcke, hat eine runde Brust, kurzen Leib und langen Schwanz, starke und sehr gelbe, mit scharfen Fängen begabte Hände. Auf dem Rücken und ausserhalb den Flügeln ist er aschengrau, welche Farbe aber je länger je lichter, und nachdem er sich vielmal gemauset hat, immer gelbfarbiger wird. Er ist gar wilder Art, und fängt nur die grossen, aber keine kleinen Vögel.

6) Der Hagerfalcke, ist nicht groß von Leibe, und nicht viel gröſſer, als ein Sperber, aber gar stark und muthig. Er hat einen breiten Kopf, feurige Augen, einen kurzen Hals, sehr lange Flügel, starke Knochen, und kurze Beine, welche aussehen, als ob sie schuppicht wären, wie eine Schlange oder Eydexe seyn mag. Dieser Falke, welcher sein Nest auf hohe und fast unersteigliche Felsen macht, ist leicht abzurichten, und gut mit ihm umzugehen. Sein Raub sind mehrentheils grosse Vögel, als Reiger, Kraniche, wilde Gänse u. d. g.

7) Der Kohlfalcke, ist von Leibe etwas kürzer, als der Bergfalcke, hat einen grossen Kopf, lange Schwingen, und dergleichen Schenkel, kurze Füsse, und einen kurzen Schwanz. Aussen an demselben sowohl, als an den Flügeln ist er ganz schwarzbraun; an der Brust aber schwarz gesprengt, und hat unter den Augen schwarze, mit dunkelbrauner Farbe vermischte und schattirte Maassen oder Flecken.

8) Der weisse Falcke, ist gegen dem vorigen mit vieler weissen Farbe gesprenget und vermischet, hat auch gröſſere Füsse und Knochen, als derselbe, und wird aus den mitternächtigen Ländern zu uns gebracht.

9) Der rothe Falcke, wird also genennet, weil er in Ausstreckung seiner Flügel eine rothe

dunkele Röthe zeiget, und was sonst an andern Falcken weißlecket, das ist an diesem roth mit Schwarz gesprenget. Dieser Falcke ist etwas kleiner, als die vorigen; doch stark an Klauen, Schnabel und Füssen, auch schnell im Fluge; wiewohl er dieses nicht lange aushalten kann.

10) Der **Baumfalcke, Stoßfalcke oder Lerchenfalcke**, lat. Falco arborarius, Falco lapidarius, Falconellus prædarius, ist zwar ein kleiner, jedoch schöner und herzhafter Vogel, der sich aber nimmermehr zum Baitzen abrichten läßt. Zum Lerchensang hingegen ist er treflich zu gebrauchen. Denn wenn man ihn nur in der Mauszeit der Lerchen, d. i. zu Ende des Augusts auf der Hand trägt, und wenn die Lerchen aufsteigen, denselben in der Luft ein wenig flattern läßt; so werden die Lerchen so furchtsam, daß sie gleich zur Erde fallen, und sich fast mit den Händen greiffen lassen; mithin durch die Tiraße oder Haarschlingen gar leicht gefangen werden können.

11) Der **Blaufuß und Sperber**, so gleichfalls zum Geschlechte der Falcken gehören, können unter ihrem eigenen Nahmen nachgeschlagen werden, wo man sie beschrieben finden wird.

12) Aus diesen vielerley Arten der Falcken entstehen manchmal **Bastarte**, wenn sie sich in der Brunstzeit vermischen, welche denn auch mehrentheils zum Baitzen zu gebrauchen sind. Diese Falcken fängt man auf unterschiedene Weise, und zwar, wie alle andere Raubvögel, mit aufgerichteten Garnen, Wänden, Rinnen, Schleiffen, Leimruthen ꝛc. und mit Habichtsfängen. Wenn man junge Falcken ausnimmt, und aufziehen will, muß man ihnen allezeit frisches Fleisch von Tauben und Waldvögeln geben, welches nicht über einen Tag alt seye; dieselbe aber damit nicht überladen, und sie also 9 Monate alt werden lassen, ehe man sie auf die Hand sitzen läßt. Wenn man sie zum Aufsitzen gewöhnen will, muß man sie erst auf Stangen und Aesten von Bäumen aufsitzen lernen. Hernach werden sie durch langwüriges Wachen, welches sie zahm und kirre machen muß, zum Haubentragen, und folgends zum Luder und auf Weydwerk gewöhnt, indem man sie in das Feld nimmt, und ihnen daselbst allerley Thiere zeiget, darauf sie sollen gerichtet werden. Das mehrere hievon s. **Beitzvögel**.

B) Eine jede von den bisher beschriebenen Arten der Falcken hat fünf unterschiedene Benennungen, die ihr im ersten Jahr gegeben werden. Nämlich der Falcke heißt hier:

1) *Niais*, wenn er in der Gegend, da er gehecket ist, oder nach seinem ersten Ausflug, welcher im May geschiehet, gefangen, oder aus dem Neste gehoben worden, da er seinem Nahmen nach, noch einfältig, tumm und läpzisch ist.

2) *Gentil*, wenn er im Junio, Julio und August gefangen, und also im Sommer schon begierig und hurtig geworden.

3) *Passa-*

3) *Paſſagier*, oder ein Fremdling und Landſtreicher heißt er vom September bis in December, weil er des Herbſts ſeinen Zug hält.

4) *Autumaire*, oder Autenido, wenn er jährig wird, weil er wieder zurücke flieget, und das erſtemal zu niſten vermeynet, ob er gleich noch nicht vermauſet hat.

5) *Hagard*, wenn er vermauſet hat, weil er, wenn er alsdann erſt gefangen wird, ein genſtunig und wild, und daher übel zu zähmen iſt. Sonſten aber wird ein vermaußter Falcke derjenige genennet, welcher ſeine Federn nur erſt einmal verändert hat. Ein madrirter Herr aber, welcher ſolche mehr, als einmal, vernenert hat.

C) Will man die Vögel zum Baitzen gebrauchen; ſo verfähret man folgender Geſtalt: Man reitet, indem der Falcke verkappt auf der Hand ſitzet, auf die Reviers, und hat kleine Spürhunde bey ſich. Wenn nun dieſe was auftreiben; ſo macht man dem Falken das Geſichte frey, und wirft ihn auf den Raub zu, auf welchen er in einem Bogenſchuß zuſtöſſet. So bald er etwas gefangen hat, ſetzet er ſich nieder, und läßt ſich von dem Falckenier den Raub mit guter Manier abnehmen, welcher ihm denn alſobald etwas vom Geäſſe giebet. ſ. a. Beitzvögel.

Wenn der Falken Mauſezeit iſt, d. i. wenn ihnen die alten Federn ausfallen, und neue davor wachſen, welche gemeiniglich zu Ende des Merzen ihren Anfang nimmt; ſo muß man ihnen kurz vorhero in Baumöl genetztes Schaafsfleiſch, welches in friſchem Waſſer ein wenig abgeſchlagen worden, vorlegen. So oft man ihnen aber friſches Geäſſe vorleget; ſo oft muß man ihnen das alte Geäſſe wegnehmen. Sie müſſen auch vor Endigung ihrer Mauſezeit, ehe man ſie aus dem Zimmer, worinn ſie ſolche Zeit über eingeſperrt geweſen, heraus nimmt, mit einer gelinden Purgation gereiniget werden. Und da überhaupt dieſe koſtbare Vögel vielen Krankheiten unterworfen ſind; ſo iſt groſſe Behutſamkeit dabey nöthig. Um nur einiger Zufälle zu gedenken: ſo gebe man dem Falken, wenn er nicht ſchmeißen kann, Hahnengalle, oder gekochte weiſſe Schnecken zu eſſen. Wo er aber zu viel ſchmeißt, netze man ſeine Speiſe mit ein wenig Bilſenſaamenſaft. Wenn ihn ein Bein im Flügel oder Schenkel zerbrochen iſt; ſo binde man ihm warme Aloe darüber, und laſſe es 24 Stunden darauf liegen.

D) Die weydmänniſche Redensarten von dem Falcken ſind folgende: Der Falcke zeucht in die Höhe; Er ſenkt ſich wiederum; Er ſiehet auf den Raub; Er reißt den Raub mit den Hinterklauen; Er greift an, liegt unten, verlieret das Feld. Die Neſter der Falcken heiſſen Geſtände. Wenn ſie gefangen ſind, werden ſie mit Neuſche hauben gehaubt; wenn man ſie aber anfängt, zu tragen, werden ſie erſt recht gehaubt. Sie ſitzen auf der Hand oder der Stange

Stange und sitzen nicht; Sie werden berichtet, und nicht zahm gemacht; man locket und ätzet sie auf das Luder; das Luder giebt man aus; sie werfen alle Morgen ihr Gewölle, d. i. sie speyen die Haare oder Federn, welche sich von dem des vorigen Tages gefressenen Raube, oder der Aetzung, in dem Kropfe angesetzet haben, wieder aus, da sie ausser dem sonsten nicht das geringste zu schlagen oder zu fangen tüchtig sind. Wenn sie fliegen, nennet man es steigen. Sie schlagen die Reiger oder wilde Enten von oben herab, und steigen alsdenn wieder. Ihre Flügel nennet man Schwingen; ihre Füsse aber Hände. Wenn sie verirren; so sagt man: sie fallen in ein ander Land. An statt, daß man spricht: man habe den Falken losgelassen, muß man sagen: man habe ihn geworfen. Der Falcke blockt oder hat geblockt, sagt man, wenn er sich, nachdem er ein Rebhun aufgetrieben, nach seinem Vortheil auf einen Baum oder Busch setzet. Luderen heißt, den Falken, mit Schwingung des Luders, Federspiels oder Handschuhes zu sich locken. Ruffen nennet man, wenn man ihn mit dem Zicher und der Stimme allein auf die Hand bringet, wie man bey den Habichten zu thun pfleget. Was in Absicht auf den Falckenfang Rechtens seye, davon s. Raubvögel.

Falckenbaitz, s. Baitzvögel.

Falckenbaitz, s. Falcke.

Falckenbaitz, s. Falckerey.

Falckengeschühe, bestehet aus zweyen, ungefehr eines Fingers langen, weißgearbeiteten, schmiedigen und gelinden Riemen, welche sauber ausgefranzt, und an die Falckenfüsse vest angemacht werden, worzu aber 2 hellklingende Schellen, damit man ihn weit hören und finden könne, vestiget, und mit einem spannenlangen, schönen, weissen Wurfriemen durchzogen werden müssen, dabey man ihn bey der Hand halten kann. Wenn aber der Falcke steigen soll; so wird dieser lange Wurfriemen vom Geschühe abgezogen, und ihn ledig zu lassen.

Falckenhaube, Falckenlappen, franz. *Chaperon*, wird von Leder also gemacht, daß sie dem Falcken über den Kopf und die Augen gehet. Solche muß von einem Sättler oder Riemer sehr accurat gemachet werden. Es muß nämlich von Holze ein dreyeckichter Stock, wie ein Falckenkopf geschnitten werden; und wo die Falckenaugen sind, daselbst muß der Stock etwas erhabene Hügel haben, damit die Kappe inwendig Höhlen bekommt, und dem Vogel nicht auf den Augen dichte anzuliegen komme, und ihm dadurch die Augen verletze. Hierzu werden nun drey Theile von Leder geschnitten. Das obere Theil ist fast gerade, nur daß es in der Mitten etwas breiter falle. Die beyden Seitentheile werden unten, und oben hinauf rund, wie ein halber Mond, geschnitten. Auf den Seitentheilen wird auch wohl zum Zierrath Sammet oder feine Tuchläppgen geleget. Sodann werden die 3 Theile über den Stock zusammen mit einer subtilen Stoßnath genähet. Das

Oberheil wird sodenn vorne aus-
geschnitten, daß der Schnabel
des Falken durchgehet. Hinten
im Oberstheile wird ein Schlitz
geschnitten, darinnen 2 Riemen
gegeneinander durchgezogen, und
an den Enden Knöpfgen daran
gemacht werden, damit man die
Kappe auf erforderenden Fall auf
und zuziehen kann. Unten
herum wird die Kappe einge-
faßt. Dergleichen Kappe nun
wird über den Kopf des Falken
gesetzet, der Schnabel durchgesto-
chen und hinten zugezogen.

Falckenier, Falckenierer, Fals
conarius, lat. Venator Falco-
narius, Falconarius, franz. *Fau-
connier*, ist derjenige, welcher
die Falcken, und andere zum Bai-
zen taugliche Raub- und Staus-
vögel aufzuziehen, abzurichten,
und bey der Baitze zu werfen,
Anweisung giebet, und davon
Profession macht. Man hält des
wegen, die aus Brabant,
und sonderlich aus Falckens-
werth kommen, vor die ge-
schicktesten zu diesem Geschäfte;
und es ist bekannt, wie Deutsch-
land an manchem Hofe sehr viel
auf diese Leute gewendet wird;
worunter gleichwohl wenige seyn,
die vom andern Weyhwerke was
wissen; sondern sich bloß auf
diese Kunst legen, doch wohl
selbsten Falcken von verschiedenen
Battungen mitbringen, und sich
solche recht theuer bezahlen las-
sen. Welchen Aufwand man
wohl ersparen könnte; immassen
man in manchem Stande ist, mit unsern
hiesigen Habichten, Blaufüssen,
grossen und kleinen Sperbern
eben so gut zu baitzen, als mit
ausländischen Vögeln. Doch wir
haben hier von dem Amt des
Falkeniers zu reden. Wo viele
Falkenierer gehalten werden, da
ist ihnen ein Ober- oder Groß-
Falkenier vorgesetzt, welcher ge-
meiniglich an grossen Höfen eine
hohe und adeliche Charge ist.
Es muß aber ein Falkenier ein
verständiger, geduldiger und hur-
tiger Mann seyn, welcher eine
angebohrne Liebe und Freund-
lichkeit zu den Falcken haben,
ihre Natur und Eigenschaft,
Complexion und Humeur aus
dem Grunde verstehen, dieselbe
mit gutem Bedacht und Behut-
samkeit zu regieren wissen, sie
mit einer hurtigen Faust zu gele-
gener Zeit werfen, den Vogel
nicht übel ansehen, auf ihn
zucken oder schlagen, sondern
desselben Mißhandlung mit gu-
ter Bescheidenheit und Sanft-
muth sein sittsam verbessern, und
mit gutem Glimpf denselben wie-
der zu rechte zu bringen, suchen
solle. Er muß ferner wohl un-
terscheiden, und wissen, welchen
Vogel er spåte oder zeitlich ab-
fliegen lassen müsse. Er muß
sowohl vor die nothdurftige Fät-
terung derselben, als auch vor
ihre benöthigte Purgation und
Reinigung zu rechter Zeit mit
allem Fleisse sorgen; auch, da-
mit die Vögel gesund bleiben mö-
gen, ihnen den Fraß nicht von
grobem alten und stinkenden,
sondern von weichen, zarten und
reinem Fleische fein klar backen.
Sowohl sein Kleid, als sein
Pferd sollen beyde grun, und
dieses letztere nicht scheu oder
schnarchend seyn. Da auch mit
einem einzigen Falcken, der leicht
verfliegen, oder verlohren oder
verunglücket werden kann, nicht
viel auszurichten ist; so soll er
wenigstens 2 bis 3 abgetragene

Fal-

Falcken, ingleichem 2 vorstehende Hünerhunde, zu Enten und Gänsen, wie auch zum allerwenigsten einen Strick Windhunde haben. Ferner hat er eine von feiner Leinewand sauber gemachte Weydtasche nöthig, worinnen er allezeit einiges Fleisch zu Fraß, und ein Paar lebendige Hüner, oder Wachteln, dem Vogel zu geben, haben muß. An der Seite soll sein Federspiel oder Vorlaß hängen, den Falcken damit wieder an sich zu locken. Seine Hände sollen mit ein Paar grossen und weiten, von gutem starken Hirschleder wohlgemachten Handschuhen verwahret seyn, damit der Falke desto vester und gewisser auf der Faust sitzen, und mit den Klauen nicht durchgreifen möge. Vor den Falcken aber muß er auch die vorhin beschriebene Haube oder Kappe haben, und noch jederzeit auf dem Krempe seines Huts eine im Vorrath bey sich tragen, woran er vor andern Jägern zu erkennen und zu unterscheiden ist. Auf gleiche Weise muß er auch den Falcken mit dem benöthigten Geschühe und Fesseln versehen. Endlich soll er nicht des Winters bey dem Schnee, welcher den Vogel blendet, des Frühlings aber nicht zu frühe im Thau oder Nebel, und des Sommers nicht in grosser Hitze, noch des Herbsts bey trübem und feuchten Wetter mit demselben ausreiten; den Falcken aber alsdann dergestalt tragen, daß er ihn nicht zu nahe an seine Augen oder Gesicht halte, ihn auch weder zu niedrig, noch zu hoch, und jederzeit sein frey trage, auch den Vogel wider den Wind auf der rechten Hand sitzen habe, damit derselbe mit seinen Schwingfedern, nicht an des Falckeniers Kleid stossen möge.

Falckenkappe, s. Falkenhaube.

Falcknerey, franz. *Fauconnerie*, ist eine Art der hohen Jagden, deren man sich an königlichen und fürstlichen Höfen zum Vergnügen des Landesherrn öfters bedienet, und mit Falcken, Reihern und andern Vögeln auf das Wildpret baitzet. Auf dem Kayserl. Lustschloß Laxenburg, bey Wien, ist diese Art von Jagden häufig anzutreffen, und in 4 Classen, nämlich in die Reiher-, Krähen-, Millon-, und Riwiers parthey eingetheilet.

Falco, Falco arborarius, lapidarius &c. s. Falcke.

Falco Cyanopus, s. Blaufuß.

Falconarius, s. Falckeniet.

Falconellus prædarius, s. Falcke.

Falconierer, s. Falckeniet.

Falle, lat. Decipula, franz. *Trape*, wird eine Maschine genennet, womit schädliche Thiere, und besonders in der Jägerey, die Raubthiere gefangen werden. So hat man Fallen zu Bären, Madern, Iltissen Fischottern ꝛc. und auch zu allerhand Vögeln, die man bey dem Fang eines jeden Thiers, oder, wenn sie besondere Nahmen führen, als z. Ex. Schnellfalle, unter solchen beschrieben findet, sowohl nach ihrer Struktur, als auch nach ihrem Gebrauch.

Fallen, ist ein Wort, daß in der Jägerey auf verschiedene Weise gebraucht wird. Es heißt 1) Fallen wenn ein Hirsch, oder ander

Stück Wild, von einem Schuß, Stich, Krankheit oder Hunger stirbet, und wo es nicht bey Zeiten gefunden wird, verfaulen muß. 2) Wird vom Hirsch gesagt: Er fällt ins Garn, an statt: Er springt in das Garn. 3) Sagt man von den Falcken: Sie fallen in ein ander Land, wenn sie sich in Verfolgung ihres aufgestossenen Raubes verirren, und oftmals auf viele Meilen Weges weit von dem Orte, wo sie geworfen worden, hinwegfliegen. s. a. Falcke. 4) Wird von Reb- und Haselhünern gesagt, daß sie auf die Weyde oder das Gesäme einfallen oder fallen. 5) Von den Haselhünern, daß sie zu Baume fallen. s. Baumen. 6) Vom Hirsch, daß er übers Zeug, die Lappen, oder worüber es seye, falle, an statt: daß er darüber springe, s. a. Fliehen.

Fallgänge, nennet man bey der Fischerey gewisse Ableitungen oder Abtheilungen der Fischwasser. Von Rechtswegen soll es nicht gestattet werden, daß man dergleichen Fallgänge und neue Striche mache, und sich eigene Gehege und Fischwasser seines Gefallens zueigne, dadurch eines andern Gerechtigkeit geschmälert wird. Diejenige hingegen, so alte Hegewasser und Fallgänge über verwährte Zeit im Gebrauch gehalten, sollen, nach Churfürstl. Sächsis. Verordnungen dabey gelassen werden.

Fallsack, ist ein grosser mit langen Wänden versehener Garnsack, mit welchem man allein einen grossen Bach oder mässigen Fluß überstellen kann. s. Garnsack, Sackgarn.

Falzen, Pfalzen, Palzen, Pfalz, Balz, ist bey dem Auergeflügel, Trappen und anderm hohen Federwild eben dasjenige, was man bey dem rothen und schwarzen Wildpret die Brunst nennet. Wenn diese Vögel ihr Falzgeschrey machen, oder wenn ihre Falzzeit seye, und wie ihr Geschrey beschaffen seye, kann unter dem Nahmen eines jeden von diesen Vögeln nachgeschlagen werden.

Falzgeschrey s. Falzen.

Falzzeit, s. Falzen.

Fan, s. Hirschkalb.

Fang, lat. Captura, franz. *Prise*, bedeutet überhaupt alles Fangen der Thiere, als in der Luft den Vogelfang, auf der Erde die Jagd, und in dem Wasser die Fischerey, wovon an seinem Orte gehandelt wird.

Fang oder Fänge, nennet man ferner 1) von Holz gemachte Gebäude, oder diejenigen hölzernen Maschinen, welche so eingerichtet sind, daß gewisse Thiere sich selbst darinnen fangen müssen. so hat man Aalfänge, Bärenfänge, Entenfänge, Fischfänge, Habichtsfänge, Lachsfänge ꝛc., wovon an ihrem Ort ein mehrers. s. a. Falle. 2) Nennet man auch den Stich, den man in ein wildes Thier thut, einen Fang. Die Bären und wilden Schweine werden mit eigenen dazu verfertigten Fangeisen und Knebelspiessen erleget, und geschiehet solches gemeiniglich in Lufthetzen. Daher kommt die Redensart: Dem Thier einen Fang geben. s. Anlauffen lassen, Fangeisen.

Fangeisen, ist nichts anders, als als ein Schweinspieß, mit welchem man einem wilden Schwein auf der Jagd oder Schweinshetze einen Fang zu geben pflegt. Inzwischen ist doch ein grosser Unterscheid unter den Fangeisen. Man hat breite Bäreneisen, und schmälere Saueisen, daran entweder Schäfte von Ebreschenholz, so in der Saftzeit verkerbet worden, daß Knorren daran gewachsen, oder Schäfte von gutem zähen Buchen- oder Birkenholze gemacht sind. Um solche Schäfte werden rothe und schwarze schmale Riemgen gewunden, welche mit gelben oder weissen Zwecken bevestiget sind, desto vester anzuhalten. Dieses Fangeisen muß auf anderthalb oder 2 Spannen zurücke einen Knebel haben, wie ein Creutz, damit das angefaßte Schwein, wenn es getroffen wird, weiter nicht, als bis auf den Knebel, an den Mann dringen könne. Mit der linken Hand muß es regieret, und von der rechten nachgedruckt, die Füsse aber von dem Jäger also gesetzt werden, daß der linke Schenkel unter der linken Hand, und der rechte unter der rechten Hand ganz vest, stark und unverrücklich stehe, und das meiste Absehen auf des Schweines Kopf, und seine Bewegung habe. So muß auch der Fang zwischen den Vorderläuften und dem Halse gleich zum Herzen geschehen. s. a. Anlaufen lassen.

Fangen, nennet man in der Jägerey, wenn ein Hund oder Wolf ein anderes Thier niederwirft. Eben diesen Ausdruck gebrauchet man auch von den Raubvögeln; denn das, was sie tödten, nennet man fangen oder schlagen.

Fangklauen, s. Habicht.

Fangstricklein, ist die Leine oder Stricklein, daran man die Hunde führet, wenn man auf die Jagd gehen will.

Faus, s. Rehe.

Faons, s. Junge.

Fara, s. Baal.

Faren, Farenkraut, s. Fahrenkraut.

Fario, s. Forelle.

Farn, s. Fahrenkraut.

Farnbaum, s. Fahrenkraut.

Farnkraut, s. Fahrenkraut.

Farnwurzel, s. Fahrenkraut.

Farren, Farrenkraut, s. Fahrenkraut.

Fasan, Phasan, Phasian, lat. Phasiana avis, Fasianus, Phasianus, Gallus silvestris, franz. *Faisan*, ist einer der schönsten, wohlgestaltesten und edelsten Vögel, so seiner Leibesgrösse und Gestalt nach einem Capaun oder Haushahn gleich kommt, und mit unter das hohe Federwildpret gehöret. Er hat einen dicken, erhabenen und hornfarbigen Schnabel, einen schönen aschenfarbenen Kopf, und zwischen den Ohren und dem Schnabel einen scharlachfarbenen mit schwarzen Pünktlein versetzten Fleck. Der ganze Hals zeiget eine ungemeine Schöne, mit Blau vermengte Grüne, und wo der Hals die Brust berühret, eine gute schwarz, gelb

und grün gemischte Farbe, durch welche ein schwarzer Strich hinläuft. Der Rücken und die Flügel sind fast über und über rostfarbigt, auf fahlroth ziehend. Die Brust ist dem Hals an Farben gleich, aber etwas dunkler, und der Schwanz fast zwey Fuß lang, in 16 braunschwarzen, grauen und an den Seiten rostfarbigen steiffen Federn bestehend, davon die mittlern nach Art der Aelsterschwänze die längsten sind. Die Seitenfedern aber sind kürzer. Die Füsse sind glatt und graulicht. Die Fasanhenne ist nicht so schön, als der Hahn, sondern von Farbe fast wie eine Wachtel, am Kopf und Hals bräunlicht, an der Brust aber mit graulichten und röthlichten Federn vermischt, hat braune Flügel und auch einen langen Schwanz, doch nicht so groß, als der Hahn; wie denn auch der Hahn einen weit stärkern Laut hat, daß man ihn gar weit hören kann, doch nicht immer aneinander, indem er immer kurz abschnalzet.

Es giebt auch weisse Fasanen, welche wegen ihrer Seltenheit sehr hoch gehalten werden; die Hennen davon sind ganz weiß; die Hähne aber haben um den Hals etwas gespiegeltes, doch einer vor dem andern mehr oder weniger. Die Fasanen verschlucken alle ihr Gefässe, und halten sich auf denen Wiesen, Brüchen, Auen, und Feldsträuchern von Weyden, auch im alten Gras, um sich darinnen zu verbergen, gerne auf, wo sie die Waitzenfelder, Anger, Kohlgärten und Weinberge, ingleichem Wachholdersträucher, Brombeeren und Mispeln, welche sie sonderlich gerne zu sich nehmen, wie auch Ameishauffen, in der Nähe zu ihrer Nahrung haben. Sie lauffen viel schneller und hurtiger als die gemeinen Hüner, und werden auch nicht leicht aufstehen, sie würden denn mit Gewalt jählig aufgetrieben, und wenn das Gras feuchte ist, und sie aus ihrem Lager gerne weiter in einen andern Stand wollten. Die Habichte, Hünergeyer und andere Raubvögel, desgleichen die Füchse, Mader und wilde Katzen, Iltisse und Wiesel, thun ihnen grossen Schaden. So stellen auch die Aelstern und Krähen ihren Eyern und Jungen stark nach, und sauffen die erstern aus. Sie sitzen zur Nachtzeit, vor Furcht der Raubthiere gerne auf den Bäumen; ihre Brut aber verrichten sie auf der Erde. Zur guten Zucht und Vermehrung dieser angenehmen Vögel unterhält man sie in besondern Fasanengärten, und erwählet darzu lieber junge, als alte Fasanen. Auf einen Hahn werden höchstens 4 Hennen gerechnet. s. Fasanengarten.

Ihre Falzzeit fängt sich im Martio an, und währet wohl 2 Monate; da denn das Hun oder die Henne ein Nest auf die Erde macht, und ihre Eyer, deren sie 10, 15 bis 20 in einem Jahr legen, in 24 oder längstens 30 Tagen, ohne Beyhülfe des Hahns, ausbringt. Wiewohl es vor besser gehalten wird, wenn man 15 Stück solcher Eyer einer gemeinen Bruthenne unterlegt, weil dieselbe solche Eyer besser ausbrüten soll, als die Fasanen selbst. Am besten aber geschiehet solches von

Trutt-

Truthühnern, als denen natürliche Wärme weit nachdrücklicher ist, als der gemeinen einheimischen Hüner ihre. Der jungen Fasanen erste Fütterung bestehet in klein gehackten hart gesottenen Eyern und Peterſilien, oder andern zarten Mayenkräutern. Kommen sie in die Hollunderblüte, so nimmt man deren halb so viel, als der Peterſilien, und giebt ihnen die ersten 14 Täge davon. Andere nehmen auch Schoafgarbe und junge Brennesseln, jedes so viel, als man mit 3 Fingern fassen kann, hacken solche darunter, und geben ihnen des Tages 2 mal also zu essen. Zwback oder harte Rinden und Waitzenbrod gerieben, mit Milch angemacht, und unter die Eyer gemischt, ist das beste Futter unter allen. Die jungen halb erwachsenen Fasanen bringt man am besten mit Gerstenmeel, in Wasser eingerühret, auf. Hernach giebt man ihnen eingequirleten Leinsaamen unter das Gerstenmeel, und auch bisweilen geschrotene Mittelgerste: davon nehmen sie zusehens zu. Weicht man über dieses noch die Gerste in Milch, doch daß es keine saure sey, so werden sie über die massen stark und fett davon, und geben ein schönes, weisses, mürbes und wohlschmeckendes Fleisch auf grosser Herren Tafeln.

Uebrigens sind diese Vögel auch mancherley Zufällen unterworfen. Die Truthünner bekommen manchmalen den Pips, und da muß man ihnen die Schnäbel oft mit Knoblauch, der mit weichem Harz gesalben ist, bereiben, und den Pips mit einer Stecknadel, und einem spitzigen scharfen Messerlein, die sonst den andern Hünern nehmen. Die junge Fasanen bekommen gerne Läuse, welche Anfangs unter den Flügeln und an den Köpfen seyn. Solches kann man bald daran merken, wenn sie dicke Köpfe kriegen und plötzlicht einhergehen. Wenn man nicht in Zeiten darnach siehet, muß mancher junger Fasan daran crepiren. Diesem ist nun auf folgende Art zu begegnen: Man bestreiche dieselbe an den Köpfen und unter den Flügeln mit frischem Baumöl. Oder man nehme Queckſilber, tödte es in Rheinbergerschmer, und schmiere sie damit; wobey aber in Acht zu nehmen, daß sie nicht zu stark geschmieret werden. Wenn sie geschmieret worden, müssen sie wieder recht warmen Sonnenschein haben, damit sie abtrocknen können. Wo dieses nicht ist, muß ihnen recht warm eingeheitzet werden; denn sonst, wo sie naß bleiben, ist es ihnen sehr schädlich. Die alten Truthennen müssen gleichfalls für die Läuse geschmieret werden, damit sie auch reine seyn; denn von denselben bekommen eben die Jungen die Läuse.

Die Dürre er Fasanen zu curiren, muß man ihnen den Schnabel ein wenig abschaben, und frischen Quark eingeben, alsdenn eine Schwingfeder aus den Flügeln rupfen, und durch die Nase gezogen, darinne stecken lassen, bis sie wieder selbst heraus fällt; auch wenn über dem Schwanz ein weiß Blütgen wird, solches öfnen und ausdrücken.

Vor den Durchfall ist am besten, wenn man ihnen Eisenkraut, Feldkümmel und Gyndermann in das Sauffen legt, und sie darüber sauffen läßt. Wann die Fasanen kränklich thun, und man nicht weiß, was ihnen fehlet; so nimmt man Senfkörner, recht fein gestossen, mit Butter vermischt, daraus werden Kugeln gemacht, und ihnen eingegeben oder eingestochen. Sonst aber hat man angemerket, daß die Fasanen selbst zu ihrer Cur grobe Sandsteinigen einnehmen. Vor Zeiten hat man diese kostbare Vögel in Deutschland nicht gehabt, sondern es sind dieselbe aus dem Fürstenthum Mingrelien, einem Theil der Landschaft Georgien, am schwarzen Meer in Asien, zu uns gebracht worden, und haben von dem daselbst befindlichen Fluß Phasis ihren Nahmen bekommen.

Es sind diese Fasanen zwar keine Zugvögel; weil sie sich aber dennoch, besonders wo der Hähne viel beyeinander sind, und zur Falzzeit sich nicht miteinander vertragen, auseinander ziehen, und auch oft Hennen mitnehmen; so hat man vor nöthig befunden, sie in dazu verfertigten Gärten zu erziehen, darinnen man doch allemal den Stamm erhalten, wie auch viele Jungen auferziehen kann, aus welchen man hernach auch Wilde kann werden lassen.

Wie sie gefangen werden, davon s. Fasanenfang. Von ihrer Zurichtung s. *Onomatologia oeconomica practica*, oder oekonom. Wörterbuch, 1ter Theil, Art. Fasan.

Fasanenbaitze, s. Falkenbaitze.

Fasanenbicht.

Fasanenbastarte, heissen diejenigen, welche von Fasanen, und zahmen Hünern oder Hofhünern gezogen werden. Man kann dazu entweder die kurzbeinichten kleinen Hofhüner, oder die kahlärschigen, so keine Schwänze bekommen, oder auch die ordentliche Hofhüner nehmen. Es erfordert aber diese Zucht besondre Zwinger, da man im Sommer, wenn die Fasanen und Halbhüner noch jung sind, einen jungen Fasanenhahn, und 5 bis 6 junge Hofhüner zusammen setzet, daß sie einander recht gewahnen. Diese müssen beyeinander in ihren Zwingern bleiben. Man kann auch einen jungen Hofhahn, und 6 bis 7 junge Fasanhüner in einen besondern Zwinger beyeinander setzen; da sie denn in beyden Fällen fleissig gefüttert werden müssen. Wenn dann die Hüner im Frühling legen; so suchet man die Eyer fleissig ab, und leget solche den Truthünern oder Hofhünern unter. Sie müssen aber alsdann sowohl in der Brutzeit, als auch nachgehends die Jungen, wie bey Erziehung der Fasanen gezeiget wird, fleissig und mit guter Fütterung versorget werden. Wenn die einmal zusammen gesetzten Hüner und Fasanen stets beyeinander bleiben; so werden sie recht gewahnt, und ziehet man im andern Jahr die Bastarte noch glücklicher hievon, als im ersten. Wie man denn auch über dem unter denen Bastartegern viele bekommt, die nicht legen, und daraus keine Jungen ziehen. Sonsten ist wohl diese

dieſe Zucht keinen ſonderlichen Nutzen. Einige ſtellen ſich vor, daß das Fleiſch dieſer Baſtarte niedlicher ſeye, als das Fleiſch der ordentlichen Faſanen. Was die gezogene Baſtarte anbetrift; ſo iſt zu merken, daß dieſelbe weder brüten, noch hecken. Auch wird man im Freyen keine Baſtarte zuwegen bringen, bevor ſie nicht beyeinander geſetzt ſeyn, und recht zuſammen gewohnen.

Faſanenbeller, ſ. Faſanenhund.

Faſanenbrut, ſ. Faſan, Faſanerey.

Faſanenfalz, ſ. Faſanerey.

Faſanenfang, iſt eine der angenehmſten Beluſtigung und Zeitvertreib vor groſſe Herren. Es wird aber derſelbe auf verſchiedene Art und Weiſe angeſtellet.

Die 1ſte Art: Die Faſanen vor dem Spionhunde zu ſchieſſen. Man gehet zu dieſem Ende an die Oerter und Enden des Holzes, wo man dergleichen wilde Faſanen hat, und läßt den Faſanenbeller das Holz ausſuchen. Wenn nun der Spionhund einen antrift; ſo bäumet der Faſan auf; hingegen lauft dieſer Faſanenbeller rings um den Baum, und verbillet ihn, da indeſſen der Faſan von dem Baume herunter nach obbenanntem Hunde ſiehet. Mittlerweile ſchleicht man gemach, und ſo leiſe und ſtille, als nur geſchehen kann, jedoch geſchwinde, nach dem Baum hinzu, und langet ihn von der Höhe mit der Flinte hernieder. Dieſer Art bedienen ſich die Jäger inſonderheit, wenn ſie in der Eil Faſanen ſchieſſen ſollen. Jedoch wenn man hiemit derſelben nicht ſogleich habhaft werden kann, indem es auch oft zu geſchehen pflegt, daß man mit dem beſten Faug manchen Tag nicht zu ſeinem Zweck gelanget; ſo ſuche man bey der Nacht, was der Tag verſaget. Dahin gehöret

Die 2te Art: Die Faſanen bey der Nacht zu ſchieſſen. Man verfüge ſich in dieſer Abſicht an den Ort, wo die Faſanen aufbäumen. Man gehe noch vor Abends dahin, halte ſich verborgen, und merke, in welcher Gegend ſie aufgebäumet haben. Solches hört man an ihnen bald, weil der Hahn in währendem Aufſteigen ſich laut hören läßt, daß man es in einer ziemlichen Entfernung hören kann, die Hüner aber nur leiſe zippen. Wenn dieß geſchehen; ſo muß man ganz leiſe, zuweilen auf den Strümpfen, dahin ſchleichen. Damit man aber genau erkennen möge, welches der Hahn oder das Huhn ſeye; ſo ſehe man bey geſtirntem Himmel, oder Mondenſchein, fleiſſig darnach, und bemerke ſie genau; wiewohl es bey hellem Geſtirne noch beſſer, als bey dem Mondſchein iſt, indem es bey letzterm gar zu helle, und ſie alsdann leicht fortgehen. Der Hahn iſt daran zu erkennen, daß er gerade, aufgeweckt, munter und keck aufſitzet, den Hals gerade in die Höhe, das Spiel aber oder den Schwanz gerade aus hält. Das Huhn aber hat den Hals mehr eingezogen, und gerade vor ſich weg, und ziehet den Schwanz

etwas unter sich. Wenn man nun dieses beobachtet hat; so leget man an, hält die Flinte etwas unterwärts, und schiesset ihn. Wenn man aber gerade auf ihn zuhält; so überschiesset man ihn gar leicht, und bekommt ihn öfters gar nicht. Die Sorgfalt, den Hahn von dem Huhn zu unterscheiden, geschiehet deswegen, damit man das Huhn zur Erhaltung dieses Geschlechts schonen möge. Denn wenn man dieses unterläßt, wird man eher das Huhn, als den Hahn schiessen, und dadurch vielen Schaden verursachen.

Die 3te Art: Die Fasanen in Steckgarnen zu fangen. Dieß erfordert zwar wenig Kunst, aber Bemühung und Fleiß. Wer solches bewerkstelligen will, muß sich ein Garn, gleich einem Rebhünersteckgarne, welches jedoch nach Proportion dieses Vogels an Maschen und der Höhe etwas weiter und höher seyn muß, machen lassen. Dieses applicirret man eben so, wie die Hünersteknetze. Man stecket sie quer durch das Holz, wo es Fasanen giebt, gehet hernach zurücke, und treibet mit etwas wenigem Gehuft und Getöse von beyden Enden nach dem Steckgarne zu; oder man nimmt Hunde, so dazu abgerichtet sind, und gehet damit von beyden Enden auf das Netz zu, und treibet das Holz durch; so werden sie sich darinnen fangen. Wenn aber auf dem Felde noch einzelne Stücke Getreyde stehen; so ziehen sich die Fasanen dahinein. Wenn sie nun darinnen sind; so nimmt man dieses Steckgarn, stecket es quer durch das Getreyde, und treibet von ferne, mit leisem Gehuft, oder blöcket ein wenig. Doch darf man das Lermen nicht zu groß machen, sonst stehen sie auf, und die Mühe ist vergeblich angewandt.

Die 4te Art: Die Fasanen im Treibzeuge zu fangen. Hier verfähret man auf eben diese Art, wie bey dem Hünertreibzeuge. Doch müssen sowohl die Geländer höher, die Maschen darinnen weiter und stärker, als auch der Himmel auf ein Ahl oder drey breiter, derselben Höhe etwan zweymal höher, auch der Sack grösser und weiter, als am Hünerzeuge seyn. Die Stellung ist wie bey gedachtem Zeuge. Wenn nun dieser Zeug aufgestellet ist; so versteckt sich einer hinter einen Strauch, oder Lausche ins Verborgene, so, daß sie ihn nicht sehen können. Sodenn gehen die andern ausser dem Holz zurücke, und treiben mit mittelmässigem Gehuft und Geblöcke, nach dem Zeuge hinzu. So bald sie aber in den Zug hinein sind; so kommt der hinter dem Strauch oder Lausch verborgene hervor, und ziehet den Himmel herunter, damit sie nicht heraus, und zurücke gehen.

Die 5te Art, die sehr bequem ist, bestehet darinn, daß man sie mit Schlingen oder aufgestellten Netzen fängt, so, daß man entweder einen Rock über den Kopf in die Höhe hält, und denselben stark schüttelt, damit sich der Fasan, als ein ohnedem scheuer Vogel, das vor fürchte, und auf diese Art in das Netz lauffe. Oder der

Jäger

Jäger bedeckt sich mit einem Tuch, worauf ein Fasan gemahlet stehet, und zeiget sich also dem lebendigen Fasan, der ihm hierauf getrost folget, bis er darüber in das Netz geräth. Oder man gehet mit einem in Rahmen eingespannten weissen Tuch, darauf jedoch ebenfalls ein Fasan abgemahlt ist, auf den Vogel los, welcher sich darüber entsetzt, und selbst in das Garn zurücke läuft. Man pflegt sie auch mit Falcken und Habichten zu baitzen und zu fangen; wovon bey diesen Vögeln gehandelt wird.

Fasanengarten, s. Fasanerey.

Fasanengehäge, s. Fasanerey.

Fasanenhaus, s. Fasanerey.

Fasanenhund, ist ein bloß auf die Fasanen abgerichteter Hund, dessen gröste Tugend diese ist, daß, wenn er einen Fasan per force auftreibet, und selbiger hernach auf einen Baum flieget, er solchen laut anbellet, um solchen Baum herumläuft, und sich daran aufbäumet, als wollte er hinauf klettern. Dann schmiegt sich der auf dem Ast sitzende Fasan nieder, und betrachtet stets den Hund, da denn der Jäger frey hintretten, und solchen schiessen kann.

Fasanenrauch, wird ein denen Fasanen angenehmer Rauch genennet, welcher bisweilen in denen Fasanengärten gemacht, und dadurch verursachet wird, daß die Fasanen darinnen bleiben, und von andern nicht so leicht abgelocket werden mögen. Man muß nämlich bey einem solchen Garten zusammengebundene Hanfbüschelein, wo noch viel Körner darinnen sind, anzünden, daß der grosse Rauch, und der Geruch davon diesen Vögeln von dem Wind zugewehet werde, so verlassen sie gar bald ihren alten Ort, und ziehen solchem Geruche, der ihnen sehr angenehm ist, nach. Streuet man ihnen alsdann Weitzen vor, so bleiben sie daselbst lieber, als wo sie zuvor gewesen. Ein solcher Rauch wird auch so gemacht: Man nimmt 2 Bund Haberstroh, 2 Scheffel Hanfspreu, Campher ungefehr vor 12 Groschen, anderthalb Pfund Anis, nebst ein wenig Weyhrauch, eine Handvoll Tausendgüldenkraut, und so viel Widertod, etwas faules Lindenholz, 4 Pferdeäpfel, und ein halb Maaß gedörrtes Malz. Dann zündet man das Hanfstroh auf blosser Erde an, schüttet die Hanfstreu nebst denen übrigen Materialien darauf, und hält damit 2 Tage und Nächte an. Wenn der Wind nur ein wenig stark gehet, riechen die Fasanen solchen wohl auf 3 Viertel Meilswegs, und ziehen selbigem nach. Mit dem Räuchern selbst wird also verfahren: Etliche Schritte von der Körrung muß man ein Loch in die Erde machen, von 3 Fuß Weite und Breite, und anderthalb Fuß tief. Dahinein wird unten eine Schicht Haberstroh, auf dieses faul Weidenholz, weiter Ameisenhauffen, Hanfspreu, Campher 2 Loth, Wachswinden aus denen Bienenstöcken (das Werk, worinnen die Bienen sitzen, Schalen von Fasaneneyern, eine Handvoll Meisse, so viel Eisenkraut, Feldkümmel, Ambra 1 Quintl.; welches alles mit untermengtem Stroh, Weidenholz, Hanfstreu, und

und Ameisenhaufen schichtweise geleget und gestreuet, alsdann gegen Abend oder des Morgens frühe also angebrannt werden muß, daß der Wind den Rauch über die Körnung treibet. Dergleichen kann öfters geschehen, dafern sich die Fasanen gerne verflögen; sonst aber ist es nicht nöthig. Vornemlich aber muß ihnen in Zeiten das Futter fleissig geschüttet werden, damit sie solches sogleich nach ihrer Ankunft auf das Räuchern antreffen, und nicht vielleicht des Vexirens halber gar wegbleiben.

Fasanenwarter, s. Fasanenmeister.

Fasanenzwinger, s. Fasanerey.

Fasanerey, Fasanengehäge, Fasanengarten, heißt ein zur Zucht und Vermehrung der Fasanen angelegter Garten, nebst denen darzu gehörigen Gebäuden, und andern nöthigen Einrichtungen. Damit wir hievon in gehöriger Ordnung handeln, wollen wir erstlich dasjenige bemerken, was überhaupt bey allen Arten der Fasanerey erfordert wird; sodann aber die besondere Arten, wie eine Fasanerey angelegt werden kann, vorstellen.

A) Der Hauptzweck aller Fasanerey erfordert

1) Holz, welches die Fasanen nothwendig haben müssen. Dieses soll meistens in allerhand Laub- und Buschhölzern bestehen, als Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Weiden, Dornen, auch allerhand Buschhölzern, so Beere tragen, weil sie dieselbe gerne genießen. Ist schon etwas weniges von Kiefern, Fichten und Tannen mit darunter; so mag es noch angehen. Aber in pyren schwarzen und kieserichten Hölzern wollen sie nicht stehen, weil sie ihnen nicht angenehm sind. Wachholdern hingegen sind ihnen gut. Es müssen aber die Holzungen feine Dickigte haben. Die gar hohen und alten Eichen und andere Bäume, sind dabey nicht viel nütze, weil die Raubvögel gerne darauf fallen; doch niedrige Bäume müssen mit da seyn. Wenn Obstbäume, Ebschen- und Arlsbeerbäume vorhanden sind, ist es am besten; denn der Fasan tritt zur Abendszeit zu Baume, und bleibet nicht gerne auf dem Boden. Auch werden die Hölzer ordentlich verhauen, damit immer wieder junge Dickigte werden.

2) Muß auch Wießwachs vorhanden seyn, darinn sie gerne brüten, und sich von allerhand Würmern, Fliegen und Ameiseyren äsen können, auch nehmen sie allerhand gute Kräuter und Grasgesämig mit an.

3) Gehöret Acker darzu, darinn sie ihr völliges Geäsfe haben. Sie brüten zum Theil in dem über Winter bestellten Waitzen- und Rübesaamengetreyde; fallen auch überhaupt mit den Jungen in die Felder, wo sie ihr völliges Geäsfe haben; auch nach der Erndte auf die Stoppelfelder, und suchen das ausgefallene Getreyde fleissig auf.

4) Ist auch Wasser sehr nöthig, vornemlich Bäche oder Flüsse, ingleichem Quellen, da es schilfigt und rohrigt ist. Sie halten

halten sich gar gerne an den Ufern, da sie reines Wasser, wie auch gelben Sand, ingleichem Schnecken und allerhand Gewürme finden, halten sich auch zur Winterszeit besonders gern an denen warmen Quellen auf, wobey sie sich recht gut erhalten, und den Winter ohne besondere Fütterung durchbringen.

5) Muß auch die Gelegenheit seyn, daß der Fasanengarten, wo er in Bergen angelegt werden muß, nicht an die Winter- oder Nordseite angebracht werde; sondern gegen Osten und Süden zu, damit sie die Sonne haben. Dieß wäre überhaupt, was die Gelegenheit des Distrikts betrift.

B) Nun wollen wir auf die besondere Arten gehen, wie eine Fasanerey angelegt werden könne, und zu dem Ende von der zahmen und wilden Fasanerey einigen Unterricht mittheilen.

a) Die zahme, die wir in Vergleichung der zur wilden also nennen, kann auf verschiedene Art, und mit verschiedenen Kosten angeleget werden. Wir wollen hier erstlich eine Anleitung geben, wie man eine mittelmäßig starke Fasanerey, und sodann auch eins mit schlechten und geringen Kosten anlegen, und fortbringen könne.

1) So eine Fasanerey in gutem Flor erhalten werden solle, ist nöthig, daß ein gewisser Ort mit einer Wand zu einem beständigen Fasanengarten umgeben werde. Dieser kann weitläuftig oder enge seyn. Wir wollen einen von mittelmäßiger Gröſſe nehmen, und setzen: Der Garten wäre 1000 Schritt lang, und 500 breit. Nachdem die Wand, nach Gelegenheit des Landes, wie am besten zuzukommen, entweder mit einer Mauer oder von Brettern gemacht, oder auch wo viel Leim ist, davon gewellert, 8 bis 9 Schuh hoch, und mit einem Dächlein versehen werden, daß sie vor dem Wetter gedaure; so müssen nun alle 100 oder wenigstens 130 Schritte unten in der Wand Löcher zum Fang der Raubthiere, einer Schuh hoch und breit, das andere anderthalb Schuh hoch und breit, und also wechselsweise eines um das andere, um den ganzen Garten herum gemachet werden. Vor denen Löchern müssen inwendig Fallen beständig aufgestellet seyn, darinnen die Raubthiere, welche sich gemeiniglich stark nach dem Fasanengarten ziehen, getödtet und weggefangen werden. Ingleichem sind auch sehr nöthig Habicht- oder Raubvogelhäuser oder Fänge, welche nachgehends auch ausführlich beschrieben werden sollen. Diese beyde Arten Fänge zu Raubthieren sind von unumgänglicher Nothwendigkeit.

Nachdem also der Garten verwahret ist, wollen wir nun die nöthige Gebäude nacheinander vorstellen. Unter diese gehören

a) das Fasanenhaus, worinnen sie Winter und Sommer stehen können. Solches wird 60 Fuß lang, 30 breit, und 9 hoch gemacht, und mit einer dicken Mauer oder Wellerwand umge-

umgeben. Das Dach wird mit Ziegeln gedeckt, und darf nicht allzuhoch seyn. In der Länge quer durch kommt ein Unterschreid, und mitten in der einen Längewand eine Hausthür mit 2 Flügeln, und 3 Ellen breit, daß die Flügel inwendig hineinschlagen. Auswendig werden 2 Gitterthürflügel angebracht, aber nur von halber Höhe, die von aussen zugemacht werden können. Alsdenn kommt ein Vorhaus 12 Fuß breit, und 8 Fuß lang. Rechter Hand neben des Hauses Eingang wird ein kurzes Vorcamin gesetzt, woselbst eingeheizt wird, daß aber das Camin nicht gerade auf die Hausthür stosse. Inwendig wird ein Kachelofen angebracht, gerade in die Scheidewand, daß er beyde Theile heitze. Neben dem Camin rechter Hand kömmt eine Thür zu der einen Stube, und linker Hand der Hausthür eine Thür zu der andern Stube. Die Thüren müssen auswendig ins Vorhaus hinaus schlagen. Zu jeder Stube kommen auf jeder Seite ein Fenster, mithin 6 Fenster am ganzen Hause. Das Dach wird mit einer welschen Haube versehen, und über das ganze Haus gehet ein Boden, worauf die Fütterung, und was sonst zu den Fasanen nöthig ist, geschüttet werden kann. Der Fußboden kann mit Maurerziegeln beleget werden. Jedoch muß eine Helfte des Fußbodens nicht mit Steinen beleget werden, sondern mit purem Leim und Sand, worauf die Körner zu schütten sind. Der obere Boden aber wird mit Bretern belegt. Vor den Fenstern werden inwendig Drahtgitter, und sodann Glasscheibenfenster und Läden davor gemacht, die man nach Gefallen auf- und zumachen kann.

b) So lang nun das Haus ist, und vor der Seite, wo die Hausthür hinein gehet, wird ein Zwinger, 60 Fuß breit und lang, mit einer Brettwand gemacht. Unten durch die Mauer des Hauses nach dem Zwinger zu, können aus jeder Stube 2 Löcher, 15 Zoll hoch, und 12 Zoll breit, gemacht, und auswendig mit bretternen Aufzügen versehen werden, daß man die erwachsenen Fasanen nach Gefallen dadurch aus- und einlassen kann. In denen Stuben oder Theilen werden von saubern Stängelgen Gerüste von unten bis oben aus gemacht, darauf die Fasanen stehen können. Doch müssen sie nicht gerade, sondern schräge über einander gemacht werden, daß sie nicht so gerade über einander stehen müssen.

c) Neben diesem Zwinger wird das Bruthaus angelegt, 40 Fuß lang, 16 Fuß breit, und 7 Fuß hoch, auch mit Ziegeln gedeckt, und in der Mitten der Länge nach eine Scheidewand durchgeführet. An beyden Enden des Hauses können 2 Thüren zum Eingang; wie denn auch in der Mitten der Scheidewand eine Thür hindurch seyn kann. Auf jeder Längeseite werden drey nicht allzu grosse Fenster hineingemacht, und solche inwendig mit Drahtgittern, und von aussen mit Glasfenstern und Läden verwahret. In jedem Theile an der Wand durch werden Breterfache gemacht, welche von Bretern, und ein von der Erde 4 Fuß erhöhtes Gerüste sind, worauf

auf ein bretterner Boden durch das ganze Haus hindurch kommt, welcher aber nur 2 Fuß und 2 Zoll breit seyn darf. Hierauf werden Fache von Brettern gemacht, welche 18 Zoll breit sind, und wie der Boden breit ist, also wird auch dieser ihre Länge. Das Brett wird so gerade aufgesetzt, daß es 20 Zoll in der Höhe habe, damit nicht ein Bruthuhn zum andern sehen kann. Vorne, quer vor, wird lang durch ein Brett von 1 Fuß hoch, und oben an der Wand über jedem Fach ein klein Brettgen angemacht, worauf die Nummern von Eins bis so fort, daran gezeichnet werden. Von jedem Ende des Bruthauses werden Zwinger von einer Brettwand, 12 36 Fuß lang, und 30 Fuß breit gemacht.

d) Wenn also das Bruthaus dem Fasanenhause gegen über am Fasanenzwinger stehet; so wird an der einen Seite des Zwingers, zwischen dem Fasanen- und Bruthaus, ein klein Wachstübgen, von 12 Fuß lang, und 12 Fuß breit hingebauet.

e) Von dem Bruthause etwas ab, wird ein Hünerhaus zur Verwahrung der Calecutischen und Hofhüner gebauet, von 24 Fuß lang, 12 Fuß breit, und 7 Fuß hoch, welches in 4 Theile unterschieden wird.

f) Der Falz, Zwinger und Theilungen können 4, 5 bis 6 gemacht werden. Jeder Zwinger oder Falz muß 100 Fuß lang, 80 Fuß breit, und mit einer Wand von 9 Fuß hoch umgeben werden. An jeden Zwinger wird ein Häuslgen angebracht, von 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit, darein die Fasanen des Abends eingetrieben und wohl verwahret, des Morgens aber wieder in den Zwinger herausgelassen werden können. In dem Zwinger muß Gras und Acker, und so es möglich, auch etwas von Buschwerk seyn. So aber dergleichen nicht vorhanden, werden ihnen kleine Hüttgen von Tannenreiß hinein gemacht, bis man nach und nach etwas lebendiges Buschholz darinnen anbauen kann. Auch müssen sie entweder ein von selbst durchfliessendes Bächlein, oder mit Rinnen durchgeführtes Wasser darinnen haben.

g) Des Fasanenmeisters Wohnung kann nach Gefallen schlecht oder prächtig gebauet werden. Billich aber muß er ein Paar Stuben, und 3 bis 4 Kammern haben, darinn er die Eyer, und die sonst zu den Fasanen nöthige Sachen verwahren kann, benebst einer Scheune, wo auf einer Seite ein Kuhstall ist, worinnen er die Kühe, so ihm zum nöthigen Küchenwerk, und zur Milch, zu Erziehung der Fasanen, gehalten werden müssen, stallen, und den übrigen Raum zur Fourage, und dergleichen gebrauchen kann.

Die Beschaffenheit des Platzes, der einen Fasanengarten abgeben kann, ist bereits oben beschrieben. Wenn nun jenem zu Folge vor allen Dingen Wasser in einem solchen Terrain ist, entweder ein fliessender Bach, oder hineingeleitetes Wasser, nebst etlichen kleinen Teichen; so wird

alsdann leicht zu Acker, Wiesen und Holz Rath werden. Wäre der Platz mit lauter Holz bewachsen; so kann leicht Acker und Wiesen darinnen gemachet werden. Ist aber gar zu wenig Holz darinnen; so muß man Striche, oder Remisen von allerhand Buschholz darein pflanzen. Es können auch fleckerweise Tannen und Fichten, ingleichem Wachholder darein gepflanzet werden. Sind nun die Tannen und Fichten angewachsen; so schneidet man selbigen oben die Gipfel ab, daß sie nur etwa 4 Fuß hoch bleiben; so breiten sich denn die untersten Aeste aus, worunter sich die Fasanen recht verbergen können. Das andere Holz wird in ordentliche Gehaue oder Schläge eingetheilt, daß alle Jahr ein Fleck zu rechter Zeit abgeholzet werde, und man nach Befinden und Wuchs des Holzes in 8, 10 bis 12 Jahren herumkomme. Ferner wird das Holz, wenn es seyn kann, auch so eingetheilet, daß, wo ein Strich Holz stehet, wieder ein Strich Acker oder Wiesen darzwischen kömmt. Die Aecker müssen auch in gewisse Arten eingetheilet seyn, daß eine Art über Winter mit Wintergetraide, Winterrübensaamen, und etwas Roggen bestellt werde. In die andere Art aber muß Sommerwaitzen, Gersten, Heidekorn und Hirsen, und in die dritte Art Möhren oder gelbe Rüben, Kraut, besonders viel brauner Kohl, Sommerrübensaamen und Hanfkemmen. Es sind diese Früchte alle vor die Fasanen zu ihrer Erhaltung zu gebrauchen. Ein Theil bleibet Brache liegen, da künftig die Wintersaat wieder darein bestellet wird. Auch müssen die Aecker gut bestellet und bedünget werden, und eben nicht dreymal in einem Miste tragen, obgleich oben 3 Theile gemacht worden. Denn die Früchte, bis auf die Möhren, so in der dritten Art gesetzt sind, wollen gute Düngung haben. In den Zwingern wird auch an Kohl und dergleichen etwas gepflanzet, auch öfters frischer grober Sand, und alle Tage frisch Wasser, wo man kein durchlaufendes darinnen haben kann, hineingebracht.

Wenn nun dieß alles fertig ist; so setzet man im Frühling, im Merz, in jeden Zwinger zehen Hahn mit 9 bis 10 Hünern, füttert sie fleissig mit Waitzen, oder halb Gersten und halb Hanfkörnern, und thue frischen groben Sand hinzu. Des Abends bringe man sie in ihre darzu verfertigte Häuser, und lasse sie des Morgens wieder heraus. Die Häuser aber müssen über Tags offen bleiben, oder unten besondere Löcher darinnen gemacht seyn, daß, wenn ein unvermutheter Regen kommt, sie selbst ihre Zuflucht dahin nehmen können. Alle Abend, wenn die Fasanen eingetrieben sind, muß man nach den Eyern sehen, und solche fleissig sammeln. Hat man nun etwa 200 bis 300 Eyer; so setzet man die Hüner zum besten. Hierzu nehme man gelegentische Hüner, welche die besten sind. Einer jeglichen Henne legt man in dem Brauhaus in ihrem besondern Fach 20 Eyer unter. Einer jeglichen Brathenne wird oben auf dem Schwanz eben dergleichen Numer angebunden, wie sie oben über dem Fach hänget, damit

damit man wisse, wo eine jede Henne hin gehöret. Und so setzt man allemal etliche Bruthüner zugleich, bis die Fasanen ausgeleget haben. Sind nun auch im Garten schon Fasanen vorhanden, wie hernach gezeiget werden solle, so, daß auch von diesen zahmen viele in den Garten und ins Freye gelassen werden sollen; so siehet man auch fleissig darinnen herum, sammelt theils Eyer, und lässet sie die calecutischen Hüner mit ausbrüten. Man muß aber auch notiren, welchen Tag die Bruthüner gesetzt worden; denn in 24 bis 25 Tagen pflegen sie auszukriechen. Auch müssen die Bruthüner alle Tage von den Eyern ein bis zweymal abgeworfen, und ihnen Futter voll auf, und beständig frisch Wasser gegeben werden.

Wenn nun die Jungen aus den Eyern kriechen; so muß man fleissig auf die Bruthennen Acht haben, daß sie dieselbe nicht ertretten. Man giebt ihnen auch voll auf gut Futter, damit sie noch vest sitzen bleiben, und so läßt man die jungen Fasanen noch anderthalb bis 2 Tage unter den Bruthennen, damit sie recht trocken werden. Alsdenn hebt man sie heraus, setzt sie in ein Sieb, und räuchert sie, wenn sie erst 3 oder 4 Tage alt seyn. Man nimmt darzu Eisenkraut, Fenchel, die Schalen von den ausgebrüteten Fasaneyern, Erbsenstroh und Wachskugeln. Den Rauch läßt man gemächlich durch das Sieb gehen, und dann setzt man sie in das Fasanenhaus. Ist es nun etwas kalt, so muß eingeheitzt werden. Auch setzt man sie in Kasten den Tag über an die Sonne. Des Abends aber werden sie allezeit eingethan, und man füttert sie sodann mit hartgesottenen Eyern, wovon jes doch nur das Weisse genommen und klein gehacket wird. Man kann auch darunter etwas Peterßilie, auch wohl Heiternesseln und Schaafgarbe, gar klein gehackt, nehmen, und mit darunter geben, wie auch harte Semmel in süsse Milch geweicht. Wenn sie auf 14 Tage alt werden, kann man ihnen auch Hirse mit Milch, dick gekocht, geben, desgleichen Heidekorngrütze, auch noch etwas Eyer, und, wo man Ameisenеyer haben kann, von diesen geben, indem sie ihnen sehr zuträglich sind. Auch giebt man ihnen Quark oder süsses Käsewerk, der folglich nicht von saurer, sondern süsser Milch gemacht werden muß. In das Sauffen wirft man ihnen nachfolgende Kräuter, als Eisenkraut, Feldkümmel und Sundermann, welches ihnen vorzüglich gut ist, wenn sie die Schwantze kriegen wollen, und erhält sie auch sonst gesund. Eben so kann man ihnen auch zuweilen Angelike und Rhabarber ins Sauffen geben, wie auch bisweilen Eberwurz, Schwarzwurz und Liebstöckel. Werden sie nun 6 bis 7 Wochen alt; so läßt man Waitzen klein zu Graupen machen, füttert die jungen Fasanen damit, ingleichem mit Hirsen, und thut sie alle Abend fleissig ein. Den Tag über muß man immer auf sie Acht haben. Denn so ein Regen kommt, muß man sie in die besonders darzu verfertigte Kasten thun. Man macht auch einen oder 2 besondere Zwinger, worein die Jungen

den Tag über gebracht werden. In diesen Zwingern hat man allerhand Gartengewächse, Salat, Kohl u. d. g. auch groben frischen Sand. Zu denen Fütterungen hat man besondere reine Flecken, und man macht von Wieden runde gezäunte Körbe, die oben hinauf etwas spitzig, und unten ohne Boden sind. An den Seiten sind kleine Löcher, da die Fasanen hinein lauffen können, die alten Bruthennen aber nicht. Also setzt man die Körbe über die Fütterung, damit die Jungen allein solche genieſſen. Fein rein und frisch muß das Futter allezeit seyn, und nicht über Nacht stehen bleiben. Wenn man die jungen Fasanen des Morgens heraus thut; so ruft oder pfeift man ihnen zu, nachdem man sie gewöhnen will. Auch füttert man sie des Tages öfters, und ruft ihnen immer darbey zu, damit sie sich gewöhnen, darnach zu kommen.

Will man nun die Fasanen zahm, und im Garten alleine behalten; so lähmt man sie, wenn sie etwa 5 oder 6 Wochen alt seyn, und die Federn an den Hälsen zu bekommen beginnen. Das geschiehet auf folgende Art: Man nimmt ein dünnes scharfes Messerlein, und löset den Fasanen von einem Flügel das vorderste Gelenke ab, und bestreichet sie mit Wundholz. Dieß ist die gewisseste und beste Cur, daß man sie mit brauner Butter bestreichet, als wovon sie bald heil werden, und keine Schmerzen empfinden. Dabey werden sie fleiſsig und ordentlich gefüttert, und etliche Tage wird im Fasanenhause eingeheitzt, daß sie nicht gar kalt stehen. Ist aber Sonnenschein; so werden sie vor das Fasanenhaus, doch nicht weit davon, auch ins Gras gelassen, damit sie die gelähmten Flügel im Grase nicht wieder beſtoſſen und verwunden. Den alten Bruthennen wird fleiſsig und gut Futter gegeben, damit sie die Jungen fleiſsig unter sich nehmen. Siehet man nun, daß sie heil werden; so treibt man sie alle Tage aus, im Garten herum, in die Wiesen und Ackerflecken. Es muß aber ein Burſch dabey bleiben, daß nicht Schaden geschiehet. Man macht auch Kasten, und trägt dieselbe dahin, wo die Fasanen hingetrieben werden sollen, wenn etwa ein Regen oder Sturm plötzlich ankommen möchte, und man sich nicht getrauete, das Fasanenhaus zu erreichen. Denn weil es mit dem Eintreiben so geschwinde nicht hergehet; so bringt man die Bruthenne mit den Jungen gleich unter die Kasten, indem sonst die Regengüsse und kalte Witterung gar viele Fasanen ums Leben bringen. Mithin sind sie, besonders wo sie noch nicht befedert und flüchtig sind, vor dergleichen Zufällen aufs möglichste zu verwahren. Mit vorbeschriebener Fütterung fähret man fort, bis sie die Körner heben können. Alsdenn füttert man sie mit Waitzen, groſsen Gerstengrauppen, Hanfkörnern oder Heidekorne, auch Buchwaitzen genannt. Es muß aber alt Getreyde seyn; denn das Neue, so in den Scheunen noch lieget und schwitzet, ist ihnen gar nichts nütze. Man kann ihnen auch Möhren oder gelbe Rüben kleinwürflich schneiden oder stampfen, und sie damit füttern;

tern; dergleichen man auch mit denen Kratz- oder Preuſchelbeeren thun kann.

Sonſten iſt wohl nicht nöthig, daß man alle Faſanen lähme, ſondern nur ſo viel, als man künftig wieder in die Falz zu ſetzen gedenket, oder nur ſo viel, als man nöthig hat, die andern, ſo flüchtig bleiben, bey dieſen zu erhalten. Auſſerdem iſt das Lähmen auch deswegen nöthig, damit, wenn jemand nur einen kleinen Garten, und an den Grenzen hat, ſie ihn nicht etwa überſteigen und andern zu Theile werden. Es werden auch im Garten der Faſanen wohl zu viel. Kommt denn die Falzzeit heran; ſo kämpfen oder beiſſen ſich die Hähne ſtark, gehen alsdann aus dem Faſanengarten fort, und nehmen Hüner mit. Der Nachbar verſtehet etwa auch den Rauch, und wenn welche ihm ankommen; ſo räuchert und füttert er brav drauf los, und kriegt viele von dieſen Faſanen, ohne daß er ſich ſelbſt welche anſchaffen oder ziehen darf. Iſt aber das Terrain ſo beſchaffen, daß die andern Grenzen nicht ſo nahe ſeyn; ſo lähmt man nur im erſten Jahr etwas, die andern läßt man ganz und vollkommen flüchtig werden. Und ſo denn gar nicht nöthig wäre, ſie zu lähmen; ſo füttert man ſie nur, beſonders im Winter, bey ihren Ständen und Kirrungen. Daſelbſt ſind ſodenn im Frühjahr zum Einſetzen der Falz, ſo viel ihrer beliebet werden, eingefangen. Iſt und ſoll es aber nur eine zur zahme Faſanerey bleiben; ſo müſſen ſie im Sommer, wie im Winter, in ihren Häuſern aus- und eingethan, und im Sommer nur mit halber, im Winter aber mit völliger Fütterung unterhalten werden.

Endlich iſt bey der Erziehung der jungen Faſanen auch noch dieſes zu beobachten: Wenn die Faſanen 10 bis 12 Wochen alt werden, auch zum Ruffen und Füttern recht wohl gewöhnet ſind, und etwas zu dichte im Faſanenhauſe ſtünden; ſo kann man ihnen in den Zwingern einige Gerüſte von glatten Stängeln machen, welche quer über geleget werden, ſo, daß etwa die unterſten 2 Fuß hoch von der Erde, und ſodann 3 bis 4 Stangen über- und anderthalb Fuß hoch von einander kommen. Ueber das Gerüſte macht man von Rohr und grünem Tannenreiſe Dächer, daß ſie vor dem Regen beſchützt ſind. Wenn denn der Garten etwas geräumlich iſt; ſo läßt man den jungen Faſanen, da ſie etwas ſtärker werden, mehr und mehr ihren Willen; aber die, welche gelähmet worden ſind, thut man alsdann nicht mehr ein, auſſer, was ſelbſt eingehen will, und läßt ihnen auch das Getreyde, ſo im Garten erbauet wird, meiſtens zu ihrem Geäſſe. Wenn nichts mehr von Getreyde, oder auf den Stoppeln zu finden; ſo füttert man ſie wieder, und gewöhnt ſie nach ihren Ständen und Kirrungen. Dabey müſſen ſie aber aber auch zum Rauch gewöhnet werden; wie man denn ſchon bey der Erziehung einige mal räuchern kann. Wenn man ſie nun zu ihren Ständen gewöhnet hat; ſo räuchert man auch dabey im Sommer, Herbſt und Frühjahr. Denn dieß iſt ein

Hauptfundament bey der Fasanerey, indem man mit dem Rauch die Fasanen zusammenziehen, auch die verflogenen wieder herbeybringen kann. Es nimmt der Fasan den Rauch so gerne an, als ein Fuchs die Witterung; woraus erhellet, daß er einen treflich starken Geruch haben müsse. s. a. Fasanenrauch.

2) Eine andere Fasanerey von schlechten und geringen Kosten kann also angeleget werden: Man erbauet nämlich ein Bruthaus, welches nur halb so groß, als das vorherbeschriebene ist, also, daß darinnen nur auf 24 bis 25 Bruthüner sitzen können. Darneben bauet man ein Häusgen, worinn eine Stube von 8 Ellen weit und breit ist, im Fall die kränkliche Fasanen hinein zu nehmen sind, und dabey auch eine Kammer zu allerhand Geräthe; zu diesem aber auch noch ein Fasanenhaus, von 30 Fuß lang, und 20 Fuß breit. Auf einer Seite kommt eine Thür zum Eingang, inwendig aber gar kein Eingebäude, ohne Querwände und Ofen, mit etlichen Fensterlöchern, wovor nur Drahtgitter seyn. In diesem Hause können beym Regenwetter die Fasanen stehen. Es werden auch Gerüste von unten an bis an das Dach hinauf, von glatten Stängelgen gemacht, wenn man etwa Fasanen einfängt, und weiter aussetzen will, daß solche darinn verwahret werden können. Hierzu kommt annoch ein klein Nebengebäude, darinn die calecutischen und Hofhüner, zu Bruthünern und zum Eyerlegen eingethan werden können. Vor dem Bruthause wird ein Zwinger mit einer Brettwand gemacht, so 50 Fuß lang, und 40 Fuß breit ist. Aus dem Bruthause und Zwinger müssen Aufziehlöcher gemacht werden. Wiederum werden bey dem Fasanenhaus an 3 Seiten Zwinger gemacht, so breit die Wände am Hause seyn, und auf 60 Fuß lang; wie denn aus dem Fasanenhause unten durch die Wand Löcher gehen müssen, die auswendig mit Vorschiebethürgen versehen sind, daß man dadurch die Fasanen aus- und einlassen kann. Nun wäre es zwar wohl recht gut und gar nöthig, daß dabey ein kleiner Fasanengarten mit einer Wand gemachet würde, und wenn er auch nur 400 Schritte lang, und 300 breit wäre, dessen Beschaffenheit bey dem vorhin beschriebenen nachgesehen werden kann. Sollte aber dieß nicht aufgewendet werden wollen; so können 3 bis 4 Theilungen oder Zwinger gemacht werden, 100 Fuß breit, und eben so lang. Dieser kleine Garten, oder diese kleine Fasanerey muß aber auch an einem solchen Orte angeleget werden, woselbst sie ausser dem Garten in die Felder und Wiesen fallen können.

In dem Garten oder bey den Zwingern werden auch 2 bis 3 Kirrungen oder Stände gemacht, die aber im dicken Buschholz seyn müssen. Diese können nur schlecht mit 4 Eckſäulen gemacht werden, davon 2 von 8 Fuß Fuß hoch über der Erde zu stehen kommen; die andere zwey 4 ein halb Fuß hoch, darauf ein abhangend halbes Dach kommt, welches entweder mit Rohr oder Schindeln gedeckt ist. An drey

Seiten

Seiten kommt eine gekleihte Wand, und an einer Seite eine Thür. Vorneher kann es mit Brettern vermacht werden, welche eben nicht allzu dichte aneinander gefüget seyn dürfen, damit es inwendig nicht so gar dunkel seye. Die Bretter können grün angestrichen, und unten ein Fallthürgen, von 1 Fuß hoch und breit, gemacht werden, damit man nach Gefallen die Fasanen einfangen kann. Der inwendigste Raum wird 7 Fuß ins Gevierdte; auswendig aber wird Sand, etliche Fuß breit, hingefahren. Gegen die hohen Seiten über wird etwa auf 40 bis 50 Schritte weit ein Hüttgen gemacht, worinn man sich verbergen kann. Wenn es inwendig 8 bis 9 Fuß ins Gevierdte hat; so ist es schon genug, und es darf nur 7 bis 7 ein halb Fuß hoch, mit einem niedrigen Dache, auswendig herum aber nur mit Brettern beschlagen seyn. An allen 4 Seiten macht man kleine Gucklöcher, 3 Zoll hoch, mit Vorschiebern, dadurch man heraussehen kann. An der Kirrung, wo das Fallthürgen ist, wird ein Drat oder ein subtiles Leingen gemacht, und gehet solches nach der Verbergehütte, damit man es auf- und zuziehen kann, wenn man die Fasanen einfangen will.

Im Frühjahr, nämlich im Merz, setzet man in jede Theilung 10 Hüner und einen Hahn, und verschneidet ihnen die Flügel, daß sie nicht darüber hinaussteigen können. Die Theilungen oder Zwinger aber, müssen, wie bey dem vorigen Fasanengarten erinnert worden, mit frischem grobem Sand und Wasser, auch Buschwerk und Hüttlein, versorget, ingleichem mit kleinen Hüttlein, da sie des Nachts eingethan werden, versehen seyn. Wenn sie legen, suchet man die Eyer alle Tage fleissig zusammen, und leget sie den zahmen oder calecutischen Hünern unter. Mit der Brutzeit und Fütterung verfähret man, wie schon vorher gesaget worden, und läßt man die jungen Fasanen, so erzogen werden, nach und nach von selbsten aus, daß sie in ihrer Freyheit bleiben. Kommt das andere Jahr, da die Fasanen in und um den Garten auch salzen; so hält man sich einen recht guten vorstehenden Hünerhund, und suchet um den andern oder dritten Tag in und um den Garten, wo die Fasanen ihre Eyer geleget, mit dem Hunde fleissig nach, welcher denn die Fasanenhüner sitzend, oder doch ihre Nester mit den Eyern finden wird. Der Hund, so er vorstehet, muß sich auch gut abrufen lassen, daß man gemächlich hinangehen kann, und die Fasanen nicht verschüchtert werden. Also suchet und nimmt man die gefundenen Eyer nebst denen in den Zwingern befindlichen Eyern zusammen, leget sie unter die calecutischen Hüner, und ziehet die Jungen mit auf, doch nur etwas; die andern Nester aber läßt man ungestöhrt, und die Fasanenhüner die Eyer darinn selbst ausbrüten. Dieß aber ist vornemlich zu beobachten, daß man der Hähne nicht allzuviel beyeinander werden lasse, zumalen wo enge Reviere seyn, und es nahe an der Grenze ist, weil sie, wie oben erinnert worden, einander beissen, und zum Theil

mit den Hünern durchgehen. Mithin iſt es nöthig, daß die Hähne ziemlich mit weggefangen, oder geſchoſſen werden. Vor die gar alten Hüner, ſo auſſer dem Garten ſelbſt brüten mögen, iſt auch rathſam, daß man ſie zum Theil mit wegnehme; denn ſie ſind zum Brüten nicht mehr ſo gut, als ein Huhn von 2 bis 4 Jahren.

Dieſe Faſanerey anzulegen, koſtet nicht ſo viel, und man kann doch ziemlich viele Faſanen auf dieſe Art ziehen. Wenn auch dieſe, ſo auſſenher brüten, etwas weniges Futter in der Brutzeit, und ſo die Jungen noch klein ſind, mit bekommen, um deſto eher kommen ſie auf. Man füttert die Alten nur an ihren ſonſt gewohnten Ständen oder Kirrungen; ſo werden ſie die Jungen bald auch mit herbeybringen. Wenn man nun merkt, daß die Jungen auch mit herbeykommen, kann man ihnen etwas Ameiſeneyer hinſtreuen, wie auch Hirſe. Begehren ſie denn in die Kirrungen hinein zu gehen; ſo giebt man ihnen auch Buchwaitzengrütze; den Alten aber wird etwa Gerſten und Waitzen, doch nur wenig geſtreuet, damit ſie die Jungen deſto eher an die Kirrungen führen, bis die Jungen nur erſt beginnen Federn zu bekommen, alsdann ſind ſie meiſt geborgen. Das iſt gewiß, wenn nicht allzu naſſe und kalte Sommerszeiten einfallen, daß die Faſanen, ſo auſſer den Zwingern um oder auſſen am Garten ſind, recht gut fortkommen. Sie bekommen nicht ſo vielerley Krankheiten, wie die zahmen, und halten ſich immer munterer. Beſtändig zu füttern iſt bey dieſen in Freyheit ſich befindenden Faſanen gar nicht nöthig; ſondern nur, wenn die Jungen noch gar klein ſind. So ſie etwas ſtärker werden, nähren ſie ſich ſelbſten eben ſo gut. Sie müſſen aber auch gute Felder haben, darauf erhalten ſie ſich, und werden auch den Sommer durch gut. Kommt nun der Winter an, und pflegt es hart zu frieren und zu ſchneyen; ſo muß man die Faſanen täglich füttern, wenn man ſie erhalten will. Bey dem Schnee werden ſie inſonderheit gar bald matt. Läßt man ſie erſt herunter kommen; ſo ſind ſie nicht gleich wieder angebracht. Und dieſes thut auch bey der künftigen Brut viel Schaden, wenn die Faſanen ſo ſchlecht aus dem Winter kommen; alsdann haben ſie kein recht Feuer, zu ſalzen, und legen auch wenig Eyer. Man thut ſich alſo groſſen Schaden, wenn man im Winter mit der Fütterung ſparen will. Kommt noch ein ſtarker Nachwinter; ſo ſind ſie, ehe man es ſich verſiehet, crepirt, und die ſparſame Fütterung hat nichts geholfen. Man gebe ihnen alſo im Winter ſo viel, daß ſie nicht matt werden. Will man ſie nicht fett haben; ſo müſſen ſie doch ſo viel bekommen, daß ſie ſich wohl dabey erhalten können. Dann ſo der Faſan erſt vollkommen ofſen Wetter hat, bekümmert er ſich nicht ſo viel um die Schütten und Körrungen, und alsdann iſt ihm ſeine wilde Nahrung noch angenehmer, da er Würmer, Kräuter, Schnecken u. d. g., wie auch die Knoſpen von den Bäumen, und gegen das Frühjahr den Kenſter oder Miſtel haben kann,

kann, welchen er auch den ganzen Winter gerne sucht, wenn er vor Schnee darzu kommen kann.

c) Nun ist noch übrig, daß wir versprochener massen auch zeigen, wie eine pure wilde Fasanerey anzulegen seye. Wenn das Clima und die Gegend warm ist, schöne Feldhölzer, brüchigte und röhrichte Oerter, worinnen schöne warme Quellen sind, hin und wieder Hecken und Büsche in Feldern, dabey gute und wohltragende Felder, welche mit allerley Winter- und Sommergetreyde versehen sind, sodann auch gute Wiesen und Auen hat; so können die Fasanen sich ganz wilde allda vermehren, ohne daß man einen ordentlichen Fasanengarten nöthig hat. Ehe man aber eine Aussetzung zu wilden Fasanen vornimmt; so ist sehr nothwendig, daß die Raubthiere und Raubvögel getilget, und so viel möglich ausgerottet werden, welches auch nachgehends immer fortgesetzet werden muß. Wo es nun dergleichen gute Gelegenheit hat, kommen sie zwar gut fort; doch ist nöthig, daß man einige Stände und Körrungen hin und wieder in den Feldhölzern, Hecken und Büschen anlege. Und diese können auf folgende Art gemacht werden: Man nimmt 6 Säulen, jede 5 ein halb Fuß lang, und wiederum 2 Säulen 11 Fuß lang. Alsdenn reißt man einen Platz ab, welcher 16 Fuß in die Länge, und 12 in die Breite hat. Man gräbet auf jeder Längenseite 3 kurze Säulen 2 Fuß in die Erde, daß sie 3 ein halben Fuß über der Erde stehen. Ferner kommen die lange Säulen auf die 2 Giebel oder schmale Seiten, eine jede dritthalb Fuß in die Erde. Auf diese kurze Säulen werden Rähmstücke und Balken, wie auch an beyden Gibelenden, gelegt, und oben darauf leichte Sparren gesetzt, daß also ein leichtes Dach darauf gemächt werden kann, welches mit Schindeln, Rohr oder Stroh zu decken ist. Das Dach muß etwas tief nach dem Boden zu hinunter kommen, daß nur dritthalb Fuß von von der Erde bis an das Dach seyn, damit die Fasanen nicht so frey den Raubvögeln im Gesichte sitzen. Unten her und inwendig können Bretter angelegt werden, oder der Platz sonst fein sauber seyn. Auswendig muß rund herum, Sand hinzuführen, nicht vergessen werden. An den Gibelenden wird es oben herunter 3 Ellen lang mit dünnen Brettern verschlagen. Es können auch unten rund herum im Vorrath von Bindfaden spitzgelichte Netze gemacht werden, wenn man etwa Fasanen einfangen wollte, daß selbige alsdann zum Aufstellen angemacht würden. Die Körrung muß fein im Dickigt stehen, daß die Fasanen sich desto eher darzu gewöhnen, und können an den Quellen oder Röhrigten auch dergleichen Körrungen gemacht werden. Nachdem nun viele Fasanen ausgesetzt werden sollen, desto mehr müssen dergleichen Stände und Körrungen verfertiget seyn. Zu jeder Körrung gehört auch ein kleines Hüttgen, etwa 30 oder 40 Schritte davon, darinn man sich verbergen kann, damit man auch bey den Körrungen observiren möge, was man an Fasanen habe,

be, ob sie sich im Sommer vermehret, und was an Hähnen bey jedem Stande sich befinde, damit man gegen die Falz nicht allzuviele Hähne auf einem District bleiben lasse.

Im Frühling, wenn der Schnee abgegangen, ungefehr im Merz, setzet man die Fasanen aus, bey jedem Stande oder Körrung 7 bis 9 Häner. Es muß aber wohl in Acht genommen werden, daß es an einem feinen Tag, da die Sonne scheinet, geschehe. Man kann sie auch naß machen oder baden, daß sie sich nicht so weit vom Stande wegmachen. Vorher aber wird des Morgens ein guter Rauch gemacht, und unter, auch neben den Ständen hinaus Fütterung von Waitzen und Gersten gestreuet. Auch giebt man ihnen den Tag vorher, wenn man aussetzen will, nicht gar viel zu essen, damit sie alsdenn die Schütten auf den Körrungen lieber annehmen und suchen. Wenn sie hingesetzt werden, so deckt man etwa ein dichtes Sieb darüber, jedoch daß, was drüber sey, davon es dunkel werde, oder es sind besondere Tücher von dichter Leinwand in Rähmen wie Kasten gemacht, solche überzudecken, und unter der Körrung zu haben, woran denn ein Schnürlein ist. Wenn sie nun darunter gesetzt und bedeckt sind; so ziehet man von ferne die Decke ab, daß sie von selbst sich bequemen, sich hervorzuthun, und niemand um sich merken. Anfangs müssen die wilden Fasanen fleißig geräuchert und gefüttert werden. Wie sie nun zwar im Anfang nicht so unter den Ständen die Schütten annehmen; so sucht man sie nach und nach doch heran zu ziehen, nur dessentwegen, damit sie die Gegend gewohnen, und nicht sogleich sich weit auseinander ziehen. Wenn sie denn erst anfangen, zu falzen, alsdenn machen sie sich nicht sonderlich weiter, besonders wo sie Gras und Büschen haben, worinnen sie sich mit ihren Eyern und Brut verbergen können.

Den Sommer durch wird den wilden Fasanen gar nichts zur Fütterung gegeben, und müssen sie ihre Jungen so zu erziehen und fortzubringen suchen. Und wenn warme Jahreszeiten, und nicht sonderlich grosse Gewässer, Regengüsse und Schlossen erfolgen; so vermehren sie sich dennoch ziemlich. Wer aber ein rechter Liebhaber der Fasanen ist, der läßt dieselbe im Winter bey Frost und Schnee an ihren Ständen und Körrungen ordentlich, und zur Genüge füttern, dabey auch fleißig zu rechter Zeit räuchern, als womit sie erhalten werden, daß sie sich nicht so weit auseinander ziehen und verfliegen. Es hat auch diese Verpflegung ihren vollkommenen Nutzen. Denn giebt man den wilden Fasanen im Winter bey Frost und Schnee gar kein Futter; so kommen sie entweder um, oder kriegen gewiß im Frühjahr keine sonderliche Lust zum Falzen. Werden sie auch nicht zum Rauch gewöhnet und gehalten; so ziehen sie sich sehr weit auseinander, und es gehet diese pur wilde Fasanerey gar leicht ein. Am sichersten aber ist es, daß man vor die ganze Fasanerey, wenn es auch nur ein kleiner Garten ist, dergleichen halte,

halte, davon man jederzeit den Stamm erhalten kann, auch so viel sich thun läßt, darinnen ausbrüten, und hievon zu wilden abfliegen lasse, welche hernach den Rauch allemal gut annehmen, und zu Winterszeiten die Körungen und Schütten suchen. Auf solche Art kann allemal eine Fasanerey in gutem Stande erhalten werden, besonders wo ein verständiger Fasanenmeister, Jäger und Wärter dabey ist, auf dessen Wissenschaft und Fleiß das meiste beruhet. Hat dieser nicht gute Wissenschaft davon, oder wendet er nicht unermüdeten Fleiß an; so mag dazu auch noch so viel angeschafft und hergegeben werden, es wird doch nichts daraus. Denn das ist gewiß zu glauben, wenn eine Fasanerey in Ordnung seyn und bleiben solle; so hat man beständig dabey zu thun, und man darf sich keine Mühe und Sorgfallt dauren lassen.

Fasianus, s. Fasan.

Fassen, ist ein Ausdruck der Jäger. So sagen sie z. Er. den Hund an das Hängeseil fassen, wenn sie dem Hunde das Hängeseil ummachen, da sie mit ihm ausziehen wollen.

Fastenschlier, s. Brachvogel.

Fau, s. Buche.

Faucon, s. Blaufuß.

Faucon, s. Falcke.

Fauconnerie, s. Falcknerey.

Fauconnier, s. Falckenier.

Faulbaum, Hohlkirsche, Lausbaum, Spillbaum, Wiedebaum, Zapfholz, lat. Arbor foetida, Alnus nigra baccifera, Frangula, Viburnum, franz. *Vierne*, ist ein Baum von mittelmäßiger Grösse, der unter das Schlag- und Buschholz gerechnet wird. Sein Laub besteht in langen, zugespitzten, ziemlich breiten und rings herum zerkerbten Blättern, welche fast dem Laube des sauren Kirschbaumes gleich kommen; woher er auch den Nahmen Hohlkirsche führet. Sie werden für ein gutes Futter für das Rindvieh gehalten, weil sie den Kühen die Milch vermehren sollen. Sein Holz taugt wenig, weil es sehr mürbe, brüchig und halb stockigt ist; daher er auch Faulbaum genennet wird. Er wächst gern an Graben und Wassern, hat im Frühling weisse Blüte, worauf kleine schwarzbraune Beere in der Grösse der Erbsen folgen, welche, mitten, durch eine hohle Kehle haben, und dadurch gleichsam in 2 Theile unterschieden sind, und 2 Saamenkörner in sich halten. Die innere Schale färbet hellgrün, und werden sonderlich Leinewand und Vogelnetze damit gefärbet. Die Kohle dient zum Sprengpulver; im übrigen zu schlechter Feuerung, und hat sonst keinen besondern Nutzen.

Faustsatz, heißt die wohlgerathene Brut der Fische, welche, wenn sie ein Jahr im Streckteich gestanden, so lang geworden, daß, wenn man einen Sätzling in der Faust hält, er auf einer Seite mit dem Kopf, und auf der andern mit dem Schwanze heraus langet. s. a. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) γ) 12).

Fauvette, ſ. Grasmücke.

Feau, ſ. Buche.

Februarius, ſ. Hörnung.

Federlappen, nennet man zuſammengeknüpfte Büſchel Federn, welche an Leinen gebunden, und des Nachts, gegen den Tag hin, vor das Holz gezogen werden, damit die Haaſen oder Füchſe, ſo ſich in der Nacht aus dem Holze heraus, und zu Felde begeben, bey anbrechendem Tage nicht wieder zu Holze gehen; ſondern man den folgenden Morgen darauf etwas auf dem Felde zu hetzen finde. Man pflegt auch groß Wild, als Wölfe, Sauen und Hirſche damit einzuſtellen und zu verlappen, daß ſie in der Stille, und ohne von den Leuten oder Hunden verſtöhret zu werden, in ihren Behältniſſen ſo lange warten müſſen, bis man den Zeug an Tüchern oder Netzen herbey bringen und ſtellen könne. Zu dieſen Federlappen braucht man die Federn von allerhand zahmen und wilden Geflügel, als Schwanen, Trappen, Auerhähnen, Truthähnen, Reihern, Storchen, Gänſen, Habichten und Raben. Denn ſie müſſen von mancherley Farben, ſchwarz, braun und weiß, und alſo recht bunt ausſehen, damit ſie das Wild um ſo viel beſſer abſchrecken können. Man habe aber zweyerley Arten von dieſen Federlappen. Die erſte Art, worzu die gröſten Federn genommen, und gedoppelt mit den Kielen gegeneinander durch einen Creutzſchlag gezogen werden, und auf 2 Tücher lang ſtellen, werden durch 2 Leute auf groſſe Haſpeln gewunden, und doppelte Federlappen genennet, deren Leingen ſo ſtark, als Wolfsgarne ſind. Solche aber ſind mit Haſpeln beſchwerlich und langſam zu ſtellen. Es gehen auch wohl 6 mal ſo viel, und gröſſere Federn darauf, als ſonſt nöthig wäre. Die andere Art, welche kleiner, und daher viel leichter und wolfeiler, aber dennoch nützlicher iſt, gebrauchet nur mäſſige, jedoch auch bunte Federn, allein nicht mehr, als 2 bis 3. Unterwärts aber werden ſie ebenfalls mit dem Dreyſchlage geknüpft. Deren Leingen ſind von der Stärke eines Haaſengarns, und ſtellet ein Bund auf eines Tuches Länge, oder 160 Schritte. Die Knoten kommen nur eine gute Spanne voneinander. Der Haſpel iſt viel kleiner, und mit einem einfachen Handgriff von dürrem Holze verſehen, daß die Spille ſich umdrehen kann. Wenn man die Federkielen, ehe ſie zuſammengeknüpfet werden, an der Spitze öfnet, und in ein Faß voll Hundemiſt ſtecket, auch das Leingen darinnen einweichet, noch beſſer aber, mit dem ſogenannten Teufelsdreck beſchmieret; ſo bleibet der Geruch ſowohl in den Federn, als auch in dem Leingen, und ſcheuet ſich das Wild über die maſſen davor. Es iſt aber wegen des heßlichen Geruchs nicht rathſam, die alſo zugerichtete Federlappen zu den Netzen zu hängen; ſondern ſie müſſen an einem beſondern Orte aufgehoben werden. Wer die Federn ſo geſchwinde nicht aufbringen kann, und doch verlappen will, brauchet an ſtatt der Federn ſtarkes Stroh, welches nach der Länge der Federn abgehauen wird, wovor

wovor sich das Wild ebenfalls scheuet. Wenn in der Eile gestellet werden solle, und nicht allezeit Furklen oder Lappreiser vorhanden sind, oder bey dem Frost nicht in die Erde zu kommen ist; so muß man die Lappen mit den Leingen um die Sträucher oder Bäume anziehen, und umschlagen, oder da es noch schlaff hängen bliebe, an nöthige Oerter Lappreiser unterstützen. Man pfleget auch die Federlappen öfters doppelt übereinander zu stellen.

Federschütze, wird derjenige genennet, welcher auf die Natur und Eigenschaft des sämmtlichen Federwilds genau Acht haben, und alle vorkommende Vortheile, nach Unterscheid der Jahreszeiten, wohl und vernünftig unterscheiden, desgleichen zur Auerhahn- und Birkhahnpaalzeit fein lange tüchtige deutsche Schrotbüchsen mit raschem Pulver und starkem Schrot gebrauchen, auch da er etwa in die Ferne zu schiessen hätte, wie auf Trappen, Schwanen, Gänse, oder andere starke Vögel, die Schrote wohl füttern muß; wie denn auch die Ringeltauben und wilde Enten wohl getroffen seyn wollen. Das übrige, als Haselhüner, Kriechenten, Schnepfen u. d. g. kann man schon mit einer Mittelflinte und Mittelschrot bestretten. Die Fasanen, Rebhüner, Wachteln und dergleichen, werden mit ihrem Zeuge gefangen. Die Lerchen werden mit dem Streichnetze, und die Krametsvögel auf dem Heerde oder in Dohnen berücket.

Federspiel, Verlos, lat. Aucupium, franz. *Volerie*, wird bey der Falknerey gebraucht, und bestehet aus zweyen mit Riemen vest zusammen gebundenen grossen Vogelfittigen, woran ein Windstrick hänget, und am Ende ein Häcklein von Horn angemacht ist. Mit diesem Federspiel wird der geworfene Falcke gelocket, damit er, in Meynung, es seye ein lebendiges Huhn, oder ein anderer gleichförmiger Raub, wieder zurück zu dem Falconier kehre. s. a. **Beitzvögel**.

Federwildpret, lat. Feræ aves, Volatilium Ferina, franz. *Gibier*, wird alles wilde Geflügel genennet, welches man gemeiniglich in drey Sorten eintheilet, davon einiges zur hohen Jagd, einiges zur Mittelsjagd, und einiges zur Niederjagd gezehlet wird. Zur **hohen Jagd** gehören die Schwanen, Trappen, Kraniche, Auerhähne, Auerhüner, Fasanenhähne, und Fasanenhüner. Zur **Mittelsjagd** Birkhähne, Haselhüner, und grosse Brachvögel. Zur **Niederjagd** wilde Gänse, wilde Enten, Reiher, Rebhüner, Schnepfen, Taucher, Seemeben, Wasserhüner, Wasserschnepfen, wilde Tauben, Kybitze, Wachteln, Ziemer, Schnerren, Amseln, Drosseln, Lerchen, und andere kleine Vögel, wie sie Nahmen haben mögen.

Wo keine Mittelsjagd üblich ist, da pfleget man die Birkhüner, auch wohl mancher Orten die Haselhüner, unter das grosse Weydwerk oder die hohe Jagd zu rechnen. Ausser dem, daß dem Federwildpret von Raubthieren überhaupt, und beson-

besonders in der Brut viel Schaden geschiehet, wird auch von Menschen vieles verdorben, wenn man den Vogelfang im Frühjahr vornimmt, wenn man die jungen Vögel ausnimmt, oder die Nester visitiret, oder wenn man leichtfertigen Jungen verstattet, daß sie die Wälder und Büsche durchstreichen, und die Vögel in ihrer Brut stöhren, ausnehmen und ruiniren dürfen. Daher sollten jene, die Raubthiere und Raubvögel, so viel möglich, ausgerottet; diese aber, boshafte und unverständige Leute, die Schaden anrichten, empfindlich gestraffet werden. s. a. Vogel.

Fegen, ist eine weydmännische Redensart, die vom Hirsch gebrauchet wird, wenn er die rauhe Haut von dem neu aufgesetzten Gehörne abschläget, welche daher, wenn sie von diesem herunter ist, das Gefege genennet wird. Solches geschiehet gemeiniglich innerhalb 10 oder 12 Wochen, nachdem er das alte Gehörne abgeworfen hat, etwa um Mariä Heimsuchung. Anfangs ist dieses Gefege nur wie ein weicher Knorpel von Schweiß mit einem rauhen Bast, oder einer Haut umgeben. Der rauhe Bast wächst auch zugleich mit fort, bis das Gehörne fertig, und vollkommen verecket ist. Wenn dieses geschehen, so wird es auch zugleich unter dem Baste hart, und sondert sich alsdann schon der Bast von dem harten Gehörne ab. Solches merket der Hirsch von Natur, und schläget oder feget diesen rauhen Bast vom Gehörne ab. Wobey dieses besonders merkwürdig ist, daß er das Gefege, so viel er dessen bey dem Schlagen finden kann, wiederum genisset und verschlinget; ingleichem; daß, wenn der Hirsch anfänget, zu schlagen, solches meistentheils in der Nacht geschiehet, da er denn bey dem Thau, oder wenn eben der Busch vom Regen naß ist, den aus dem Gehörne kommenden, und ihm auf den Kopf oder Hals tropfenden Schweiß, so reine wiederum von sich abzustreichen, und sich dergestalt zu säubern weiß, daß man keinen Tropfen davon an ihm finden kann. So pfleget auch der Hirsch am liebsten an dem harzichten Holze, als Tannen, Fichten, Kiefern, Wachholdern ꝛc. ingleichem an bitterm Holze, als Weiden, Saalweiden und Aspenholz, zu fegen und zu schlagen. So bald das Gefege herunter ist, siehet das Gehörne weiß; aber kaum in 14 Tagen färbet es sich, und hat seine vollkommene Couleur, entweder schwarz, oder gelblicht. Ob nun zwar einige der Meynung sind, daß die Farbe des Gehörns von demselben Holze herkomme, daran der Hirsch sein Gehörn gefeget hat; so ist dieses gleichwohl ohne allen Grund; denn sonst müßten vielerley Farben der Gehörne seyn. Und zu dem kann ja keine solche saftige Farbe von Holz in was Hartem ohne Einbeitzen halten, als wie diese an den Gehörnen hält. Es kommt also die Farbe einzig und allein von dessen Natur; wie sich denn ein Hirsch alle Jahr zweymal am Leibe, und einmal am Gehörne verfärbet.

Fehler, heißt bey denen Jägern, wenn bey einem Schuß die Kugel anderwärts hinfliegt,

get, als wo man sie hin haben will.

Fehm, s. Mast.

Fehmgeld, s. Mast.

Feichblat, s. Feigblat.

Feigblat, Feichblat, Feigenblat, Patente, wird von den Jägern das Weibliche Glied an einem Stück Wild, oder andern Thiere, genennet.

Feigenblat, s. Feigblat.

Feißt, s. Schmeer.

Felbe, Felber, s. Weide.

Felch, s. Baal.

Feldahorn, s. Ahorn.

Feldbaum, Blattbaum, Plattbaum, wird von den Vogelstellern ein Baum genennet, der in oder nahe an einem Wald ist, und auf welchen sie ihre Leimruthen bevestigen, wenn sie solche nicht auf die Leimstange stecken wollen, womit sie alsdann allerley Arten grosser und kleiner Vögel fangen können. Man erwählet hierzu in einem Fichten- oder Tannenwald einen langen und geraden Baum, der ringsherum einige Schritte von andern Bäumen abgesondert stehet. Von diesem hauet man die überflüssigen Aeste hinweg, und läßt die andern nur hin und wieder einzeln stehen, schneidet auch diejenigen, so man stehen läßet, halb ab, und verstümmelt sie, daß sie nur wie Stümpfe aussehen, und etwa 5 bis 6 Spannen lang bleiben. Der erste Ast, so von unten hinauf gelassen wird, ist ohngefehr 2 bis dritthalb Mann hoch von der Erde, und so folgen denn die andern immer, einer ein Paar Spannen weit von dem andern, rings um den Baum herum. Doch bleiben an dem Gipfel meistens ein Paar Klaftern hoch von oben herein die Aeste unbehauen stehen, und auf selbige werden auch keine Leimspindeln gestecket. Die übrigen abgestümmelten Aeste aber damit so wohl versehen, daß sich kein Vogel darauf setzen kann, ohne daß er mit der Brust an die Leimspindel fähret. Denn sie werden dergestalt in kleine mit einem Messer geschnittene Körbgen gestecket, daß sie nicht ganz auf dem Aste aufliegen; sondern etwas empor stehen, als ob sie aus dem Aste heraus gewachsen wären. Unten auf der Erden um den Stamm herum wird eine Hütte von dicken Aesten gebauet, daß, nachdem man sie groß oder klein haben will, 2, 3 oder mehr Personen darunter sitzen können. Oben auf die Hütte wird entweder eine lebendige Eule, oder ein Käutzlein angebunden, oder nur ein Haasenbalg, der wie ein Eulenkopf geformet ist, darauf gestecket, also, daß der Vogelsteller solchen von innen auf und nieder rücken, oder hin und her bewegen könne, damit die dort herumsitzende Vögel vermeynen, die Eule oder das Käutzlein rege sich. Wenn man Zeit genug hat; so werden manchmal auch auf die neben herumstehenden Bäume Leimspindeln aufgestecket. Denn je mehr man deren hat, je mehr Vögel fängt man, und ist der Fang unter 80 bis 100 Leimspindeln nicht wohl anzustellen. Wenn nun also der Baum und die Hütte zubereitet ist; so setzt man sich entweder vor Aufgang der Sonne, oder ein Paar Stunden vor

ihrem

ihrem Niedergang, da der Baum anfängt Schatten zu bekommen, damit der Leim nicht flieſſe, in die Hütte hinein, und nimmt ein gewiſſes Inſtrument, die Wichtel oder das Wichtelpfeiflein genannt, womit man das Geſchrey eines Käutzleins natürlich nachahmen kann. Wenn denn die Vögel dieſe gehäſſige Stimme ihres Feindes hören; ſo eilen ſie dem Geſchrey zu, ſitzen auf die Leimruthen, und werden alſo in groſſer Menge gefangen. Wenn der Vogelſteller einen Häher bekommt, und ihn mit Rupfen und Kneipen ſcherzend macht; ſo werden alle Häher, die in dem Walde ſind, und die es nur hören können, herzu eilen, und ſich fangen, ſonderlich wenn man mit der Wichtel darzu pfeiffet. Des Abends wird der Fang fortgeſetzt, bis es faſt ganz Nacht iſt, weil in der Dunkelheit erſt die Amſel und Rothkehligen, welche bey Tage nicht anfallen, ja auch öfters Eulen, gefangen werden.

Dieſe Art des Vogelfanges durch den Feldbaum, nennet man mit einem Worte Plattnen; wobey noch folgende Vortheile zu bemerken ſind:

1) daß die Hütte von grünem dicken Geſträuche unten gemacht ſeye, damit die Vögel des Weydmanns nicht gewahr werden.

2) Daß man die Leimſpindeln nicht veſt an den Baum ſtecke, damit die gefangene Vögel nicht oben hängend bleiben, ſchreyen, und die andern erſchrecken; ſondern bald herab fallen.

3) Daß man die gefangenen Vögel nicht aufhebe, ſo lange noch andere herumflügende vorhanden ſind.

4) Daß man unten auf 6 oder 8 Schritte weit um den Plattbaum herum ein kleines erdfarb gefärbtes Plattnetzlein ziehe, damit die abgefallene Vögel nicht davon lauffen können.

5) Daß in der Nähe um den Plattbaum herum kein anderer hoher Baum, darauf die Vögel ſitzen können, geliitten werde; ſonſt fängt man kaum halb ſo viel.

6) In denen nahe bey Weinbergen gelegenen Wäldern gehet das Plattnen am beſten von ſtatten. So iſt auch

7) bey friſcher Zeit oder trüben und regneriſchem Wetter allezeit ein beſſerer Fang, als wenn es warm und Mondenlicht iſt.

Feldbuſch, heiſſet derjenige, ſo abgeſondert in Feldern lieget, und darinn keine recht wichtigen Bäume, ſondern nach des Bodens Gelegenheit, Haſel, Birken, Erlen, Maßellern u. d. g. Sträucher zu finden ſind, und welcher öfters auch nur aus allerhand Doruſträuchen, wilden Roſenſtöcken, Brombeeren u. d. g. ungeſchlachten Gebüſche beſtehet, ſo man ſonſt eine Hecke zu nennen pfleget. ſ. a. Haag.

Feldgeflügel, iſt von etwas engerer Bedeutung, als der Nahme des Federwildprets, immaſſen darunter nur die Trappen, Faſanen, Rebhüner, Brachvögel, Wachteln,

Wachteln, Lerchen und diejenigen Vögel begriffen sind, welche sich mehrentheils in Feldern und Gebüschen aufhalten, und daher sich sowohl von dem Wald- und Wassergeflügel, als auch von den Raubvögeln unterscheiden. s. a. Federwildpret.

Feldhasen, s. Hase.

Feldhuhn, s. Rebhuhn.

Feldjäger, wird derjenige genennet, der weder hohe Jagdbarkeit noch Waldung zu versehen hat, sondern bloß dem kleinen Waydwerk nachzugehen bestimmet ist. Ist er aber dabey auch Hirschgerecht; so thut es ihm an seiner Ehre und Vorzug nichts, wenn er gleich jetzo Reisejägerdienste thun, und inzwischen seine erlernte Jägerey an den Nagel hängen muß.

Feldlerchen, s. Lerche.

Feldmarder, s. Marder.

Feldrose, s. Dornrose.

Feldschnepfe, s. Schnepfe.

Feldsperling, s. Sperling.

Felis, s. Katze.

Fellen, s. Pfellen.

Felsengeis, s. Gems.

Feræ aves, s. Federwildpret.

Feræ rapaces, s. Raubthier.

Ferina Volatilium, s. Federwildpret.

Ferte, s. Fährte.

Festuca, s. Splitter.

Fetu, s. Splitter.

Feuerrohr, s. Büchse.

Feuerschloß, ist dasjenige Stück an einer Büchse, Flinte, und anderm Handgewehr, wodurch das Feuer angeschlagen, und sie also gelöset werden. Es bestehet aus vielen Theilen, wovon die vornehmsten sind, der Hahn, welcher den Feuerstein fasset, und die Pfanne, worinn das Pulver ist. Beyde können durch die inwendige Feder und Nuß aufgespannet, und durch den Abzug oder Schneller wieder abgelassen werden. Solche Feuerschlösser sollen ungefehr über 200 Jahre alt, und zu Augspurg zuerst erfunden seyn. Nachgehends sind sie freylich auf sehr verschiedene Arten gemacht und verbessert worden.

Feuerschwamm, s. Schwamm.

Feuillage, s. Laub.

Feuren, s. Kiefer.

Ficedula, s. Grasmücke.

Fichte, Fichtenbaum, lat. Pinus, Pinea, franz. *Pin*, ist ein Waldbaum, welcher unter das sogenannte schwarze und weiche Tangelholz gehöret, und aus dem Saamen in die Höhe wächset. Er wird auch zum Unterscheid verschiedener fremder und wilder Gattungen, der zahme Fichtenbaum, Pinienbaum, Zirbelbaum, lat. Pinus, Pinus sativa, Pinus domestica, Pinus officulis duris foliis longis, und Pinus urbana genennet. Er treibet einen geradern, längern und höhern Stamm, als die Tanne und Kiefer, hat eine röthlichte Rinde, welche ganz zähe und leicht zu biegen, aber bey weitem nicht

nicht ſo ſpröde und brüchig, als die Tannenrinde iſt. Seine Aeſte hänget er unter ſich, und iſt alſo leicht von der Tanne und der Kiefer zu unterſcheiden, welche ihre Aeſte geräder und ſtärker von ſich austreiben. Er hat ſchmale, harte und ſpitzige Blättlein, insgemein Tangeln oder Nadeln genannt, welche Paarweis gegen einander über in einer ziemlichen Anzahl auf einem Stiele wachſen, und immer grüne bleiben. Seinen Saamen führt er in veſten mit vielen Schalen gleichſam als Schuppen verwahrten, langen, und unterwärts hangenden Zapfen, aus denen derſelbe, als ein kleines mit einem Flügel verſehenes Hirſkörnlein, im Merzen und April ausfället, aber wegen ſeines vielen bey ſich führenden Harzes lange in der Erden liegen bleibet, ehe er aufgehet, es wäre denn, daß eine ziemliche Feuchtigkeit und Wärme darzwiſchen käme, da er denn eher einwurzelt und hervorkeimet. Gedachte Zapfen ſind anfänglich, wenn ſie herfür wachſen, ſchön roth, daher ſie, wiewohl irrig, von etlichen Blüten genennet werden, hernach bekommen ſie nach und nach eine grüne Farbe, bis ſie endlich bey ihrer Reiffung braungelblicht werden, da ſie denn, wenn ſie friſch vom Baum kommen, voller Harz ſind, und einen ziemlich annuthigen Geruch von ſich geben; wenn der Saame daraus verflogen, ſo fallen die Zapfen nicht mit herab, ſondern ſchlieſſen ſich, nachdem ſie ſich des Saamens entlediget, ganz veſte wieder zu, und empfangen neuen Saamen, welches ſie ſo lange continuiren, bis ſie ganz alt, verdorret und verwelkt herab fallen, oder von denen Eichhörnern, welche dieſen Saamen gerne freſſen, ausgehölet und abgebiſſen werden. Eine jede Hülſe dieſer Zapfen beſchleußt einen länglichten, halbrunden weiſſen Kern, welcher ſüſſe und lieblich ſchmecket. Es wird derſelbe Pinien, Pineolen, Pignolen, Kraftnüßlein, Zirbelnüßlein, lat. Nuces pineæ, Nuclei pinei, genennet Die Zapfen ſelbſt werden vorzüglich Zapfen, ingleichem auch Zirbeln, Pinäpfel, Pinien- oder Fichtenäpfel, Pinienzapfen, lat. Coni, Conaria, Strobuli, Pinei, Nuces pinei, Coccali, franz. *Pignons*, *Pignoles*, benahmet. Man ſagt: wenn ſie dieſe Zapfen anſetzen wollen; ſo ſtieſſen ſie einige Zweiglein von ſelbſten ab. Die wahre Urſache hievon ſ. Eichhorn. Sonſten ſind dieſe Zapfen nur ſelten zu finden, und werden auch nur die ausgemachten, und erſt erwehnten Kerne gebrauchet, welche ſein friſch, langrund, ſüſſe, weißlicht, und fleckigt ſeyn ſollen. Sie ſchmecken etwas nach dem Baume und harzicht. Sie haben eine ganz gelinde ölichte und mehlichte Subſtanz bey ſich, und geben daher eine ziemlich gute und dauerhafte Nahrung, ob ſie ſchon etwas ſchwer zu verdauen ſind. Sie temperiren die ſcharfe geſalzene Flüſſe, machen fett, thun den Abzehrenden gut, und reinigen die Bruſt. Sie mildern die Harnwinde, den ſcharfen Harn und Saamenfluß, und ſind in Lähmungen ein herrliches Mittel. Die Köche brauchen ſie zu allerhand Fleiſch, Fiſchen, Paſteten und Gebackenes, und werden ſonſt auch mit Zucker

überzogen, und als ein Confect zu Tische gebracht. Das aus den Pinien frisch ausgepreßte Oel hat fast gleiche Tugend mit dem Mandelöl, ist gut in Gliederweh und üblem Gehör, bekommt auch den lahmen Gliedern wohl. Viele legen das Pinienöl, oder das aus den zarten Blättern des Baums selbst destillirte Wasser in die Ohren, welches ein vortreffliches Mittel wider die Taubheit seyn solle. Die Pinien mit etwas Eichenmistelholz gekocht sind wider den weissen Fluß der Weiber ein ungemeines Mittel. Sonst wird auch aus den Pinien oder Fichtenzapfen eine Essenz zu dem eben erwähnten Gebrauch in den Officinen bereitet.

Mit Erwachsung des Saamens der Fichten hat es mit der Tanne gleiche Bewandniß, massen sich der kleine Knospen an denen Aesten, der meiste Theil an den äussersten, ansetzet, und derselbe ziemlich zahlreich wächset. Wenn die Zapfen, nach hiezu bequemer Witterung im Hornung und Merz, oder auch noch etwas später, barsten, und die schwersten Körner zuerst ausfallen lassen; so umfasset das beflügelte Saamenkorn die Erde, erweichet sich durch die in dem Boden befindliche Feuchtigkeit, und der Sonnen Wirkung, die Milch gerinnet, die Käumen machen die Hülse berstend, ergreiffen die Erde als Wurzeln, theilen sich in viel kleine Würzelgen, gehen aber nur ganz flach, und nicht tief in derselben fort, und machen keine Herzwurzel. Gegen den Sommer treibet es ein Stämmgen von 1 Zoll hoch, meist mit 9 Nadeln, welche einige Zeit um der Hülse bedecket bleiben, bis sie endlich abgetrieben wird. Im andern Jahr setzet es mehr im Wachsthum zu, und bekommt der neue Gibel viel kleine stachlichte Nadeln. Im dritten Jahr erfolget ein mehrerer Wuchs, und treibet auch ein Aestgen. Im 4ten und 5ten Jahr gehet es so merklich in die Höhe, daß es Quirläste zeiget, und überhaupt, da die Fichte schleunig wächst, kann sie von Jahr zu Jahr überaus hohe Sommerlatten im Gibel treiben. Das Alter ist gleichmässig an denen Quirlen und innern Ringeln ganz deutlich wahrzunehmen; wie es denn auch die nämliche Bewandniß, als bey der Tanne mit der Schale hat. Wie bemerket, gehet das Wachsthum der jungen Fichten ansehnlicher in der Höhe als Stärke fort. Sie verlieren meist gegen das Frühjahr einige alte Nadeln, und die untersten Aeste stehen auch nach und nach ab, mehrentheils, jedoch nach Beschaffenheit des Bodens, reiniget sich der Stamm von 15 bis in die 20 Jahre hinein am besten, und nach Vollbringung dieses, erhält derselbe mehr Kräfte, auf den Schaft zu legen. Von denen dichten Dickungen dieser Art Holz, hat man eben die gute Hofnung, als bey denen Tannen, indem sie hierinn völlig mit einander übereinkommen. Zum Saamentragen kann die Fichte schon im 20sten Jahr gelangen, auch wohl noch eher, zumal, wenn sie in gutem Boden frech und mastig erwachsen. Sie träget auch den sogenannten Mayn, welcher im Monat May ganz einzeln zwischen den Nadeln heraus wächst, in der Grösse einer

Bohne, und von röthlichter Farbe, wird wie der andere bey den Tannen binnen 14 Tagen reif, und flieget aus. Das fortgehende gute Wachsthum bringet endlich die Fichte wohl in 70 Jahren zu einem ansehnlichen Baustamm, und möchte sie bis in das 90ste, auch nach beschaffenheit des Bodens, bis in das 100ste Jahr am besten seyn. Wo man holzreich mit andern Bauhölzern versehen ist, und also nicht Ursache hat, solche dazu aufzuheben, sondern nur zu Feuerhölzern gebrauchet, kann vor dem Abtrieb, ein dem Werthe des Holzes fast gleiche, wo nicht übertreffende Nutzbarkeit, vorhero durch das Harzscharren gemachet werden. Allein dieses ist nicht eher mit Vortheil, als bis der Stamm wenigstens zum Diameter 15 Zoll hält, zu unternehmen, wie davon bald mit mehrerm geredet werden solle. Die Fichte ist den Krankheiten am meisten bloßgestellet, und eine alte gesunde Fichte fast ein Fremdling in theils Gegenden. Wenigstens zeiget das Stammende, zuweilen in einer ziemlichen Höhe, wo nicht einen faulen, jedoch matten und rothstrahligten Kern. Es finden sich wohl hier und da, wo sie nicht geharzet werden, frische Stämme; indessen wird es nicht durchgehends wahrzunehmen seyn. Sie ist ferner auch der Dürrung gar leicht unterworfen, in Betracht sie nach ihren flach gehenden Wurzeln den Sturmwinden wenig Wiederstand leisten, und stark beweget werden. Werden nun die kleinen oder Nahrungswurzeln abgerissen; so ist die Dürrung nahe, die sich an dem Gipfel bald sichtbar machet. Bey diesem Merkmal, als dem sichersten Kennzeichen des Abfalles, findet sich die wirthschaftliche Entschliessung richtig veranlasset, den Abtrieb zu befördern.

Das Schneideln will dieser Baum nicht wohl vertragen, es seye denn, daß solches behutsam geschehe, damit man nur die dürren, nicht aber die grünen Aeste, wie auch nur diejenigen dürren Stangen, welche von denen stärksten verwächsichten Stangen allbereit sichtbar zurückgedruckt worden, ab- und heraushaue, sonsten gehet es nicht ohne Schaden ab, weil durch das Schneideln der grünen Aeste einem solchen Baume gleichsam die Adern geöfnet, und die Lebenskräfte zum Wachsthum abgezapfet werden. Seine Wurzeln lauffen ganz flach auf der Erden hinweg, daß er also, in Ermangelung einer Herzwurzel, vor dem Winde sich fast gar nicht erhalten kann, sondern wo dieser Platz gewinnet, plötzlich übern Haufen fället. Es ist auch dieser Baum so voller Harz, daß er, wenn er geschachet und gerissen wird, das ist, wenn man die Rinde unten an dem Stamm, so hoch ein Mann reichen kann, von oben niederwärts zwey Fingerbreit streifweise, an 4, 5 bis 6 Orten herunter- und abziehet, jährlich dessen ein merkliches von sich heraus treibet, woraus hernach das Pech gesotten wird, und kann dieses Harzreissen alle 3 bis 4 Jahre wiederholet, und der Baum aufs neue gerissen werden; wiewohl mit diesem Lochen oder Reissen auch sehr behutsam verfahren werden muß, angesehen solches

an keinem Orte rathſam, als wo das Holz in ſolchem Unwerth, daß es ganz und gar nicht an den Mann zu bringen iſt. Denn wenn die Fichte, ehe ſie zwey bis dreyſpännig iſt, gelochet oder geriſſen wird, ſo wird ſie von dem Riſſe, 10, 12 und mehr Ellen hinaus roth, und dahero zu Brett- und andern Nutzholze unbrauchbar gemacht, es iſt auch der Klöpfel, ſo weit der Riß gehet, zum Floßholze nicht dienſam, weil er durch das ineinander gelauffene, und von Jahren zu Jahren verwachſene Harz ſchwer worden. Dieſer Baum, wenn er gerade gewachſen, läſſet ſich treflich zu Schindeln brauchen, maſſen dieſelben im Wetter dauerhafter, als die Tannenen, weilen ſie nicht ſo maſtig vom Holze ſind; jedoch iſt manche Fichte voller Harzgallen, welche in dem Holze nach und nach zwiſchen denen Jahren, oder jährigen Trieben mitwachſen, und oft Fingerslang werden, die hernachmals, wenn die Schindel aufs Dach kommt, von der Sonnen ausſchmelzen, da denn durch die leeren Ritze und Klüfte der Regen eindringet, und Schaden verurſachet.

Die Ameiſen bereiten den ſogenannten Waldrauch, von dem Fichten- oder anderer Bäume Harz, welches ſie in der Nähe herum ſammlen, in ihre Hauſen tragen, und daſelbſt zu unterſt auf dem Boden verbergen; ſo dienet auch dieſes Harz denen wilden Schweinen zum Harniſch, als welche ſich an niedergeriſſenen Fichten reiben, und mit dem Harz ihre Haare und Borſten dergeſtalt bepichen und veſte machen, daß kein Hund durch die Haut greiffen, auch faſt kein Fangeiſen oder Hirſchfänger durchdringen kann, ſie ſeyen denn ſehr ſtark, ſteif und ſpitzig.

Die Rinden werden ſehr ſtark von denen Rothgerbern zur Garmachung der Häute gebraucht. Der Geruch vom angezündeten Fichtenholz, ſoll die Fliegen und Mücken aus den Gemächern treiben, und das Holz zu den Kleidern gelegt, verwehret, daß die Motten nicht darein kommen. Aus dem Fichtenholz brennet man auch das bekannte Kienöl, Pech, und Theer.

Das Fichtenholz gehöret zwar mit unter das ordentliche Brennholz, und iſt auch zum Waſſerbau ſehr dienlich, weil es wegen ſeines Harzes im Waſſer lange dauret. Indeſſen iſt es zu andern Bauen nicht gut, weil es ſich leicht ſenket. Doch brauchen es die Holzhandwerker bisweilen, ſonderlich die Wagner und Tiſcher. Aus den zarten Fichtenwurzeln wiſſen einige Landleute, die ſich darauf legen, mancherley nützliche Gefäſſe in die Hauswirthſchaft zu bereiten, als Krüge, Flaſchen Fäßgen u. d. g. In dieſen Gefäſſen, wenn ſie wohl ausgepicht ſind, hält ſich das Getränke ſehr gut, und ſind dieſelbe vor den gemeinen Mann zur Erndtezeit und auch ſonſt wohl zu nutzen. Sie ſind nicht ſo koſtbar, wie die küpfernen, nicht ſo ſchwer, wie die zinnernen, nicht ſo zerbrechlich, wie die gläſernen und töpfernen, und auch auf gewiſſe Maſſe noch dauerhafter, als die andern hölzernen. Die Wurzeln zu dieſen

Gefäßen werden erſtlich in heiſſem Waſſer ausgeſotten, davon ſie theils weiſſer werden, theils ſich auch beſſer biegen laſſen. Von dem Baſt der Fichtenrinde, die oben nach dem Gipfel zu anzutreffen, und grüngelblicht ausſiehet, pflegt man allerhand zu drehen, theils Fuhrmannspeitſchen zum Klatſchen, theils Stricke und Seile, um die Wäſche oder andere Dinge daran zu hängen. Es iſt dieſer Baſt ſo ſtark, wie die Ochſenriemen. Wo man ihn drehen will, muß er noch zart und grün ſeyn. Denn wenn er alt iſt, ſpringt er wie Glas; wo er aber grün iſt, iſt er ſo geſchmeidig, daß man ihn in die Runde binden kann, wie man will.

Noch etwas von dem Saamen und der Ausſaat müſſen wir hinzu fügen. Iſt man ſeiner Gegend gewiß, werden die Saamenjahre aufmerkſam beurtheilet, die Schläge regelmäſſig angeleget, in aller behutſamen Vorſicht vergröſſert oder verjüngert, und iſt das Ermeſſen richtig; ſo kann die gute Hofnung nicht fehl ſchlagen, wie bey Tannen und Kiefern, von Abtrieb zu Abtrieb, daß die jungen Pflanzen ſich als in einem Garten zeigen. Sollte aber die Beſäung erfordert werden; ſo möchte eine Unterſuchung der Erde ſtatt finden, ob ſelbige nicht zu gut, und nicht etwa eine beſſere Art Holz tragen könnte; denn die Fichte nimmt leicht mit jedem Erdreich vorlieb. Der hierzu beſtimmte Platz wäre im Frühjahr etwa 4 Zoll tief zu pflügen, um das Gras zu tilgen; ganz im ſpäten Herbſt aber würde es nur zu 2 Zoll tief, entweder zu behacken, oder leicht zu überegen ſeyn. In Betracht, daß der Saamen bereits den Herbſt ſchon zur Reiffung gelanget, und nur durch die Kälte die Zapfen verſchloſſen geblieben, kann man hiebey nicht leicht zu frühzeitig, wohl aber zu ſpät kommen. Am beſten jedoch, nach vorkommender Witterung eingerichtet, ſind im Hornung (wenn ſich auch gleich die jährigen noch nicht zur Oefnung anlaſſen) die Zapfen zu brechen, auf einem luftigen Boden fleiſſig umzuwenden, und das Ausfallen der ſchweren Körner abzuwarten, an denen leichten iſt ohnedem wenig gelegen, und ſind noch einzelne gute darunter, wird der Saamenzapfen ſie von ſelbſt, auf dem Orte, wo er mit hingeſtreuet wird, ausfallen laſſen. Alſo fort nach dem Ausfallen, am allerlängſten aber in dem April, wird die Ausſaat unternommen, mit Sägeſpänen oder feuchter Erde vermenget. Der Saame wird reichlich und dicke ausgeſtreuet, auch werden die Saamenzapfen mit darauf geworfen. Iſt die Erde zu leicht, oder ohne Verbergung vor die Saamenkörner; ſo kann ſie allenfalls, aber ganz ſeichte, überhacket werden. In Betracht, daß dieſes alles im Frühjahr vollbracht werden kann, folglich man Zeit genug dazu hat, und wenig Hinderung vorfällt; als möchte von ſelbſten wegfallen, den Saamen bis zu einer andern Zeit aufzuheben; denn ob er gleich nicht gänzlich verdorben würde; ſo dürfte er doch viel von ſeiner Güte verlieren; daher das richtige Verfahren, ſich nach der Eigenſchaft eines jeden Baumes einzurichten, wohl den Vorzug

behalt

behalten dörfte. Es ist also nicht zu zweifeln, daß die Wirkung guter Anwendung sich veroffenbahren, und schöner Anwuchs sich zeigen werde. Es möchte aber auch solcher wahrsam in Obacht zu nehmen seyn, daß weder Vieh noch Wildpret ihn in der zarten Jugend verletzen; denn in diesem Fall dürften nichts anders, als Kröpfe und Wettergebüsche gezogen werden. s. a. Rothtanne.

Fichtenföhren, s. Kiefern.

Fichtenharz, s. Fichte.

Fichtenholz, s. Fichte.

Fichtenöl, s. Fichte.

Fichtenrinde, s. Fichte.

Fichtensaamen, s. Fichte.

Fichtenzapfen, s. Fichte.

Filet, s. Garn.

Filets, nennet man in der Jägerey das Fleisch, welches man von einem Hirsches Nieren abschneidet. Man unterscheidet dasselbe in zweyerley Sorten nämlich in die grossen und kleinen *Filets*. Die grossen werden über den Nieren des Hirsches, die kleinen aber innerhalb den Nieren herausgeschnitten.

Filix, s. Fahrenkraut.

Finke, lat. Fringilla, Frigilla, franz. *Pinçon*, *Pinson*, *Caſſenois*, ist ein kleiner singender Vogel, welcher seiner Grösse und äusserlichen Leibesgestalt nach, ungefehr einem Haussperling zu vergleichen seyn möchte, nur daß jener schmäler und länglichter ist, und keinen so dicken Schnabel hat. Der Hahn oder Männlein ist weit schöner, als die Siecke oder das Weiblein, und hat einen dunkelbraunen, mit blaulichten Federn vermischten Kopf, welcher im Frühling, da die andern Federlein wegfallen, ganz blau wird, und nur, wo der Schnabel angehet, ein kleines schwärzlichtes Fleckl ein behält. Diese blaue Farbe nimmt hintenher am Kopfe den Obertheil des Halses, jedoch nur etwas weniges zugleich mit ein; wo sie aber aufhöret, absonderlich zu der Zeit, da das Blaue nicht vorhanden ist, fängt eine angenehme ziemlich hellbraune Farbe an, welche über den ganzen Rücken hinabgehet, bis nahe an den Schwanz, allwo sie geringen Federn Platz machet. Der Schwanz ist schwarzbräunlicht; dessen äusserste zwey, zu Zeiten drey, folglich 4 bis 6 Federn, haben am Ende weisse Spiegel, dergleichen auch an den Distelfinken oder Stieglitzen zu sehen. Von der Kehle an bis hinunter an den Bauch ist die Farbe bey dem Männlein ziegelröthlicht, und wird im Frühling ebenfalls schöner, als die übrige Jahreszeit. Am Ende des Bauches kommen weisse Federn hervor, die unter dem Schwanz wiederum mit grünlichten verwechselt sind. Auf den Flügeln, welche schwarzbräunlicht sind, ist quer über ein schöner weisser Strich zu sehen, fast auf eben die Art, wie die Stieglitzen einen gelben Strich über die Flügel haben; nur mit diesem Unterscheid, daß derselbe auf den Flügeln der Stieglitze an den längern Federn sich befindet; der Finken weisser Strich hingegen bestehet nur in kleinen, über die langen oben etwas herausreichenden Federlein. Der Schnabel

dieses Vogels ist bey etlichen ganz weiß, und bey etlichen dunkelbraun unterlaufen. Er mag aber seyn, wie er will; so wird er doch bey denen Männlein auf das schönste blau, so bald sie in den Gesang gerathen. Das Weiblein ist am ganzen Unterleibe dunkelweiß, als ob es rothig geworden wäre. Im übrigen hat es zwar einige Merkmaale von denen andern Federn, welche an dem Männlein sind; sie sehen aber ganz abfärbig, und ist weder etwas blaues, noch etwas weisses, wohl aber auf dem Bürzel etwas grünlichtes zu sehen.

Dieser Vogel nähret sich sowohl auf dem Felde mit allerhand Gesäme und Würmern, als auch auf den Bäumen mit allerhand Ungeziefer; wie er denn so gar die Fliegen, und Mücken, welche nahe bey den Bäumen vorbey fliegen, in der Luft hinweg schnappet. In dem Vogelbauer aber muß man ihn mit Leimdotter oder Rübesaat, durchaus aber nicht mit Hanf speisen. Denn ob er gleich diesen viel lieber frißt; so ist er doch mit jenen viel mehrere Jahre fortzubringen, sonderlich, wenn man ihm zuweilen etwas von gehackten Hünereyern, oder klein geschnittenen Aepfeln vorgiebet; da er hingegen bey dem Hanffutter nicht lange dauret, sondern bald umkommt. Sein Nest setzet er, obgleich auf hohe Bäume, jedoch nur auf die untersten Aeste, und zwar jederzeit zwischen Zwiesel- oder Zwillingsäste so vest hinein, daß es kein Sturmwind in geringsten bewegen kann. Auswendig bereitet er solches von lauter grauem Baummoos; inwendig aber füttert er dasselbe mit Wolle, Federn oder auch allerley Haaren, und bringt gemeiniglich darinnen 4 bis 5 Junge aus. Er wohnet zwar mitten in den tiefsten, und viele Meilen Weges langen Wäldern. Er brütet aber doch auch von denselben entfernt in denen Gärten und solchen Orten, wo auf viele Meilen Weges kein Wald zu sehen ist. Ausser der Brutzeit aber ist sein Auffenthalt meistentheils auf denen Vorhölzern.

Im Herbst ziehen die Finken sowohl in geringen Hauffen, zu 20, 30 bis 40, als auch, und zwar öfters, in grossen Schaaren bey etlich 1000, und zwar am stärksten um Michaelis. Doch ist dabey zu merken, daß ein solcher grosser Hauffen, wenn er auf einen Vogelheerd, oder sonst auf einen Ort zutrift, der sie einzufallen anreitzt, niemals ganz, und miteinander auf einmal, sich niederlassen, wie es wohl bey andern in Schaaren sich versammlenden Vögeln, als Hänflingen, Krametsvögeln u.d.g. zu geschehen pfleget; sondern wenn eine Schaar Finken über einen Vogelheerd, wo sie die lockenden Finken singen höret, in hohen Lüften hingehet, lassen sich nur etliche wenige, bey 10, 20 oder höchstens 50 auf die Bäume nieder; die übrigen streichen fort, als hörten sie die Locke nicht, und lassen sich von ihrem Zug nicht irre machen. Doch bleiben auch einige, wiewohl in geringerer Anzahl, hier zu Lande, welche im Winter mit den Emmerlingen auf die Mistplätten fallen, und daselbst, wo sie keine Körner finden, den gefrornen Kuh- und Pferdes

Pferdemist zemagen, bis der Schnee hinweg ist, sie aber wiederum ihre Nahrung im Felde finden, oder nach Beschaffenheit des Orts und der Jahreszeit des ausgefallenen Holzsamens habhaft werden können.

Der Finkenfang wird von Bartholomäi bis gegen das Ende des Octobers angestellet, da sie auf den ordentlichen Finkenheerden in ziemlicher Anzahl; ausser dieser Zeit aber mit Leimspindeln und Vogelwänden, besonders aber im April mit oder durch den Stich gefangen werden. Mithin können von diesem Fang nachgeschlagen werden die Artickel: Vogelheerd, Leimspindeln, Vogelwand, Stich. Wenn sie einmal sitzen, lassen sie sich so nahe kommen, daß man sie auch mit einem Pistol schiessen kann. Ihr Fleisch schmeckt zwar Anfangs etwas bitter, ist aber sehr gesund, und wenn sie saftig gebraten werden, schwindsüchtigen und mit der Epilepsie behafteten Leuten nicht undienlich. Es führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich. Man pflegt sie auch in Pasteten zu schlagen, oder mit Aepfeln, desgleichen mit Zwiebeln, und gleich andern kleinen gemeinen Vögeln zuzurichten. Siehe *Onomatolog. oeconom practica* oder ökonomisches Wörterbuch unter dem Artickel: Vogel.

Ausser der jetztbeschriebenen Art der Finken führen den Nahmen der Finken noch verschiedene andere Vögel, wiewohl mit einem gewissen Beynahmen. Dahin gehöret zuförderst der Buchfinke, der auch genennet wird: Bergfinke, Baumfinke, Gögler, Quecker, Nickawitz, Zehrling, lat. Fringilla, Frigilla, franz. *Pinson*. Es ist dieß ein Vogel, der zwar den ordentlichen oder gemeinen Finken an der Grösse und Gestalt sehr nahe kommt, aber an der Farbe ungleich schöner ist. Denn das Männlein ist am Kopfe schwärzlicht, und scheinen die Federn mit Dunkelweissem eingefaßt zu seyn; wenn er aber alt wird, gehen die weißlichten Federn gar hinweg, und wird der Kopf kohlschwarz, welche schwärzlichte Farbe sich auch ein wenig über das Genicke am Halse hinunter erstrecket; hernach werden die Federn heller, daß sie bräunlicht aussehen. Sie sind dabey mit Graulichtem eingefaßt, bis hinunter zu den Würzeln, allwo diese braune Federn von den schönsten weissen Federn abgelöset werden. Der Schwanz ist ganz dunkelbraun und schwärzlicht, an den letzten Federn aber zu beyden Seiten mit etwas weissen Spiegeln gezieret. Am Unterleib, folglich von der Kehle an, ist er hoch ziegel- oder aurorageld, und diese Farbe nimmt die ganze Brust ein; wo sich aber dieselbe endiget, folglich am halben Theil des Unterleibes, da wird das Gelbe wieder mit hellweiß verwechselt, bis hinunter zum Schwanze. Die Flügel haben um die Schultern herum eben die schöne hoch ziegelgelbe Farbe; die langen Federn aber sind dunkelbraun oder vielmehr schwärzlicht; gleichwie auch an den Flügeln quer über gelbe Striche sind. Der Schnabel ist wenigstens auch ziegelgelb, doch

vornen etwas bräunliche, und die Füße sind erstlich etwas schwarz, verändern sich aber hernach in das weißlichte. Das Weiblein hat zwar auch alle diese Farben, wie das Männlein, jedoch viel blasser, und siehet der Kopf nur wie der Rücken aus. Auch haben sie an den Schultern, da die Männlein inwendig und auswendig gelb sind, nichts Gelbes, sondern nur etwas weniges bräunlichtes, welche Farbe auch auf den Flügeln an statt der gelben Querstriche, so die Männlein auf denselben haben, zu sehen ist. Dieser Vogel bleibt den Sommer über nicht bey uns, sondern nimmt im April seinen Abschied, und läßt sich nicht eher wieder sehen, als bis in den October. Alsdann fällt er unter die Finken vermenget, in die Heerde, und wird, wenn es beginnet kalt zu werden, mit grossen Hauffen gefangen, so, daß man etliche Schocke auf einen Zug bekommt. Man darf zu solcher Zeit, sonderlich wenn der erste Schnee fällt, nur ein Paar Lockvögel, wo man will, in einem Garten an einen Baum hängen, sie den ganzen Tag, ohne hinzugehen, daselbst lassen, und nahe dabey auf der Erden einen Platz mit Hanf und anderm Futter bestreuen; so wird man den 2ten oder 4ten Tag, wofern anderst dieser Vogel in selbiger Gegend durchstreichet, einen grossen Zug thun können. Er ist übrigens ein Vogel ohne Gesang, und von seiner Brut kann man deswegen nichts sagen, weil er solche hier zu Lande nicht verrichtet. Das Weiblein pflegt sich in der Wildniß zu Zeiten an unsere Finken zu gatten, und wenn man ein Finkenmännlein zu einem Quecksilberweiblein thut, bekommt man junge Vögel von sehr schöner Farbe; aber sie taugen nichts zum lernen, sondern bloß zum Ansehen. Die übrigen, die mit einem Beynahmen den Nahmen der Finken führen, sind folgende: Der Blutfinke, Rothfinke oder Gimpel, auch Kernbeisser; der Distelfinke oder Stieglitz; der Erlenfinke oder Zeisig; der Grünfinke oder Grünling, sonst auch Hirsefinke, Geelfinke oder Goldammer; der Hanffinke oder Hänfling ꝛc.; wovon diese Benennungen nachzuschlagen sind.

Finkenfang, s. Finke.

Finkenfang, s. Vogelheerd.

Finkenfang, s. Leimspindel.

Finkenfang, s. Vogelwand.

Finkenfang, s. Stich.

Finkengarn, s. *Roccoli.*

Finkengarn, s. Vogelherd.

Finkenherd, s. Vogelherd.

Finkenherd, s. Entenfang.

Finkennetz, s. *Roccoli.*

Finkennetz, s. Vogelherd.

Finder, s. Hund.

Fines, franz. *Fins*, s. Gränzen.

Fiscella, s. Fischreusse.

Fisch, lat. Piscis, franz. *Poisson*, wird insgemein, und in weitläuftigem Verstande ein jedes Thier genennet, das im Wasser lebet, also, daß auch diejenige, so Schalen und Häuslein tragen,

s. Er-

z. Ex. die Krebse, Austern, und alle Arten von Muscheln darunter begriffen werden. In einer engern Bedeutung und genauerm Verstande aber werden nur diejenige Wassergeschöpfe dadurch gemeynet, die Blut haben, mit Flossedern versehen, und entweder mit Schuppen oder mit einer glatten schlüpferigen Haut ohne Haare bedecket sind, und denen Menschen zur Speise dienen. Es giebt der Fische demnach vielerley Arten, und kann man dieselben am füglichsten ihren Wohnungen und Lagern nach in Meerfische, oder Fische, so in gesalzenen Wassern wohnen, in Fluß- Bach- und Teichfische, oder solche, die ihren Aufenthalt in süssen Wassern haben, und in Fischwerk mit Schalen eintheilen.

Die Meerfische sind entweder Tiefsische, welche in der Tiefe oder im Grund des Meeres wohnen, und wegen Mangel der Sonnenstrahlen und Härtigkeit des Fleisches, die geringsten sind; oder Strandfische, welche zwar von dem Auswurf des Meeres sich nähren, aber doch, weil die Ufer oder der Strand von der Sonnen mehr erleuchtet, und sie selbst durch stete Bewegung die Unsauberkeit der Nahrung einiger massen wieder los werden, denen Tiefsischen an Gütigkeit vorzuziehen sind; oder auch Klippensische, welche an Meerfelsen und Steinklippen, da das Meer durch den Trieb der Winde stets anschlägt, sich aufhalten, und wegen solcher stetigen Bewegung vor die besten gehalten werden. Diejenigen Fische, die ausser dem Meer und Salzwasser anzutreffen sind, und in Flüssen, Bächen, Seen, Teichen, auch Gräben, Pfühlen und Dimpfeln, und dergleichen süssen Wassern ihren Aufenthalt haben, auch daher Fluß- Bach- Teich- oder Seefische genennet werden, lassen sich wieder in schuppige und in glatte, die keine Schuppen haben, abtheilen, wovon diese vor weit nicht so gesund, als jene gehalten werden. So theilet man sie auch ein in solche Fische, die sich gerne in denen mit Kies und Steinen versehenen Wassern aufhalten, und die in Teichen oder Flüssen, so einen schlammigten oder leimigten Boden haben, am besten stehen, wachsen und fortkommen. Fischwerk mit Schalen oder Schalenfische sind entweder dünnschälige, als wie die Krebse, oder dickschälige, wie die Austern ꝛc.

Die meisten Fische sind zwar gut zu essen, aber nicht alle gesund, geben auch nicht alle gleich gleich gute Nahrung; auch haben sie nicht alle zu jederzeit einen guten Geschmack, daher ist der Aal nur gut im Winter, und von Ostern bis zu Anfang des Herbsts, am besten aber um die Erbsenzeit; die Asche ist am besten im Augusto und im Herbst; der Bärsch ist ausser im Merz und April, als zu welcher Zeit er laichet, allezeit gut; die Brassen oder Massen schmecken wohl im Februario und Merz; die Gründlinge vom Februario bis in May; der Hecht ist im Julio und Augusto am allerbesten; der Karpfe im Herbst und das ganze Jahr, ausgenommen von

Oſtern bis Pfingſten; die Rochſe dienen nur in den Monaten die kein R haben, als im May, Junio, Julio und Auguſt; die Lampreten ſind gut im May; die Neunaugen am beſten im Februar und Merz; die Schleyen im Merz und Brachmonat. Ueberhaupt ſind alle Fiſche, wenn ſie laichen, am ungeſchmackteſten und ungeſundeſten. Ueber dieſes kann man anoch in Erwehlung derſelben ſich folgendes zur Hauptregel dienen laſſen: Die ſo in ſteinigten, harten und friſchen Waſſern ſich aufhalten, ſind geſünder, als diejenigen, ſo in weichen, ſumpfigten oder ſalzigten Waſſern wohnen. Jedoch können die Seefiſche denen an der See wohnenden Leuten nicht ſo viel ſchaden, als denen davon entfernten. Und weil manche wegen des üblen Bodens, und des darüber ſtehenden, auch nicht gnugſam abflieſſenden Waſſers, darinnen ſie ſtehen, ſchlammenzend und übelſchmeckend ſind; ſo können dieſelben, in den friſchen Fiſchhältern oder Fiſchkäſten auf folgende Art wiederum verbeſſert und ſchmackhaft gemachet werden: Aufs äuſſerſt ſchmeißt man ihnen aus Leyen oder Thon, darein klarer Sand vermenget, gemachte Klöſſe oder Kugeln in dieſe Behältniſſe, wodurch ihnen Anfangs, wenn ſie ſolche als ihre Nahrung genieſſen, die Därmer gereiniget werden; wenn dieſes einige Tage geſchehen, macht man eben dergleichen Kugeln aus Thon, mit etwas geröſtetem Gerſtenmehl und Honig wohl untereinander gemenget, und wirft ihnen dieſes für, davon ſie alsdenn nicht nur ſchmackhafter, ſondern auch, wenn einige Zeit damit continuiret werden kann, recht fett werden.

Sonſten iſt die Speiſe der Fiſche mancherley. Einige Raubfiſche nähren ſich von den andern kleinern, die ihnen entgegen ſchwimmen, andere von Sand und Schlamm, noch andere von allerhand Kräutern, die im Waſſer wachſen, ingleichem von Fliegen, Mücken, Kröten, Fröſchen und anderm Ungeziefer, ja ſie freſſen auch wohl gar die Menſchen an, die in einem Strohm oder Teich ertrunken ſind.

Bey den Fiſchen überhaupt kommen unterſchiedene Theile zu betrachten vor, welche nach dem Unterſchied derſelben, und der Liebhaber von einander unterſchieden ſind. An den Karpfen, und Lachſen rühmet man inſonderheit die Kopfſtückgen und Zungen, als welche gar fett und delicat ſind; hingegen an den Hechten, Zandern und Lachsforellen, und allen nicht ſehr grätigen Fiſchen, werden die Schwänze vor die beſten Stücke gehalten. In Anſehung des Eingeweydes werden die Lebern von Hechten und von Aalraupen, als welche von ſehr ſüſſem und lieblichen Geſchmack ſind, ſehr hoch geſchätzt. So pfleget man auch die ſogenannte Bündlein von Karpfen, Jäſen, Bleyen u. d. g. gar gerne zu ſpeiſen. Die Milch von Hechten iſt ebenfalls nicht zu verachten. Einige wäſſern die Milch von Pöckelheringen aus, und wollen dar aus falſche Auſtern in Schalen formiren; der Betrug iſt aber ſehr merklich. Der Fiſchrogen iſt durchgehends nicht

nicht gar gesund, jedoch immer einer besser, als der andere, und schmeckt der von gesalzenen Karpfen und von gebratenen Stockbarschen am besten; der von Barmen aber soll schädlich seyn, und Reissen im Leibe machen, worauf bey etlichen ein Erbrechen und Purgiren erfolget. Wenn die Fische anfangen zu faulen, welches gemeiniglich von dem Kopf an geschiehet; so sind sie sowohl, als ander verfault Fleisch, über die massen schädlich, und können gar leicht ansteckende Krankheiten und Seuchen erregen. In Ansehung der Gesundheit hält man vornehmlich die Meerfische vor die gesündesten, weil sie ihre angebohrne Feuchtigkeit und Kälte etwas mässigen, und mit ihrer salzigten Bitterkeit zu einiger Proportion bringen. Die nächsten daran sind, die sich in gebürgichten und steinigten Flüssen und Bächen aufhalten. Und weil sie meistentheils gegen den Strohm gehen, und dadurch desto mehr geübet, und der Bewegung gewohnt sind; so wird ihr Fleisch noch vor gesünder und besser, als anderer, wie auch aller derjenigen ihres geachtet, welche in grossen und stark lauffenden Strömen ihre Wohnung nehmen. Hingegen ist leicht zu schliessen, daß, was in faulen und stehenden Wassern sich aufhält, der ersterwehnten Fischen an Güte weit nachzusetzen seye. Diejenigen, die kalte und feuchte Mägen haben, müssen sich des Fischessens enthalten, weil sie gar leicht mit Fiebern befallen werden können. Die frischgefangenen sind besser, als die marinirten, geräucherten oder auf andere Art aufbehaltenen, als welche viel häter und schwerer zu verdauen sind; und durch öfters Genuß der gesalzenen und gedörrten Fische wird der ganze Leib verändert und verderbet. Daher insbesondere die Aderlässer sich vor selbigen hüten sollen, weil sie ihnen leichtlich Miltsucht verursachen. Thut man, nachdem man Fische gespeiset, einen guten Trunk Wein darauf; so werden sie allemal besser bekommen. Und wiewohl gemeiniglich in allen Krankheiten die Fische überhaupt verbotten werden; so können doch diejenigen mit unter noch wohl erlaubet werden, welche sich in lautern, felsichten Wassern aufhalten, als die Grundlinge Forellen, Hechte, Barsche, Rothäuglein, Kräßlein, und noch diesen die Meerfische; welche aber in unreinen, faulen und sumpfichten Wassern wohnen, als die Schleyen, solche sind allemal böse. Einen guten gesunden Fisch kennet man daran, daß er ein härtlich trocken Fleisch habe, daß er schuppicht und nicht schleimicht seye, der sich in der Luft nicht bald verändert, und eine dünne Haut hat. Solche Fische verdauen sich wohl, geben gute Nahrung und Geblüte, und sind den müssigen und schwachen Menschen, und die sich von Krankheiten wiederum aufmachen, sehr gesund. Alles Geblüte, so von Fischen zuwegen gebracht wird, ist dünner, als das Geblüte, so vom Genuß der irrdischen Thiere her entspringet. Besonders sind die Fische cholerischen und gallreichen Menschen eben so gut, wie sie den phlegmatischen schädlich sind. Ingleichem schaden sie auch denen, so weiche

weiche und schwache Nerven haben, und sonderlich im Winter, wie gleichfalls denenjenigen, welche in kalten Ländern wohnen, und sonst auch der Fischspeise nicht gewohnt sind, sowohl sonderlich, wenn sie einen kalten und feuchten Magen haben, als auch, wenn sie einen hitzigen Magen haben (denn diese werden sehr durstig davon), sich derselben gänzlich enthalten sollen. Ferner sind die kleinen Fische, die sich in lautern Wassern, so über roth Erdreich fliessen, aufhalten, besser, als die grossen, welche schwerlich verdauet werden, und grobe Feuchtigkeiten bringen. Wenn man Fische und Fleisch zugleich bey einer Mahlzeit hat, soll man die Fische eher, als das Fleisch essen.

Die Fische sind sowohl, wie andere Thiere, mancherley **Krankheiten** unterworfen. Wenn giftige und schädliche Meelschaue fallen, die nicht allein die Waiden, sondern auch Flüsse und Teiche anstecken, davon die Wasser auf der Oberfläche ganz blau scheinen; so werden die Fische davon Krank und sterben. Man siehet auch manchmal, daß das Wasser von kleinen Würmern, wie Sonnenstäublein, stark wimmelt. Wenn nun die Fische in diesem Unflath leben müssen, und dieses böse Wesen in sich schlucken; so können wohl nichts anders als Krankheiten, und zuletzt das Absterben und endliche Verderben der Fische daraus erfolgen. Rühret aber diese Seuche von faulen und stinkenden Wassern her; so ist diesem Mangel bald abzuhelfen, wenn man frisches Wasser in Teiche lässet. Die schlimmste Zeit haben die Fische unter dem Eis, wie man solches an den Kaupfen wahrnehmen kann. Denn bey harter Winterszeit, wenn sie unter dem dicken Eis keine Luft haben, werden sie aus ihrem Lager wegen Mattigkeit in die Höhe getrieben, und eilen mit aufgesperrten Mäulern nach den aufgeeiseten Löchern zu. Diesem Uebel abzuhelfen, muß man die matten Fische mit dem Hahnen heraus nehmen, und in frisches Wasser setzen, da sie sich denn wiederum erholen. Die Mittel, welche einige zum Präservativ vorschlagen, sind nicht alle bewährt, auch nicht aller Orten practicable. Etliche hängen in Branntenwein gebeitztes Waitzenbrod oder Kampher in die Teiche: Andere werfen Schaafmist, Erbsenstroh und gebrannte Ziegelsteine hinein; wiederum andere mahlen etliche Kürbiskerner, und machen einen guten Teig daraus, und geben solchen den Fischen. Dieses nun möchte zwar wohl in kleinen Teichen angehen, in grossen aber will es die Probe nicht halten, und ist hiebey kein besser Mittel, als das sogenannte Aufeisen. Die Wassermäuse sind zwar die geringsten Feinde der Fische; jedoch thun sie der jungen Brut grossen Schaden. Hingegen ist der Fischotter desto gefährlicher, weil derselbe die gröstien und besten Fische todt beisset und verzehret. Nicht weniger schaden ihnen, zumal der jungen Brut, die Frösche, und die sogenannte Kaulärsche. Endlich hat man auch Exempel, daß bisweilen die Fische im Monat Junius, da sie ohnedem alsdan oben mehrentheils im Seichten zu schwimmen pflegen, durch den Hagel und Schlossen in Teichen erschlagen werden.

Nicht

Nicht allein das Fleisch von denen Fischen, sondern auch das Schmalz oder der Thran ist wohl zu gebrauchen, der ausser seinem übrigen Gebrauch auch auf den Angel gesteckt wird, um damit wieder andere Fische zu fangen. Der von den Italienern so beliebte *Caviar* ist nichts anders, als ein gesalzener Störrogen. Das Fischbein, welches dem Frauenzimmer zu denen Steifröcken dienet, kommt von dem Wallfische. Und wenn man noch weiter gehen wollte, so geben die Schildkröten ihr durchsichtiges Horn, die Purpurschnecke den Purpur, die Austern die Perlen. Aus dem Schildkrötenhorne werden saubere Messerschalen, und aus den Muscheln der feinste Kalk gemacht. Ja in einigen mitternächtlichen Gegenden, sonderlich gegen Eisland zu, und in andern Provinzen, haben die Einwohner von den Fischen fast alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöret.

Wenn man Fische über Land führen will, muß solches bey kühlem Wetter, oder wo es zu heiß wäre, zur Nachtzeit geschehen; die Fässer müssen oben auf drey Querfingerbreit leer gelassen werden, damit die Fische ihre Köpfe nicht anstossen mögen; die Spundlöcher müssen mit Stroh verstopft werden, damit die Fische dadurch immer frische Luft bekommen können; und damit doch die Fische in den Fässern nicht abstehen, sondern im Fahren wohl halten, und stets frisch bleiben mögen, soll man oben in jedes Faß, wenn es gefüllt ist, entweder vor einen Dreyer Pfeffer, oder ein wenig Petersilien hineinstreuen, oder auch in jedes Faß etwa drey Stück Schleyen thun. Sonst soll auch bey dem Auf- und Abladen allezeit jemand an der Deichsel oder bey dem Faß stehen, und selbiges rütteln und bewegen, daß sich das Wasser rühre. Gleichergestalt muß man auch im Fortführen niemalen ohne Noth stille halten, indessen aber doch fleissig zusehen, ob die Fische nicht mit den Mäulern in die Höhe gehen, als welches ein Zeichen ist, daß sie matt sind, und frisches Wasser nöthig haben. Wenn zur Winterszeit Fische über Land geführet werden müssen, da sie manchmalen so stark gefrieren, daß sie wie ein Stück Holz starren, und sich nicht biegen lassen, ist das beste Mittel, sie nur alsbald in kaltes Wasser zu legen; denn dieses ziehet den Frost dergestalt aus ihnen heraus, daß man das Eis oben von den Schuppen abstreichen kann; oder man darf sie auch nur in eine warme Stube bringen, so thauen sie auf, und werden wieder lebendig; wiewohl diese weit nicht so gut schmecken sollen, als diejenige, so auf die erste Art wieder zurecht gebracht worden. s. a. Aufhohen der Fische.

Von der Zubereitung der Fische s. *Onomatologia oeconomica practica*, oder Oeconom. Wörterbuch, 1ter Th. p. 1094.

Fischaar, s. Adler.

Fischabspühlungsbank, s. Teiche fischerey, Nro. II. 2).

Fischadler, s. Adler.

Fischaehr, s. Adler.

Fischangel, s. Angel.

Fischangel, ſ. Fiſchfang.

Fiſchbeeren, ſ. Fiſchhahmen.

Fiſchbehälter, ſ. Fiſchhälter.

Fiſchbeitze, iſt ein gewiſſes Mittel, die Fiſche an einen Ort zu verſammlen, daß ſie leicht zu fangen ſind. Es beſtehet aus folgenden Ingredientien: Nimm Bibergeil und Kampher, jedes ein halb Loth, Theriac 1 Quintlein, Mumia oder Reigerſchmalz, jedes ein halb Loth, Safran 1 Quintlein, Honig ein halb Loth, mache Küchlein daraus, und thue es an die Reuſſen, ſo laufen Fiſche und Krebſe herzu. Oder: Nimm Reigerſchmalz, Balſamöl, Baumöl und Kampher, ſo viel dich gut dünket, reibe es untereinander, vermiſche es mit Gerſtenmehl, und binde es in die Reuſſe.

Fiſchbrut, ſ. Brut.

Fiſchbrut, ſ. Strich.

Fiſchbuch, Teichbuch, heißt bey groſſen Wirthſchaften ein beſonderes Buch, worein eine Herrſchaft, welche viele und groſſe Teiche hat, um beſſerer Ordnung willen, alle Teiche eingezeichnet hat, und wobey deutlich und ausführlich mit angemerket iſt, wie ſie heiſſen, oder wo ſie liegen, wie viel Acker, Morgen oder Tagwerk ſie halten, ob ſie für die Brut, Streichkarpfen, Sätzlinge oder groſſe Fiſche gehören, d. i. ob ſie Streichteiche, Erſtreckteiche oder ſolche Teiche ſind, in welche der dreyjährige Satz zu ſeinem Wachsthum und zu künftiger Speiſe, oder Verkauffung eingeſetzet wird; mit wie viel Schocken, und zu welcher Zeit jedweder, auch mit was für Art von Fiſchen er beſetzt worden, wie groß der Satz geweſen, und wie lange beyläuffig derſelbe zu ſtehen und zu wachſen habe. Es ſoll auch bey jeglichem Teiche die Zeit, wie viel Tage derſelbe ablauffen müſſe, mit angemerket werden. Ein jeder Teich ſoll ferner in ſolchem Buch etliche leere Blätter haben, darinnen von Jahr zu Jahr, ſowohl die Beſetzung, als auch das Fiſchen nebſt dem Gewichte und der Gröſſe der Fiſche, eingezeichnet, nicht weniger, wenn Schleyen, Karauſchen und andere Fiſche mit in die Teiche geſetzt worden, ihre Zahl, Gröſſe und die Zeit mit angemerket ſeye. Denn wenn man ſiehet, wie wohl oder ſchlecht die Fiſche in einem oder dem andern Teiche zugenommen haben, und die Anzahl und Gröſſe der Sätzlinge mit dem Gewicht der Fiſche zuſammen gehalten wird; ſo wird man bald finden, ob der Teich zu wenig beſetzt, oder überſetzt worden, ob er fetten oder magern Grund und Weyde habe ꝛc. Hierauf kann man ein andermal ſeine Abſicht machen, nicht weniger, wenn ein Teich wohlgewächſige Fiſche gebraucht, die Urſache deſſen betrachten, und auf Befinden mit den andern gleichergeſtalt verfahren.

Fiſchcalender, iſt bey dem Nahmen eines jeden Monats nachzuſehen.

Fiſchdiebe, lat. Fures piſcium, ſind diejenigen, ſo aus Teichen Weyhern, Hältern und andern Waſſern, wo man nicht frey fiſchen darf, Fiſche ſtehlen, und verbottenen Fiſchfang treiben.

Von

Von solchen busshaften Leuten wird auf verschiedene Weise Schaden angerichtet, wenn sie z. Ex. die Teiche ablassen, fliessende Nacht- und Schmuckangel, und Reussen legen, ungelöschten Kalk, Kugeln von faulem Käß, dürres Malz u. d. g. ins Wasser werfen, um dadurch die Fische aus einem tiefen Tümpfel zu treiben, und ins Netz zu bringen; oder wenn sie Oelkuchen, Lein- Hanf- Rüben- und andere Fischköder gebrauchen, um der Fische desto leichter habhaft zu werden, wodurch die fischreichesten Wasser verdorben werden. Diesen und andern dergleichen Fischdieben kann nicht besser Einhalt gethan werden, als wenn, wie an vielen Fürstl. und andern Höfen üblich ist, die Aufsicht und Besorgung des Fischwesens, den Jagd- und Forstbedienten mit anvertrauet wird. Denn weil dieselbe nicht nur ohnedem in dem ihnen anvertrauten Revier, an, bey und über die Seen, Teiche, Weyher, Flüsse und Bäche so Tags als Nachts wandeln müssen; sondern auch gewöhnlich mit einem geladenen Gewehr erscheinen; so werden die Fischdiebe hiedurch in mehrere Furcht gesetzt, daß, wenn man sie erwischt, und sie die Flucht ergreiffen wollen, ihnen mit einem Schuß Hagel die Füsse zum Entlauffen leicht gehemmet werden können, oder, wenn der Jäger zu Pferde ist, er dergleichen Mauskäpfe leicht einholen, und zur Haft und gebührenden Straffe zu bringen, im Stande ist.

Was nun ihre Bestraffung anbetrift; so wird dabey folgender Unterschied beobachtet: Man siehet nämlich darauf, ob sie die Fische aus einem fliessenden und uneingefangenen Wasser, welches einem andern zustehet, fangen; oder ob sie dieselben aus den Weyhern und Behältnissen stehlen. Im ersten Fall sind sie an ihrem Leib oder Gut, nach Gelegenheit oder Gestalt des Fischens, ingleichem der Person und Sache zu straffen. Im andern Fall aber haben sie die Straffe des Diebstahls verdienet.

P. H. O. art. 169. ibique Rem. *Stephb. Zieriz* & *Blumlach* Add. *Schneid.* ad §. 2. J. de R. D. *Berlich.* p. 5. concl. 51. num. 9. & 15. *Speid.* voc. Fisch. verf. *ex quo eodem* & seq. *Lundenſp.* ad Jus prov. Würtemb. f. 256. num. 5. *Carpz.* pr. Crim. pag. 2. quæst. 84. nr. 77. seqq. atque *Casp. Klock* conf. adopt. 98. num. 30.

Die Ursache dieses gemachten Unterscheids bestehet darinn, daß im ersten Fall die Fische ihrer natürlichen Freyheit überlassen sind (l. 3. §. 14. ff. de A. R. P.) folglich an denselben, als unbesessenen Sachen, weder ein eigentlicher Diebstahl begangen (l. 1. §. 15. ff. si quis in testam. liber), noch eine ordentliche Straffe appliciret werden kann (*Bocer.* cap. 2. de furt. n. 69); obgleich dieses Verbrechen zu verschiedenen malen wäre wiederholet worden (*Berlich.* p. 5. concl. 51. num. 13). Dahingegen in dem andern Fall, da die Fische uns eigenthümlich zustehen, ein wahrhaftiger Diebstahl begangen

gangen wird, und dahero, nach bewandten Umständen, auch so gar die Lebensstraffe applicirt werden kann.

V. l. 8. §. 1. ff. fam. ercisc. add. *Wesenb.* ad tit. pand. de A. R. D. nr. 7. *Petr. Gregor. Tholosan.* S. J. U. Libr. 37. c. 5. nr. 14. *Coepoll* de S. P. R. c. 42. nr. 3. *Berlich.* de concl. 51. nr. 15. *Schneid.* ad §. 2. J. de R. D. nr. 11. *Speidel.* dict. voc. Fisch. vers. *ratio diversitatis &c. Matth. Steph. Zieriz & Blumlach* ad art. 169. Ord. crim. & *Carpz.* pr. Crim. p. 2. quest. 84. nr. 78.

Und dieß ist auch in den Sächsischen Rechten also gebilliget worden. Denn obwohl das Sächsische Landrecht Libr. 2. Art. 28. vers. fischet er aber in Teichen ꝛc., einen solchen Dieb frey spricht, wenn er 30 Schilling bezahlet;

Matth. Coler decis. 101. nr. 4. *Schneid.* ad §. 2. J. de R. D. nr. 11. *Speidel* voc. Fisch. vers. *de Jure Saxon.* & *Carpz.* d. qu. 84. nr. 79.

So ist doch solche Verordnung durch eine anderweitige Statution, nach dem Zeugniß *Carpz.* d. nr. 79. wieder abgeschaffet, und in derselben auch die Lebensstraffe, nach gestalten Sachen, auf solche Diebe gesetzt worden. Wie denn auch diejenige Straffe, da nach den Sächsischen Rechten solche Verbrecher, welche in fliessenden gehegten Wassern und Bächen gefischet, die Fische wieder hergeben, oder deren Werth bezahlen, und so oft sie gefischet, jedesmalen zur Straffe 3 Schilling erlegen müssen (v. Landrecht, Libr. 2. art. 28. vers. oder fischet eines andern ꝛc.), in dem Churfürstenthum wieder aufgehoben, und an statt derselben eine willkührliche Straffe, so entweder in der Landesverweisung, oder in dem Staupenschlag, oder auch in einer ewigen Gefängniß, bestehet, eingeführet worden ist (*Carpz.* d. qu. 84. nr. 84. seqq.) Und hiemit kommt auch die Churbayerische Malefizordnung (Tit. 12. Art. XI. Rubr. von Fischdieben) überein, als worinnen hievon dergestalt constituiret ist: Welcher aus einem verschlossenen Behalter, oder besetzten Weyher Fisch stihlet, der ist auch nach Gröss und Vielfältigkeit seiner Verbrechung, als obstehet, wie ein Dieb zu bestrafen. Wenn aber solcher Diebstahl in verbottenen und verbannten fliessenden Wassern und Bächen wissentlich und gefährlicher Weiß geschiehet; so soll der Thäter, nach Gröss und Viele seines Verbrechens, an Gut, Ehr, auch am Leib, mit dem Pranger, Verweisung des Landes, ohne oder mit Ruthen ausgehauen, gestraft werden. Von gleichem Innhalt ist auch die Reformat. der Stadt Nürnberg (tit. 24. libr. 2. rubr. Straff derjenigen die Fische stehlen ꝛc. ꝛc.); ausser daß darinnen diejenigen, so aus einem fliessenden uneingefangenen Wasser, das einem andern zustünde, Fische gefangen, dem

dem Herrn oder Inhaber des Waſſers zur Pön und Erſetzung ſeines Schadens, für jedesmal zween Gulden Rheiniſch bezahlen, und nichts deſto weniger eine willkührliche Straffe, an ihrem Leib oder Gut, nach Gelegenheit und der Perſon, ausſtehen müſſen.

Add. *Wurffbain* in differ. Jur. Civ. & Reform. Noric pag. 203. ſeqq.

Was von den Fiſchen bishero geſagt worden, das hat auf gleiche Art auch bey den Krebſen Platz.

Vid. *Matth. Steph Zieriz* & *Blumlach* ad art. 169. Ord. Crim. in fin. *Speidel* voc. Fiſch. verſ. *notandum. Carpz.* d. qu. 84. nr. 92. ſeqq.

Fiſchen, latein. Piſcari, franz. *Peſcher*, *Pécher*, heißt nichts anders, als Fiſche fahen; von deſſen mancherley Arten ſ. Fiſchfang, Fiſchweyde.

Fiſcher, latein. Piſcator, franz. *Peſcheur*, *Pécheur*, heißt derjenige der die Kunſt gelernet hat, die Fiſche ſowohl in Teichen, Flüſſen und Bächen, als auch in Seen und in dem Meere, auf allerley Art zu fangen. Sie ſind alſo entweder Land- Strohms Fluß- und Teich-; oder Sees und Meerfiſcher; zu welchen letztern auch die Wallfiſchfänger zu ruchnen ſind. An einigen Orten haben ſie beſondere Zünfte, an andern aber iſt der Fiſchfang ein freyes Weſen. Wenn ſie im erſtern Fall gewiſſe Ordnungen und Geſetze unter ſich machen; ſo müſſen ſie der Landesobrigkeit zur Confirmation vorgeleget werden, wie bey allen Handwerkern, die Zünfte haben, damit ſie nichts unter ſich verordnen, was den Landesgeſetzen oder den Rechten ihrer übrigen Mitbürger zum Nachtheil gereichen kann.

Was nun die Eigenſchaften eines rechtſchaffenen Fiſchers anbetrift; ſo muß derſelbe ein wachſamer und munterer Mann ſeyn, und ihm keinen Schlaf ſo lieb ſeyn laſſen, daß er darüber eine Gelegenheit zum Fiſchen verſäumen wollte. Er ſoll ein dauerhafter, geſunder und arbeitſamer Mann ſeyn, der Hitze, Kälte und alle Witterung wohl vertragen kann. Dabey muß er verſtändig, und vorſichtig, liſtig und verſchlagen ſeyn, daß er die Tücke und Behendigkeit der Fiſche, wie auch ihre Natur und Eigenſchaften gar eigentlich erkenne, und wiſſe, wann, wie und wo ein jeder Fiſch jährlich laiche, ſtehe, und gerne wohne, in flieſſenden oder ſtillen, in tiefen oder ſeichten, in rauſchenden oder gelindflieſſenden Waſſern. Denn etliche ſind gern, wo es ſehr rauſchet, und das Waſſer häuffig auf die Mühlräder fällt, als die Fohren, Kreſſen, Eltern ꝛc. Ferner muß er auch ſeinen Zeug reichlich haben, und recht zu halten wiſſen, als ſeinen Kahn, Ruder, Netze, Reuſſen, Hamen, u. d. g., und denſelben auch ſelbſt zu verfertigen im Stande ſeyn. Ueber dieſes muß er auch die Laichzeit der Fiſche eigentlich wiſſen, wie ſie da am beſten zu fangen ſind, indem ſie aus den Tiefen heraus tretten, und an denen Ufern oder in den Pfützen und Wäſſerlein, warme und laulichte

Wasser suchen. Da muß er, sonderlich des Morgens, ehe die Sonne aufgehet, und des Abends, wenn sie erst untergangen ist, auf sie Achtung haben, als zu welcher Zeit sie nicht sehen können. Was ein jedes Geschlechte der Fische isset, ingleichem was ein jeder Fisch zu jeder Zeit des Jahres isset, das kann er leicht zu jeder Zeit im Jahre sehen, wenn er Fische reisset; denn da kann er bemerken, was ein jeder Fisch für Materie in den Gedärmen hat. So mag er auch sonst mit allerley Köder einen Versuch machen, und aus der Gattung Fische, die er alsdann am meisten fähet, den Schluß machen, daß sie zur selbigen Speise am meisten Lust haben. Wiederum soll ein Fischer auch wissen, wo sich der Fisch im Winter und Sommer aufhält. Im Winter nämlich hält er sich in der Tiefe, da sich denn etliche im Schlamm, etliche im Sande, etliche unter den Steinen und Felsen verbergen. Im Frühling und Sommer begeben sie sich wieder hervor, wenn die Kräuter an den Ufern wiederum zu grünen anfangen, als welche sie zu genieſſen pflegen.

Auſſer den Eigenschaften der Fischer, müssen wir auch ihrer Betrügereyen, die sie zum Theil mit den Fischhändlern gemein haben, Erwähnung thun. Sie bestehen in folgenden Griffen: 1) Wenn sie des Nachts oder sonst heimlich Neussen und Angel in den Wassern und Teichen, darüber sie keine Macht haben, legen, und solche des Morgens, ehe es noch Licht worden, visitiren, auch was sie gefangen heimlich nach Hause schaffen und verkauffen. 2) Wenn sie fremde Neussen heben, und was sich darinnen gefangen, mit sich fort nehmen. 3) Wenn sie in verbottene Flüsse und Teiche präparirte Küchlein werfen, davon die Fische ganz taub, und wie todt werden, daß sie solche leicht auch wohl mit Händen fangen können. 4) Wenn sie sich beym Verkauffen groſſer Fische des leichten Gewichts, und bey Verkauffung der kleinen, des kleinen oder sonst unrichtigen Maaßes bedienen. 5) Wenn sie unter die Gründel und Schmerling andere kleine Fische mengen, damit diese jenen gleich bezahlt werden mögen. 6) Wenn sie in den Flüssen um die Helfte, oder vor andere fischen, und die besten Fische, welche sie fangen, in die unter die Stauden verborgene Gefässe oder Behältnisse verstecken, und vor sich behalten, die übrigen aber nur zum Vorschein kommen lassen. 7) Wenn sie bey Verkauff der lebendigen Fische solche sogleich in die über dem Wasser hangende Wagschale legen, damit das Wasser, welches die Fische in sich geschlucket, auch mit gewogen werde. 8) Wenn sie lang abgestandene Fische vor frisch abgeschlagene verkauffen. Allen diesen Betrügereyen kann nun nicht anders Einhalt geschehen, als wenn in der Landespolicey und Marktordnung hinlängliche Strafen darauf gesetzet, und hie und da gewisse Aufseher bestellet werden.

Fischerey, lat. Piscatio, Piscatura, franz. *Poissonnerie*, ist ein Wort, das in dreyerley Verstande genommen wird. Man verstehe darunter 1) alles

1) allerley Fischwasser; da denn die Fischerey in die wilde und zahme eingetheilet wird. Die wilde Fischerey begreift alle Flüsse, Bäche, Seen, Lachen und Dimpfel, welche keiner Besetzung nöthig haben; die zahme aber bestehet aus ordentlichen angelegten Teichen oder Canälen und Fischhältern, so in gewissen Zeiten besetzt und gefischet werden müssen. Wer im Stande ist, dergleichen Fischereyen kauffen zu können, und welche zu kauffen Lust und Gelegenheit hat, der erkundige sich vorhero bey der wilden Fischerey: Ob er in denen Flüssen und Bächen, die er kauffen will, die Fischerey unstreitig allein, oder ob ein anderer neben ihm zugleich Theil daran habe? Ob er demnach an beyden Ufern, oder nur bis auf die Helfte fischen dörfe? Wie weit der Fluß oder Bach gehe, und ob die Gränzen vermarkt und unstreitig? Was vor Sorten und Arten von Fischen in denen Wassern? Ob Aals, Forellen, Hechte, Karpfen, Aalrauppen und dergleichen, auch wie hoch sich der Nutzen in mittelmäßigen oder gemeinen Jahren belaufe? Ob auch Krebse vorhanden? Ob die Bäche entlegen, oder in der Nähe? Ob sie in Winterszeiten überfrieren oder offen bleiben? Wie hoch sie verpachtet werden könnten, oder bereits verpachtet worden. Bey der zahmen Fischerey hat man zu fragen: Ob die Dämme, Rechen und Abläße an denen Teichen in baulichem Stande? und ob sie nicht mit Schilfgras bewachsen? Ob sie weit oder nahe gelegen? Ob sie nahe beysammen liegen, daß die Fische in einem zusammen gebracht, und nachmals mit desto geringerer Mühe und Unkosten gefischet und abgeführet werden können? Wie der Grund beschaffen, ob er leimigt, kiesigt oder morastig ist. Ob die Fische darinnen wohl wachsen? Ob die Fische am Mossenzen oder nach dem Moor schmecken? Ob das Vieh täglich oder doch öfters zur Tränke dahin getrieben werde, als wovon die Fische guten Wachsthum und Nahrung haben? Ob sie an der Sonnen und Sommerseiten, oder im Schatten und Walde liegen weilen sie dorten besser wachsen hier aber wegen der Kälte und denen Fischgeyern und andern Raubvögeln weggefangen zu werden, in Gefahr sind, und wegen des darein gefallenen und nachhero verfaulten Baumlaubes, die Fische gerne abstehen? Ob Brunnenflüsse darein fliessen, und ob sie zu Forellen taugen? Ob sie in dürren heissen Sommerzeiten stets Wasser genug halten oder aber nur vom Schnee- und Regenwasser gefüllet werden müssen, und also bey lang anhaltender Dürre eintrocknen? denn unter allen Teichen liegen keine besquemer, als welche ohne Unterlaß mit einer guten frischen Brunnenquelle, oder sonst fliessendem Wasser und Bächlein, stets darein fliesset, erfrischet werden: denn solches fliessende Wasser treibet das andere stehende oder erste Wasser hinweg, und lässets nicht zu lang darinnen bleiben, als wovon die Fische desto leichter, scheinbarer und gröser werden, denn ein faules immer stinkendes Wasser giebt den Fischen böse Nahrung machet auch derselben Fleisch

geschmackt und ungesund zu essen. Ob des Wassers Art und Eigenschaft leide, daß die Fische an andere Orte geführet, und in andern Wassern erhalten werden mögen? Ob gute Winterung und Fischhälter, die im Winter nicht zufrieren, die Brut, Sätlinge und Speisefische zu erhalten, vorhanden? Ob die Fische um einen guten Werth in der Nachbarschaft vertrieben werden können? Ob die Teiche wegen der darein fliessenden Gewässer sich selbst besetzen, oder ob selbige besetzet werden müssen? denn es ist kein geringer Vortheil, wenn ein Teich an einem fischreichen Wasser also gelegen, daß man dasselbe seines Gefallens in den Teich lassen, oder auch abweisen kann. Ob die wilden Güsse und Flüsse die Dämme auch durchreissen, oder sonst die Fische ausheben und andern Teichen und Wassern zuführen? und was dergleichen mehr.

Was den Anschlag sowohl der zahmen als wilden Fischerey, bey einem Gut, anbetrift; so ist in Ansehung desselben folgendes zu beobachten. Von der zahmen Fischerey, als bey Teichen, ist zu merken, daß die Centnernutzung nicht gebräuchlich seye, weil 1) selbige nicht gerechnet werden kann, 2) die Fische im Wasser oft ersticken, und 3) man auch vielmals unwichtigen Satz bekommt. Daher ist vielmehr der Anschlag nach den Schocken zu machen, und bey gutem gewächsigen Boden das Schock auf 15 Gr. 9 Pf. Nutzung, und 18, 19, 20 Gülden Erbkauff, nachdem das dazu gehörige Gut Erb- und Obergerichte hat, anzuschlagen. Wo aber die Teiche wüste liegen, und nicht zugerichtet sind, wird nur die Helfte gerechnet, weil doch Grund und Boden noch etwas zu geniessen. Bey der wilden Fischerey aber ist zu betrachten 1) von welcher Güte sie seye, 2) ob sie fischreich, und 3) eines langen Umfangs; folglich im Ganzen jährlicher Nutzen 8, 9, 10, 12 Gülden, nachdem die Fischer grossen Pacht geben, könne gerechnet werden. Jedoch ist an selbigem ein Viertel abzuziehen, und also, wo 24 Gülden gegeben würden, vor 18 Gülden zu halten; zu Erbkauff aber à 16, 18, 20, 21 Gülden, alles inclusive der Gerichte. Einen ausführlichen Entwurf, wie die zahme Fischerey anzulegen, Teiche zu besetzen, zu warten, und was für grosser Nutzen daraus zu ziehen, davon s. Teichfischerey.

2) Wird das Wort Fischerey auch vor die Gerechtigkeit zu fischen, oder vor das Fischrecht genommen, welches heut zu Tage in grossen Flüssen mehrentheils ein hohes Landesobrigkeitliches Regale ist: doch ist einem jeden erlaubt, auf seinem eigenen Grund und Boden, Teiche, Behälter, und andere beschlossene Wasser zur Fischerey anzulegen, wiewohl auch manche Particulierpersonen und Gemeinden mit der Fischerey in denen an ihre Güter und Dörfer fliessenden kleinen Flüssen und Bächen von dem Landesfürsten begliehen sind. s. Fischordnung, Fischrecht, Fluß.

3) Wird

2) Wird unter dem Wort Fischerey auch der Fischfang, d. i. die Art und Weise zu fischen, oder der Fang der Fische verstanden. Davon s. Fischfang, Fischerkünste, Fischweyde, Fischjagd.

Fischerfalcken, s. Fischfalcken.

Fischergabel, Fischergerte, lat. Fuscina, Furca, franz. *Fourche de Pecheur*, nennet man die Gerten oder Gabeln, welche die Fischer zur Aufstellung ihren Hahmen und Netze gebrauchen.

Fischergarn, s. Fischgarn.

Fischergeräthe. s. Fischzeug.

Fischergerte, s. Fischergabel.

Fischerkahn, s. Kahn.

Fischerkünste, Fischergeheimnisse, Fischgeheimnisse, sind besondere Vortheile, die Fische auf bequeme Art, und in grosser Anzahl zu fangen; wobey aber freylich viel schädliche und verbottene Griffe mit unterlauffen. Dahin gehören folgende Kunststücke:

a) Viele Fische im einem Teich zusammen zu bringen. Nimm Roggen, siede ihn im Wasser, daß er wohl quelle, und lege ihn in ein dünn leinen Tüchlein oder gestrickte Säcklein, auf reine Plätze ins Wasser, da kein Schlamm ist; so kommen viele Fische dazu. Oder: Nimm Hanfkörner, siede sie so lange, bis sie aufräumen, zerreibe sie mit Töpferthon und ein wenig Kühmist, gesottenen Erbsen, gestossenen Eberwurzel, Honig und Lakeritz; mache eine Masse daraus, bestreiche die Neussen oder Garnstücke in der Einkeule damit, thue auch etwas in den hintersten Beutel.

b) Fische aus der Tiefe zu bringen. Nehmet Lohröl, Bilsensaamen, gebrannten Wein, Honig, altru Käß, und allenfalls auch welsche Nüsse, und mischet dieses alles durcheinander. Aus dieser Masse machet kleine Küchlein, werfet sie in die Tiefe; so schwimmen die Fische empor, darnach setzet sie in ein anderes reines Wasser, so vergehet ihnen das Aufschwimmen wieder. Oder: Nimm Baldrian, und mache Küchlein daraus, und wirf sie in die Tiefe; so schwimmen sie ebenfalls empor.

c) Durch das Greiffen, oder mit den Händen die Fische zu fangen. Das ist eine Fischerey für arme gemeine Leute, die bisweilen ein Gerichtlein Fische für ihr Haus fangen wollen, und geschiehet allein in kleinen, wiewohl auch bisweilen in grossen Wassern oder Bächen, die man durchwaten kann, und darinnen es viel grosse und kleine Steine oder Löcher in dem Ufer, oder Wurzeln von den Erlen am Rande hat. Denn dahinein oder darunter pflegen sich bisweilen die Fische zu verkriechen, als Krebse, Fohren, Grundeln, Barmen, Eltern u. d. g. Sie gehen sodann, ohne ein starkes Geräusch zu machen, in das Wasser, greiffen mit den Händen unter die Steine und Wurzeln, und in die Löcher, und holen sie heraus. Oder sie heben ganz langsam die Steine auf, darunter finden sie Schmerlen, Kohlhäupte

häupte u. d. g., stechen oder greiffen flugs unter die Steine nach ihnen. Unter den grossen bringet man bisweilen 1, 2, 3 oder mehrere Barmen hervor; desgleichen schöne grosse Bratfische oder Elten, auch Fohren oder Forellen, die muß man fein unten an den Bäuchen krabeln oder kräuen; so stehen sie gar stille, bis man ihnen zum Kopf kommt, dabey man sie besser halten kann; denn sonst ist es ein schlüpfriger, und starker Fisch, der sich leicht wieder aus den Händen windet. In grossen Wassern heißt man diese Art zu fischen Pleuschen; denn da schlagen sie zuvor mit den Stangen auf das Wasser, so kriechen sie alle zu Loch; darnach nimmt man mit der Hand immer einen nach dem andern wieder heraus; wenn aber ihrer mehr in einem Loch sind, als einer; so muß man mit der Hand einen nach dem andern aus dem Loche nehmen, immer den ersten zuvor, darnach den andern, wenn sie gleich klein sind; denn wenn man die wollte bleiben lassen, und allein nach den grossen greiffen, und die zuvor wegnehmen; so würden sich die andere alle davon machen. Hierzu aber brauchen nun etliche auch besondere Künste; denn wenn man gleich einen Fisch unter einem grossen Stein findet; so hat er doch seine Ausgänge und andere Löcher mehr. Damit sie also bleiben mögen, so bestreichen einige die Hände drey oder viermal mit Nesselsaft und Garbenkraut. Etliche thun auch Baldrian, Nießwurzel oder Hauswurzel darzu, und thun auch etwas von diesem Saft ins Wasser. So man auch das Schmalz von einem Reiger, sammt dem Mark aus den Beinen zu Oel machet, und die Hände und Füsse damit beschmieret; so schwimmen die Fische so häuffig zu, daß man sie auch ohne Netze mit den Händen greiffen kann. Oder: Man nimmt Honig des ersten Bienenschwarms, im May, so viel man will, ingleichen der rothen Schnecken aus den Häuslein, auch so viel man bedarf, leget sie in eine saubere Schüssel, thut Salz oder Sal Armoniac darzu; so zergehen die Schnecken. Man nimmt ferner der Nachtscheinenden Würmlein ein halb Pfund; und wenn man eine Salbe machen will; so nimmt man des Schwarmenhonigs zweymal so viel, als der Schnecken sind, auch ein halb Pfund Würmer, und macht eine Salbe in ein Büchslein, und so man fischen will, bestreichet man die Hände damit.

d) Fische, so in tiefen Seen oder Wassern sind, dahin zu bringen, daß man sie mit Händen fangen kann. Grabe im Brachmonat Ochsenzungen, stoß das Kraut und die Wurzel, und nimm des Pulvers ein wenig, mische auch etwas Nepkensaft darunter, bestreich die Hand damit, und stoß sie in das Wasser, da die Fische innen sind; so kommen sie dir zu Handen. Oder: Nimm ein halb Loth oder 16 Kuckelkörner, ein Loth Fenchel, Dillsamen, etwas weniger, als der vorigen Stücke, stosse sie zusammen, darnach nimm ungeschmälzt Schöpsen Unschlitt in der Grösse eines Eyes, und eine halbe Eyerschale voller Honig, mit ein Viertel Pfund Schaafkäß, stosse und

menge

menge alles untereinander, thue auch ein wenig Kampher darzu; so wird ein Taig daraus. Mache Kügelein, etwa so groß, als die Kuckelskörner sind, und wirf sie in die Tiefe des Wassers. Wenn die Fische anfangen, zu blicken, so ist es ein Anzeigen, daß sie das Aas gegessen haben. Warte darnach noch eine halbe Stunde; so fahren sie selber an das Land, und kehren das Weisse über sich; so kannst du sie mit kleinen Hämlein fein heraus fangen. So der übrige Taig hart wird; so erweiche ihn wieder mit gebrannten, oder sonst mit starkem Wein, so du ihn brauchen willt.

e) Mit lebendigem Kalch, vornemlich in stillstehenden Wassern, Fische zu fangen. Zwey Menschen ziehen einen Sack mit Kalch in dem Wasser hin und her; so werden die Fische alle blind, und kommen auf das Wasser, daß man sie mit Händen fangen kann.

f) Fische toll zu machen, daß sie das Weisse über sich kehren, und selber an das Land fahren. Nimm ein halb Loth oder 16 Eocle, ein halb Loth Fenchel, Dilsaamen etwas weniger, denn vorige 2 Stücke, stoß sie zusammen; darnach nimm ungeschmelzt Schaafunschlitt, so groß, als ein Ey, und eine halbe Eyerschale voll Honig, mit einem Viertel Pfund Schaafkäs; stosse und menge es durcheinander, thue auch ein wenig Kampher dazu, mache einen Taig daraus, verfertige davon solche Kügelgen, wie die Eocle gewesen sind; wirf sie in das Wasser; so sie anfangen zu blitzen, ist es ein Zeichen, daß sie das Aas gegessen haben. Warte sodann nur eine halbe Stunde; so fahren sie selber an das Land, und kehren das Weisse über sich; alsdann sind sie mit einem Hämlein zu bekommen. Der übrige Taig wird bey wiederholtem Gebrauch mit Wein oder Branntewein weich gemachet.

Fischerleine, s. Fischerschnur.

Fischernetze, s. Fischgarn.

Fischerordnung, s. Fischordnung.

Fischerrohr, s. Fischerruthe.

Fischerruthe, Fischerrohr, lat. Arundo piscatoria, franz. *Canne à pecher*, nennet man die Ruthen oder das Schilfrohr, dergleichen die Fischer bey dem Fischfang zu ihren Netzen und Garnen brauchen.

Fischerschnur, Fischerleine, lat. Funiculus piscatorius, franz. *Ligne de pecher*, heissen die Schnüren und Leinen, welche die Fischer besonders zu ihren Zuggarnen, oder sonst bey dem Fischfange gebrauchen.

Fischerzeug, s. Fischzeug.

Fischfalcken, Fischerfalcken, sind eine gewisse Art von Falcken in Indien, die an Farbe und Gestalt den kleinen Europäischen Falcken ähnlich sehen, wie sie denn auch dergleichen Waffen und Schnäbel haben. Sie setzen sich auf die Bäume, die am Ufer der Flüsse stehen, und so bald sie einen Fisch erblicken, fliegen sie hart am Wasser hin, fassen den Fisch mit ihren Klauen, und

schwingen sich sofort in die Luft, ohne daß sie die Flügel im Wasser benetzet haben. Den gefangenen Fisch verschlucken sie nicht ganz, sondern zerfleischen ihn mit dem Schnabel, und verzehren ihn stückweise.

Fischfang, Fischerey, lat. Piscatio, Piscatura, franz. *Poissonnerie*, bedeutet die Art und Weise zu fischen, welche sehr verschieden ist, nach Art und Gelegenheit des Orts und der Fische, die gefangen werden. In grossen Wassern, so flache Ufer haben, fischet man mit langen und breiten Netzen oder Fischwathen, welche mit unten anhangenden Bleystücken oder Eisengewichten beschweret, und oben mit vielen eine Elle weit von einander an den Obersaum angehefteten, von Pantoffelholz, dürren Weiden- oder Birkenholz, oder Pappelweidenen Rinden gemachten Flöss sen, welche das Garn in die Höhe halten, versehen sind, diese Netze werden an lange Stricke gemacht, an beyden Seiten von Fischern gezogen, und wenn man die Fische beschlossen, heraus ans Land geschaffet. An tiefen Orten werden die Wurfgarne gebraucht, welche unten bleyerne Kugeln haben, und sich oben enge mit einem Seil zusammen ziehen lassen; diese werden also in das Wasser geworfen, daß sich das Netz in der Runde auf demselben ausbreite, und mit dem Bley schnell zu Boden sinke. Wenn man es nun in die Höhe ziehet, und zusammendrehet, so fället es wegen des anhangenden Bleyes auch unten zusammen, und beschliesset also alles, was von Fischen darinnen ist, welche damit herausgezogen, und ans Garne an behörige Orte geschaft werden.

Bey kleinen Flüssen und Bächen, bedienet man sich der sogenannten Garnsäcke und Netze, welche von einem Rand des Flusses bis an den andern reichen, und also den ganzen Fluß in der Breite mit überstellen, da denn vor dem Netze den Fluß aufwerts, etliche in einem Kahn die Fische mit denen Trampen, Strudeln oder Störstangen, aus ihren Löchern und Höhlen in das Garn jagen, in welchem sie sich verwickeln und gefangen werden. Man fischet auch in denen kleinen Flüssen und Waldbächen mit grossen und kleinen Fischbeeren oder Fischhamen; wo nun die Fischer meynen, es seye etwas vorhanden, setzen sie die Beeren vor; einer stöhret mit der Fischtrampe unter die Wurzeln der an dem Ufer stehenden Bäume, erschreckt also die darunter verborgene Fische, und jaget sie hervor, daß sie mit grosser Furcht entfliehen, und in den Beeren fallen; so bald derjenige, der denselben hält, dieses vermerkt, hebt er den Beeren empor, und schaft die Gefangenen heraus in einen Fischkasten, oder in das am Ufer mit Wasser angefüllte Fischwännlein. Oder: die Breite des Flusses wird mit dicht an einander gesätzten Beeren wohl versetzt, daß sie von einer Seiten, oder von einem Ufer des Wassers bis zum andern reichen, hernach gehen die andern mit Strudeln oder Trampen, treiben und jagen die Fische, stieren auch unter alle grosse im Fluß liegende Steine, weil die Forellen gerne darunter rasten,

bis

bis sie solche in die Hamen oder Fischbeeren jagen. Hieher gehöret auch das Fischen mit denen Reussen, die an solchen Orten in den Flüssen auf den Grund gesenket werden, wo man weiß, daß die Fische ihren Strich hin zu nehmen pflegen. Man muß sie jederzeit mit dem Mundloch nach dem Strohm richten, weil die Fische gegen und nicht nach dem Wasser ihren meisten Gang haben: Damit sie aber desto lieber eingehen, werden dieselben mit allerley Ködern oder Querdern angelockt, die man hinten bey dem kleinen Thürlein, dadurch man die gefangenen Fische heraus nimmt, hineinzulegen pfleget. Die Reussen werden von den Fischern auf den Abend gelegt, und des Morgens wird wieder dazu gesehen. So lange die Laichzeit der Fische währet, nämlich von dem April und May an bis in den Augustum, ist das Reussenlegen verbotten; es fangen sich aber die Fische lieber im Frühling, als im Herbst.

Die Fischerey in den Teichen, wird beydes im Frühling und Herbst vorgenommen, nachdem nämlich die Teiche in einer Landesart liegen, da man sie zu einer von gedachten beyden Jahrszeiten am nützlichsten verkauffen und an den Mann bringen kann. Als im Catholischen werden die Fische am meisten zur Fastenzeit gesucht, um Leipzig gegen die Meßzeiten nach Ostern und vor Michaelis, u. s. w. Nachdem nun der Teich groß oder klein ist, und nachdem er viel oder wenig Wasser hat, darnach muß man auch vorher den Schlegel, Zapfen oder die Brettlein am Ständer ziehen, damit der Teich zu der Zeit, wenn man fischen will, recht bequem dazu seye. Solches Fischen geschiehet früh Morgens in der Kühle am besten, denn da bleiben die Fische lieber, lassen sich auch lieber führen. Wenn man nun mit der Wathe oder dem Fischnetze ziehet, pflegt man im ersten Zug meistentheils Hechte zu bekommen, weil dieselbe nicht gerne im trüben Wasser bleiben; im andern und dritten Zuge aber, wenn das Wasser ganz ausgetrübt worden, werden erst Karpfen gefangen. Bey jedem Zuge werden die Fische von dem Fischer sortiret, die Hechte alleine, die grossen und kleinen Karpfen, jede Sorte alleine, und die Speisefische alleine, in die beym Auszug stehende und mit frischem Wasser gefüllte Fischwannen gethan, hierauf gewogen, und wenn sie von jemanden behandelt, demselben sogleich übergeben, oder aber, wo man sie nicht gleich verkaufen kann, in die nächstgelegene Behälter oder Einsätze eingelassen. Bey Teichen, welche Ständer mit Vorsetzbretlein haben, kann man das Ausreissen der Fische mit einem vorgesetzten Dratgitter, welches so eng seyn muß, daß kein kleiner Fisch mit durchgehen kann, bey Schlegeln oder Zapfenständern aber damit verhüten, daß Anfangs der Zapfen nur ein wenig gelüftet, hernach aber auf die Helfte gezogen wird, damit das Wasser sein sachte ablauffe, so bleiben nicht viel Fische im Schlamm stecken, dabey denn die Fischer wohl Achtung geben müssen, daß sie die im Schlamm liegende Karpfen nicht gar vertretten.

Man ſoll auch dieſe Fiſche beym Herauslangen nicht grob drücken, ſtoſſen oder werfen, ſondern fein gelinde und ſittſam mit ihnen umgehen, ſonſt werden ſie matt und ſchwach davon, dauren nicht gerne, und ſind weder in den Fiſchbehältern lange zu behalten, vielweniger über Land zu führen. Wenn etwan bey dem Ablaſſen etliche Fiſchlein durch das Zapfenloch möchten in die Ablaßrinne gekommen ſeyn, alſo daß ſie darinnen bleiben und verderben müßten, ſo verſtopfet man den Ablaß, bis ſich dabey wiederum eines halben Knies tief Waſſer geſammlet hat, alsdenn ziehet man den Zapfen wieder jählings heraus, und ſetzet am Ausgang der Ablaßrinne einen Fiſchhamen oder Beeren vor, oder verwahret den Abfall auſſerhalb des Dammes mit einem Zaun, ſo ſtoſſet das ſtarkflieſſende Waſſer die Fiſche durch die Ablaßrinnen heraus, welche ſodenn entweder ſich ſelbſten in dem vorgeſetzten Hamen fangen, oder vor dem Zaun ſtehen bleiben, und allda heraus gelanget werden können.

Die Fiſcherey in Seen, die in ihrer Gröſſe und Weite auf etliche Stunden oder Meil Wegs weit ſich erſtrecken, und ſehr tief ſind, erfordert einen unverdroſſenen, wachſamen und hurtigen, mit allerhand nothwendigen Fiſchzeuge und Kahnen gerüſtetem Fiſcher, welcher der Strich- und Laichzeit aller, oder doch der meiſten und beſten Seefiſche, kundig ſey, weil ſie zu ſolcher Zeit am leichteſten zu fangen, ſonſten aber alle Mühe und Arbeit vergeblich fallen würde. Hiernächſt muß dergleichen Fiſcherey, frühe ehe die Sonne aufgegangen, und Abends nach ihrem Niedergang, bey ſtillem Wetter, auch beſſer bey trübem und mittelmäſſigem, als klarem und groſſem Waſſer, ingleichem mit Beobachtung des Windes, angeſtellet werden, dergeſtalt, daß, was das letztere anbelangt, der Fiſcher, wenn der Südwind wehet, die Netze gegen Norden, und wenn man Nordwind hat, gegen Süden ziehe, und eben dieſes auch mit Oſten und Weſten in Acht nehme. Man kann vorhero durch eingeworfene Speiſen die Fiſche an einen Ort, wo man fiſchen will, hingewöhnen. Vom Fiſchfang mit Netzen, Garnen, Bähren, Fiſchahmen ſiehe unter dieſen Artickeln. ſ. a. Angeln, Eisfiſcherey, Fiſchjagd, Fiſcherkunſt, Fiſchneyde, Schwädenricht.

Die Nachtfiſcherey, oder das Fiſchen bey der Nacht iſt, auſſer wo eine Herrſchaft ſelbſten zu Zeiten dergleichen zur Luſt vornimmt, billig eine in allen Fiſchordnungen verbottene Fiſcherey, durch welche, weil ſie gemeiniglich nur von eigennützigen Leuten und böſen Buben vorgenommen wird, auch das beſte Fiſchwaſſer in kurzer Zeit völlig ausgeödet werden kann. Es pflegen aber dergleichen Mauſekröpfe bey der Nacht an den Flüſſen auf Kähnen zu fahren, oder bey den Bächen am Geſtade mit Strohfackeln und angezündeten Spänen zu gehen, und ſowohl die dem Schein des Lichtes zueilende Fiſche, mit allen klumpſen Plumpen und Dogen auf

auf die Köpfe zu schlagen, und folglich wegzufangen, als auch die Krebse, die gleicher Gestalt aus ihren Löchern dem Lichte zueilen, heraus zu langen. Endlich ist noch eine, wiewohl unzulässige und höchst strafwürdige Art von einer Fischerey, da böse und ungewissenhafte Leute durch allerhand verbottene Stücklein, z. Ex. aus gewissen Sachen verfertigte Kügleln ins Wasser werfen, die Fische betäuben, und über sich zu schwimmen nöthigen, wodurch sie nicht allein die Fische ausöden, sondern auch die Wasser selbst, sonderlich wenn es stehende Wasser sind, mit einem giftigen Geschmack verwüsten, inficiren, und in Grund verderben, dergleichen Leute billig auf Betretten mit starker und unnachläßlicher Leibesstrafe angesehen, auch allen Apotheckern und Materialisten verbotten werden sollte, die darzu dienlichen Körner und andere dergleichen verdächtige Waaren gar nicht, oder doch wenigstens nicht jedermann so gar gemein zu verkaufen.

Fischfeinde, s. Fisch.

Fischgarn, Fischnetze, Fischergarn, Fischernetze, lat. Rete, Sagena, franz. *Rets*, *Seine*, *Filet a pecher*, ist ein grosses Netz, welches von häusenem starken Zwirn gestrickt wird. Es bestehet aus 2 Wänden, welche so hoch seyn müssen, daß sie auf dem Grunde anstreichen, am obern Theil aber auf dem Wasser schwimmen. In der Mitten ist etwa eine 2 Klaftern lange tiefe, welche man den Sack oder Kütel nennet, und worinnen sich die Fische fangen. An dem obern Saume werden von dürren Weiden oder Birken gemachte Flossen, eine halbe Elle weit voneinander, angeheftet, welche das Garn in die Höhe halten; der Untersaum aber wird mit Eisen und Bleygewichte beschwerret. Man hat verschiedene Arten derselben, deren jede ihren besondern Nahmen führet, als: Fischwathe, Streichwathe, Eisnetze, Treibgarn oder Beutelnetze, Wurfgarn, Koffer- oder Sackgarn, Fischrasse, Fünfpforte, Taupel oder Tauchpeerngarn, so auch Quadernetze genennet wird, *Eprevies* oder Sperbergarn. Weiter können hieher gerechnet werden die Garnsäcke, Fallsäcke, Schleppsäcke, Grundlingssäcke, Hahmen, Krazhahmen, Kötscher, Krebskötschergen ꝛc., wovon unter diesen ihren Nahmen nachzuschlagen. s. a. Fischzeug.

Fischgeheimnisse, s. Fischers Künste.

Fischgeräthe, s. Fischzeug.

Fischgerechtigkeit, s. Fischrecht.

Fischgeyer, s. Geyer.

Fischhaacken, ist ein mäßiger eiserner Haacken, der an einer langen und leichten Stange bevestiget ist, und dessen sich die Fischer bey Hebung der Neussen, Garnsäcke u. d. g. zu bedienen pflegen.

Fischhälter, Fischbehälter, lat. Piscina, Vivarium, franz. *Vivier*, sind kleine Teiche, worinnen die in der Haushaltung nöthige, und zur Verspeisung bestimmte Fische gesetzet werden, daß man sie, wo es die Noth erfor-

erfordert, ohne groſſe Mühe ſenken und heraus langen kann. Bey Anlegung derſelben hat man vornemlich auf die Beſchaffenheit des Bodens der Fiſche zu ſehen, welche man in ſelbigem aufbehalten will. Denn die Behälter vor die Karpfen müſſen einen leimichten Grund haben; iſt er nun von Natur ſchon ſo beſchaffen, ſo iſt es deſto beſſer vor die Fiſche; wo nicht, ſo muß man die Erde bis auf den harten Grund ausgraben, und hingegen wohl Ellen hoch mit Leimen anfüllen laſſen. Kann man warmes leimichtes Bachwaſſer haben, iſt es um ſo viel beſſer, und wird der Nutzen davon gröſſer ſeyn, als der, den man von andern Quellen zu gewarten hat. Bey Hechten und Forellen iſt es juſt umgewandt; denn dieſen muß man friſches, und ſpringendes Quellwaſſer in die Behälter ſchaffen; doch muß jeder Gattung ihr beſonderer Platz eingeräumet werden, damit ſie nicht ungetreue Nachbarſchaft mit einander halten mögen. Die Forellen, ſo in Behälter verwahret werden, kann man mit Lebern ſpeiſen, oder man unterhält ſie auch ſonſt wohl, ſo wie auch die Hechte, mit andern kleinen ſchlechten Fiſchen, oder derſelben Brut. Eine gute Forellenſpeiſe giebt auch, wenn man ein Maas geſchrotener Gerſten in einem groſſen Topf mit Waſſer ſo lange kochet, bis ſie ſchier zu einem Mus worden, nach dieſem aber das Waſſer von der Gerſte abſeihet, und wenn dieſe kalt genug, ſodenn ein halb Maas Rindsblut darauf gieſſet, und beedes zuſammen ein wenig ſieden läßt, und ſolches letztlich auf eine mit Leiſten verſehene Tafel gieſſet, daß gleichſam ein Kuchen daraus wird, welchen man nach Belieben in groſſe und kleine Stücke ſchneiden, und den Forellen in den Behälter geben kann. Denen Karpfen muß in denen Behältern gleicher Geſtalt ihr Unterhalt verſchaft, und ihnen Brod, Malzträber, oder aus Leimen, Kleyen und Schaafmiſt geknetete und gebackene Kugeln zu Zeiten vorgeworfen werden.

Fiſchhahmen, Fiſchhame, Fiſchbeeren, lat. Tragula, Everriculo, iſt ein tiefes, rundlicht geſtricktes, und an einer weiten hölzernen Gabel mit einem Bügel beveſtigtes Netze, wovon man groſſe und kleine Sorten hat. Die groſſen, womit man in flieſſenden Waſſern oder Teichen fiſchet, müſſen etwas weitläuftig und mit groſſen Maſchen geſtrickt ſeyn, damit die kleine Fiſchbrut dadurch fahren, und im Waſſer zurücke bleiben möge. Mit den kleinen aber, welche auch kleinere Maſchen haben, pfleget man meiſtentheils nur die bereits gefangene Fiſche aus dem Fiſchkaſten oder andern Fiſchbehältniſſen heraus zu fiſchen. Eine beſondere Art aber ſind die ſogenannten Tauchhahmen oder Tauchnetze, wovon unter dieſer Benennung nachzuſchlagen.

Fiſchhaus, iſt ein Gebäude, welches an einem Fluß, Bach, oder anderm waſſerreichen Orte alſo angelegt iſt, daß man darinnen allerhand zum täglichen Gebrauch benöthigte Fiſche friſch erhalten, und mit gehöriger Speiſung verſehen kann. Die Länge und Weite deſſelben ſtehet in dem Belieben eines jeden, der

der dergleichen anlegen will. Die Tiefe der mit kiefernen Pfosten ausgesetzten Fischkästen, oder voneinander abgesonderten Fischbehältnisse aber muß wenigstens 3 eine halbe bis 4 Ellen seyn, damit sich dieselbe bey grossen Wassern nicht übergeben, und die verschiedene Sorten Fische nicht untereinander kommen mögen. An einem fliessenden Wasser ist die beste Gelegenheit dazu, weil die Fische daselbst immer frisches Wasser haben können, welches durch die in die Pfosten gebohrten Löcher oben eindringet, unten aber wieder seinen Ausfluß hat. Ist aber dergleichen Gelegenheit nicht vorhanden; so muß man wenigstens lebendiges Wasser von einem Brunnen oder einer andern etwas höher gelegenen Quelle hineinzubringen trachten, und in das Fischhaus einen Zapfen machen, damit das Wasser, wo nicht ganz, doch gröstentheils zu gewissen Zeiten abgelassen werden könne. Kann man es ganz ablassen; so soll man im Frühling und Herbst, wenn keine Fische darinnen sind, und das Wasser abgelauffen ist, die Kasten auf eben solche Art zu reinigen suchen.

Fischjagd, Fischjagen. Obwohl das Jagen eigentlich nur mit dem Wildpret zu thun hat; so geschiehet es doch, daß die Fischer auch bisweilen eine Fischjagd im Wasser anstellen, und zwar auf folgende Art: Etliche Personen nehmen grosse Hamen, und setzen sie nebeneinander, also, daß sie den ganzen Fluß, von einem Ufer zum andern, mit Hamen besetzen, und gehen etliche hinauf und schlagen mit den Stürben oder Störstangen, daß sie die Fische aus ihren Löchern auf das Wasser, und denn allesammt herunter in die Hamen jagen. Wenn sie mit dem Schlagen zu ihnen kommen, so heben sie alle ihre Hamen auf, und sehen, was gefangen worden. In den Seen aber, die nicht gar zu tief sind, und unten einen gleichen Grund haben, wird das Jagen also angestellet: Man stellet ein Jagdnetze oder etliche nebeneinander, darauf begiebt sich eine Parthie auf die kleine Schiffgen oder Kähne, und jagt alsdann die Fische solchergestalt ins Netze. Es giebt auch an einigen Orten Triebvögel (denn also nennen sie die Fischer), welche grösser, als eine Ente sind, und also genennet werden, weil sie die Fische im Herbst, etwa um Martini, häufig vor sich treiben, bis sie zu Lande oder an das Ufer kommen, und sie also entsteigen, daß sie oft aus Furcht vor ihnen heraus auf das Land springen. Darauf lauren die Fischer mit ihren Netzen, und fangen also die zusammen getriebene Fische häufig hinweg. Dieser Triebvögel Feind ist der Gänserich, der oft unter sie schießt, und sie verscheucht und auseinander stöbert. Darum bemühen sich die Fischer gar sehr, daß der Gänserich erschossen, und aus dem Wege geräumet werde.

Fischkasten, lat. Vivarium, franz. *Reservoir à Poissons*, ist ein hölzernes Behältniß, welches an den Seiten mit Löchern, oben aber mit einem Deckel und Schlosse versehen, und zu Verwahrung der Fische dienlich ist.

Man

Man macht sie von verschiedener Form und Größe, klein, länglicht, in Gestalt eines Kahnes, oder ablangviereckigt, da sie an der vordern schmalen Seite, womit sie aus dem Wasser gezogen werden, ebenfalls wie ein Kahn zugeschärft, und nach Gefallen groß, klein oder mittelmäßig sind. Sie werden mit einer Kette oder mit einem Strick an einem in das Wasser geschlagenen Pfahl angehängt. Sind aber, wo sie nicht einen sichern Ort haben, den Nachstellungen böser Leute und den Fischdieben zum öftern unterworfen. Es giebt auch unbewegliche Fischkästen, welche in Flüssen, Bächen, Röhrbrunnen, und andern Wasserreichen Orten gebauet sind; wovon die zum täglichen Gebrauch nöthigen Fische, in Ermanglung eines Fischhauses, gebracht, und verwahrlich aufbehalten werden.

Fischkessel, s. Fischloch.

Fischköder, s. Köder.

Fischkörnung, s. Köder.

Fischkorb, ist eine besondere Art geflochtener Körbe, welche in das Wasser geleget werden, um die Fische darinnen zu fangen. Sie werden aber auch bloß dazu gebrauchet, die Fische in das Wasser zu setzen, wenn man sie eine Zeitlang aufbehalten will.

Fischkrankheiten, s. Fisch.

Fischlaich, Laich, Leich, lat. *Semen piscium*, franz. *Fraye*, *Glaire*, *Semence des Poissons*, heisset der von denen Fischen weiblichen Geschlechts zu gewissen Zeiten ausgelassene Rogen, woraus hernachmals die kleinen Fischlein entstehen. Wenn man solchen Laich geschickt fangen, und andere Teiche damit besetzen will; so hat man folgendes zu beobachten: Man nehme die Wurzel von einer Weide, so am Wasser gestanden, und die recht sticht, wasche die Erde mit Wasser rein davon ab, und binde selbige an einen Pfahl in einem Teich, so werden die Fische sogleich daran streichen, und ihren Saamen in Form der Krebseyer, nur daß sie so rosch nicht sind, daran hängen lassen. Hierauf aber muß man alle Tage gute Acht haben; denn wo die Sonnenhitze selbigen ergreiffet, so werden sofort in Zeit von 24 Tagen lebendige Fische daraus, und gehen alsp davon ab; daher, so bald man siehet, daß sie daran gestrichen, muß man den Pfahl mit der daran gebundenen Weiden ausheben, und den Saamen in einen andern Teich bringen; so wird, wenn man den Pfahl so tief hinein schlägt, daß die daran gebundene Weidenwurzel, woran der Saame ist, etwan eine Querhand tief unter das Wasser kommt, in Zeit von 14 Tagen eine ziemliche Menge Fische in selbigem Teich zu sehen seyn. Einige rathen, man solle diese Besetzung um Georgi Tag vornehmen; ob aber nothwendig seye, sich an die Zeit so genau zu binden, läßt man dahin gestellt seyn.

Fischloch, Fischkessel, heißt der tiefeste Ort in einem Teich, wo der Schlegel, Zapfen oder Stänber, und der Ablaß desselben sich befindet. Wenn dieser Kessel aufs höchste 3 Ellen ordentliche Wasser-

Wasserliese hat; so wird er auch in dem härtesten Winter nicht ausfrieren, welches die vornehmste Eigenschaft eines solchen Fischlochs ist.

Fischmeister, wird derjenige genennet, der bey grossen Landwirthschaften die Aufsicht über die Fischerey hat. Vermöge seines Amtes muß er demnach so viel möglich den Schaden seines Herrn zu verhüten und dessen Nutzen zu befördern suchen. Insbesondere muß er das ganze Jahr hindurch, so viel an ihm ist, mit Neussen legen, Netzen, Hahmen, Garnsäcken, Wathen, Wurfgarnen, und auf andere Art, sowohl im Winter unter dem Eis, als auch zu andern Zeiten, auf denen Ströhmen, in denen Bächen, Seen, Lachen, und Tümpeln, bey stillem Wetter sich der Fischerey befleissen, und so viel möglich die Intraden seiner Herrschaft zu vermehren suchen. Wenn er sich auf das Wasser begiebt, muß er allzeit ehrliche, erfahrne und tüchtige Männer zu seinen Gehülfen haben, welche nicht allein Stärke besitzen; sondern denen er auch trauen, und nicht besorgen darf, daß sie ihn, wenn er ihnen den Rücken zukehret, bestehlen, und die Fische einstecken werden. Was er von Fischen und Krebsen gefangen, muß er der Herrschaft anzeigen, und auch von der Anzahl und den Sorten der Fische dem Verwalter Nachricht geben, nebst Ausdrückung der Pfunde und Taxirung ihres Werthes, damit der Verwalter solche in seiner Rechnung unter die Fischeinnahme setzen könne. Er muß ohne Vergünstigung der Herrschaft keinem Menschen Fische geben, sie mögen lebend, oder abgestanden seyn. Er muß eine jede Gattung von Fischen, als Barmen, Karpfen, Hechte, Aale, und andere Speisefische, in besondern Behältnissen, und Kästen bewahren, damit er eine jede Sorte Fische, die von der Herrschaft verlanget wird, alsobald finden möge. Kommt er von der Fischerey wieder zurücke; so muß er allezeit die Netze, Garnsäcke und Wathen, da sie bisweilen in schlammigtem Wasser übel zugerichtet werden, rein auswaschen, aufhängen, treugen, und an gehörigen Orten verwahren, auch alle zur Fischerey gehörige Werkzeuge, wie sie ihm nach dem Inventario überantwortet worden, allezeit in gutem Stande erhalten, damit er zu keiner Zeit in der Fischerey gehindert werde. Fället irgendwo ein Mangel vor; so muß er zur Ausbesserung bey Zeiten Anstalt machen. Ist aber etwas so beschaffen, daß es zum Gebrauch gar nicht mehr tüchtig ist, und keine Ausbesserung mehr hilft; so muß er bey der Herrschaft anhalten, daß es neu angeschaft werde. Im Winter, oder auch zu andern Zeiten, wenn es bey der Fischerey so gar viel nicht zu thun giebt, muß er entweder die alten Fischnetze, Garnsäcke, Wathen, Hahmen und Neussen ausbessern, oder neue verfertigen. Er muß bisweilen die Fischbehältnisse des Nachts visitiren, damit er durch seine Vorsichtigkeit die Diebe abhalten möge. Er muß alle Tage etliche mal nach den Fischen sehen, ob sie noch alle munter und frisch sind. Wenn er siehet, daß einige wirk-

wirklich abgestanden, oder sonst gar matt sind, muß er solche alsobald von den andern absondern, und in die Küche liefern, damit sie von dem Gesinde gespeiset werden. Er muß wohl Acht haben, daß in den fliessenden Bächen, und kleinen Mühlgräben kein Flachs noch Hanf geröstet, und keine Sägspäne, Schalen, Staub von gebrannten Kohlen, noch anderes, was zu Verhinderung der Fischereyen, und Verschlemmung der Ufer gereichet, geschüttet, oder die Wasser in trockenem Sommer nicht gänzlich aus Noth abgeschlagen werden. Er muß allezeit dasjenige, wodurch der Herrschaftlichen Fischerey Schaden zugefüget wird, anzeigen, z. Ex. wenn die Bäche ausserhalb der Fluthzeit zur Wässerung und Aufbehaltung der Wasser ausgeleitet, oder gewisse Wehre, dadurch den Fischen der Gang gänzlich verhindert wird, aufgerichtet werden; auch allezeit Acht haben, wenn sich einige, auf den Herrschaftlichen Hegewassern im Fischen betretten lassen.

Fischmeve, s. Meve.

Fischnetze, s. Fischgarn.

Fischordnung, ist ein gemessener Befehl und Vorschrift einer Landesherrschaft sowohl gegen ihre Unterthanen, als auch andere, so sich in ihrem Gebiete aufhalten, wie es mit den Fischereyen gehalten, und aller Schaden und Verderb der Fischwasser verhütet werden solle. Vor diesem war jedem erlaubet, im Meere oder in andern Wassern, welche Strohmweise fliessen, nach Belieben zu fischen. Heutiges Tages aber ist diese Freyheit dergestalt eingeschränkt worden, daß niemand ohne sonderbare Erlaubniß fischen darf; indem sich Fürsten und Landesherren eben desjenigen Rechts über die Fischerey angemasset, dessen sie sich im Jagen bedienen. In öffentlichen grossen Flüssen ist die Fischerey dermassen verzäunet und beschnitten worden, daß niemand darinnen fischen darf, er habe dann solch Recht von der Obrigkeit gegen die Gebühr erlanget. Die verschiedene Arten, wie man dieses Rechts theilhaftig werde, s. Fischrecht.

Wir bleiben jetzo bey dem, was zur Fischordnung gehöret, und wollen zur Probe einer guten Fischordnung aus dem Churfürstl. Sächsischen Fischmandat vom Jahr 1711 folgendes hieher setzen: Erstlich ist anbefohlen, alle Hege und verbottene Fischwasser gänzlich zu meiden. Zu Nachtlägern und Auslösungen aber sollen die Fische um den gewöhnlichen Werth geliefert werden. In gemeinen Wassern soll niemand fischen, er seye denn des Orts und Dorfes Einwohner. Wo eine Gemeine über eine Communfischerey berechtiget ist, da soll einem jeden, der Nachbarrecht hat, zweymal in der Woche, und zwar Mittwochs und Freytags, jedoch mit diesem ausdrücklichen Beding, zu fischen erlaubet seyn, daß solches des Morgens von Aufgang der Sonne bis Mittags um 11 Uhr geschehe; und sollen diese Leute nicht allein die Hahmen im Wasser aufheben; sondern auch ihre Fischzeuge nach dem Gebrauch, und nach verrichteter Fischerey, in die Gerichte

zur Verwahrung übergeben, und nicht in ihren Häusern behalten; alles bey Verlust des Fischzeuges und 20 Gr. Straffe. Hausgenossen, Gesellen, und ander müssiges Gesinde aber, so sich darüber antreffen läßt, ist vor jede Person, nebst dem Verlust des Fischzeuges, auch mit 2 Silberschock Straffe zu belegen. Die Fache oder Fischreussen, Körbe, Semlein u. d. g. sollen nur vom Frühling bis auf Johannis zu stellen vergönnet seyn; und zwar in solcher Maaß, daß diese nicht über den ganzen Strohm geschlagen, sondern sowohl auf der Seiten, als noch in der Mitten in etwas, ja wo der stärkste Strohm gehet, wenigstens 12 Ellen offen gelassen werden, damit einestheils doch einige Fische vorbey gehen, und anderntheils auch die Flösse durchkommen können. Die Garnsäcke, Wathen und Reussen, wo sie einmal an einem Orte eingeführet sind, sollen auch daselbst beybehalten werden, und ist hierzu ein gewisses Maaß und Weite, welches diese halten sollen, angesetzt. Daher derjenige, so sich neues Fischzeug hat machen lassen, solches durch die Obrigkeit besichtigen lassen soll, ehe und bevor er solches brauchet. Alles andere verbottene Fischzeug aber, ist bey 5 Thlr. Straffe zu führen untersaget. Den Müllern ist auch vor ihre Hälter und kleine Teiche kein besonderes Fischzeug zu gestatten. Deswegen soll auch jährlich 2 mal Haussuchung gethan, und sich mit den Nachbarn darüber verglichen werden. Ueber dieses sind die Fluß- und Treibegarne oder Klebenetze, und ander Gezeuge, neben denen Schwederichen, so die Müller bey Nacht einzuhängen pflegen, die Einlegung der Gebündel, der Gebrauch der Streich- und Kratzhahmen, ingleichem alle Querder, und Einwerfung der Gekörne, wie auch das Nachtfischen mit Leuchten, Schalen oder Schieffern, bey Leibes- und Geldstraffe gänzlich verbotten. Die Lachen und Tümpfel, so im Sommer austrocknen, sollen in Beyseyn der Gerichte ausgeschöpfet, auch nach dem geordneten Maas Röhren und Löcher in die Wehre geleget, in fliessenden Wassern keine Flachs- noch Hanfröste geduldet, auch keine Sägspäne, Schalen, Kohlen, Gestäube von gebrannten Kohlen, oder Miltern, zur Verhinderung der Fischerey, und Verschlemmung der Ufer, in das Wasser geschüttet, wie auch keine neue Oelkörbe angebauet werden. Weiter sollen keine Fische unter dem geordneten Maaße aus dem Wasser genommen, und absonderlich die Forellen, Aschen, Dübel, Jessen, Weißfische, Hechte, Barmen, Persken, Aalraupen, Rothäuglein, Karauschen, Keßlinge, Schleyen, Rappen, Bleyen und Krebse unter dem einmal gesetzten Maaß nicht gefangen behalten, vielweniger verkauft, sondern alle dergleichen aus dem Fischzeuge wieder in die Wasser, darinnen sie gefangen worden, geworfen werden. Zu diesem Ende sollen die Modellen des Fischzeuges und der Fische, ihre Maaß in den Städten und auf den Fischmärkten allenthalben, wie auch in den Dörfern, bey den Gerichten an gelegenen Orten angehänget, und solches bey nahmhafter Straffe nicht unterlassen werden. Und so jemand

kleinere Fische, als die Maaße ausweisen, zum Verkauf bringen würde, demselben sollen die Fische ohne Bezahlung genommen werden, und die Räthe in den Städten schuldig seyn, an dieser Leute Obrigkeit, unter welcher sie gesessen sind, davon Bericht zu thun. Grosse Fische, als Karpfen, Hechte, Barmen, Rapzen, Dübel, Bleyen oder Pleen, Jessen, Bratfische, grüne Aale, Presken, Karauschen, Schleyen, oder andere Bratfische, dürfen anderst nicht, als nach den Pfunden, und nach Fleischergewicht; Schmerlen, Ellrissen, Kohlhäupte, Gründlinge, Steinbeisser, Kaulpersken ꝛc., bloß nach der Kanne verkauft werden, und nicht nach dem Schock, bey Verlust der Fische, und 5 Gülden Straffe, worzu nach Gelegenheit jede Obrigkeit eine gewiesse Taxe setzen solle Vornemlich soll kein Fischer sich unterstehen, die Brutkrebse mit heim zu nehmen, es seye denn ein solcher mit Kopf und Schwanz eines Fingers lang. Ingleichem soll auch nicht zugelassen seyn, von Martini bis Ostern Krebse zu fangen. Wiederum ist auch verbothen, die Krebse mit den Händen aus den Ufern und hohlen Löchern zu scharren. Von den Fischhändlern soll Zeugniß von ihrer Obrigkeit gefordert werden, daß ihnen der Fischhandel nachgelassen seye. Das Ausleiten der Bäche ausserhalb der Flutzeit, und sonderlich in der Laichzeit, und wenn die Wasser klein sind, soll so wenig, als auf den Bächen, unter dem Schein der Wässerung, Wehre zu haben, verstattet seyn. Auch soll niemand neue Striche, und Fallgänge machen; wie hingegen auch ein jeder, seine gefangene Fische sehen zu lassen, schuldig seyn solle. Das Fischen selbst solle am Sonnabend zu Mittag geendiget, und des Sonntags gegen Abend nach 3 Uhr wieder angefangen werden. Man soll auch keine Oelkuchen, Leim, Hanf, Rüben, Mahn und andere Fischköder oder Etzen brauchen, keine verbothene kleine Fische oder Krebse kauffen, bey Abschlagung des Mühlgrabens es dem Eigenthumsherrn der Fischerey, wie auch den Nachbarn, um sich darnach zu richten, anmelden; in und an den Bächen, wie auch im An- und Auflauffen der Wasser im Winkel oder Graben nicht fürsetzen; kein Gesellenfischen verstatten, noch auch die Müller durch Erweiterung der Mühlgräben, und Erhöhung der Dämme die Bäche austrocknen, und die Fische verderben lassen. s. a. Fischer, Fischerey, Fischrecht.

Fischotter, Otter, lat. Lutra, Lutris, Lytra, Canis fluviatilis, franz. *Loutre*, ist ein vierfüssiges schädliches Raubthier, welches sich sowohl auf der Erde als im Wasser aufhält. Es ist sehr schmal und lang; etliche sind über 3 Ellen lang, andere aber etwas kürzer und kleiner, nachdem sie alt sind. Ihr Fell ist schwarzbraun, sehr glatt und glänzend. Sie können nicht wohl lauffen, haben einen langen Schwanz, wie ein Windspiel, ohne daß dieser sehr langhaarig ist. Die Ohren sind spitzig, wie bey den Füchsen. Wenn sie im Sand gehen, haben sie die Art an sich, daß sie die Spur, wie die Füchse, mit ihren Schwänzen

zen wieder zustreichen. Des Nachts spüret man sie am ehesten, wenn sie Fingersbreit die Nasen aus dem Wasser stecken, und mit einem starken Brausen Athem hohlen, dahin man sich denn des Tages in solche Gegend verfügen, und ihnen am Rand nachspüren kann. Wenn man die Fischotter gespüret, muß man sich mit guten Otterhunden versehen, die sie aus ihren Schlupfwinkeln heraussuchen müssen. So nun der Hund laut wird, und mit den Füssen scharret, ist es ein Zeichen, daß er die Otter angetroffen. Ist man aber nicht wohl auf seiner Hut, so setzt die Otter ins Wasser. Inzwischen müssen Männer am Ufer stehen mit langen Gabeln, Stangen und Prügeln, die, wenn die Hunde ermüdet, in dem Wasser beständig auf die Otter zuschlagen, und ihr, wo möglich, einen tödtlichen Streich beybringen. Wenn die Hunde des Nachts die Otter fein stille suchen, ist es ein Merkmaal eines guten Hundes. Ist eine Otter wegen Breite des Flusses nicht zu finden, so müssen die Jäger Netze nehmen, dieselbe, so weit als sie vermeynen, daß sich die Otter aufhalte, an dem Ufer aufstellen, und hernach zu beyden Seiten mit langen Stangen sterlen und schmeissen; so wird die Otter hierdurch nebst den Otterhunden in das Netz getrieben werden.

Es giebt besondere Otterfänger, welche recht beissigte, kleine und beherzte Otterhunde haben, etwas gröſſer als die Dachskriecher, braun von Haaren, und mit steiffen Ohren zu beyden Seiten versehen, um ihre Löcher auszustöbern. Sie stellen auch dazu besondere Hahmen oder Netze vor, deren Gesenke auf dem Boden von Bley, das oberste aber Kork- oder Pantoffelholz ist, so schwimmen muß. Wenn nun die Fischottern bey dem Zipfel hineinschlupfen, und sich in die Höhe werfen, werden sie durch eine dreyzackigte Gabel gestochen, zum Theil auch durch ihr Pfeiffen verrathen und geschossen. Sie spüren sich fast wie ein Dachs, ohne daß die Ballen in ihrer Fehrte nicht so vollkommen, als bey dem Dachs zu sehen, setzen sonst meistens ihre Tritte zwey und zwey zusammen, wie die Marder, haben ihre Krallen, wie die Hunde, hinten aber wie Entenfüsse, sind so hart vor Haut, daß sie kaum das drittemal durchstochen werden, es müssen auch die Hunde oft lange zubringen, ehe sie dieselbe erwürgen, und ihnen ein Loch in den Balg reissen. Den langen Schwanz, den sie haben, gebrauchen sie zu ihrer Wendung im Wasser, welchen sie stark bewegen können, die Läufte aber müssen ihnen die Farth machen. Sie haben scharfe Fangzähne, wie die Hunde und können sich gegen dieselbe brav wehren.

An den Forellenwassern halten sie sich am liebsten auf, und wenn Wehre auf denselben sind, machen sie ihr Quartier gerne darunter. Sie setzen sich an die Sonne, trocknen sich auf Stämmen, und wissen die offenen Löcher im Eiß so wahrzunehmen, daß sie da herausgefahren kommen, wo eine Wuhne im Wasser, die nicht gar zu weit

davon entfernet ist. Sie haben ihren Wasserbau unter den Ufern, so, daß man daselbst keinen Aus- noch Eingang, vielweniger eine Röhre siehet, sondern sie müssen unter dem Wasser unter das Ufer fahren, und graben sie von unten auf in die Erde, daß sie daselbst nach Begehren trocken liegen können. Sie fangen die Fische meistens des Nachts, wenn sie die Tieffen der Wasser besichtigen, und unter dem Wasser so lange bleiben, als sie Othem halten können; will ihnen aber derselbe zu kurz werden, stecken sie die Nase heraus, holen wieder Luft, und fischen immer weiter fort. Wenn sie einen starken Fisch gefangen haben, so geniessen sie von demselben nichts als den Kopf, das übrige lassen sie liegen. Sie thun in einer Nacht sehr weite Gänge auf den Teichen und Fischbächen, um neue Fischwasser aufzusuchen, und ist ihnen sehr lustig zuzusehen, wenn wenn sie fischen, da sie unter dem Wasser öfters so geschwinde sind, als ein Fisch. Ihre angenehmste Speise sind die Krebse; wenn sie solche in den Fischreisen merken, kriechen sie mit solcher Begierde hinein, daß sie nicht wieder heraus können, und aus Mangel der Luft ersticken müssen, wiewohl sie sonst ein sehr Zähes Leben haben. An statt der Fische müssen sich ihnen auch öfters die Frösche ergeben.

Sie ranzen meistens um die Fastenzeit, da sie des Nachts mit sonderlich helllautendem Pfeiffen sich zusammen ruffen. Sie gehen 9 Wochen dicke, und bekommen meistentheils 3 bis 4 Junge, welche sie an den Rändern behalten, und dieselbe, wie andere Thiere, zu gewissen Zeiten säugen. So bald sie 3 oder 4 Wochen alt, gehen die Jungen mit ein und aus dem Wasser. Ihr Wildpret wird nicht gegessen; aus ihren Bälgen aber werden von den Kirschnern schöne Müffe und Mützen zubereitet. Es werden auch aus denselben Strümpfe verfertiget, welche den Podagrischen in ihren Schmerzen grosse Linderung verschaffen. Der aufgelegte Balg aber ist gut vor den Schlag, Schwindel und Hauptschmerzen, und aus den Haaren lassen sich feine Hüte verfertigen, welche noch weit besser, als die Castorhüte, gehalten werden. Das Fett zertheilet und macht zeitig, stärket die Nerven, und soll gut seyn, die verletzte Glieder zu schmieren. Die Geilen aber gedörret und gepülvert dienen wider das böse Wesen; doch sind sie nicht so kräftig, als die Bibergeilen; man nimmt sie von einem Scrupel bis auf ein Quintlein ein. Das Blut, mit Essig und Wasser vermischt, lindert das aufgelauffene weisse Geäder. So soll auch die im Backofen gedörrte Leber, gepülvert und eingenommen, die rothe Ruhr vertreiben.

Seine Fehrte macht er auf die Art, wie der Dächs, ausser daß die Ballen nicht so stark zu sehen seyn. Er setzt zwey und zwey Tritte bey einander. Wenn er in etwas tiefem Schnee gespühret wird; so schleppt er die Ruthe mit auf. Solches macht, daß er niedrige und kurze Läufte hat. Es wird von ihm weydsmännisch also gesprochen: Er fischet; steiget aus dem Wasser; geht

gehet über Land, nach andern Fischereyen; hat Baue; pfeiffet; ranzet, d. i. die Zeit der Vermischung; bringet Junge; wird todt geschlagen; hat einen Balg; wird gestreift. s. a. Fischotterfang.

Fischotterfalle, s. Fischotterfang.

Fischotterfang, ist die Art und Weise, wie die Fischotter gefangen werden. Die gewöhnlichste Arten sind folgende:

1) Mit einem Tellereisen, welches recht vest, und mit guten starken Federn und Schrauben versehen ist. Dieser Fang geschiehet theils im Wasser, theils auf trockenem Lande, theils auf den Kauyen und Sandhügeln, so aus dem Wasser hervorragen. Man nimmt nämlich vorbemeldtes Tellereisen, schläget zuvor ins Wasser 4 Stützen oder Mäcken, leget auf selbige Stangen, und sodann das Eisen darauf an dem Orte, wo er ein- und aussteiget, und vor den Bau, doch so, daß das Wasser über das Eisen gehe. Hierzu braucht man zwar eben keine Witterung; doch ist es besser, wenn man darauf die Witterung, die wir gleich beschreiben wollen, auf ein Rohrblatt streichet, und sie mit einem Stückgen Rohr auf das Eisen stecket, so daß das Rohrblatt aus und über das Wasser heraus zu stehen komme. Denn sodenn wird der Otter, wenn er unter dem Wasser, mit der Nase Luft zu schöpfen, hervor kommt, Wind von der Witterung empfinden, und gleich darauf zugehen, und sich fahen, indem er nicht länger unter dem Wasser dauren kann, als sein Othem währet. Oder man legt sothanes Tellereisen auf das Land, wo er seinen ordentlichen Ein- und Ausgang hat. Denn wo er einmal aussteiget, kommt er gemeiniglich wieder. Man schneidet es in die Erde so tief ein, daß es nicht zu sehen ist, bestreichet das Eisen mit schon gedachter Witterung, leget auf die Schrauben und Würbel entweder Papier oder Laubblätter, damit der Sand nicht darzwischen komme, streichet von dem Seitengemach den Sand darauf, und bedecket damit das Eisen ganz dünne; so ist die Stellung fertig. Dabey ist zu merken, daß man das Eisen sowohl im Wasser, mit einer Ketten, als auf dem Lande mit einer Ketten und Leine, die so lang sey, daß der Otter ins Wasser reichen, und sich ersauffen kann, anlegen muß. Denn sonst macht er leicht das Eisen zu Schanden; so aber ersäuft er gar bald im Wasser. Die Witterung auf den Fischotter wird also zubereitet: Man nimmt ein Viertel Pfund reines Schweinefett, oder ungesalzene Butter, läßt es in einem neuen und reinen Tiegel zergehen, hernach eine gute Handvoll Baldrian, drey Erbsen groß Bibergeil, zwey Erbsen groß Kampher, gröblich zerstossen, hineingethan, es miteinander braten lassen, und umgerühret, daß es nicht anbrenne. Wenn es nun gelblicht wird, nimmt man es vom Feuer, säuget es durch ein reines Tüchlein, und hebet es in einem glasirten Geschirre zum Gebrauch auf. Diese Witterung kann auf ein Jahr dauren. Oder man nimmt auch

nur wilde Krauſemünze, und reibet das Eiſen damit.

2) Mit Stangeneiſen, welches alſo vorgenommen wird: Man nimmt das Stangeneiſen, ſtellet es gleichfalls auf Mücken in den Flüſſen Bächen und Waſſern, an die Dämme und Mühlengerenne, wo der Otter ſtreichet, fiſchet, und nach den Fröſchen gehet, auch in die Teiche an einem Drat auf. Wenn nun der Otter kommt und ſtreichet; ſo trift er an den Drat oder Saite, er mag von einer Seite kommen, von welcher er will, und fänget ſich. Dieſes Eiſen iſt ſehr gut, und läßt ſich recht wohl prakticiren. Es fängt auch beſſer, als die Tellereiſen, und wird nicht leicht einer, wenn er an die Saiten trift, entgehen. Man braucht ſie auch vor die Biber. ſ. Biberfang.

3) Mit einer Fiſchotters Falle, welche alſo zubereitet wird: Man nimmt dazu 2 Säulen, dritthalb Ellen hoch, und ſalzet in beyde auf einer Seite einen recht gleichen und glatten Falz, machet ein Querholz oben von 2 Ellen breit darauf, und zapfet es oben ein. Durch dieſes kommt ein Loch, ſodann 2 Kloben darauf; in die Falze leget man einen Klotz, in welchem eiſerne Spitzen ſeyn, ſo nahe, daß zwey den Otter treffen können. Unten wird gleichfalls ein Querriegel gemacht, womit die Säulen unten zuſammen halten müſſen. Jedoch muß dieſer Riegel in der Mitten unten einen Falz haben, welcher ganz durchgehet, auf daß die eiſerne Spitzen durchfallen können, inmaſſen, wenn die Falle etwa leer abſtele, und mit den Spitzen in die Riegel träffe, ſelbige wieder ſchwer heraus zu bringen ſeyn würde. Vom Klotz gehet ein Leingen von Haaren oder Drat durch das Loch über die beyde Kloben, und von dar an die Säule herunter, bis an das Schnellholz. In dieſer Säule iſt ein Kerb, an der andern Säule aber wird ein Drat oder Saite angemacht, welche über zwey Querfinger breit über das unterſte Querholz nicht gehen darf. An der Saite iſt ein glatter Ring, woran ein Bändgen gebunden iſt, und unten an das unterſte Querholz gehet. Die Spitzen aber von den Säulen müſſen mit eiſernen Schuhen beſchlagen ſeyn, daß man ſie bey denen Stellungen gut und wohl unten im Waſſer einbringen kann. Dieſe Falle ſtellet man in die Fluthrennen der Teiche, kleinen Bäche und Flüſſe, eine, zwey oder drey derſelben, nach der Gröſſe der Bäche und Flüſſe, nebeneinander, damit der Otter nicht vorbeyſtreichen kann, an die Orte, wo er zu fiſchen pfleget, ſolchergeſtalt auf: Man nimmt das Leingen, ziehet den Klotz in die Höhe, und das daran gebundene Stellholz in den Kerb, faſſet den Ring an dem Querbrate, und ſtecket ihn an das Stellholz, ſo genau und knap, als es nur möglich. Man kann auch die Säulen alte Stücke Holz lehnen, doch ſo, daß ſie nicht in die Falle fallen können. Dadurch wird dieſelbe etwas verwildert. In groſſe Flüſſe kann man ſie nicht gebrauchen.

4) Mit Netzen und Hunden. Auſſer den Biberhunden, die

die an ihrem Orte beschrieben worden, kann auch folgende Art gebrauchet werden: Man stricket eine Wathe von Bindfaden, wie zu Rehenetzen genommen wird, 24 Maschen hoch, da jede Masche von einem Knoten zum andern 4 Zoll hält. Die Länge richtet man nach der Breite des Flusses oder Baches ein; unten aber kommt Bley und Gesenke, wie an den Fischerwathen. Man stellet sie auf Forcheln, wie die Rehe- oder Haasennetze gestellet werden, quer über den Fluß, und wenn er breit ist, zuweilen 2 oder 3 nebeneinander. An den Netzen bleiben 2 Mann bey den Leinen, die Achtung geben, wenn der Otter kommt, rücken sodann, wenn derselbe in der Wathe ist, die Unterleine in die Höhe, und ziehen die Wathe geschwinde heraus, damit sich der Otter nicht durchbeisse. Wenn die Wathe gestellet ist, gehet der Otterfänger mit den Hunden, und suchet den Otter auf, so bald er denselben findet, will er im Wasser weiter durchgehen, und geräth darüber in die Netze.

5) Durch den Schuß, welches gar leichte angehet. Denn zur Winterszeit, wenn die Bäche, Teiche und Flüsse zugefroren sind, suchet der Fischotter Löcher, und siehet, wie er in die Flüsse, Bäche, oder Teiche kommen möge, gehet seiner Nahrung nach, indem er von Fischen lebet, und weißt auch die Löcher und Wuhnen sehr genau. Wenn ihn nun der Weydmann spühret, so gehet er hin an die Oefnung oder das Loch, stellet sich an selbiges hin und wartet, bis wieder herum komme, wenn er nicht lange darinnen bleibet, sondern bald wieder heraus kommt, und den gefangenen Fisch auf dem Eise verzehret. So bald er nun auf das Eis heraus ist, so bald muß ihn auch der Weydmann schiessen; dabey aber, wo er ihn nicht recht getroffen, daß er auf der Stelle liegen bleibt, sondern vielmehr wieder ins Wasser gehet, geschwinde zueilen, daß er ihn, wenn er wieder in die Höhe gehet, ergreiffe, oder durch gute Hunde herauslangen lasse. Sonst sinkt er unter, und kommt nicht wieder in die Höhe, sondern frieret unten am Eise, an, und gehet also der Balg verlohren.

Uebrigens ist zu merken, daß der Fischotterfang ein Regale seye, ob er aber zur forstlichen Obrigkeit oder zur Fischerey gehöre, darüber streiten die Rechtslehrer. s. Biberfang.

Fischotterhunde, s. Biberhunde.

Fischotternetze, s. Fischotterfang.

Fischpforte, s. Fischweyde.

Fischquelle, s. Köder.

Fischräuber, s. Fisch.

Fischrecht, Fischgerechtigkeit, ist das Recht oder die Befugniß zu fischen, welches, wie schon bemerket worden (s. Fischordnung), von Fürsten und Landesherren sehr eingeschränket worden, da es sonst einem jeden frey stunde. Ob diese Einschränkung der natürlichen Freyheit mit Recht geschehen seye, oder nicht, darüber wird von den Rechtslehrern gestritten.

wirklich abgestanden, oder sonst gar matt sind, muß er solche alsobald von den andern absondern, und in die Küche liefern, damit sie von dem Gesinde gespeiset werden. Er muß wohl Acht haben, daß in den fliessenden Bächen, und kleinen Mühlgräben kein Flachs noch Hanf geröstet, und keine Sägspäne, Schalen, Staub von gebrannten Kohlen, noch anderes, was zu Verhinderung der Fischereyen, und Verschlemmung der Ufer gereichet, geschüttet, oder die Wasser in trockenem Sommer nicht gänzlich aus Noth abgeschlagen werden. Er muß allezeit dasjenige, wodurch der Herrschaftlichen Fischerey Schaden zugefüget wird, anzeigen, z. Ex. wenn die Bäche ausserhalb der Fluthzeit zur Wässerung und Aufbehaltung der Wasser ausgeleitet, oder gewisse Wehre, dadurch den Fischen der Gang gänzlich verhindert wird, aufgerichtet werden; auch allezeit Acht haben, wenn sich einige, auf den Herrschaftlichen Hegewassern im Fischen betretten lassen.

Fischmeve, s. Meve.

Fischnetze, s. Fischgarn.

Fischordnung, ist ein gemessener Befehl und Vorschrift einer Landesherrschaft sowohl gegen ihre Unterthanen, als auch andere, so sich in ihrem Gebiete aufhalten, wie es mit den Fischereyen gehalten, und aller Schaden und Verderb der Fischwasser verhütet werden solle. Vor diesem war jedem erlaubet, im Meere oder in andern Wassern, welche Strohmweise fliessen, nach Belieben zu fischen. Heutiges Tages aber ist diese Freyheit dergestalt eingeschränkt worden, daß niemand ohne sonderbare Erlaubniß fischen darf; indem sich Fürsten und Landesherren eben desjenigen Rechts über die Fischerey angemasset, dessen sie sich im Jagen bedienen. In öffentlichen grossen Flüssen ist die Fischerey dermassen verzäunet und beschnitten worden, daß niemand darinnen fischen darf, er habe dann solch Recht von der Obrigkeit gegen die Gebühr erlanget. Die verschiedene Arten, wie man dieses Rechts theilhaftig werde, s. Fischrecht.

Wir bleiben jetzo bey dem, was zur Fischordnung gehöret, und wollen zur Probe einer guten Fischordnung aus dem Churfürstl. Sächsischen Fischmandat vom Jahr 1711 folgendes hieher setzen: Erstlich ist anbefohlen, alle Gehege und verbottene Fischwasser gänzlich zu meiden. Zu Nachtlägern und Auslösungen aber sollen die Fische um den gewöhnlichen Werth geliefert werden. In gemeinen Wassern soll niemand fischen, er seye denn des Orts und Dorfes Einwohner. Wo eine Gemeine über eine Communfischerey berechtiget ist, da soll einem jeden, der Nachbarrecht hat, zweymal in der Woche, und zwar Mittwochs und Freytags, jedoch mit diesem ausdrücklichen Beding, zu fischen erlaubet seyn, daß solches des Morgens von Aufgang der Sonne bis Mittags um 11 Uhr geschehe; und sollen diese Leute nicht allein die Hahmen im Wasser aufheben; sondern auch ihre Fischzeuge nach dem Gebrauch, und nach verrichteter Fischerey, in die Gerichte

zur Verwahrung übergeben, und nicht in ihren Häusern behalten; alles bey Verlust des Fischzeuges und 20 Gr. Straffe. Hausgenossen, Gesellen, und ander müssiges Gesinde aber, so sich darüber antreffen läßt, ist vor jede Person, nebst dem Verlust des Fischzeuges, auch mit 2 Silberschock Straffe zu belegen. Die Fache oder Fischreussen, Körbe, Semlein u. d. g. sollen nur vom Frühling bis auf Johannis zu stellen vergönnet seyn; und zwar in solcher Maaß, daß diese nicht über den ganzen Strohm geschlagen, sondern sowohl auf der Seiten, als noch in der Mitten in etwas, ja wo der stärkste Strohm gehet, wenigstens 12 Ellen offen gelassen werden, damit einestheils doch einige Fische vorbey gehen, und andertheils auch die Flösse durchkommen können. Die Garnsäcke, Wathen und Reussen, wo sie einmal an einem Orte eingeführet sind, sollen auch daselbst beybehalten werden, und ist hierzu ein gewisses Maaß und Weite, welches diese halten sollen, angesetzt. Daher derjenige, so sich neues Fischzeug hat machen lassen, solches durch die Obrigkeit besichtigen lassen soll, ehe und bevor er solches brauchet. Alles andere verbottene Fischzeug aber, ist bey 5 Thlr. Straffe zu führen untersaget. Den Müllern ist auch vor ihre Hälter und kleine Teiche kein besonderes Fischzeug zu gestatten. Deswegen soll auch jährlich 2 mal Haussuchung gethan, und sich mit den Nachbarn darüber verglichen werden. Ueber dieses sind die Fluß- und Treibegarne oder Klebenetze, und ander Gezeuge, neben denen Schwerdern, so die Müller bey Nacht einzuhängen pflegen, die Einlegung der Gebündel, der Gebrauch der Streich- und Kratzbahmen, ingleichem alle Querder, und Einwerfung der Gekörne, wie auch das Nachtfischen mit Leuchten, Schalen oder Schieffern, bey Leibes- und Geldstraffe gänzlich verbotten. Die Lachen und Tümpfel, so im Sommer austrocknen, sollen in Beyseyn der Gerichte ausgeschöpfet, auch nach dem geordneten Maas Röhren und Löcher in die Wehre geleget, in fliessenden Wassern keine Flachs- noch Hanfröstен geduldet, auch keine Sägspäne, Schalen, Kohlen, Gestäube von gebrannten Kohlen, oder Miltern, zur Verhinderung der Fischerey, und Verschlemmung der Ufer, in das Wasser geschüttet, wie auch keine neue Oelkörbe angebauet werden. Weiter sollen keine Fische unter dem geordneten Maaße aus dem Wasser genommen, und absonderlich die Forellen, Aschen, Dübel, Jessen, Weißfische, Hechte, Barmen, Persken, Aalraupen, Rothäuglein, Karauschen, Keßlinge, Schleyen, Rappen, Bleyen und Krebse unter dem einmal gesetzten Maaß nicht gefangen behalten, vielweniger verkauft, sondern alle dergleichen aus dem Fischzeuge wieder in die Wasser, darinnen sie gefangen worden, geworfen werden. Zu diesem Ende sollen die Modellen des Fischzeuges und der Fische, ihre Maaß in den Städten und auf den Fischmärkten allenthalben, wie auch in den Dörfern, bey den Gerichten an gelegenen Orten angehänget, und solches bey nahmhafter Straffe nicht unterlassen werden. Und so jemand

kleinere Fische, als die Maaße ausweisen, zum Verkauf bringen würde, demselben sollen die Fische ohne Bezahlung genommen werden, und die Räthe in den Städten schuldig seyn, an dieser Leute Obrigkeit, unter welcher sie gesessen sind, davon Bericht zu thun. Grosse Fische, als Karpfen, Hechte, Barmen, Rappen, Dübel, Bleyen oder Plreu, Jessen, Bratfische, grüne Aale, Presken, Karauschen, Schleyen, oder andere Bratfische, dürfen anderst nicht, als nach den Pfunden, und nach Fleischergewicht; Schmerlen, Ellrissen, Kohlhäupte, Gründlinge, Steinbeisser, Kaulpersken ꝛc., bloß nach der Kanne verkauft werden, und nicht nach dem Schock, bey Verlust der Fische, und 5 Gülden Straffe, worzu nach Gelegenheit jede Obrigkeit eine gewiesse Taxe setzen solle Vornemlich soll kein Fischer sich unterstehen, die Brutkrebse mit heim zu nehmen, es seye denn ein solcher mit Kopf und Schwanz eines Fingers lang. Ingleichem soll auch nicht zugelassen seyn, von Martini bis Ostern Krebse zu fangen. Wiederum ist auch verbothen, die Krebse mit den Händen aus den Ufern und hohlen Löchern zu scharren. Von den Fischhändlern soll Zeugniß von ihrer Obrigkeit gefordert werden, daß ihnen der Fischhandel nachgelassen seye. Das Ausleiten der Bäche ausserhalb der Flutzeit, und sonderlich in der Laichzeit, und wenn die Wasser klein sind, soll so wenig, als auf den Bächen, unter dem Schein der Wässerung, Wehre zu haben, verstattet seyn. Auch soll niemand neue Striche, und Fallgänge machen; wie hingegen auch ein jeder, seine gefangene Fische sehen zu lassen, schuldig seyn solle. Das Fischen selbst solle am Sonnabend zu Mittag geendiget, und des Sonntags gegen Abend nach 3 Uhr wieder angefangen werden. Man soll auch keine Oelkuchen, Leim, Hanf, Rüben, Mahn und andere Fischköder oder Etzen brauchen, keine verbothene kleine Fische oder Krebse kauffen, bey Abschlagung des Mühlgrabens es dem Eigenthumsherrn der Fischerey, wie auch den Nachbarn, um sich darnach zu richten, anmelden; in und an den Bächen, wie auch im An- und Auslauffen der Wasser im Winkel oder Graben nicht fürsetzen; kein Gesellenfischen verstatten, noch auch die Müller durch Erweiterung der Mühlgräben, und Erhöhung der Dämme die Bäche austrocknen, und die Fische verderben lassen. s. a. Fischer, Fischerey, Fischrecht.

Fischotter, Otter, lat. Lutra, Lutris, Lytra, Canis fluviatilis, franz. *Loutre*, ist ein vierfüssiges schädliches Raubthier, welches sich sowohl auf der Erde als im Wasser aufhält. Es ist sehr schmal und lang; etliche sind über 3 Ellen lang, andere aber etwas kürzer und kleiner, nachdem sie alt sind. Ihr Fell ist schwarzbraun, sehr glatt und glänzend. Sie können nicht wohl lauffen, haben einen langen Schwanz, wie ein Windspiel, ohne daß dieser sehr langhaarig ist. Die Ohren sind spitzig, wie bey den Füchsen. Wenn sie im Sand gehen, haben sie die Art an sich, daß sie die Spur, wie die Füchse, mit ihren Schwänzen

zen wieder zustreichen. Des Nachts spüret man sie am ehesten, wenn sie Fingersbreit die Nasen aus dem Wasser stecken, und mit einem starken Brausen Athem hohlen, dahin man sich denn des Tages in solche Gegend verfügen, und ihnen am Rand nachspüren kann. Wenn man die Fischotter gespüret, muß man sich mit guten Otterhunden versehen, die sie aus ihren Schlupfwinkeln heraussuchen müssen. So nun der Hund laut wird, und mit den Füssen scharret, ist es ein Zeichen, daß er die Otter angetroffen. Ist man aber nicht wohl auf seiner Hut, so setzt die Otter ins Wasser. Inzwischen müssen Männer am Ufer stehen mit langen Gabeln, Stangen und Prügeln, die, wenn die Hunde ermüdet, in dem Wasser beständig auf die Otter zuschlagen, und ihr, wo möglich, einen tödtlichen Streich beybringen. Wenn die Hunde des Nachts die Otter fein stille suchen, ist es ein Merkmaal eines guten Hundes. Ist eine Otter wegen Breite des Flusses nicht zu finden, so müssen die Jäger Netze nehmen, dieselbe, so weit als sie vermeynen, daß sich die Otter aufhalte, an dem Ufer aufstellen, und hernach zu beyden Seiten mit langen Stangen sterken und schmeissen; so wird die Otter hierdurch nebst den Otterhunden in das Netz getrieben werden.

Es giebt besondere Otterfänger, welche recht beissigte, kleine und beherzte Otterhunde haben, etwas gröſſer als die Dachskriecher, braun von Haaren, und mit steiffen Ohren zu beyden Seiten versehen, um ihre Löcher auszustöbern. Sie stellen auch dazu besondere Hahmen oder Netze vor, deren Gesenke auf dem Boden von Bley, das oberste aber Kork- oder Pantoffelholz ist, so schwimmen muß. Wenn nun die Fischottern bey dem Zipfel hineinschlupfen, und sich in die Höhe werfen, werden sie durch eine dreyzackigte Gabel gestochen, zum Theil auch durch ihr Pfeiffen verrathen und geschossen. Sie spüren sich fast wie ein Dachs, ohne daß die Ballen in ihrer Fehrte nicht so vollkommen, als bey dem Dachs zu sehen, setzen sonst meistens ihre Tritte zwey und zwey zusammen, wie die Marder, haben ihre Krallen, wie die Hunde, hinten aber wie Entenfüsse, sind so hart vor Haut, daß sie kaum das drittemal durchstochen werden, es müssen auch die Hunde oft lange zubringen, ehe sie dieselbe erwürgen, und ihnen ein Loch in den Balg reissen. Den langen Schwanz, den sie haben, gebrauchen sie zu ihrer Wendung im Wasser, welchen sie stark bewegen können, die Läufte aber müssen ihnen die Farth machen. Sie haben scharfe Fangzähne, wie die Hunde und können sich gegen dieselbe brav wehren.

An den Forellenwassern halten sie sich am liebsten auf, und wenn Wehre auf denselben sind, machen sie ihr Quartier gerne darunter. Sie setzen sich an die Sonne, trocknen sich auf Stämmen, und wissen die offenen Löcher im Eiß so wahrzunehmen, daß sie da herausgefahren kommen, wo eine Wuhne im Wasser, die nicht gar zu weit

davon entfernet iſt. Sie haben ihren Waſſerbau unter den Ufern, ſo, daß man daſelbſt keinen Aus- noch Eingang, vielweniger eine Röhre ſiehet, ſondern ſie müſſen unter dem Waſſer unter das Ufer fahren, und graben ſie von unten auf in die Erde, daß ſie daſelbſt nach Begehren trocken liegen können. Sie fangen die Fiſche meiſtens des Nachts, wenn ſie die Tieffen der Waſſer beſichtigen, und unter dem Waſſer ſo lange bleiben, als ſie Othem halten können; will ihnen aber derſelbe zu kurz werden, ſtecken ſie die Naſe heraus, holen wieder Luft, und fiſchen immer weiter fort. Wenn ſie einen ſtarken Fiſch gefangen haben, ſo genieſſen ſie von demſelben nichts als den Kopf, das übrige laſſen ſie liegen. Sie thun in einer Nacht ſehr weite Gänge auf den Teichen und Fiſchbächen, um neue Fiſchwaſſer aufzuſuchen, und iſt ihnen ſehr luſtig zuzuſehen, wenn wenn ſie fiſchen, da ſie unter dem Waſſer öfters ſo geſchwinde ſind, als ein Fiſch. Ihre angenehmſte Speiſe ſind die Krebſe; wenn ſie ſolche in den Fiſchreiſen merken, kriechen ſie mit ſolcher Begierde hinein, daß ſie nicht wieder heraus können, und aus Mangel der Luft erſticken müſſen, wiewohl ſie ſonſt ein ſehr Zähes Leben haben. An ſtatt der Fiſche müſſen ſich ihnen auch öfters die Fröſche ergeben.

Sie ranzen meiſtens um die Faſtenzeit, da ſie des Nachts mit ſonderlich helllautendem Pfeiffen ſich zuſammen ruffen. Sie gehen 9 Wochen dicke, und bekommen meiſtentheils 3 bis 4 Junge, welche ſie an den Rändern behalten, und dieſelbe, wie andere Thiere, zu gewiſſen Zeiten ſäugen. So bald ſie 3 oder 4 Wochen alt, gehen die Jungen mit ein und aus dem Waſſer. Ihr Wildpret wird nicht gegeſſen; aus ihren Bälgen aber werden von den Kirſchnern ſchöne Müffe und Mützen zubereitet. Es werden auch aus denſelben Strümpfe verfertiget, welche den Podagriſchen in ihren Schmerzen groſſe Linderung verſchaffen. Der aufgelegte Balg aber iſt gut vor den Schlag, Schwindel und Hauptſchmerzen, und aus den Haaren laſſen ſich feine Hüte verfertigen, welche noch weit beſſer, als die Caſtorhüte, gehalten werden. Das Fett zertheilet und macht zeitig, ſtärket die Nerven, und ſoll gut ſeyn, die verletzte Glieder zu ſchmieren. Die Geilen aber gedörret und gepülvert dienen wider das böſe Weſen; doch ſind ſie nicht ſo kräftig, als die Bibergeilen; man nimmt ſie von einem Scrupel bis auf ein Quintlein ein. Das Blut, mit Eſſig und Waſſer vermiſcht, lindert das aufgelauffene weiſſe Geäder. So ſoll auch die im Backofen gedörrte Leber, gepülvert und eingenommen, die rothe Ruhr vertreiben.

Seine Fehrte macht er auf die Art, wie der Dachs, auſſer daß die Ballen nicht ſo ſtark zu ſehen ſeyn. Er ſetzt zwey und zwey Tritte bey einander. Wenn er in etwas tiefem Schnee geſpühret wird; ſo ſchleppt er die Ruthe mit auf. Solches macht, daß er niedrige und kurze Läufte hat. Es wird von ihm weydmänniſch alſo geſprochen: Er fiſchet; ſteiget aus dem Waſſer; geht

geht über Land, nach andern Fischereyen; hat Baue; pfeifet; ranzet, d. i. die Zeit der Vermischung; bringet Junge; wird todt geschlagen; hat einen Balg; wird gestreift. s. a. Fischotterfang.

Fischotterfalle, s. Fischotterfang.

Fischotterfang, ist die Art und Weise, wie die Fischotter gefangen werden. Die gewöhnlichste Arten sind folgende:

1) Mit einem Tellereisen, welches recht vest, und mit guten starken Federn und Schrauben versehen ist. Dieser Fang geschiehet theils im Wasser, theils auf trockenem Lande, theils auf den Kaupen und Sandhügeln, so aus dem Wasser hervorragen. Man nimmt nämlich vorbemeldtes Tellereisen, schläget zwar ins Wasser 4 Stützen oder Mäcken, leget auf selbige Stangen, und sodenn das Eisen darauf an dem Orte, wo er ein- und aussteiget, und vor den Bau, doch so, daß das Wasser über das Eisen gehe. Hierzu braucht man zwar eben keine Witterung; doch ist es besser, wenn man darauf die Witterung, die wir gleich beschreiben wollen, auf ein Rohrblatt streichet, und sie mit einem Stückgen Rohr auf das Eisen stecket, so daß das Rohrblatt aus und über das Wasser heraus zu stehen komme. Denn sodenn wird der Otter, wenn er unter dem Wasser, mit der Nase Luft zu schöpfen, hervor kommt, Wind von der Witterung empfinden, und gleich darauf zugehen, und sich fahen, indem er nicht länger unter dem Wasser dauren kann, als sein Othem währet. Oder man legt sothanes Tellereisen auf das Land, wo er seinen ordentlichen Ein- und Ausgang hat. Denn wo er einmal aussteiget, kommt er gemeiniglich wieder. Man schneidet es in die Erde so tief ein, daß es nicht zu sehen ist, bestreichet das Eisen mit schon gedachter Witterung, leget auf die Schrauben und Wirbel entweder Papier oder Laubblätter, damit der Sand nicht darzwischen kommen, streichet von dem Seitengemach den Sand darauf, und bedecket damit das Eisen ganz dünne; so ist die Stellung fertig. Dabey ist zu merken, daß man das Eisen sowohl im Wasser, mit einer Ketten, als auf dem Lande mit einer Ketten und Leine, die so lang sey, daß der Otter ins Wasser reichen, und sich ersäuffen kann, anlegen muß. Denn sonst macht er leicht das Eisen zu Schanden; so aber ersäuft er gar bald im Wasser. Die Witterung auf den Fischotter wird also zubereitet: Man nimmt ein Viertel Pfund reines Schweinefett, oder ungesalzene Butter, läßt es in einem neuen und reinen Tiegel zergehen, hernach eine gute Handvoll Baldrian, drey Erbsen groß Bibergeil, zwey Erbsen groß Kampher, gröblich zerstossen, hineingethan, es miteinander braten lassen, und umgerühret, daß es nicht anbrenne. Wenn es nun gelblicht wird, nimmt man es vom Feuer, säuget es durch ein reines Tüchlein, und hebet es in einem glasirten Geschirre zum Gebrauch auf. Diese Witterung kann auf ein Jahr dauren. Oder man nimmt auch

nur wilde Krausemünze, und reibet das Eisen damit.

2) Mit Stangeneisen, welches also vorgenommen wird: Man nimmt das Stangeneisen, stellet es gleichfalls auf Mücken in den Flüssen Bächen und Wassern, an die Dämme und Mühlengerenne, wo der Otter streichet, fischet, und nach den Fröschen gehet, auch in die Teiche an einem Drat auf. Wenn nun der Otter kommt und streichet; so trift er an den Drat oder Saite, er mag von einer Seite kommen, von welcher er will, und fänget sich. Dieses Eisen ist sehr gut, und läßt sich recht wohl prakticiren. Es fängt auch besser, als die Tellereisen, und wird nicht leicht einer, wenn er an die Saiten trift, entgehen. Man braucht sie auch vor die Biber. s. Biberfang.

3) Mit einer Fischotters Falle, welche also zubereitet wird: Man nimmt dazu 2 Säulen, drithalb Ellen hoch, und salzet sie beyde auf einer Seite einen recht gleichen und glatten Falz, machet ein Querholz oben von 2 Ellen breit darauf, und zapfet es oben ein. Durch dieses kommt ein Loch, sodann 2 Kloben darauf; in die Falze leget man einen Klotz, in welchem eiserne Spitzen seyn, so nahe, daß zwey den Otter treffen können. Unten wird gleichfalls ein Querriegel gemacht, womit die Säulen unten zusammen halten müssen. Jedoch muß dieser Riegel in der Mitten unten einen Falz haben, welcher ganz durchgehet, auf daß die eiserne Spitzen durchfallen können, immassen, wenn die Falle etwa leer absetzt, und mit den Spitzen in die Riegel träffe, selbige wieder schwer heraus zu bringen seyn würde. Vom Klotz gehet ein Leingen von Haaren oder Drat durch das Loch über die beyde Kloben, und von dar an die Säule herunter, bis an das Schnellholz. In dieser Säule ist ein Kerb, an der andern Säule aber wird ein Drat oder Saite angemacht, welche über zwey Querfinger breit über das unterste Querholz nicht gehen darf. An der Saite ist ein glatter Ring, woran ein Bändgen gebunden ist, und unten an das unterste Querholz gehet. Die Spitzen aber von den Säulen müssen mit eisernen Schuhen beschlagen seyn, daß man sie bey denen Stellungen gut und wohl unten im Wasser einbringen kann. Diese Falle stellet man in die Fluthrennen der Teiche, kleinen Bäche und Flüsse, eine, zwey oder drey derselben, nach der Grösse der Bäche und Flüsse, neben einander, damit der Otter nicht vorbeystreichen kann, an die Orte, wo er zu fischen pfleget, solchergestalt auf: Man nimmt das Leingen, ziehet den Klotz in die Höhe, und das daran gebundene Stellholz in den Kerb, fasset den Ring an dem Querholze, und stecket ihn an das Stellholz, so genau und knap, als es nur möglich. Man kann auch an die Säulen alte Stücke Holz lehnen, doch so, daß sie nicht in die Falle fallen können. Dadurch wird dieselbe etwas verwildert. In grosse Flüsse kann man sie nicht gebrauchen.

4) Mit Netzen und Hunden. Ausser den Biberhunden, die

die an ihrem Orte beſchrieben worden, kann auch folgende Art gebrauchet werden: Man ſtricket eine Wathe von Bindfaden, wie zu Rehenetzen genommen wird, 24 Maſchen hoch, da jede Maſche von einem Knoten zum andern 4 Zoll hält. Die Länge richtet man nach der Breite des Fluſſes oder Baches ein; unten aber kommt Bley und Geſenke, wie an den Fiſcherwathen. Man ſtellet ſie auf Forcheln, wie die Reh- oder Haſennetze geſtellet werden, quer über den Fluß, und wenn er breit iſt, zuweilen 2 oder 3 untereinander. An den Netzen bleiben 2 Mann bey den Leinen, die Achtung geben, wenn der Otter kommt, rücken ſodann, wenn derſelbe in der Wathe iſt, die Unterleine in die Höhe, und ziehen die Wathe geſchwinde heraus, damit ſich der Otter nicht durchbeiſſe. Wenn die Wathe geſtricket iſt, gehet der Otterjäger mit den Hunden, und ſuchet den Otter auf, ſo bald er denſelben findet, will er im Waſſer weiter durchgehen, und geräth darüber in die Netze.

3) Durch den Schuß, welches gar leichte angehet. Denn zur Winterszeit, wenn die Bäche, Teiche und Flüſſe zugefroren ſind, ſuchet der Fiſchotter Löcher, und ſiehet, wie er in die Flüſſe, Bäche, oder Teiche kommen möge, gehet ſeiner Nahrung nach, indem er von Fiſchen lebet, und weißt auch die Löcher und Wuhnen ſehr genau. Wenn ihn nun der Weydmann ſpühret, ſo gehet er hin an die Oeffnung oder das Loch, ſtellet ſich an ſelbiges hin und wartet, bis er wieder herum komme, maſſen er nicht lange darinnen bleibet, ſondern bald wieder heraus kommt, und den gefangenen Fiſch auf dem Eiſe verzehret. So bald er nun auf das Eis heraus iſt, ſo bald muß ihn auch der Weydmann ſchieſſen, dabey aber, wo er ihn nicht recht getroffen, daß er auf der Stelle liegen bleibt, ſondern vielmehr wieder ins Waſſer gehet, geſchwinde zueilen, daß er ihn, wenn er wieder in die Höhe gehet, ergreiffe, oder durch gute Hunde herauslangen laſſe. Sonſt ſinkt er unter, und kommt nicht wieder in die Höhe, ſondern frieret unten am Eiſe, an, und gehet alſo der Balg verlohren.

Uebrigens iſt zu merken, daß der Fiſchotterfang ein Regale ſeye; ob er aber zur forſtlichen Obrigkeit oder zur Fiſcherey gehöre, darüber ſtreiten die Rechtslehrer. ſ. Biberfang.

Fiſchotterhunde, ſ. Biberhunde.

Fiſchotternetze, ſ. Fiſchotterfang, u. a. O.

Fiſchporeze, ſ. Fiſchweyde.

Fiſchqueder, ſ. Kader.

Fiſchräuber, ſ. Fiſch.

Fiſchrecht, Fiſchgerechtigkeit, iſt das Recht oder die Befugniß zu fiſchen, welches, wie ſchon bemerket worden (ſ. Fiſchordnung), von Fürſten und Landesherren ſehr eingeſchränket worden, da es ſonſt einem jeden frey ſtunde. Ob dieſe Einſchränkung der natürlichen Freyheit mit Recht geſchehen ſeye, oder nicht, darüber wird von den Rechtslehrern geſtritten.

Vid. *Ziegler* de Jur. majest. Lib. II. cap. 15. §. 53. *Hippolit.* à *Collib.* de Increm. urb. p. 37. & *Mev.* Mevren Tract. vom Wasserrecht, qu. 10. nr. 4.

Inzwischen ob gleich niemand in öffentlichen Flüssen ohne Erlaubniß der Obrigkeit fischen darf; so können doch Privatpersonen dieser Concession auf verschiedene Weise theilhaftig werden. Denn so wird a) die Fischergerechtigkeit von den Landesherren zu Lehen verliehen.

Vid. *Modestin. Pistor.* V. 2. Conf. 14. num. 22. 24. & Conf. 70. num. 11. Add. *Wilh.* de Regal. Lib. 2. cap. 18. *Stypmann* de Jur. marit. part. 5. cap. 4. num. 11. *Struck.* in us. modern. Pand. Lib. 1. tit. 8. §. 14.

b) Kann die Fischgerechtigkeit durch die Præscription oder Verjährung erworben werden; worzu aber eine solche Zeit erfordert wird, daß man sich des Anfanges der gebrauchten Fischerey nicht mehr zu erinnern weiß, und niemand denselben anzugeben im Stande ist.

Vid. *Coppoll.* de S. P. R. cap. 24. num. 3. in f. *Sebast. Medicer* de venat. piscat. & aucup. pag. 22. quæst. 21. num. 12. *Just. Hahn* Tract. de Jure Colon. th. 300.

Denn gleich sonst diejenige Sachen, welche durch das Völkerrecht gemein gemachet worden, sich nicht præscribiren oder verjähren lassen; l. 45. ff. de usucap. & *Besold.* Th. Pr. voce: Fischfang.

So ist doch solches nur von einer 10, 20 oder 30jährigen Zeit zu verstehen, keinesweges aber von einem solchen Verlauf anzunehmen, dessen Anfang das menschliche Gedenken übersteiget.

l. 3. §. ductus aque ff. de aqu. quot. & æstiv. *Schneidew.* ad §. flumina. 2. num. 9. §. de R. D.

Angesehen dieselbe bekanntlich eine solche Kraft hat, daß sie einer Specialconcession oder Freyheit gleichgeachtet wird.

v. l. 1. §. 1. & l. 2. pr. ff. de aqu. pluv. arc. & *Wynf.* 1. O. 30.

Diese Verjährung hebet alsdann ihren Lauf an, wenn einer an einem gewissen Orte, in dem Fluß ganz alleine gefischet, und hierunter so nahm ihme fischen wollen, davon abgehalten hat; denn wenn dieselbe sich davon abtreiben lassen, hat sich jener hierdurch in den Besitz dieses Rechtens gesetzet, welches sodann, wenn die bemeldte Zeit verflossen ist, verjähren kann.

Schneidew. ad §. flumina. num. 9. & *Hahn* d. tr. th. 301. Add. *Caspar. Klock* tom. 1. Conf. 29. num. 198. seq. Conf. *Rol.* à *Valle* Conf. 9. num. 68. seqq.

c) Kann die Fischgerechtigkeit in Bestand genommen werden; in welchem Fall sodann ein gewisser Zins, so man Fischzinß

zinß meinet, dafür zu geben; und bestehet selbiger entweder in Geld, oder in Fischen selbst; immassen dann zuweilen geschiehet, daß die Obrigkeit, so diese Gerechtigkeit verleyhet, sich die grössere Gattung, nämlich den Hauptfisch vorbehält, und dabey einige andere, als Dienstfische, ausdinget.

Klock. Lib. 2. de aerar. cap. 5. num. 95. *Knipschild* de Civit. Imp. L. 2. cap. 16. num. 66. in fin. *Modestin. Pistor.* V. 1. conf. 70. num. 16.

d) Endlich kann die Fischgerechtigkeit auch erkauft werden.

vid. *Bartholom Coepolla.* Tract. de S. P. R. cap. 42. num. 3.

Wenn nun jemand die Fischgerechtigkeit vorbedachter massen erworben, kann er sich zwar derselben gebrauchen; allein er muß sich dabey wohl in Acht nehmen, daß er dieselbe nicht anderst, als er sie entweder ersessen, oder als sie ihm verliehen worden, gebrauche (*Modestin. Pistor.* Conf. 70. num. 10. Weswegen er dann, wer vielleicht nur das Fischen bey Tag hergebracht, sich nicht unterfangen soll, selbiges bey Nacht oder bey den Wachten anzustellen; oder wenn er nur an einem gewissen Ort dasselbe ersessen, solches auch ohne Unterscheid an andern zu versuchen; oder endlich, wenn er bisher nur ein gewisses Instrument gebrauchet, und entweder allein mit dem Angel, oder mit dem Wurfgarn, Reusen, Kürben, zu fischen berechtiget gewesen, künftighin sich anderen neuer Instrumenten zu bedienen, und was dergleichen mehr seyn mag, eingedenk, daß die Verjährung sowohl, als die Verträge eines sehr engen und eingeschränkten Verstandes sind; mithin von einem auf das andere, obgleich eine Gleichheit darinnen zu befinden wäre, sich nicht ausdehnen lassen.

vid. l. 99. ff. de V. O. *Pistor.* d. conf. 70. V. 1. *Casp. Klock.* tom. 1. conf. 29. num. 184. & *Hahn* d. tr. th. 307. 308.

Wie nun ein jeder nach der Art und Weise, als er die Fischgerechtigkeit ersessen, selbige gebrauchen soll; also hat auch dieser, dem in andere Wege dieselbe vergönnet worden, so viel zu beobachten, daß er diejenige Gedinge, unter welchen er solche Gerechtigkeit erworben, nicht überschreite. Denn da bemeldte Gerechtigkeit ganz und gar benommen werden kann, warum solle sie nicht gleicher massen bey vorseyender Verleyhung von der Landesobrigkeit eingeschränket, und ihr Ziel und Maaß gesetzet werden können? Daher denn in den Fischordnungen, hin und wieder gewisse Gedinge anzutreffen, unter welchen die Fischereyen vergünstiget sind; welche denn sowohl auf die Zeit, und auf den Fischzeug, als auch auf die Fische selbsten, desgleichen auf die nahe an den Wassern und Seen gelegene Güter, und endlich auf die Personen gerichtet sind. Was die Zeit anbetrift, so ist nicht allein hier und da das Nachtfischen verbotten; sondern auch

noch über dieß eine gewisse Zeit benamset, in welcher in gemeinen Bächen und Wasserflüssen zu fischen erlaubet ist. In Absicht auf den Fischzeug drückt sich die Churbayerische Landesordnung also aus: Man soll keinen andern Fischzeug, als Angel, Setzschragen und Pern, (doch daß die Pern am Satz über 3 einen halben Stadtschuh nicht weit seyen), gebrauchen. Von dem Fischen selbst ist hin und wieder verordnet, daß die Fischerey der Brut nicht zum Nachtheil geschehe. Was ferner die nahe an den Wassern und Seen gelegene Güter anbetrift; so ist eben deswegen einiger Orten den Fischereyen auch eine gewisse Zeit benamset worden, damit den Wiesen und Feldern, so daran stossen, durch die, so Fischens halber darüber gehen, auch neben hin und wieder laufen, kein Schaden geschehe, noch durch das Auswerfen des Kothes das Gras verderbet werde. Was endlich die Personen anbelangt, welchen von der Landesobrigkeit die Fischerechtigkeit in den gemeinen Wassern vergönnet worden; so sind solche in vorbemeldter Churbayer. Landesord. also beschrieben: Niemand, als denjenigen, so beweißliche Gerechtigkeit haben, oder an die gemeinen Wassergründ und Boden stossen, oder aufs wenigste mit den Anstössen Wunn, Wayd, Tried und Trab besuchen, soll das Fischen in gemeinen Bächen oder Wassern zugelassen seyn. Aber den müssiggehenden Umschliefern, auch allem herrnlosen Gesinde soll es allerdings verbotten seyn.

Mehrere nützliche Erinnerungen hievon s. Noe Meurer Tract. vom Wasserrecht qu. 10. num. 7. s. a. Fischordnung.

Im Gegentheil kann in einem Privatwasser, welches jemand eigenthümlich zugehöret, demjenigen, auf dessen Gut sich solches Wasser befindet, das Fischen eigentlich nicht verwehret werden.

arg. l. 21. C. Mandat. Add. Noe Meurer Tr. vom Wasserrecht qu. 10. num. 5.

Wie dann eben zu dem Ende auch einem jedweden erlaubt ist, auf dem Seinigen einen Weyher zu bauen, woferne nur dasselbe den Benachbarten auf ihren daran flossenden Gütern keinen Schaden bringet (Noe Meurer quæst. 11. num. 2.); mithin der Weyher mit guten Dämmen und Ausfällen dergestalten versehen wird, daß das Wasser bey befahrender Ergiessung solchen anliegenden Gründen keinen Schaden zufügen kann. Dieses zu vermeiden ist in vorbemeldter Churbayer. Landesordnung tit. 18. §. 2. weißlich verordnet, daß, wibrigen durch Schüttung und Machung der neuen Weyher, bisweilen den Anstossenden und andern grosser Schaden geschiehet, künftighin ohne obrigkeitliches Vorwissen niemand einigen Weyher zu schütten oder machen zu lassen, erlaubt seyn solle. Wo aber ein Landsaß auf seinen eigenen Gründen, ohn solches Vorwissen, auch andern und seiner eigenen Unterthanen Nachtheil und Schaden,

Schaden, eine neue Weyhers ſtatt machen und ſchütten könnte, iſt ſolches demſelben in keine Wege benommen und verwehret.

Wenn nun jemand auf ſeinem eigenthümlichen Grund und Boden ein Fiſchwaſſer hat; ſo kann er ſich deſſen zu ſeinem Nutzen gebrauchen; mithin alle diejenigen, ſo ſich des Fiſchens darinnen anmaſſen wollen, durch Rechtserlaubte Mittel davon abhalten, ja ſo gar, wenn der Weyher ausgelauffen, den Fiſchen, ſo daraus gekommen, nachfolgen, und ſelbige wiederum in ihr Gewahrſam bringen (vid. l. naturalem 5. §. Gallinarum 6. ff. d. A. R. D.); angeſehen nicht gleich dafür zu halten, daß dergleichen eigene Fiſche denenjenigen, ſo ſie am erſten ſahen, eigen werden.

vid. l. *Pomponius* 8. §. Idem *Pomponius* 1. ff. famil. erciſc. Add. *Noe* Meurer vom Waſſerrecht quæſt. XI. num. 3.

Daher dann diejenigen, ſo bey dergleichen Begebenheiten auf ihren Gründen, die ſie an den Fiſchwaſſern liegend haben, Weyher, Behalter, Gruben und Graben machen, und, wenn die Waſſer groß werden, und auslauffen, ſelbige einnehmen, hingegen aber die Gräben, ſo das Waſſer wieder fällt und kleiner wird, mit Härten, Flechten, oder in andere Wege zu dem Ende beſetzen und verſchlagen, damit die Fiſche, ſo aus den Waſſern darein gekommen, nicht mehr heraus kommen mögen, hernach aber ſolche Gräben und Gruben ausſchöpfen, und die Fiſche und Brut, ſo darein gewichen, fangen, ſehr unrecht thun, und nicht anderſt als ſolche Leute, die ihrem Nächſten das Seinige vorſätzlich zu entwenden ſuchen, angeſehen werden können, welches verbottene Fiſchen demnach bey Straffe verbotten iſt.

vid. Churbayer. Landsordn. tit. 28. §. 2. verſ. Als ſich auch ꝛc. Add. *Weizenegger* de ſervitut. perſon. & real. Diſſert. V. cap. 6.

Wenn aber ein Acker oder Wieſe von einem Fluß überſchwemmet worden, und Fiſche mit ſich geführet hätte, ſo könnte in dieſem Fall das Fiſchen nicht wohl verwehret werden.

Angel. ad §. 12. J. de R. D. *Hartm.* tit. 24. obſ. 3. n. 12. & *Weizenegger.* c. l. n. 14. Mürnb. *Reform.* tit. 34. L. 1. Rubr. Wie man in Süßwaſſern fiſchen möge; allwo hievon inſonderheit alſo verſehen iſt: Wenn flieſſende Waſſer oder Weyher über ihren gewöhnlichen Fluß ausſteigen, und auf eines andern Grund auslauffen, alſo, daß die Herren oder Beſtändtner derſelben Waſſer mit ihren Schifflein und Fiſchzeug darauf frey fahren und fiſchen mögen; So ſoll der Herr des Grundes ihnen ſolches zu geſtatten, und die Fiſche folgen zu laſſen, ſchuldig ſeyn. So aber die

Inn-

Innhaber und Beſtändtner des Waſſers in ihren Schifflein, daraus ſie nicht treten oder ſteigen ſollen, mit ihrem Fiſchzeug nicht frey fahren können; alsdann mögen die Herren des Grundes ſich des Fiſchens daſelbſt unverhindert, wem das Waſſer zuſtände, annehmen, auch nach verlauffenem Gußwaſſer, ihre Gründe wieder einfahen und verwahren.

Das iſt gewiß, daß in ſolchen Weyhern das Fiſchen entweder als eine Gerechtigkeit (v. §. f. l. de ſervitut.), oder in Kraft der Nutznieſſung zugeſtanden werden könne.

vid. l 9. §. 5. & l. 62. ff. de uſufr. Add. *Struv.* Exerc. ad pand. 12. th. 16.

In welchem letztern Fall der Nutznieſſer, die Fiſche zu verbrauchen, ebenermaſſen berechtiget iſt, wenn er nur an deren Stelle andere wiederum in den Weyher hinein thun läßt.

vid. l. uſufruct. 62. §. ſi in vivariis 1. ff. de uſufr. Add. *Coepoll.* de S. P. R. cap. 42. num. 6.

Unterweilen kann auch das Fiſchen nur zur Luſt erlaubet werden (arg. l. 8. ff. de ſervit.), ſo, daß in dieſen und andern Fällen genau darauf zu ſehen, was unter den Contrahenten bedungen, und ob das Fiſchen als eine Gerechtigkeit, item mit was Maaß (angeſehen die vorgeſchriebene und bedingte Maaß keines weges zu überſchreiten, (vid. l. 10. §. 1. ff. quemadm. ſervit. amitt. & l. 24. ff. de S. P. R.), oder ob es nur aus guter Nachbar- und Freundſchaft erlaubet worden (arg. l. 41. ff. de A. A. P.); in welchem Fall es zu Vermeidung alles künftigen Haders und Zankes, räthlich, daß man ſich einen Revers geben laſſe (vid. *Noe* Meurer im Forſtrecht, tit. von aus Gnaden und durch einen Revers zugelaſſenen und bewilligten Jagensgebrauch ꝛc.)

Endlich kann auch ein ſolcher Teich oder Weyher zu Lehen verliehen werden.

vid. 2. F. 3. in f. & *Stryck.* Exam. Jur. Feud. Cap. 5. quæſt. 1. & 22.

In dieſem Fall aber entſtehet nun die Frage: Ob die nach dem Tod des Vaſallen oder Lehenmannes, in einem ſolchen lehnbaren Weyher gefundene Fiſche, von denen Erben des Vaſallen gefordert werden können, oder ob ſich derſelben der Lehensherr, dem das Lehen heimfällt, oder auch der Lehensfolger, anzumaſſen? Dieſe Frage pflegt alſo aufgelöſet zu werden: daß die Fiſche, nach Maaßgebung der Kayſerl. Rechten, nach Proportion der zwiſchen denen Erben des Lehenmanns und des Lehenherrns, oder der Lehensfolgers verfloſſenen Zeit, zu theilen ſeyen (l. 7. §. divortio facto 1. ff. Sol. matr.). Und dieſes um ſo viel deſto mehr, als in denen Lehenrechten von den Fiſchen

Fischen nichts ausdrückliches disponirt zu finden, wohl folglich es dießfalls bey der Verordnung der Kayserl. Rechte gelassen worden.

Hartm. Pistor. p. 1. quæst. 24. num. 68. *Ludolph. Schrad.* de feud. p. 2. part. 9. princip. sect. 3. num. 71. 72. *Carpz.* Ipr. for. p. 3. c. 35. def. 26. num. 5. 6. 7.

Es hegen zwar andere eine widrige Meynung, und halten davor, daß solche Fische mit dem Weyher, als ein Theil desselben, dem neuen Besitzer oder auch dem Lehensherrn zugehen;

per l. 44. ff. de R. V. vid. *Carol. Molinæ* ad Consuetud. Paris. tit. 1. §. 1. gl. 8. num. 17. & *Zas.* in epit. feud. part. 4. pr.

Weil aber jedoch das Fischen insgemein erst nach Verfliessung 3 Jahre angestellet wird, als wäre es höchst unbillig, wenn man die Erben des Vasallen der Fische, so sie in den Weyher gesetzet, und auf deren Vermehrung sie bereits schon eine lange Zeit her grosse Mühe und Fleiß angewendet, miteinander berauben sollte (*Hartmann. Pistor.* d. quæst. 24. num. 67.). Weswegen die vorige Meynung der Billigkeit ähnlicher ist. In den Sächsischen Gerichten aber hat man schon von langen Zeiten her also gesprochen: daß, wann die Zeit, da der Vasall gestorben, der vorseyenden Fischerey näher, als derjenigen Zeit ist, da die Fische eingesetzet worden, selbige den Erben des Vasallen um dieser Ursache willen zuzueignen, weil der bereits bey angenaheten Fischzeit halber, es also anzusehen seye, als wenn der Weyher bereits gefischet worden.

arg. l. pen. ff. de milit. testam. *Hartm. Pistor.* d. quæst. 24. num. 69. *Coler.* de Process. execut. p. 2. cap. 3. num. 316. *Rosenthal* de feud. cap. 10. concl. 42. num. 61. *Berlich.* p. 3. concl. 45. num. 25. *Richt.* p. 1. decis. 56. num. 8. seqq. *Carpz.* p. 3. c. 35. def. 26. ibique præjudic. num. 10. in verbis: Hat gedachtes euer Vater und Ehemann in bemeldtem seinem Lehengut auch einen grossen Teich, so mit Karpfen besetzt, deswegen zwischen euch und dem Lehensfolger Strittigkeit vorfällt, wem die darinnen vorhandene Fische gehören; Da nun allbereit zwey Jahr, vor berührtes eures Vatern und Ehemans Absterben, selbiger Teich mit junger Brut von ihm Besetzt gewesen, und also, die Zeit zu fischen, dieses Jahr vorhanden wäre, dafür sichs aus euer Frag ansehen lässet; so gehörten obangeregte Karpfen im Teich euch, den Landerben billich. V. R. W.

Gleichwie im Gegentheil, wenn die Zeit, da der Vasall gestor-

gestorben, näher bey der Einsetzung der Fische, als bey dem Fischen ist, die Fische entweder dem Lehensfolger, oder (wenn das Lehen dem Lehenherrn heimgefallen) dem Lehensherrn in vorgedachten Sächsischen Gerichten zugesprochen werden.

Hartm. Pistor. d. num. 69. *Richt.* c. l. & *Carpz.* d. const. 35. def. 27. ubi præjudic. in verbis: Im Fall aber erst neulicher Zeit, etwa vor einem Jahr, der Teich besetzt worden, und also nach geraumer Zeit, und wohl nach zwey Jahren allererst zu fischen wäre; so verbleiben mehrgedachte Karpfen, zusammt dem Teich, den Lehenserben, und ihr hättet euch, derselben anzumassen, nicht fug. V. R. W. Welche Distinction sich fast auf den text. Jur. feud. 2. f. 28. §. his consequenter zu gründen scheinet. Vid. *Hartm. Pistor.* c. l. num. 7. & *Carpzov.* d. def. 27. num. 5. 6.

Gleichwie aber hier nur solche Fische verstanden werden, welche zur Vermehrung in den Weyher gesetzt worden; also hat es mit denen, die man nur zur Verwahrung in den Fischteich gethan, eine ganz andere Bewandniß, inmassen diese ohne allen Unterscheid den erblichen Sachen beygezehlet werden, folglich den Erben des verstorbenen Vasallen zugehen.

vid. DD. add. l. 15. ff. de A. E. V. *Hartm. Pistor.* p. 1. quæst. 24. num. 63. *Rosenthal* de feud. c. 10. concl. 42. num. 61. & *Carpz.* d. const. 35. def. 26. num. 1.

Woraus denn zu schliessen, daß gemeiniglich ein solcher Eigenthumsherr mit seinen Teichen und Weyhern nach Gefallen schalten und walten, auch jemand bald auf diese, bald auf jene Weise das Fischen in denselben erlauben könne. Wie ihm denn auch unverwehret ist, aus seinem Bach oder Fischwasser einem andern die Wässerung zu gestatten; deren sich aber der andere dergestalt gebrauchen muß, daß es der Fischerey unschädlich ist.

vid. *Wesenbec.* conf. 58. num. 5. & *Klock.* V. 1. conf. 33. num. 27. Churbayr. Landesordnung tit. 18. §. 2. Wo es also heisset: Ob jemand aus einem Bach oder Fischwasser, dessen er nicht Eigenherr ist, Wässerung auf seine Grund auszuführen von Alters hergebracht, der solle die Gräben dermassen machen und führen, damit die Fische darein nicht kommen mögen, und also der Fischerey, auch Brut, kein Abbruch beschehe, bey Vermeydung 2 Gulden Straf, und solle nichts destoweniger schuldig seyn, die Gräben jetzt gehörter Gestalt zuzurichten.

Ebener-

Ebenermassen ist ihm unbenommen, solchen Weyher gar zu veräussern (*Coepoll.* de S. P. R. c. 42. num. 3.). Wobey denn gefragt wird: Ob bey Verkauffung der Weyher und Fischgruben auch die darinn befindliche Fische, jederweilen für verkauft zu achten? Welche Frage mit diesem Unterscheid aufzulösen, daß, im Fall die Fische als Sätzlinge sich zu mehren oder zu wachsen in die Weyher gethan worden, selbige als ein Zugehör nicht anderst als andere Früchte, die noch auf dem Felde oder an dem Baum sind, für verkauft zu achten (arg. l. 44. ff. de R. V.). Im Fall sie aber in Behälter eingeschlossen, und zur Verwahrung aufgehalten worden, alsdann nicht für verkauft zu achten seyen.

Vid. *Consil. Argent.* V. 2. conf. 11. num. 64. *Zas.* de fœud. p. 4. num. 2. *Berlich.* p. 3. concl. 45. num. 18. &c. *Besold.* Thes. pract. v. fahrende und bewegliche Güter. *Noe* Meurer, vom Wasserrecht, quæst. 10. num. 6. *Mantic.* de tacit. & ambig. Convent. Lib. 4. tit. 15. num. 6. & *Hahn* ad *Wesenb.* tit. de R. D. in fine.

Gleichwie aber jetzterwehnter massen die Weyher und Fischteiche selbst verkauft werden können; also hat es eine gleiche Bewandniß mit denen darinn befindlichen Fischen, welche man entweder also verhandelt, daß man einem den künftigen Fischfang verkauft, oder daß man die bereits gefangene Fische käuflich überläßt. Worauf man aber hiebey Acht haben müsse, davon s. Fischordnung.

Wie nun den Eigenherren ihrer innhabenden Weyher, und der darinnen befindlicher Fische halber, jetzt gedachter massen in den Fischordnungen hin und wieder gewisse Gesetze vorgeschrieben sind, nach welchen sie sich richten müssen; also soll ihnen auch in ihrem Eigenthum oder habender Gerechtigkeit kein Eintrag geschehen, noch weniger aber der Nutzen, so sie daraus hoffen, muthwilliger und geflissener Weise entzogen werden. Die Ränke boshafter Menschen, die solches thun, und ihre Straffe. s. Fischdieb. Wegen dem Fischrecht überhaupt aber s. a. Fischerey, Fischfang, Fischordnung, Fluß. Die Entscheidung der Frage: Ob derjenige, dem die Jagd schlechterdings concediret worden, auch das Recht, zu fischen habe? s. Vogelfang.

Fischreiger, s. Reiger.

Fischreicher, s. Reiger.

Fischreusse, Reuse, Reusse, lat. Nassa, Fiscella, franz. *Nasse*, ist ein aus zähen Weyden geflochtener Korb, nicht gar weit, aber tief, welcher vorne am Mundloch die weiteste Oefnung hat, am Hals aber enge, und in der Mitten noch enger, auch daselbst gleichsam wie ein Trichter gestaltet ist, der nur einen kleinen Durchgang hat, wodurch der Fisch wohl hinein, aber nicht wieder heraus kann. Zuletzt kommt ein Bauch, worinnen die gefangenene Fische bleiben müssen, welcher endlich ganz zugespitzt

spitz hinaus lauft. Sie werden in den Flüssen an vorgeschlagene Fache geleget, und an Pfähle befestiget, oder man senket sie in Seen, Teiche, Flüsse und Tümpel an solchen Orten, wo man mit Netzen oder Garnsäcken nicht füglich zukommen kann. Jene heissen daher Fachreussen, und diese werden Senkreussen genennet. Die Krebsreussen, welche auf die Krebse, und die Gründlingsreussen, welche eigentlich nur auf die Gründlinge geleget werden, sind von dünnern Weyden und auch kleiner gemacht. Damit aber die Fische desto leichter hinein gehen, so legt man Aas oder Querder in die Körbe, oder bindet sie in Tüchlen hinein, und zwar hinten bey dem kleinen Thürlein, dadurch man die gefangene Fische heraus nimmt. Die Reussen werden mit dem Mundloch nach dem Strohm gelegt, weil die Fische gegen dem Wasser, und nicht nach demselben ihren meisten Gang haben. Es werden aber alle Reussen des Abends geleget, und liegen also die Nacht durch; des Morgens hebt man sie, und siehet, was sich gefangen habe. Dieß Fischwerk mit den Reussen währet aber nur bis aufs Vorjahr, wenn man Gersten zu säen pfleget, auf Waldpurgis, weil bis dorthin die Fische laichen. Im Herbst mag man wieder damit stellen. Sie gehen aber nicht so gut ein, als im Vorjahr. Kleine Backfischlein fängt man auch in kleinen, leichten, rauschenden, steinichten Bächlein, mit kleinen Körblein aus Semden gemacht, item mit Reiß gebunden, sonderlich die Schmerlen, da verlegt man den kleinen Fischen auch den Weg, und hindert ihnen ihre Reyse mit Steinen, die man aufeinander die Quer über den ganzen Bach legt, daß sie nicht hinauf wandern können, und läßt auch etliche Löcher, da man die Reussen hinein leget. Bisweilen pflöcket man sie auch hinten an, daß sie das Wasser nicht wegführet, oder leget einen Stein darauf, weil sie sonst gar zu leicht sind.

Fischreyher, s. Reiger.

Fischsatz, s. Strich.

Fischspeise, oder Nahrung der Fische, s. Fisch.

Fischstange, s. Fischtrampe.

Fischstösser, s. Adler, Enten-stösser, Fischfalcken, Geyer.

Fischstrich, s. Strich.

Fischteich, s. Teich.

Fischtrampe, Fischstange, Störstange, Stürbe, ist eine 5 bis 7 Ellen lange Stange von Weyden, an deren Spitze 2 oder 3 Filzstücke von einem Hut oder Sohlen von alten Schuhen aufeinander angenagelt werden, um damit hin und her auf den Grund, und an dem Ufer des Wassers zu stöhren, und die in ihren Löchern verborgene Fische hervorzutreiben. In fliessenden Wassern geschiehet dieses Stuffen und Stöhren wider den Strohm, gegen die oberhalb des Orts, da man fischen will, vorgestellte Reussen, gesteckte Netze und Garnsäcke.

Fischwannen, sind grosse hölzerne Wannen, worein vornemlich bey Ausfischung grosser Teiche die

die gefangene Fiſche geworfen werden.

Fiſchwaſſer, iſt ein Ausdruck, worunter alle fiſchreiche Flüſſe und Bäche, Seen, Teiche, Canäle, Lachen und Tümpfel verſtanden werden. Was bey deren Anſchlag und Erkauffung zu beobachten, davon ſ. Fiſcherey.

Fiſchweide, ſ. Fiſchweyde.

Fiſchweyde, Fiſchweide, franz. *Garenne*, iſt ein in flieſſenden oder ſtehenden Waſſern alſo zugerichteter Ort, daß ſich die Fiſche häuffig dahin retiriren, und nachgehends in groſſer Anzahl herausgefangen werden können. Es wird aber dieſer Fiſchfang alſo angeleget: Man ſuchet ſich hierzu einen bequemen, und von Gras, Schilf und groſſen Steinen wohl gereinigten Platz in einem Teiche, See oder Fluß, da ein ebener Grund, und eine ſolche Weite iſt, daß man dieſen zur Fiſchweyde beſtellten Platz mit einem Netz oder Waade von 40 bis 60 Ellen lang völlig umſtellen könne; es ſeye gleich ſolcher Platz mitten in einem Fluß, See oder Teiche, wo man nämlich mit einem Kahne verſehen iſt, und vermittelſt deſſelben dazu kommen kann, oder in Ermanglung deſſen, am Ufer des Fluſſes ꝛc. befindlich. Wenn man nun einen ſolchen Ort erwählet hat; ſo läßt man etliche 20 bis 30 Faſchinen, oder 3 bis vierthalb Ellen lange und Mannsdicke Reisbündel machen, ſolche an beyden Enden ſtark mit Weiden zuſammen binden, und an denjenigen Ort bringen, wo man die Fiſchweyde anlegen will. Geſetzt nun der Bezirk A B C, wenn man nämlich vorher nach Fig: 6. einen Riß auf das Papier verzeichnen will, ſeye der zu dieſem Fiſchfang beſtimmte Ort; ſo legt man eine Reyhe Faſchinen nacheinander in das Waſſer, dergeſtalt, daß zwiſchen zweyen derſelben jederzeit ſo viel Raum bleibe, als die Dicke einer Faſchine ausmacht. Auf dieſe Schicht, welche auf dem Kupfer mit D. E. angezeiget iſt, wird quer über die andere Lage F. G. mit gleich ſo viel Faſchinen, und auf eben ſolche Art gemacht. Ferner wird auf die andere Reyhe die dritte H. I. gelegt, und mit dieſen Creutzweiſe gemachten Lagen ſo lange fortgefahren, bis das Waſſer etwa noch einen halben Schuh oder ein Viertel Elle hoch über dieſe Faſchinen oder Reißbündel gehe. Damit aber die Sonne nicht hindurch ſcheinen möge; ſo muß man auf die oberſte Schicht noch allerhand Geſträuchwerke, kleines Gebüſche und Gras legen, und endlich dieſe ganze Maſchine mit Steinen beſchweren, damit alles deſto veſter aufeinander haften und bleiben möge. Im flieſſenden Waſſer aber muß man mitten durch dieſe Bündel einen ſtarken höltzernen, unten mit einem ſpitzigen Eiſen beſchlagenen Pfahl in den Grund veſt einſchlagen, damit dieſe Fiſchweyde unbeweglich an ihrem Orte ſtehen bleiben, und von dem Waſſer nicht fortgeſchwemmet werden möge. Dieſe Maſchine kann nun in ſolcher Stellung bey 14 Tage lang in Ruhe gelaſſen werden, ohne darnach zu ſehen. Denn es fürchten ſich, wie leicht zu erachten, die Fiſche anfänglich vor dergleichen nicht gewohnten Verände-

rung, und streichen nur von weitem um diesen Ort herum, bis sie ihn endlich gewohnen, und sich darunter zu verbergen suchen. Nach Verstieſſung dieser Zeit kann man erstlich von weitem, und nach und nach in der Nähe dieser Fischweyde fischen, damit die Fische bey Vernehmung eines Geräusches sich in dieselbe retiriren, und ihren Aufenthalt darinnen suchen mögen. Wenn nun das Werk 3 bis 4 Wochen so gestanden, und die Fische sich dahin gewöhnet haben; so kann man den Fischfang mit der Wathe anstellen, und dieselbe nebst 2 Fischtrumpen, und dem Fischhaacken zu sich in den Kahn nehmen, folglich rings um diese Fischweyde mit den Trumpen auf das Wasser schlagen, und immer näher an dieselbe rücken, damit die Fische gezwungen werden, sich darunter zu verstecken. Wenn man noch 2 Ruthen lang davon entfernet ist; so wird das Garn ringsherum in gleicher Weite davon gerichtet. Man fängt nämlich, wenn diese Maschine nahe an einem Ufer angelegt ist, bey dem Buchstaben A an, gehet hernach weiter fort bis an B, und endlich an C. Denn A und C ist das Ufer. Ist aber diese Fischweyde weit vom Ufer abgelegen; so werden die beyden Enden der Wathe (wie in dem Fig. 7. befindlichen, und bald weiter zu erklärenden Kupfer angezeigt wird) hinter K dergestalt übereinander gezogen, daß keine Oefnung mehr zu finden ist. Wenn nun alles dermaſſen umzogen ist, daß kein Fisch mehr entweichen kann; so ergreift man die Stange, und ziehet mit dem eisernen Fischhaacken erstlich die zur Bedeckung gebrauchte Sträucher, und sodenn eine Faschine nach der andern heraus, und schaft sie über die Wathe hinaus auf die Seite. Hernach führet man den Trumpen hin und wieder, innerhalb der Wathe, auf dem Grunde des Wassers so lange herum, bis man vermerket, daß sich alle mit dem Garne beschlossene Fische verstrickt haben, und ziehet endlich die Wathe, wie gewöhnlich, an dem Ufer oder in den Kahn aus dem Wasser, nimmt heraus, was darinnen befindlich ist, und richtet die Faschinen so, wie sie vormals gestanden haben, wieder auf; da denn alle 14 Tage, oder alle 4 Wochen, dieser Fischfang auf beschriebene Art wiederholet werden kann, weil der Fisch immer zu seine Nettrade dahin nehmen wird.

Eine andere Art einer Fischweyde, welche in sandigen, aber doch fischreichen Flüssen, und zwar an solchen Orten, wohin die Sonne ihre Strahlen in der gröſten Hitze ganz ungehindert werfen kann, angeleget, und eigentlich eine Fischporte genennet wird, ist folgende: Man muß sich einen ebenen, und von Schilf und Hechtgras wohl gesäuberten Ort aussuchen, und solchen mit einer guten Anzahl Steine, wie sie Fig. 7. mit L bezeichnet sind, belegen, welche die Gröſſe eines Menschenkopfs haben, und so weit voneinander liegen sollen, als sonst ein solcher Stein Raum einnimmt. Auf diese eingesenkten Steine leget man etliche zusammengelegte Bretter M, welche wie ein Thor, oder eine Thüre aussehen, und in die Länge 6 bis 8, in der Breite aber

der 4 bis 4 eine halbe Ellen austragen, und an denen Enden 2 oder 3 Löcher N haben, daß man sie mit einem eisernen Haacken, wenn man fischen will, aufheben könne. Damit aber diese Porte oder Pforte von dem Wasser nicht hinweggeführet, noch von den Fischdieben gesehen werden möge; so bedecket man sie mit Steinen und Sand, wodurch die Fische in währender grosser Hitze desto mehr angelocket werden, sich zwischen die unter den Brettern befindliche leere Plätze im Schatten, und in der Kühle zu verbergen. Der Ort, wo man diese Fischporte einsetzen will, muß bey der dürresten und trockensten Zeit wenigstens noch 4 Schuh tief Wasser haben, und kann man dergleichen Fischgänge auch mehr, und an unterschiedenen Orten anrichten, damit man von Zeit zu Zeit, als von 14 Tagen zu 14 Tagen, oder von Monat zu Monat, etwas erträgliches zu fischen habe. Wenn man nun gerne wissen möchte, ob Fische vorhanden sind; so darf man nur mit dem Kahne hinzu fahren, und ringsherum mit den Fischtrumpeil ein wenig aufstöhren. Wirft alsdann das Wasser kleine Wellen, oder fahren Blätzgen auf; so ist es ein gewisses Anzeigen, daß man keinen vergeblichen Fischzug thun werde. Es wird aber dieser also verrichtet: Man nimmt eine ziemlich grosse Fischwathe A B C, und richtet solche rings um die Porte herum, etwa 3 oder 4 Ellen weit davon. Das eine Ende von der Wathe aber muß über das andere Ende eine Elle lang übergehen, damit es nicht davon kommen könne. Nach diesem nimmt man einen starken eichenen Pfahl O, welcher unten mit einem eisernen Schuh beschlagen ist, und stösset denselben mitten an der einen langen Seite der Porte stark in den Grund, hebet hierauf die Bedeckung mit dem eisernen Fischhaacken, vermittelst der obengedachten Löcher N ganz gerade in die Höhe, richtet solche nicht anderst, als eine Fallthüre, an den in den Grund eingeschlagenen Pfahl an, und befestiget selbige mit einem durch ein solches Loch gezogenen Strick an denselben, daß sie nicht umfallen kann. Endlich gehet man mit den zwey Enden der Wathe fort bis zu der aufwärts gerichteten und gleichsam verschlossenen Porte, stösset hierauf mit den Trumpen bey den Steinen auf dem Wassergrunde herum, treibet also die Fische in die Garnmaschen ein, hebet alsdann, wenn man meynet, daß alle Fische in das Garn gejagt sind, die Wathe in die Höhe, langet die darein verwickelte Fische heraus, und richtet letzlich die Fischporte wieder auf vorige Manier auf, damit man sie zu gelegener Zeit von neuem ausfischen könne.

Fischwolf, s. Hecht.

Fischzehenden, nennet man entweder den wirklichen Zehenden von allerhand Fischen in Natur, oder welcher auch sonst, wenn zuweilen zehendbare Aecker und Wiesen in Teiche verwandelt werden, davon an die Grund- und Gerichtsherrschaft abgegeben werden muß.

Fischzeug, Fischgeräthe, heißt alles Geräthe, so man bey dem Fischen in fliessenden und stehenden

den Wassern nöthig hat. Dahin gehören allerley Garn und Netze, als Fischwathen oder Zugnetze, Streichwathen, Lisnetze, lichte Treibgarne oder Beutelnetze, Wurfgarne, allerley Garnsäcke, Fallsäcke, lichte Säcke, Mittelsäcke, Schleppsäcke, Gründlingssäcke, Fischhahmen, Bronhahmen oder Beeren; allerhand grosse Retscher, Wrebskerschergen, kleine Werschergen, die Fische damit aus den Bottichen oder Fischwannen zu heben, weil es nicht gut ist, viel mit den Händen darinn umzugehen, indem die Fische davon gern matt werden; allerley kleine und grosse Reussen, Fachreussen, Senkreussen, Gründlingsreussen; allerley kleine und grosse Angeln, Nachtangeln, Altfischangeln, Grundangeln; allerley grosse und kleine Fischkästen mit Löchern, solche in das Wasser zu hängen, und die gefangene Fische darein zu thun; Fischkörbe, die Fische darinnen auszutragen, und zu wägen; Kiechten, die Fische darein zu sammeln; Siebe zum Fischsatz und die Brut, damit man dieselben desto trockener angreiffen, absondern und zählen könne; grosse und kleine Waagen, die Fische Zentner- und Pfundweise damit wegzuwägen; gute und kein Wasser einlassende Kähne, die auf fliessenden Wassern, Seen und grossen Teichen zum Fischen zu gebrauchen; Sensen an langen Stangen, und Sicheln, das Gras und Gehölzicht auf denen Teichen zu hauen; Fischhaachen, Trampen oder Stossängen; Kähmen, Gabeln, Reuten an die Wathen, und andere Garne; Stricknadeln und Stiffelhölzer von verschiedener Grösse; allerhand Arten von Fischgarnen damit zu stricken; und endlich das benöthigte Bötgerzeug an Wannen, Kannen, grossen und kleinen Fischkassen, in jene die Fische bey dem Fischen zu setzen, und darinnen zu sortiren, in diese aber solche über Land zu führen. Dieses Fischzeug muß alles reinlich gehalten, insonderheit aber die Netze und alles Garnzeug, nach vollendetem Fischen fleissig und sauber gewaschen, auf Pfähle und Zäune zum Abtrocknen aufgehänget, auch was etwa bey dem Fischen zerrissen, wieder ausgeflicket; die Kübel und Siebe mit Wasser fleissig ausgespühlet, das hölzerne Gefässe rein ausgescheuret, und endlich ein jedes an seinem gehörigen Orte aufgehoben werden. Wie der Gebrauch dieses Fischzeuges hie und da bestimmet, und auf verschiedene Weise eingeschränket seye, davon s. Fischordnung.

Fischzinß, s. Fischrecht lit. a).

Fischzug, heißt die Art und Weise zu fischen, wo man mit einer Wathe einen Fluß, Teich oder dergleichen durchziehet.

Fistula Aucipis, s. Lockpfeiffe.

Flachgarn, Steckgarn, Stockgarn, ist ein Netze, welches zur Hasen-, Küllen- und Landvogeljagd gehöret, und an Orten, wo dergleichen Gehäge anzurichten, mit eben solcher Art, wie die Hasengarne, von ziemlich starken Hanfschnüren verfertiget wird, daß die Maschen 6 bis

6 bis 7 Zoll weit seyn. Die Höhe dieses Garns beläuft sich auf 3 bis 4 Schuh; die Länge aber stehet in eines jeden selbst eigenem Gutbefinden. Hierzu gehöret noch ein Jungarn von gleich starkem Bindfaden, welches aber wenigstens zweymal so lang und breit seyn muß, als jenes. So dürfen auch die Schmasen über anderthalb oder höchstens 2 Zoll nicht weit seyn. Die Ringe und Hefftel, so man dazu brauchet, werden von 4 zu 4 Schuh weit von einander gemacht, und darein gezogen.

Flache Hand, heißt bey den Jägern, wenn sich am obern Theil der Stange eines Hirschgeweyhes 5 in Form einer Hand ausgebreitete Enden befinden.

Flachsfinke, s. Hänfling.

Fladerholz, s. Maser.

Flanken, s. Lendbeine.

Flatrer, wird bey den französischen Jägern von einem Haasen gesagt, welcher sich, wenn er verfolgt wird, von Zeit zu Zeit niederbücket. Daher heißt auch der Ort, da ein Haase oder ein Wolf, oder auch ein anderes Thier, wenn es von den Hunden gejagt wird, stille stehet, und sich auf den Bauch niederleget, oder bücket, im Französischen *Flatrure*. s. Drücken, welches der Ausdruck ist, den die deutschen Jäger gebrauchen.

Flatrure, s. *Flatrer*.

Fledermaus, Speckmaus, lat. Vespertilio, Avis furex, franz. *Chauve-Souris*, *Rât penade*, eine seltsame Creatur, die man nicht wohl unter die Vögel, und auch nicht unter das vierfüßige Ungeziefer, die Mäuse, rechnen kann. Unter diese nicht, weil sie gleichwohl vermittelst ihrer Flügel fliegen kann, ob sie wohl sonst am Kopf und Leibe, wie auch an der Farbe einer Maus gleich ist, auch 4 Klauen hat, deren 2 an den knorpichten Flügel oben hervor gehen, die andern beyden aber unten sich befinden, womit sie sich an die Mauren, Wände, und andere Orte anhäkeln kann. Unter jene aber, die Vögel, kann sie nicht wohl gezehlet werden, weil sie keine Federn, sondern Haare hat, und ihre Flügel von einer dünnen zarten Haut, die in 5 Zehen abgetheilte Füsse aber mit den Flügeln vereiniget sind. Sie haben 2, manchmal auch 4 kleine Ohren, und ihre Kinnbacken sind mit etwas langen und einwärtsgekrümmten Zähnen besetzt. Diese Thiere thun an settem Fleisch, Speck und Oel grossen Schaden, wenn sie dazu kommen können. Sie fliegen allein in der Abenddämmerung, und zwar nicht besonders hoch von der Erden, aber sehr geschwind in der Luft herum. Des Tages halten sie sich in Höhlen, Löchern, in eingefallenen Gebäuden, und an andern dunkeln und verborgenen Orten auf. Aus allen Vögeln, wann man sie dahin rechnet, haben diese allein Er gebieret auch allein ein fliegend Thier, da die andern alle Eyer legen, und hat auch Düttlein, darauch die Jungen säugen, welche sie, wenn sie ihrer genommen hat, umsähet, und mit sich im Fliegen umher trägt, und also auch im Fliegen säuget. Sie leben von Fliegen, Würmern, und anderm dergleichen

[illegible] Sie führen [illegible]lz und Oel bey [illegible]len und sind gut [illegible]en des Zippers [illegible]erquetscht und [illegible]. Das Herze [illegible]gläubischen Leuten [illegible]Kugelgießen gebraucht, in der Meynung, sicherer damit zu treffen. Wenn dieser Umstand wahr wäre, so hätten sie einigen Nutzen bey der Jägerey, da es aber ein leerer Aberglaube ist; so sind sie gar kein Gegenstand derselben. Die Beschreibung ihrer Natur hat also hier weiter keinen Nutzen, als etwa diesen, einen nach Memorationen dürstenden Cameralisten vor dem Einfall, sie unter das hohe Federwildpret zu versetzen, zu verwahren.

Fleve, s. Fluß.

Fliedes, s. Hollunder.

Fliederbaum, s. Hollunder.

Fliege, s. Korn.

Fliegenbaum, s. Leimbaum.

Fliegender Holzbock, s. Fliegender Steinbock.

Fliegender Steinbock, fliegender Holzbock, ist eine Art von Käfern, die sich hie und da in Deutschland aufhalten, in fast in allen Theilen von Europa angetroffen werden. Es ist dieses Ungeziefer fast 3 Zoll lang, hat einen breiten Kopf, und 2 grosse hellglänzende Augen. Der Mund steht ihm jederzeit wie eine Sabel voneinander, in welchem sich 2 greuliche krumme und scharfe Zähne zeigen, mit welchen es das Holz nicht anders, als wie mit einer Säge führet, und einen Schall oder Thon, einer jungen Schweinleins unter beyfallendem Holzspänen von sich giebet. Der halbe Rücken und die Schulterblätter sind unterschiedlich gezieret, daß es nicht anders aussiehet, als wenn es mit Helffenbein ausgelegt wäre. Die Anzahl der Füsse ist fast wie bey allen Käfern, nämlich 6; jedoch hat jeder Fuß wieder 3 Gelenke, welche aber so schwach und hinfällig sind, daß sie kaum den Leib fortschleppen können. Hingegen ist die gütige Natur dieser Schwachheit damit zu Hülfe gekommen, daß sie diesem Ungeziefer zwey Antennos oder Hörnlein, welche mit unterschiedenen Knoten, Articulis oder Gelenken versehen sind, und hin und her gebogen werden können, auch zweymal länger, als der ganze Leib sind, gleich über den Augen gezogen, mit welchen es sich, wenn es matt und schläfrig ist, um die dünne Zweiglein der Bäume schlinget, und also hangend, wie die Paradiesvögel seine Ruhe suchet. Es hält sich gemeiniglich in Gärten und Wäldern auf, da es in den angebauten Bäumen, oder zwischen den Rinden lieget, und wenn die Sonne scheinet, hervor krichet. Es thut mancherley Schaden, sonderlich aber an dem Holz. Indessen ist es in Gärten und Wäldern nicht wohl zu vertreiben. Man macht zwar zu diesem Ende einen Rauch von einer Rindleder, mit Wermuth vermischt, nachdem man diejenige Bäume bemerket, zu und um welche bey heissen Sonnenblicken dergleichen Ungeziefer sich findet. Und man kann sie auch hiermit also zu Ohnmacht tödten und hinfallend machen, daß sie ausserhalb des Baumes auch gänzlich sterben. Wie aber der

meiste Haufe sich inwendig tief einfrißt und vergräbet; so ersticken zwar viele bey Empfindung dieses Rauchs, welchen sie nicht leiden können. Allein die Wärme und Hitze der Sonne machet sie nach und nach wieder lebendig. Das beste Mittel ist also, daß man die angesteckten Bäume umhaue und verbrenne.

Fliegender Wurm, ist eine Art von Baumfeinden, und eine Ursache der Verderbung der Bäume, besonders der Fichten und Tannen. Er siehet sonst wie eine Pferdhornisse aus, braun und gelbe, hinten mit einem harten spitzigen Stachel, womit er die Fichten und Tannen aufsticht, und welcher gleichsam als ein Gift des Baumes anzusehen ist. Ueber den Ursprung dieses Ungeziefers sind die Meynungen getheilt. Einige behaupten, daß sich dieser Wurm an und in den alten Stöcken und Lagerholz erzeuge, davon fliege, sich häufig an die Bäume lege, und durch sein giftiges Stechen verderbe. Andere sind der Meynung, daß sich der Wurm inwendig aus dem Baum selbst heraus erzeuge, und solchen alsdenn von aussen anfalle, und die Bäume vollends verderbe. Noch andere halten davor, daß dieselben Bäume, worauf der Wurm falle, der Verderbung und Stockung des Saftes schon vorhero unterworfen wären, die Würmer aber solches wegen des Geruchs, so bey dieser Verderbung zu empfinden, merken; daher auf dieselbe häufig fielen, und sie vollends verderbeten. Doch hat man die erstere Meynung der Erfahrung am gemäßesten gefunden. Dem hat

sten Holze thun sie wenig oder keinen Schaden, desto mehr aber, wie gedacht, dem weichen. Wenn da der Wind nach dem stehenden Holze beständig gewehet; so hat man wahrgenommen, daß sich der Wurm weiter von einem Baum zum andern fortgezogen. Solcher Verwüstung zu begegnen, muß man eine Ecke vornärts, und quer vor, einen Strich Holz glatt weghauen und abraumen, auch die an solchem abgeraumten Striche Holz stehende, und mit dem Wurm entzündete Bäume mit Feuer verbrennen. Das hat hernach die Wirkung, daß der verderbliche Wurm weiter keinen Schaden thut. Man kann aber auch diesen Weg einschlagen, daß man mit dem verderbten Holze forteilet, dasselbe sogleich zum Kohlen, oder wozu es am ersten zu brauchen ist, wegschaffet, und die Stöcke sofort mit ausrottet; so wird das dabey stehende Holz auch ohne Schaden bleiben. Sonst ist zu merken, daß diese Art der Verderbung eine der schädlichsten seye, und zuweilen grosse Stücke Waldungen zu Grunde richte.

Fliegenschnäpfer, Fliegenschneppen, lat. Muscipeta, Muscicapa, franz. *Moucherole*, ist ein kleines Vögelein, eben so groß und grau, wie eine Meise, welches in den Hecken und Gebüschen herum kriechet, und seine Nahrung darinnen suchet; sehr oft aber auch um das Vieh herum fleucht, damit es die Fliegen erhaschen möge, welche sich um dasselbe aufhalten. Es ziehet alle Herbstzeit, und zwar gleich anfangs mit andern Vögeln hinweg, bauet aber doch seine Jun-

spitzt hinaus lauft. Sie werden in den Flüssen an vorgeschlagene Fache geleget, und an Pfähle hevestiget, oder man senket sie in Seen, Teiche, Flüsse und Tümpel an solchen Orten, wo man mit Netzen oder Garnsäcken nicht füglich zukommen kann. Jene heissen daher Fachreussen, und diese werden Senkreussen genennet. Die Krebsreussen, welche auf die Krebse, und die Gründlingsreussen, welche eigentlich nur auf die Gründlinge geleget werden, sind von dünnern Weyden und auch kleiner gemacht. Damit aber die Fische desto leichter hinein gehen, so legt man Aas oder Querder in die Körbe, oder bindet sie in Tüchlen hinein, und zwar hinten bey dem kleinen Thürlein, dadurch man die gefangene Fische heraus nimmt. Die Reussen werden mit dem Mundloch nach dem Strohm gelegt, weil die Fische gegen dem Wasser, und nicht nach demselben ihren meisten Gang haben. Es werden aber alle Reussen des Abends geleget, und liegen also die Nacht durch; des Morgens hebt man sie, und siehet, was sich gefangen habe. Dieß Fischwerk mit den Reussen währet aber nur bis aufs Vorjahr, wenn man Gersten zu säen pfleget, auf Walpurgis, weil bis dorthin die Fische laichen. Im Herbst mag man wieder damit stellen. Sie gehen aber nicht so gut ein, als im Vorjahr. Kleine Backfischlein fängt man auch in kleinen, leichten, rauschenden, steinichten Bächlein, mit kleinen Körblein aus Semden gemacht, item mit Reiß gebunden, sonderlich die Schmerlen, da verlegt man den kleinen Fischen auch den Weg, und hindert ihnen ihre Reyse mit Steinen, die man aufeinander die Quer über den ganzen Bach legt, daß sie nicht hinauf wandern können, und läßt auch etliche Löcher, da man die Reussen hinein leget. Bisweilen pflöcket man sie auch hinten an, daß sie das Wasser nicht wegführet, oder leget einen Stein darauf, weil sie sonst gar zu leicht sind.

Fischreyher, s. Reiger.

Fischsatz, s. Strich.

Fischspeise, oder Nahrung der Fische, s. Fisch.

Fischstange, s. Fischtrampe.

Fischstösser, s. Adler, Entenstösser, Fischfalcken, Geyer.

Fischstrich, s. Strich.

Fischteich, s. Teich.

Fischtrampe, Fischstange, Störstange, Stürbe, ist eine 5 bis 7 Ellen lange Stange von Weyden, an deren Spitze 2 oder 3 Filzstücke von einem Hut oder Sohlen von alten Schuhen aufeinander angenagelt werden, um damit hin und her auf den Grund, und an dem Ufer des Wassers zu stöhren, und die in ihren Löchern verborgene Fische hervorzutreiben. In fliessenden Wassern geschiehet dieses Stossen und Stöhren wider den Strohm, gegen die oberhalb des Orts, da man fischen will, vorgestellte Reussen, gesteckte Netze und Garnsäcke.

Fischwannen, sind grosse hölzerne Wannen, worein vornemlich bey Ausfischung grosser Teiche die

die gefangene Fische geworfen werden.

Fischwasser, ist ein Ausdruck, worunter alle fischreiche Flüsse und Bäche, Seen, Teiche, Canäle, Lachen und Tümpfel verstanden werden. Was bey deren Anschlag und Erkauffung zu beobachten, davon s. Fischerey.

Fischweide, s. Fischweyde.

Fischweyde, Fischweide, franz. *Garenne*, ist ein in fliessenden oder stehenden Wassern also zugerichteter Ort, daß sich die Fische häuffig dahin retiviren, und nachgehends in grosser Anzahl herausgefangen werden können. Es wird aber dieser Fischfang also angeleget: Man suchet sich hierzu einen bequemen, und von Gras, Schilf und grossen Steinen wohl gereinigten Platz in einem Teiche, See oder Fluß, da ein ebener Grund, und eine solche Weite ist, daß man diesen zur Fischweyde bestellten Platz mit einem Netz oder Waade von 40 bis 60 Ellen lang völlig umstellen könne; es seye gleich solcher Platz mitten in einem Fluß, See oder Teiche, wo man nämlich mit einem Kahne versehen ist, und vermittelst desselben dazu kommen kann, oder in Ermanglung dessen, am Ufer des Flusses ꝛc. befindlich. Wenn man nun einen solchen Ort erwählet hat; so läßt man etliche 20 bis 30 Faschinen, oder 3 bis vierthalb Ellen lange und Mannsdicke Reisbündel machen, solche an beyden Enden stark mit Weiden zusammen binden, und an denjenigen Ort bringen, wo man die Fischweyde anlegen will. Gesetzt nun der Bezirk A B C, wenn man nämlich vorher nach Fig: 6. einen Riß auf das Papier verzeichnen will, seye der zu diesem Fischfang bestimmte Ort; so legt man eine Reyhe Faschinen nacheinander in das Wasser, dergestalt, daß zwischen zweyen derselben jederzeit so viel Raum bleibe, als die Dicke einer Faschine ausmacht. Auf diese Schicht, welche auf dem Kupfer mit D. E. angezeiget ist, wird quer über die andere Lage F. G. mit gleich so viel Faschinen, und auf eben solche Art gemacht. Ferner wird auf die andere Reyhe die dritte H. I. gelegt, und mit diesen Creutzweise gemachten Lagen so lange fortgefahren, bis das Wasser etwa noch einen halben Schuh oder ein Viertel Elle hoch über diese Faschinen oder Reißbündel gehe. Damit aber die Sonne nicht hindurch scheinen möge; so muß man auf die oberste Schicht noch allerhand Gesträuchwerke, kleines Gebüsche und Gras legen, und endlich diese ganze Maschine mit Steinen beschweren, damit alles desto vester aufeinander haften und bleiben möge. Im fliessenden Wasser aber muß man mitten durch diese Bündel einen starken höltzernen, unten mit einem spitzigen Eisen beschlagenen Pfahl in den Grund vest einschlagen, damit diese Fischweyde unbeweglich an ihrem Orte stehen bleiben, und von dem Wasser nicht fortgeschwemmet werden möge. Diese Maschine kann nun in solcher Stellung bey 14 Tage lang in Ruhe gelassen werden, ohne darnach zu sehen. Denn es fürchten sich, wie leicht zu erachten, die Fische anfänglich vor dergleichen nicht gewohnten Verände-

rung, und ſtreichen nur von weitem um dieſen Ort herum, bis ſie ihn endlich gewohnen, und ſich darunter zu verbergen ſuchen. Nach Verflieſſung dieſer Zeit kann man erſtlich von weitem, und nach und nach in der Nähe dieſer Fiſchweyde fiſchen, damit die Fiſche bey Vernehmung eines Geräuſches ſich in dieſelbe retiriren, und ihren Auffenthalt darinnen ſuchen mögen. Wenn nun das Werk 3 bis 4 Wochen ſo geſtanden, und die Fiſche ſich dahin gewöhnet haben; ſo kann man den Fiſchfang mit der Wathe anſtellen, und dieſelbe nebſt 2 Fiſchtrampen, und dem Fiſchhaacken zu ſich in den Kahn nehmen, folglich rings um dieſe Fiſchweyde mit den Trampen auf das Waſſer ſchlagen, und immer näher an dieſelbe rücken, damit die Fiſche gezwungen werden, ſich darunter zu verſtecken. Wenn man noch 2 Ruthen lang davon entfernet iſt; ſo wird das Garn ringsherum in gleicher Weite davon gerichtet. Man fängt nämlich, wenn dieſe Maſchine nahe an einem Ufer angelegt iſt, bey dem Buchſtaben A an, gehet hernach weiter fort bis an B, und endlich an C. Denn A und C iſt das Ufer. Iſt aber dieſe Fiſchweyde weit vom Ufer abgelegen; ſo werden die beyden Enden der Wathe (wie in dem Fig. 7. befindlichen, und bald weiter zu erklärenden Kupfer angezeigt wird) hinter K dergeſtalt übereinander gezogen, daß keine Oefnung mehr zu finden iſt. Wenn nun alles dermaſſen umzogen iſt, daß kein Fiſch mehr entweichen kann; ſo ergreift man die Stange, und ziehet mit dem eiſernen Fiſchhaacken erſtlich die zur Bedeckung gebrauchte Sträucher, und ſodenn eine Faſchine nach der andern heraus, und ſchaft ſie über die Wathe hinaus auf die Seite. Hernach führet man den Trampen hin und wieder, innerhalb der Wathe, auf dem Grunde des Waſſers ſo lange herum, bis man vermerket, daß ſich alle mit dem Garne beſchloſſene Fiſche verſtrickt haben, und ziehet endlich die Wathe, wie gewöhnlich, an dem Ufer oder in den Kahn aus dem Waſſer, nimmt heraus, was darinnen befindlich iſt, und richtet die Faſchinen ſo, wie ſie vormals geſtanden haben, wieder auf; da denn alle 14 Tage, oder alle 4 Wochen, dieſer Fiſchfang auf beſchriebene Art wiederholet werden kann, weil der Fiſch immer zu ſeine Nettrade dahin nehmen wird.

Eine andere Art einer Fiſchweyde, welche in ſandigen, aber doch fiſchreichen Flüſſen, und zwar an ſolchen Orten, wohin die Sonne ihre Strahlen in der gröſten Hitze ganz ungehindert werfen kann, angelegt, und eigentlich eine Fiſchporte genennet wird, iſt folgende: Man muß ſich einen ebenen, und von Schilf und Hechtgras wohl geſäuberten Ort ausſuchen, und ſolchen mit einer guten Anzahl Steine, wie ſie Fig. 7. mit L bezeichnet ſind, belegen, welche die Gröſſe eines Menſchenkopfs haben, und ſo weit voneinander liegen ſollen, als ſonſt ein ſolcher Stein Raum einnimmt. Auf dieſe eingeſenkten Steine leget man etliche zuſammengelegte Bretter M, welche wie ein Thor, oder eine Thüre ausſehen, und in die Länge 6 bis 8, in der Breite a-

der 4 bis 4 eine halbe Ellen austragen, und an denen Enden 2 oder 3 Löcher N haben, daß man sie mit einem eisernen Haacken, wenn man fischen will, aufheben könne. Damit aber diese Porte oder Pforte von dem Wasser nicht hinweggeführet, noch von den Fischdieben gesehen werden möge; so bedecket man sie mit Steinen und Sand, wodurch die Fische in währender grosser Hitze desto mehr angelocket werden, sich zwischen die unter den Brettern befindliche leere Plätze im Schatten, und in der Kühle zu verbergen. Der Ort, wo man diese Fischporte einsetzen will, muß bey der dürresten und trockensten Zeit wenigstens noch 4 Schuh tief Wasser haben, und kann man dergleichen Fischgänge auch mehr, und an unterschiedenen Orten anrichten, damit man von Zeit zu Zeit, als von 14 Tagen zu 14 Tagen, oder von Monat zu Monat, etwas anträgliches zu fischen habe. Wenn man nun gerne wissen möchte, ob Fische vorhanden sind; so darf man nur mit dem Kahne hinzu fahren, und ringsherum mit den Fischtrumpen ein wenig aufstühren. Wirft alsdann das Wasser kleine Wellen, oder fahren Blätzgen auf; so ist es ein gewisses Anzeigen, daß man keinen vergeblichen Fischzug thun werde. Es wird aber dieser also verrichtet: Man nimmt eine ziemlich grosse Fischwathe A B C, und richtet solche rings um die Porte herum, etwa 3 oder 4 Ellen weit davon. Das eine Ende von der Wathe aber muß über das andere Ende eine Elle lang übergehen, damit es nicht davon kommen könne. Nach diesem nimmt man einen starken eichenen Pfahl O, welcher unten mit einem eisernen Schuh beschlagen ist, und stösset denselben mitten an der einen langen Seite der Porte stark in den Grund, hebet hierauf die Bedeckung mit dem eisernen Fischhaacken, vermittelst der obengedachten Löcher N ganz gerade in die Höhe, richtet solche nicht anderst, als eine Fallthüre, an den in den Grund eingeschlagenen Pfahl an, und befestiget selbige mit einem durch ein solches Loch gezogenen Strick an denselben, daß sie nicht umfallen kann. Endlich gehet man mit den zwey Enden der Wathe fort bis zu der aufwärts gerichteten und gleichsam verschlossenen Porte, stösset hierauf mit den Trumpen bey den Steinen auf dem Wassergrunde herum, treibet also die Fische in die Garnmaschen ein, hebet alsdann, wenn man meynet, daß alle Fische in das Garn gejagt sind, die Wathe in die Höhe, langet die darein verwickelte Fische heraus, und richtet letzlich die Fischporte wieder auf vorige Manier auf, damit man sie zu gelegener Zeit von neuem aufs fischen könne.

Fischwolf, s. Hecht.

Fischzehenden, nennet man entweder den wirklichen Zehenden von allerhand Fischen in Natur, oder welcher auch sonst, wenn zuweilen zehendbare Aecker und Wiesen in Teiche verwandelt werden, davon an die Grund- und Gerichtsherrschaft abgegeben werden muß.

Fischzeug, Fischgeräthe, heißt alles Geräthe, so man bey dem Fischen in stehenden und fliessenden

den Waſſern nöthig hat. Dahin gehören allerley Garn und Netze, als Fiſchwathen oder Zugnetze, Streichwathen, Lisnetze, lichte Treibgarne oder Beutelnetze, Wurfgarne, allerley Garnſäcke, Fallſäcke, lichte Säcke, Mittelſäcke, Schleppſäcke, Gründlingsſäcke, Fiſchhahmen, Kronhahmen oder Beeren; allerhand groſſe Betſcher, Wrebskerſchergen, kleine Kerſchergen, die Fiſche damit aus den Bottichen oder Fiſchwannen zu heben, weil es nicht gut iſt, viel mit den Händen damit umzugehen, indem die Fiſche davon gern matt werden; allerley kleine und groſſe Reuſſen, Hacheuſſen, Senkreuſſen, Gründlingsreuſſen; allerley kleine und groſſe Angeln, Nachtangeln, Klitſchangeln, Grundangeln; allerley groſſe und kleine Fiſchkäſten mit Löchern, ſolche in das Waſſer zu hängen, und die gefangene Fiſche darein zu thun; Fiſchkörbe, die Fiſche darinnen auszutragen, und zu wägen; Siechern, die Fiſche darein zu ſammeln; Siebe zum Fiſchſatz und die Brut, damit man dieſelben deſto trockener angreifen, abſondern und zählen könne; groſſe und kleine Waagen, die Fiſche Zentner- und Pfundsweiſe damit wegzuwägen; gute und kein Waſſer einlaſſende Kähne, die auf flieſſenden Waſſern, Seen und groſſen Teichen zum Fiſchen zu gebrauchen; Senſen an langen Stangen, und Sicheln, das Gras und Seehörlicht auf denen Teichen zu hauen; Fiſchhaacken, Trampen oder Stoßſtängen, Fahmen, Gabeln, Reuſen an die Wathen, und andere Garne; Stricknadeln und Stiffelhölzer von verſchiedener Groſſe; allerhand Arten von Fiſchgarnen damit zu ſtricken; und endlich das benöthigte Böttgerzeug an Wannen, Kannen, groſſen und kleinen Fiſchkaſſen, in jene die Fiſche bey dem Fiſchen zu ſetzen, und darinnen zu ſortiren, in dieſe aber ſolche über Land zu führen. Dieſes Fiſchzeug muß alles reinlich gehalten, inſonderheit aber die Netze und alles Garnzeug, nach vollendetem Fiſchen fleiſſig und ſauber gewaſchen, auf Pfähle und Zäune zum Abtrocknen aufgehänget, auch was etwa bey dem Fiſchen zerriſſen, wieder ausgeflicket; die Körbe und Siebe mit Waſſer fleiſſig ausgeſpühlet, das hölzerne Gefäſſe rein ausgeſcheuret, und endlich ein jedes an ſeinem gehörigen Orte aufgehoben werden. Wie der Gebrauch dieſes Fiſchzeuges hie und da beſtimmet, und auf verſchiedene Weiſe eingeſchränket ſeye, davon ſ. Fiſchordnung.

Fiſchzinß, ſ. Fiſchrecht lit. a).

Fiſchzug, heißt die Art und Weiſe zu fiſchen, wo man mit einer Wathe einen Fluß, Teich oder dergleichen durchzieht.

Fiſtula Aucipis, ſ. Lockpfeiffe.

Flachgarn, Steckgarn, Stockgarn, iſt ein Netze, welches zur Hauſen-, Küllen- und Lachsfang gehöret, und an Orten, wo dergleichen Schäge anzutreffen, auf eben ſolche Art, wie die Hauſengarne, von ziemlich ſtarkem Bindfaden verfertiget wird, daß die Schaafen oder Maſchen

6 bis 7 Zoll weit seyn. Die Höhe dieses Garns beläuft sich auf 3 bis 4 Schuh; die Länge aber stehet in eines jeden selbst eigenem Gutbefinden. Hierzu gehöret noch ein Jungarn von gleich starkem Bindfaden, welches aber wenigstens zweymal so lang und breit seyn muß, als jenes. So dürfen auch die Schmasen über anderthalb oder höchstens 2 Zoll nicht weit seyn. Die Ringe und Hestel, so man dazu brauchet, werden von 4 zu 4 Schuh weit von einander gemacht, und darein gezogen.

Flache Hand, heißt bey den Jägern, wenn sich am obern Theil der Stange eines Hirschgeweybes 5 in Form einer Hand ausgebreitete Enden befinden.

Flachsfinke, s. Hänfling.

Fladerholz, s. Maser.

Flanken, s. Lisbeine.

Flatrer, wird bey den französischen Jägern von einem Haasen gesagt, welcher sich, wenn er verfolgt wird, von Zeit zu Zeit niederdrücket. Daher heißt auch der Ort, da ein Haase oder ein Wolf, oder auch ein anderes Thier, wenn es von den Hunden gejagt wird, stille stehet, und sich auf den Bauch niederleget oder drücket, im Französischen *Flatture*. S. Drücken, welches der Ausdruck ist, den die deutschen Jäger gebrauchen.

Flatrure, s. *Flatrer*.

Fledermaus, Speckmaus, lat. Vespertilio, Avis soricina, franz. *Chauve-Souris*, *Rat penaude*, eine seltsame Creatur, die man nicht wohl unter die Vögel, und auch nicht unter das vierfüßige Ungeziefer, die Mäuse, rechnen kann. Unter diese nicht, weil sie gleichwohl vermittelst ihrer Flügel fliegen kann, ob sie wohl sonst am Kopf und Leibe, wie auch an der Farbe einer Maus gleich ist, auch 4 Klauen hat, deren 2 an den knorpichten Flügel oben hervor gehen, die andern beyden aber unten sich befinden, womit sie sich an die Mauren, Wände, und andere Orte anhäcken kann. Unter jene aber, die Vögel, kann sie nicht wohl gezehlet werden, weil sie keine Federn, sondern Haare hat, und ihre Flügel von einer dünnen zarten Haut, die in 5 Zehen abgetheilte Füße aber mit den Flügeln vereiniget sind. Sie haben 2, manchmal auch 4 kleine Ohren, und ihre Rundbacken sind mit etwas langen und einwärtsgebogenen Zähnen besetzt. Diese Thiere thun an festem Fleisch, Speck und Oel grossen Schaden, wenn sie dazu kommen können. Sie fliegen allemal in der Abenddämmerung, und zwar nicht besonders hoch von der Erden, aber sehr geschwind in der Luft herum. Des Tages halten sie sich in Höhlen, Löchern, in eingefallenen Gebäuden, und an andern dunkeln und verborgenen Orten auf. Aus allen Vögeln, wenn man sie dahin rechnet, haben dieser allein Er gebieret auch allein ein fliegend Thier, da die andern alle Eyer legen, und hat auch Milch, darauch die Jungen säugen, welche sie, wenn sie ihrer genommen hat, umhänget, und mit sich im Fliegen umher trägt, und also auch im Fliegen säuget. Sie leben von Fliegen, Würmern, und andern dergleichen

chen Geschmeisse. Sie führen viel flüchtiges Salz und Oel bey sich. Sie zertheilen und sind gut wider die Schmerzen des Zipperleins, wenn sie zerquetscht und aufgeleget werden. Das Herze wird von abergläubischen Leuten beym Kugelgiessen gebraucht, in der Meynung, sicherer damit zu treffen. Wenn dieser Umstand wahr wäre, so hätten sie einigen Nutzen bey der Jägerey, da es aber ein leerer Aberglaube ist; so sind sie gar kein Gegenstand derselben. Die Beschreibung ihrer Natur hat also hier weiter keinen Nutzen, als etwa diesen, einen nach Memorationen dürstenden Cameraliſten vor dem Einfall, sie unter das hohe Federwildpret zu versetzen, zu verwahren.

Fleve, s. Fluß.

Fliedes, s. Hollunder.

Fliederbaum, s. Hollunder.

Fliege, s. Korn.

Fliegenbaum, s. Leimbaum.

Fliegender Holzbock, s. Fliegender Steinbock.

Fliegender Steinbock, fliegender Holzbock, ist eine Art von Käfern, die sich hie und da in Deutschland aufhalten, ja fast in allen Theilen von Europa angetroffen werden. Es ist dieses Ungeziefer fast 3 Zoll lang, hat einen breiten Kopf, und 2 grosse hellglänzende Augen. Der Mund steht ihm jederzeit wie eine Gabel voneinander, in welchem sich 2 greuliche krumme und scharfe Zähne zeigen, mit welchen es das Holz nicht anders, als wie mit einer Säge führet, und einen Schall oder Thon, einer singen Schweinleins unter besagtem Holzspreten von sich giebet. Der halbe Rücken und die Schulterblätter sind unterschiedlich gezieret, daß es nicht anderst aussiehet, als wenn es mit Helffenbein ausgeleget wäre. Die Anzahl der Füsse ist fast wie bey allen Käfern, nämlich 6; jedoch hat jeder Fuß wieder 3 Gelenke, welche aber so schwach und hinfällig sind, daß sie kaum den Leib fortschleppen können. Hingegen ist die gütige Natur dieser Schwachheit damit zu Hülfe gekommen, daß sie diesem Ungeziefer zwey Antennos oder Hörnlein, welche mit unterschiedenen Kusten, Articulis oder Gelenken versehen sind, und hin und her gebogen werden können, auch zweymal länger, als der ganze Leib sind, gleich über den Augen gegeben, mit welchen es sich, wenn es matt und schläfrig ist, um die dünne Zweiglein der Bäume schlinget, und also hangend, wie die Paradiesvögel seine Ruhe suchet. Es hält sich gemeiniglich in Gärten und Wäldern auf, da es in den ausgehöhlten Bäumen, oder zwischen den Rinden lieget, und wenn die Sonne scheinet, hervor kriechet. Es thut mancherley Schaden, sonderlich aber an dem Holz. Indessen ist es in Gärten und Wäldern nicht wohl zu vertreiben. Man macht zwar zu diesem Ende einen Rauch von einer Rindleder, mit Wermuth vermischt, nachdem man diejenige Bäume bemerket, an und um welche bey heissen Sonnenblicken dergleichen Ungeziefer sich befindet. Und man kann sie auch hiermit auf eine Zeitlang tödten und hinfallend machen, ausserhalb des Baums auch gänzlich tödten. Allein aber

der

meiste häuffe sich inwendig tief einsticht und vergräbet; so erstiken zwar viele bey Empfindung dieses Rauchs, welchen sie nicht leiden können. Allein die Wärme und Hitze der Sonne machet sie nach und nach wieder lebendig. Das beste Mittel ist also, daß man die angestekten Bäume umhaue und verbrenne.

Fliegender Wurm, ist eine Art von Baumfeinden, und eine Ursache der Verderbung der Bäume, besonders der Fichten und Tannen. Er siehet sonst wie eine Pferdhornisse aus, braun und gelbe, hinten mit einem harten spitzigen Stachel, womit er die Fichten und Tannen austicht, und welcher gleichsam als ein Gift des Baumes anzusehen ist. Ueber den Ursprung dieses Ungeziefers sind die Meynungen getheilt. Einige behaupten, daß sich dieser Wurm an und in den alten Stöcken und Lagerholz erzeuge, davon fliege, sich häuffig an die Bäume lege, und durch sein gistiges Stechen verderbe. Andere sind der Meynung, daß sich der Wurm inwendig aus dem Baum selbst heraus erzeuge, und solchen alsdann von aussen anfalle, und die Bäume vollends verderbe. Noch andere halten davor, daß dieselben Bäume, worauf der Wurm falle, der Verdorrung und Stockung des Saftes schon vorhero unterworfen wären, die Würmer aber solches wegen des Geruchs, so bey dieser Verdorrung zu empfinden, merken; daher auf dieselbe häuffig fielen, und sie vollends verderbten. Doch hat man die erstere Meynung der Erfahrung am gemäsesten gefunden. Dem heuten Holze thun sie wenig oder keinen Schaden, desto mehr aber, wie gedacht, dem weichen. Wenn da der Wind nach dem stehenden Holze beständig gewehet; so hat man wahrgenommen, daß sich der Wurm weiter von einem Baum zum andern fortgezogen. Solcher Verwüstung zu begegnen, muß man eine Ecke vornärts, und quer vor, einen Strich Holz glatt weghauen und abraumen, auch die an solchem abgeraumten Striche Holz stehende, und mit dem Wurm entzündete Bäume mit Feuer verbrennen. Das hat hernach die Wirkung, daß der verderbliche Wurm weiter keinen Schaden thut. Man kann aber auch diesen Weg einschlagen, daß man mit dem verderbten Holze forteilet, dasselbe sogleich zum Kohlen, oder wozu es am ersten zu brauchen ist, verschaffet, und die Stöcke sofort mit ausrottet; so wird das daben stehende Holz auch ohne Schaden bleiben. Sonst ist zu merken, daß diese Art der Verdorrung eine der schädlichsten seye, und zuweilen grosse Stücke Waldungen zu Grunde richte.

Fliegenschnäpfer, Fliegenschneppen, lat. Muscipeta, Muscicapa, franz. *Moucherole*, ist ein kleines Vögelein, eben so groß und grau, wie eine Meise, welches in den Hecken und Gebüschen herum kriechet, und seine Nahrung darinnen suchet; sehr oft aber auch um das Vieh herum fleucht, damit es die Fliegen erhaschen möge, welche sich um dasselbe aufhalten. Es ziehet alle Herbstzeit, und zwar gleich anfangs mit andern Vögeln hinweg, bauet aber doch seine Jun-

ge, deren es meistens 4 bis 5 hat, hier zu Lande auf denen Büschen und Zweigen in den Hecken aus. Es hat ein frisches wohlschmeckendes Fleisch, welches erfrischet und zertheilet.

Fliegenschnepper, s. Fliegenschnäpfer.

Fliehen, Flühen, wird von dem Hirsch gesagt, wenn er springt oder rennt.

Flinte, s. Büchse, Gewehr.

Flintenschloß, s. Feuerschloß.

Flintensteine, sind harte, schwarze, graue und bräunichte Marcasite und Hornsteine, daran wir in Deutschland sehr Mangel leiden. Denn die guten werden in Italien, sonderlich aber auch in dem lettichten Boden bey Passi, nicht weit von Paris, gefunden, zerschlagen, und zu Steinen auf die französischen Flinten- und Pistolenschlösser ausgesucht, und in ihre gehörige Keilforme geschnitten. Die schwarzen sind die besten, und den grauen und weißlichten weit vorzuziehen.

Flitten, s. Hollunder.

Flösse, Holzflösse, lat. Ratis, franz. *Rateau*, *Radeau*, nennet man, wenn vermittelst des Wassers auf einem Fluß oder Floßgraben das Holz von einem Orte zu dem andern gebracht wird. Es wird aber bey der Flösse eine Menge Holz entweder in einander gefüget, welches eine Tragflösse heißt, oder es werden Zimmern, Bäume, Balken, welches jedoch schwerlich angehen wird, an einen bestimmten Ort fortgebracht. Gewöhnlicher Weise geschiehet solches mehrentheils nur mit Büchern, Brettern, Weinpfählen, Scheithölzern (S. Cothmann. Vol. 2. Cons. I. *Besold.* P. V. cons. 20.). Es ist aber auch in Ansehung des Flößholzes die Flöße unterschieden, nämlich die Scheitflösse, da etwan 100 oder 200 Klafftern aus der Schragen Brennholzes in Fluß geworfen, und also die losen Scheite fort gelassen und hingetrieben werden; und die Zimmerflösse, da das Bauholz zu Tragflössen verbunden fortgeflösset wird. Zu diesem Ende pfleget eine Landesherrschaft, von welcher das Flößwerk als ein sonderbares Regale reserviret, und folglich daselbe ohne ihren Willen und Wissen Niemand zu unternehmen ist, ihre Floßmeister und Floßschreiber oder Floßverwalter zu haben, unter welchen sodann die Floßknechte und Flößer stehen, welche an den Ufern zu beyden Seiten des Floßgrabens das aufgehaltene Holz mit eisernen, an langen hölzernen Stangen befestigten Haacken, welche auch die Feuerhaacken genannt, ihnen Reiner sind, und Flößhaacken genennet werden, abflossen, und wo es sich setzet, abstoßen, bis es an denen dazu bestimmten Orten und Holzplätzen angelanget, und ordentlich in die Flösse gesetzet wird, dann sowohl der Floßknecht, als die Flößer ihr Taglohn, die Auszieher und Setzer aber von einer halben Elen hohen Klafter noch etwas gewisses bekommen, welches ihnen von dem Floßschreiber oder Floßverwalter, so die Einnahme und Ausgabe der

Flöß-

Flößrichtung führen muß, bezahlet wird.

Der Flößmeister hat zwar die Aufsicht über seine Flösse; es ist aber demselben noch ein Oberaufseher, welcher das Directorium führet, vorgesetzet. Die Flöße pfleget gemeiniglich im Frühling, wenn keine Ergießung mehr wegen des auf den Gebürgen geschmolzenen Schnees zu besorgen, ihren Anfang zu nehmen, und kann solche nicht zu allen Zeiten vorgenommen werden, weil das Wasser weder gar zu stark angelaufen, noch zu schwach und allzu seichte seyn darf. Da sich durch die Flösse an den Ufern, Mühlen und andern Wassergebäuden, Fischereyen und sonsten Schaden verursachet wird; so kann derjenige, welcher das Flößregale besitzt, den Eigenthümern derselben den Schaden zu ersetzen, sich nicht entbrechen. Durch die Flösse können zwar die grosse Wälder ziemlich zu Nutz gebracht werden; es ist aber einer Herrschaft dabey so rühmlich, als dem Lande verträglich, wenn sie, wie in allen Dingen, also auch hierinn die Mittelmasse beobachten läßt, damit man nicht allzu viel Holz, um nur Geld zu machen, liederlich verschwende, mit der Zeit aber selbsten aus andern Ländern Holz anzuschaffen, und theurr zu bezahlen, genöthiget werde. Wenn die Unterthanen zu Flößdiensten, wie in Sachsen, pflichtig sind, müssen sie sich ordentlicher Weise selbst dabey verköstigen. Doch pflegt man ihnen auch an einigen Orten, weil das Wasser zu sehr zehret, der Gewohnheit nach etwas zu reichen. s. a. Flößordnung, Flößrecht.

Flößgraben, s. Flösse.

Flößhacken, s. Flösse.

Flößholz, s. Flösse.

Flößholzdiebe, s. Flößrecht.

Flößmeisterey, s. Flößmeister.

Flößordnung, Floßordnung, ist eine von der Landesobrigkeit abgefaßte Vorschrift, wie es mit dem Floßwesen gehalten werden solle. Es ist unstreitig, daß die Holzflösse einer Republique grossen Nutzen verschaffen kann, theils in Ansehung der Zölle, theils in Ansehung der Käuffer und Verkäuffer. Jene bekommen durch diesen Weg das benöthigte Holz in annehmlichen Preisen. Diese aber haben Gelegenheit, ihre Waldungen desto besser zu nutzen, wo ohne diesen Vortheil eine Menge Holz verderben müßte. Exempel von diesem Vorfall sind genug vorhanden. Wir bemerken ganze Distrikte, deren Bewohner fast durchgehends von dem Flößhandel ihre Nahrung haben. Die Väter sorgen gar früh dafür, daß ihre Söhne nicht Lust bekommen, ein und ander Gewerbe zu treiben. Die Ursache einer solchen Gesinnung ist bey vielen der grosse Gewinnst, den sie sich durch diese Handthierung verschaffet haben. Dieß reitzet viele zur Nachfolge. Allein mancher Waldeigenthumsherr wird uns recht geben, und aus eigener Erfahrung bekennen müssen, daß das Floßwesen den Wäldern zugleich überaus nachtheilig werden könne, woferne nicht beständiger Handel und Gewerbe

werde gewisse Schranken gesetzet werden. Wie viele Seufzer wird sonsten diese tadelswürdige Sorglosigkeit der Väter denen Enkeln auspressen, wenn man auf deren Wohlfarth so wenig bedacht gewesen. Das gegenwärtige reitzet uns mehr, und die Beyspiele derjenigen, welche durch dieses Gewerbe ein ansehnliches Vermögen gesammelt haben, ermuntern stets andere zu ähnlichen Unternehmungen.

Aus diesem Grunde soll man die Flösserschaften in keinem Lande zu stark anwachsen lassen, sondern so, wie es bereits in verschiedenen Landen geschehen, ihrem Handel überall gewisse Grenzen setzen. Wir wollen hier z. B. die Churbayr. Forstordnung anführen, wo es

Art. 45. heißt: Es begiebt sich bey den schönsten Gebürgen und Wasserströhmen, als an der Lech, der Yser, in der Riß, der Jachna, Loysach und andern Orten vielmehr, auch meistentheils um der Clöster Gehölze, die den Bauren verleibt, daß sich viel Bauren, Tagwerker, Häußler oder Innwohner zum gewaltigsten auf das Floßwerk legen, ihre Güter in Abschleiffung bringen, dieselbe nicht zu offen noch bauen, fragen auch mehrerem nicht, denn was sie zur Nothdurft ins Haus erbauen, und muß um die Herrengült das Gehölze herhalten, welches meistentheils von der Bauchfülle und des Geschlecks wegen, damit sie oft zu Städt und Märkten kommen, beschiehet; derohalben hoch vonnöthen ist, hierinn Einsehung und Wendung zu thun.

Art. 46. Die gemeine Tagwerker, Häußler und ledige Gesellen, desgleichen die in den Hämmern wohnen, sonn kein ehrlicher Mann, auch Bauren leint und andere, um das gebührliche Taglohn bekommen, sondern die gebrauchen sich fast alle des Floßwerks, damit das Gehölz allenthalben abgeschwendet, und durch diese Leute gar aus dem Lande gebracht wird. Und thut ein solcher Häußler oder Innwohner in einem Jahr durch sein Verschwendung des Gehölzes mehr Schaden, denn er in 10. Jahren nutzet oder steuret. Derohalben soll man den Tagwerkern und Innwohnern, so in Nahrungshäußlein sitzen, das Floßwerk meistentheils niederlegen, damit sie für sich selbsten nicht so viel Holz niederschlagen oder verführen; sondern dem Mad, Dreschen, und andern Tagwerken auswarten; es wäre denn Sache, daß einer einem rechten Floßmann bey Märkt und Städten auf dem Floßwerk um einen zimmlichen Taglohn arbeiten wollte.

Art. 47. Es sollen aber die angenommene Floßleute durch die Pfleger oder Gerichtsschreiber in ein ordentlich Register geschrieben, und ob sich auser denselben einer oder mehr, das Floßwerk zu treiben, unterstünden, dem oder denselben die Gestrick und Gefäß zur Straf genommen werden. Nicht weniger sollen es unsere Landstände in ihren Hofmarken und Gerichten auch also halten, und eine gewisse Anzahl Floßleute bestimmen. Es sollen auch solche Floßleute in Landgerichten und Hofmarken dahin

daßin mit Gewalt angehalten werden, wenn auf denen Wassern zu fahren nicht wetterliche Zeit, und sie also dem Floßwerk nicht nachkommen könnten, daß sie sich um gebührlichen Lohn, zu anderer Arbeit gebrauchen lassen, bey Abschaffung des Floßwerks, oder gar Ausschaffung aus dem Gericht oder Hofmark. Es sollen auch sowohl die Hofmarksherren, als unsere Landgericht daran und darob seyn, daß keine Floßleut zu Regierung eines Flosses auf die Flösse gesetzet werden, sie seyen dann des Fahrens zuvor wohl kundig und erfahren.

Art. 48. Es soll auch insonderheit allen Bauersleuten, so um die Wasserflüsse sitzen, welche Höf, Hieben, Lehen, oder andere Güter mit Bauwerk, auch Roß und Wagen haben, das Floßwerk hiemit im Land verbotten seyn, dergestalt, daß sie ihren Bau und Viehzügel dafür auswarten, auf daß mittler Zeit mehr Getreyde und Fleisch, als bisher, gefunden, und erhalten werde. Doch wo das Holz über die Gebürge in denen Risen herauß zum Wasser gebracht werden muß, an denselben Orten sollen den Bauersleuten, welche Roß und Wagen haben, das Floßwerk zu gebrauchen, unverwehret seyn.

Art. 47. Jedoch, wo der Bauren einer oder mehr die ganze Gestrick und Fläß, so gar beyeinander seyn, ausser Lands von Fremden, die das Floßwerk aus andern anstossenden Fürstenthumen und Herrschaften auf die Wasserströhme brächten, erkaufft, und deswegen glaubwürdige Urkunden fürlegten, denselben Bauren soll das Floßwerk jetzt gehörter massen, unverwehret seyn.

Art. 50. So begiebt sich auch, daß unsere Landsassen vom Adel und andere, welche um die Wasserströhme eigene Gehölze haben, Flösse und ander Holz zu ihrer Nothdurft, zu Städten, Märkten und ihren Auffitzen, jährlich verführen lassen; denselben soll unverwehrt seyn, durch wen sie es zu verführen bestellen oder andingen, es seyen Bauren oder Floßleut, in Bedenkung, daß sich mehrentheils zuträgt, sie ihnen solch Holz durch ihre Unterthanen und Bauren arbeiten lassen.„

Eben so will auch die Herzogl. Würtembergische Forstordnung nicht jedem Unterthanen das Flössen gestatten. Seit. 57. heißt es: „Es soll auch denjenigen in unserer Obrigkeit und Schirm gesessen, so Höf und Lehen, Ackerbau und Güter haben, die gänzlich verlassen, und sich des Holzgewerbs oder Flössens, allein um des Schlambs und Faullenzens willen, gebrauchen, und doch den Wäldern ungelegen gesessen, solches Holzgewerb und Flössen, fürterhin nicht mehr also gestattet, sondern aus dero und allerhand bewegender Ursach, ihr Lehen und Hofgüter zu bauen, von unsern Ammtleuten gewiesen werden. Ingleichem solle keiner unserer Unterthanen und Schirmsverwandten, der eigene oder Lehenwäld hat und besitzt, fürohin keinem Ausländischen, einig Holz aus solchen seinen eigenen Wäldern zu verflössen, zu kaufen

sen geben. Und ob schon solches bishero beschehen, und noch etliche Jahre verkauft wäre, sollen dieselbe Contrackte und Kauf hiemit todt, ab und nichtig seyn. Ein jeder unser Unterthan und Schirmsverwandter soll aus seinen eigenen oder Lehenwäldern weiter zu flössen, oder sonsten zu hauen, nicht Macht haben, dann so viel einem jeden Jahrs von den ordentlichen Ammtleuten, und Vorstmeistern selbigen Orts, auf Besichtigung der Gelegenheit solcher Wälder, erlaubt und zugelassen wird. Alles bey Straffe eines grossen Frevels, 13 Pf. Heller unserer Münze. Es wäre denn, daß ein Unterthan, dem aus seinem Lehen oder eigenen Wäldern, eine Anzahl Holz also Jahres zu hauen, zugelassen, den er selbst nicht hauen oder flössen wollt oder möchte; der oder dieselbigen mögen alsdann ihre Anzahl, doch gegen den Einländischen, und sonst nichts verkaufen. Es soll auch kein Bau- noch Flaßholz, Sägs oder Pfahlbaum im freyen Verkauf, im Waldgeding oder Forstmieth, ohne unser Waldzeichen, auch weiter, noch mehr nicht, dann einem jeden von unsern Waldvögten, Vorstmeistern, oder Waldgedingsverordneten, Unserer Ordnung, und der Vergleichung gemäß urkundlich erlaubt und bezeichnet, hauen, fällen, noch also gefällt, ohne vor abgezehlt des Wald- oder Vorstknechts, hinwegführen, bey Strafe von jedem Stamm Holz, so einer hierüber also gehauen, oder hinwegführet, ein Pfund Heller Alls zu geben und zu zahlen.

In ungestörtbringer Fortsetzung des Floßwesens, zu Beziehung des daher folgenden Nutzens vor den Herrn und Unterthanen, zu Abwendung des zu gleicher Zeit daraus entspringen zu könnenden Nachtheils und Ertödung der Waldungen, seynd bey dem Floßwesen noch mancherley Vorsichtigkeitsregeln nöthig. Wir wollen auch diese aus einigen Forstordnungen hinzufügen.

1) Nach der Braunschw. Lüneb. Forstord. Cap. 7. sollen die Forstbediente bedacht seyn, daß zu Behuf der Holzflösse die Berge und Thäler, die Einhänge oder Gehirge, so an denen Wasserflüssen gelegen, und wo das Holz nützlicher nicht, als zu solchen Flössen zu gebrauchen, wohl geschonet werden, damit ein Ort nach dem andern diese Flösse secundiren könne.

2) Die Churfürstl. Magdeburgische d. a. 1744. verlangt cap. 4. §. 8. Es sollen die Gehaue zu denen Flössen durch die Forstbeamte also angestellet werden, daß die Floßmeister und Flösser, und die Holzhauer nicht allein das nahe am Wasser, sondern auch das abgelegene Holz zc. und also eines mit dem andern zugleich hauen lassen, damit der herrschaftliche Nutzen in allem getreulich gesucht, und Schaden und Nachtheil verhütet werde. Auch sollen die Strich nach der Wasser Beschaffenheit auf beyden Seiten also eingetheilet werden, damit dem Einwerffen und Abflössung keine Hinderung vorfalle, welches denn die Forstbeamten allezeit selber besehen, und die Abtheilung darnach machen lassen.

Und

Und *Cap.* 8. §. 1. wird beſchloſſen: Die Hölzer, ſo am Waſſer gelegen, und zur Flöſſe zu gebrauchen, ſollen geſchonet werden.

3) Endlich heißt es in der Herzogl. Würtembergiſchen Forſtord. Seite 46: Fürterhin ſoll keiner, er ſey, wer er wolle, einig Holz, welcherley das iſt, das zu denen Gebäuden tauglich und nutzlich, und an denen Waſſern und Thälern gelegen, oder nahe geſtanden, gar nicht abhauen oder fällen, ohne Erlaubniß der Obrigkeit. Da mit ob künftiglichen Wir oder Unſer Landſchaft, etwas zu Bauen nothdürftig ſeyn würden, daß wir deſſelbigen alſo mit ringen Koſten, bey denen Waſſern auch nahe gelegen, deſto füglicher haben und bekommen mögen.„

Flößrecht, Floßrecht, Floßgerechtigkeit, lat. Jus Ratium, Jus Grutiæ, iſt dasjenige Recht, nach welchem man befugt iſt, Holzflöſſen anzulegen, und ſich derſelben zu bedienen. Insgemein wird dieß zu den Landesherrlichen Rechten und Regalien gezogen, und daher auch das Floßregale genennet. Denn wie die Flüſſe einem Landesherrn gänzlich zugehören, und alle darauf vorkommende Rechte ſeiner Diſpoſition unterworfen ſind; ſo iſt das Floßrecht billich unter die Regalien mit zu zehlen, welches ſeinen Grund ſowohl in denen Forſt- als Waſſerregalien hat. Jenes kommt vornemlich darauf an, daß der Landesherr die hohe Gerichtbarkeit und geſetzgebende Macht in allen Wald- und Forſtſachen ausübet, z. Ex. die Holzſchlagung und deren Zeit anordnet, den wirthſchaftlichen Gebrauch der Waldungen und den künftigen Zuwachs den Privatperſonen vorſchreibet, Holzmärkte, Flöſſe u. d. g. zum Vertrieb des Holzes bewilliget, und anordnet, Hulh und Triſt in denen Waldungen concediret, verbietet, oder zu Schonung des Holzes einſchränket; kurz, alles dasjenige beſorget, was die Wohlfarth des Landes bey dem Forſtweſen erfordert. Die Waſſerregalien hingegen beſtehen in der Befugniß des Landesherrn, den Gebrauch der Meere, Seen und Flüſſe, die in dem Gebiete des Staats ſind, zur Wohlfarth des Landes einzurichten, und dabey durch einen Nebenzweck Einkünfte zu ziehen, unter andern auch Holzflöſſe anlegen zu laſſen, und Abgaben davon zu nehmen. Ja es kann ſich ſo gar ein Landesherr obigen Rechtes anmaſſen in dem Holzfloßgraben, durch welchen der Strohm fället (*Stypmann.* de jur. mar.). Zudeme, ſo werden die Fürſten in Deutſchland insgemein von den Kayſern mit Flüſſen, Waſſern und Waſſerläuften belehnet, und ſolch Recht iſt denen Reichsfürſten ſo eigenthümlich, daß ſie es andern verwehren können, wenn ſie ohne ihre Vergünſtigung durch ihr Gebiete Holz führen oder bringen wollen.

Vid. *Conſil. Argent.* Vol. 2. conſ. 8. *Beſold.* P. 5. conſ. 239. *Cothmann.* Vol. 4. conſ. 1. Seckendorf im Fürſtenſtaat, Tit. von der Forſtbann und Waldnutzung, nr. 4. in den Worten: Die

Flöſſe

Flöße iſt ein ſolch Recht, welches niemand, als der Landesfürſt, und dem er es vergünſtigen will, *exerciren* kann. *Jo. Chriſt. Leipold.* vom Forſtrecht. *Struv.* S. I. F. 6. Aph. 22.

Noch mehr, ein Landesfürſt kann ſolches Recht ſo frey ausüben, daß auch nicht einmal die Eigenthumsherren, und denen das Recht der Fiſcherey auf dem Strohme zuſtehet, ſolches verwehren können, dafern nur der hiedurch entzogene Nutzen und verurſachte Schaden nach der Billigkeit wiederum erſetzet wird (*Fritſch.* de Jur. Grut. 3. pr. 5.). Wird aber niemand Schaden zugefügt, und die Schiffarth nicht verſchlimmert, der Landesfürſt auch die Abführung ſolcher Flöſſen nicht ausdrücklich verbotten; ſo ſcheinet er dieſelbe den Privatperſonen heimlicher Weiſe vergünſtiget zu haben, wie *Stryck* in V. M. Pandect. l. 2. tit. 8. §. 13. ſolches von den Anwohnern der Elb- oder Oderſtrohms aſſeriret.

Es pflegen aber die Landesfürſten dieſes Recht nicht nur ſelbſt, durch gewiſſe dazu beſtellte Leute, zu exerciren, ſondern es auch ihren Unterthanen und Vaſallen, ja auch den Auswärtigen zu concediren. Täglich ſiehet man, daß die Edelleute ſowohl von dem Kayſer, als auch von andern Reichsfürſten mit Waſſern, Flüſſen, Waſſerläuften, Bächen, allen Nutzungen u. ſ. w. belehnet werden. *Leipold*, vom Waſſerrecht, §. 6. Und daß dieſe Worte allen und jeden Gebrauch der Flöße dem Vaſallen zuwegen bringen, meynet *Schepliz* ad Conſuetud. March. 4. §. 2; daß nämlich ſolchen Belehnten alles dasjenige zuſtehe, was dem Fürſten ſelbſt erlaubt iſt; denn wer aus Landesfürſtl. Vergünſtigung die öffentliche Ströhme inne hat, ſcheinet ſelbige ſowohl zu beſitzen, als der Fürſt ſelbſt (*Heig.* P. 2. illuſtr. quæſt. 40. num. 18. *Stypmann.* de Jur. marit. P. 1. §. 8.). Allein dieſes einem Vaſallen oder jemand anders von dem Fürſten concedirte Regale, kommt ihm nicht als ein Landesherrliches Recht, ſondern als eine Begnadigung und vergönnte Nutzbarkeit zu.

Dergleichen Recht nun wird auf verſchiedene Wege auf einen transferiret; denn man bekommt das Holzflößrecht, oder eine andere auf einem Strohm einem zuſtehende Gerechtigkeit: 1) durch Belehnung, 2) durch den Kauf, 3) durch den Pacht, 4) durch das Bittweiſe einem zu Gefallen erlaubte Freundſchaftsrecht, *Carpz.* P. 3. Deciſ. 258. 5) durch eine reciproque Verſtattung dieſer oder einer andern Gerechtigkeit auf ſeinen eigenen Ströhmen. Und dieſe letztere Art, der Conceſſion iſt heutiges Tages unter denen benachbarten Fürſten gar ſehr gebräuchlich, durch deren Gebiete die Flöße gehen, indem ſie ſich dieſes Rechts nicht anderſt bequem gebrauchen können. ſ. a. Fiſchrecht. Es behaupten auch einige, daß dieſes Recht durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten erlanget werden könne, und zwar von einer Privatperſon (*Richter* Deciſ. 22. num. 51. ſq.

ſ. a. Fiſchrecht). Gehet aber die Præſcription wider einen Beringen, daß nämlich das Recht des Fluſſes, kraft eines Privilegii, zukommt; ſo iſt auch eine Zeit von 30 oder 40 Jahren ſchon genug; ſintemalen die Regalien ihre Natur und Eigenſchaften alsdann ſcheinen verlohren zu haben (*Klock.* Vol. 1. conſ. 28. num. 253.).

Damit aber auch der Obere, der dem Untern auf ſeinem Strohm die Floßgerechtigkeit verſtattet, an ſeiner Freyheit und Landesherrlichen Rechte keine Präjudiz leide; ſo pflegen insgemein Reverſe verlangt zu werden, deren Innhalt vornemlich in folgendem beſtehet: a) daß die Conceſſion aus gutem Willen geſchehen, b) der Floßſchaden erſetzet, c) die Flöſſe dem Pacto gemäß exerciret, und d) an der Jurisdiction und Gerichtsbarkeit des Orts nicht präjudicirt werden ſolle. Wird jemand eine Scheitflöſſe erlaubt; ſo kann er keine Zimmer-Schnitt-Trage- oder Langholzflöſſe anlegen, und ſo wechſelsweiſe. Denn dieſes Recht kommt nicht denen Dienſtbarkeiten bey. Es kann auch ein Landesfürſt dieſem oder jenem Unterthanen auf ſeinem Strohme verſtatten, daß er mit der Holzflöſſe ein Monopolium oder Handthierung treiben, und das Holz auf Gewinnſt verkaufen dürfe, vornemlich wenn der Privilegirte gezwungen wird, auf dieſelbe Sache groſſe Unkoſten zu wenden, und es dem Intereſſe des Landes nicht zuwider iſt, welches geſchichet, wenn das Holz zu theuer verkauft wird (*Marquard.* de Jur. Mercat. l. 2. c. 2. de monop. licit.). Ferner iſt ein Fürſt auch befugt, in Anſehung dieſes Gewerbes, welches den Regalien zugezehlet wird, gewiſſe Floßordnungen, Floßmandate, in welcher Länge und Stärke das Holz zu Floſſen niederzuhauen, wie die Holzdiebe zu beſtraffen, u. ſ. w. zu publiciren, und gewiſſe Oberaufſeher der Flöſſen, z. Ex. Floßmeiſter, Floßſchreiber ꝛc. zu beſtellen.

Die Diebe des Floßholzes pflegen ſchärfer beſtraft zu werden, als die andern Holzdiebe, indem ſie wegen der groſſen Gelegenheit zum Stehlen, inſonderheit bey Scheitterholz, da die Scheiter bey Tag und Nacht auf dem Strohm oder Floßgraben fortzuſchwemmen pflegen, häufiger ſind. Bisweilen wird die Entwendung einzelner Scheiter mit etlichen Gulden beſtraft. Es iſt auch nicht an allen Orten erlaubt, das Holz aus dem Fluſſe zu ziehen, und aufzuſetzen; dann es verſtattet niemand den Gebrauch ſeines Ackers, oder ſeiner Wieſe einem andern umſonſt, und es iſt nicht vergönnet, ohne des Eigenthumsherrns Einwilligung, den Grund und Boden, um eine Servitut zu erlangen, zu occupiren; ſondern der Eigenthumsherr kann ſich durch Wegpfänden helfen. Es hindert auch nicht, daß der Gebrauch des Fluſſes und der Ufer öffentlich ſeye; denn dieſes iſt von dem gewöhnlichen Gebrauch zu verſtehen, den die Nachbarn erdulden müſſen. Denn das Eigenthum der Ufer ſtehet denenjenigen zu, deren Grundſtücken ſie anhängig ſind (§. ripa-rum de R. D.). Da aber die

Gewohn-

Gewohnheit ein Recht wider eine alte Gewohnheit zuwegen bringen kann; so muß man den Nachbarn mit neuen Dienstbarkeiten nicht beschwerlich seyn, da zumal nicht alle Oerter an den Ufern der Flüsse offentlich sind. Hat man aber das Befugniß überkommen, das Holz auf fremden Grund und Boden zu setzen; so ist es gewiß, daß dasselbe wiederum verlohren gehen könne, wenn man sich innerhalb 30 oder mehr Jahren seines Rechts nicht bedienet. (*Carpz.* P. 8. Decis. 288.) Zur bequemen Fortbringung und Flößung des Holzes werden auch öfters durch der Unterthanen Felder Schleussen angeleget, allwo die Frage entsteht: Ob der Fürst wider der Unterthanen Willen dergleichen Schleussen und Canäle anlegen könne? Einige meynen, daß er solches allerdings befugt seye, sintemalen dergleichen Werke zu dem Flußregale gehören, und die Bequemlichkeit der Ströhme hiedurch befördert wird. Denn daß einem Fürsten in den Gütern seiner Unterthanen, bey erheischender Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Republique ein solch Recht zustehe, behauptet *Grotius* de J. B. & P. 2, 14. §. 7. Die in Ansehung dieses Rechts zukommende Klagen sind eben diejenigen, die wegen des gehinderten Gebrauchs der Schiffarth statt haben. Wenn etwas zum Nachtheil des Flusses von einem andern geschiehet; so kann man nicht nur aus dem Titulo de Fluminibus; sondern auch aus dem Titulo: ut in flumine publico navigare liceat, klagen (P. *Frid. Mind.* de Interdict. Titul. 6. num. 15.).

S. a. Flösse, Flößordnung, Fluß.

Sonsten können de Jure Gruticæ nachgelesen werden: *Abav. Fritsch.* Tract. de regali jure Gruticæ, vulgo Flößrecht, Cygneæ 1668. 4. It. in ejusd. jure fluviatico, Jenæ 1672. 4. pag. 95 — 238. *Jo. Christ. Lipold.* rechtliches Bedenken de jure Gruticæ, Meyssebuug, 1674. 4. *Leiser* Jus georg. Lips. 1698. 1713. fol. *Jo Bernh.* Friesens Disput. de jur. Gruticæ, Jenæ, 1701.

Flößschreiber, Floßschreiber, heißt derjenige, der sowohl auf die Holzschläger, als Holzflößer Aufsicht hat, und dem Floßmeister in allem an die Hand gehet.

Flößwände, Floßwände, nennet man diejenigen Hölzer, die die an den Bergen unter den Flosteichen sind. Wobey zu bemerken, daß die Waldungen öfters an solchen Orten und Bergen zu stehen pflegen, die mit Nutzen der Herrschaft nicht vertrieben werden können; sondern ofmals zu Räumen, zu Wiesen und Aeckern zu machen sind. Damit nun solche Hölzer desto bessern Nutzen schaffen mögen; so hat man sich der Flosteiche bedienet, um durch dieselbe das Holz mit leichter Mühe fort, und in einen Fluß zu bringen. Da nun vermittelst dieser Teiche die unbrauchbaren Waldungen gar fruchtbar gemacht werden können; so ist leicht zu erachten, daß an selbigem Orte über das Holz müsse

müſſe gehalten werden, daß man es nicht verderbe, ſondern in gutem Stand erhalte. Es iſt demnach ein groſſes Verſehen, wenn man die Floßwände wegſchläget, die doch durch die Teiche können genutzet werden.

Flößwehr, Floßwehr, iſt wie ein ander Wehr, wodurch die Waſſer in den Flößgraben geführet werden können.

Flößzeit, Floßzeit, iſt der Frühling oder auch die Herbſtzeit, ſo bald der Schnee geſchmolzen, und man in Gehaue gelangen kann. ſ. Flöſſe.

Floßgerechtigkeit, ſ. Flößrecht.

Floßgraben, ſ. Flöſſe.

Floßmeiſter, Flößmeiſter, iſt eine zu den Flöſſen beſtellte Perſon. Dieſer Floßmeiſter ſoll nach Verordnung des Forſtamts, an den Orten und Enden, wo es angewieſen, das Flößholz zu rechter Zeit, daß es wohl austrocknen kann, hauen, daſſelbe in völlige Malterriegen legen, abnehmen, und von den Holzhauern ſich ſolche Arbeit machen und liefern laſſen, daß er auf dem Hüttenhofe das in den Rechnungen in die Flöſſe eingeworfene Holz wieder liefern könne. Mithin ſoll er dahin ſehen, daß alles Holz aus den Malterriegen rein ausgefahren, und an das Waſſer geſchaffet werde, im Flöſſen auch fleiſſige Aufſicht haben, daß die zu demſelben beſtellte Leute dem Holz aller Enden, und da es das Waſſer wieder ausgeſchlagen, nachhelfen, damit es in den Hecken, und wo es das Waſſer auf die Ufer treibt, nicht hängen bleibe; zum Flöſſen, nach der Menge des Holzes, ſo einzuwerfen, um des Waſſers Stärke willen genugſame Leute beſtellen, dieſelben alle Tage nach ihrer Anzahl und verrichteten Arbeit richtig angeben, und dabey keine falſche noch unverdiente Lohne ſchreiben, wenn er auch das Holz vor den Riegen liegen hat, daſſelbe ſofort aushauen, und recht völlig aufmaltern laſſen, und ſich alſo in allem, wie einem getreuen Floßmeiſter gebühret, pflichtmäßig bezeugen.

Floßordnung, ſ. Flößordnung.

Floßrechen, iſt ein Wehr, ſo mit ſtarken Zimmern beſetzt und beleget wird, damit das Flößholz nicht weiter gehen kann.

Floßrecht, ſ. Flößrecht.

Floßregale, ſ. Flößrecht.

Floßſchreiber, ſ. Flößſchreiber.

Floßwände, ſ. Flößwände.

Floßwehr, ſ. Flößwehr.

Floßzeit, ſ. Flößzeit.

Flug, Schwarm, nennet man, wenn viele Vögel mit und beyeinander ſeyn.

Flugſchieſſen, Laufſchieſſen, iſt eine durch fleiſſige Uebung erlangte Fertigkeit, das Federwildpret im Flug, und etwa einen Haaſen, oder anderes vierfüſſiges Wild, im Lauffen zu ſchieſſen. Was das Flugſchieſſen, welches auch von einigen das Luftſchieſſen genennet wird, anbetrift; ſo iſt es mehr vor eine Luſt, als gute Wirthſchaft zu halten, zumal, wenn in der Brut oder Legezeit alte Hüner unbeſonnen geſchoſſen, und dadurch ganze Völker verderbt,

erschreckt, und scheu gemacht werden, daß sie hernach mit keinem Treibezeug mehr zu bekommen sind. So werden auch bey dem Flugschiessen öfters viele Vögel getroffen, die nicht gleich fallen, und dennoch unnützlicher Weise verderben müssen, mithin die Wildbahnen, da sich doch gute Gelegenheiten dazu finden, nicht stark in Vermehrung stehen, und das Federwildpret und Gevögel fast aller Orten sich jetzo weniger, als sonsten, findet. Dem ungeachtet ist es heut zu Tage zu einer starken Gewohnheit geworden, wie es denn auch an sich selbst vor ein edles und schönes Exercitium zu halten ist, wenn nur kein Mißbrauch damit getrieben wird. Derjenige nun, welcher ein guter Flug- oder Luftschütze werden will, muß sich Anfangs fleißig mit Dunst üben, eine still flatternde Lerche in der Luft zu treffen, nachgehends ferner versuchen, die nach einem rothen Hündlein an morastigen Wiesen langsam fliegende Kibitze, oder auch Krähen, und dergleichen mehr, im Flug zu schiessen; da er denn gewahr werden wird, daß ein mit Flügeln ausgebreiteter Vogel und ausgestrecktes lauffendes Wild leichter zu treffen seye, als ein sitzender Vogel, oder drückender Hase, welches ein kleiner Klumpe ist, und leicht verfehlet werden kan. Es muß aber die Flinte allezeit gespannt und fertig seyn, auch mit steter und vester Faust, und scharfem Gesichte parat gehalten werden. Hiernächst muß man, wenn etwas aufgestossen, augenblicklich anschlagen, das Korn und flüchtige Wild zusammen fassen, und wohin die Flucht mit dem Kopfe gehen soll, nachdem es langsam oder schnell fliehet, eine halbe Elle, oder eine Spanne u. d. g. vorhalten; so wird man nicht leicht fehlen.

Es ist auch nicht undienlich, wenn man nach einer lauffenden Bosel- oder Schiebkugel, oder in die Luft geworfenen Hut zu schiessen, sich öfters übet, bis man mit der Zeit die schnellesten und kleinsten Vögel, ja so gar auch die Schwalben treffen kann. Die Flinten zum Lauff- und Flugschiessen dürfen nicht übermäßig lang noch schwer seyn, sondern müssen einen mittelmäßigen Lauff und kurzen Anschlag haben, damit man das Korn desto geschwinder fassen könne. Die Schrote sollen fein rund seyn, das Pulver aber vorher mit starkem abgezogenen Branntewein etlichemal besprenget, und in ein leinenes Säcklein in die Wärme gehänget werden, weil es davon fein gleich und rasch wird. Die Pfropfer auf das Pulver sind gut, wenn sie von starken Hutfilzen gemacht werden; denn dieser hält die Schrote fein gleich. Im Laden wird nach dem Augenmaaß, und nicht nach dem Gewichte, noch einmal so viel Schrot, als Pulver, genommen, damit, wenn ein Körnlein fehlet, doch das andere treffe. Auf solche Weise könnte man, wenn man einen Stöber-Hüner- oder Wasserhund vor sich hergehen liesse, manche schöne Lust haben, wenn nicht einem in seinem Gehäge die oben gedachte Bedenklichkeit, in fremden Revieren aber das Sprüchwort: Was du nicht willt, daß man dir thun solle, das thue andern auch nicht, im Wege stünde.

Flüchtig, heißt bey den Jägern, wenn ein Hirsch, oder ein anderes Thier läuft; alsdenn sagt man: Der Hirsch oder das Thier ist flüchtig.

Flügel, heißt 1) dasjenige Theil an einem Vogel, so mit den stärksten Federn, die man Schwungs oder Schwingfedern nennet, besetzet ist, womit er im Ruhen die Seiten bedecket, zum Flug aber dieselbe ausbreitet. 2) Wird in der Jägerey ein gehauener Weg also genennet, der durch einen Wald oder Holz gleich durchweg, und von einem Ende desselben bis zum andern, gehet, auch mit Ziffern an den neben stehenden Bäumen gezeichnet ist. Einen Abjagensflügel nennet man, welcher dem Lauff zugehet. Ein Creuzflügel heißt es, wenn nur 2 Flügel oder Stellwege in einem kleinen Wäldlein oder Holze seyn, und Creuzweiß übereinander lauffen. Doch werden auch Creuzflügel diejenigen genennet, die in der Mitten durch einen grossen Wald recht quer übereinander lauffen, und auch mit Zahlen an den Bäumen bemerket werden. Ein rechter Flügel heißt derjenige, welcher von dem Lauffe zur rechten Hand in das Jagen gehet. Ein linker Flügel aber ist, der von dem Lauff nach dem Jagen hinein zur linken Hand gehet. Ein Querflügel heißt ein durchgehauener Weg, recht in und vor dem Jagen. Ein Stellflügel ist ein gehauener Weg, der nicht gar durch ein Holz gehet, und nicht mit Ziffern, sondern mit Buchstaben bezeichnet ist. Ein geflügelter oder beflügelter Wald aber heißt derjenige, der mit denen zur Jagd dienenden gehauenen Flügeln versehen ist.

Flügelbretter, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) 7) 8).

Flügelhorn, ist ein schlechtes, einfaches und altväterisches meßingenes Horn, welches bey einem Jagen von den Flügelmeistern, oder von denen auf dem rechten und linken Flügel commandirenden Jägern geführet wird. Die in Sachsen annoch gebräuchlichen alten deutschen Flügelhörner sind unterschiedlich. Der *Chef* oder *Commandeur* von der Jagd hat gemeiniglich ein ganz silbernes, inwendig vergoldetes massives Flügelhorn, daran ein grün seidenes mit Gold gewirktes Band zum Anhängen gemacht wird. Hingegen haben die Oberforst- und Wildmeister mehrentheils etwas versilberte oder schlechte meßingene Flügelhörner, so wie die andern Jagdjunker, und sämmtliche Jägerey. s. a. Abjagen.

Flügelmeister, s. Flügelhorn, Oberjäger.

Flühen, s. Fliehen.

Flumen, s. Fluß.

Flumen bannale, — **perenne**, — **privatum**, — **publicum**, — **regale**, — **torrens**, } s. Fluß.

Fluß, lat. Flumen, Fluvius, franz. *Fleuve*, *Riviere*, heißt ein starkes Gewässer, welches in denen ihm von der Natur gesetzten Schranken, und durch die von ihm

ihm selbst in dem Erdboden gemachte Tiefen, auf der Fläche der Erden, vermöge seiner eigenen Schwere, seinen ordentlichen Lauf hat, auch durch andere dazu kommende Wasser immer gröſſer zu werden pfleget, und endlich entweder in einen andern Fluß fällt, oder sich unmittelbar in das Meer stürzet, in welchem letztern Fall er eigentlich ein Strohm genennet wird. Ermeldte Tiefe oder Cavität wird der Furt, oder auch nach einigen der Strohm, lat. Alveus genennet, und die Grenzen derselbigen zu beyden Seiten, welche das flieſſende Wasser in seinen Schranken halten, damit es nicht in die umliegende Gegend heraus tritt, heiſſen die Ufer des Flusses. Was die verschiedene Nutzungen der Flüsse, und die hieher gehörige Rechtsammerkungen, welche das Flußrecht ausmachen, anbetrift; so ist hievon schon umständlich bey anderer Gelegenheit gehandelt worden, und kann davon nachgesehen werden, Fischrecht, Flöſſe, Flößrecht. Hier wollen wir wir noch die verschiedene Benennungen der Flüsse, wie sie besonders in den Rechten vorkommen, hinzufügen. So heißt z. Ex.

a) in dem Lehnrechte ein Bann, oder Zwangfluß, lat. Flumen bannale, derjenige Fluß, welchen eine Obrigkeit durch eine Freyheit, altes Herkommen, Præscription, oder einen andern rechtmäßigen Titel an sich gebracht und bekommen hat; wie es denn noch heutiges Tages fast mit allen flieſſenden Wassern, welche Anfangs und von Natur jedermänniglich frey und allgemein gewesen, gehet, daß sie denthümlich und gewiesen Obrigkeiten zuständig werden.

b) Ein immerwährender Fluß, lat. Flumen perenne, heißt derjenige, welcher im Sommer und Winter flieſſet, der eine lebendige Quelle und immerwährenden Ursprung hat, von dem er sich erhält, und abwärts in seinem natürlichen Graben lauft, bis er entweder vor sich selbst oder mit andern Wassern in das Meer geführet wird.

c) Ein Privatfluß, oder eigen Wasser, lat. Flumen privatum, wird ein solches Wasser genennet, welches nicht allezeit flieſt, sondern zu Zeiten und gemeiniglich im Sommer erſitzen bleibt, und auf einem Privatgrunde seinen Ursprung und Lauff hat. Sonst aber heißt auch dasjenige ein eigen Wasser, welches mit Händen und durch Kunst gemachet worden, dergleichen sind, die in eines eigenen Gute liegen, und nicht allezeit lauffen, als die Wassergruben oder Gräben.

d) Ein gemeiner oder öffentlicher Fluß, lat. Flumen publicum, ist ein lebendiges Wasser, so einen stetswährenden Lauff hat, ob es schon nicht Schiffreich ist; desgleichen der, so auf gemeinem Boden entspringt, und jedermänniglich zum Gebrauche freygelassen ist. Daß aber ein solches Wasser ein öffentlich oder gemeiner Fluß seye, das wird auf dreyerley Weise verstanden, 1) von einem Wasser, das Schiffreich ist, als der Rhein, die Donau ꝛc. 2) Von einem

Wasser,

Wasser, das an sich selbst nicht nicht Schiffreich ist, aber aus einem Schiffreichen Wasser kommt, oder daraus geführet wird: 3) mag es auch von einem Wasser, ob es gleich nicht Schiffreich ist, nur allein von seiner Kleine verstanden werden.

e) Ein Landesfürstlicher oder zu denen Regalien gehöriger Fluß, lat. Flumen regale, ist nach dem Lehnrechte ein solcher Fluß, worüber Se. Röm. Kayserl. Majestät Zölle, und die Fischungen zu erlauben, auch andere Ordnung zu geben, das Recht haben.

f) Ein Seltenfluß, latein. Flumen torrens, ist ein Bach, der zuweilen austorret, oder ein solcher Fluß und ein rauschend Wasser, welches nur zur Winterszeit und in grossen Wassergüssen, lauft und fliesset, im Sommer aber verseiget und austrocknet.

Flußfohren, s. Forelle.

Flußkarpfen, s. Karpfe.

Flußrecht, s. Fluß.

Flußvogel, s. Ente.

Flutbette, heißt der Abfall oder Ausgang des Wassers in Teichen und Dämmen, s. Teich.

Flutgerinne, s. Teichfischerey, Nro. I. lit. B) 1) 2) 3) 4) 6).

Fluvius, s. Fluß.

Focke, s. Docke.

Föhrde, s. Fährte.

Föhre, s. Kiefer.

Föhrte, s. Fährte.

Foenile, s. Heuschemmen.

Föhren, s. Kiefer.

Föhrenbaum, s. Kiefer.

Föhrenholz, s. Kiefer.

Förster, lat. Silvarum Præfectus, Forsterus, Forestarius, franz. *Forestier*, ist ein Forstbedienter, welcher zum Haushalter über ein gewisses Revier des Forstes, zur Aufnahme des Holzes, und Besorgung des Waldhandels, gesetzet ist. Ordentlicher Weise lieget einem Förster auch die Administration der Jagd, und Sorge vor die Wildbahn ob. Ist dieses aber nicht, und die Jagd stehet entweder einem andern Herrn zu, daß er sie um deswillen nicht exerciren darf, oder seine Herrschaft hält einen besondern Jäger im Revier; so wird er gemeiniglich Holzförster genannt. Wir wollen jetzo die Eigenschaften und Pflichten eines Försters, der über beydes gesetzt ist, vorstellen, und sodann auch anmerken, auf was Art manche ihre Pflicht aus den Augen setzen und betrüglich handeln.

A) In Ansehung des ersten Punkts, der die Eigenschaften und Pflichten betrift, muß ein solcher Förster

1) Forst- und Holzgerecht seyn, d. i. er muß den Grund des Erdreichs recht und wohl verstehen, was in diesem fetten, oder jenem magern Boden, der darein fallende zeitige Baumsame, und dessen innerliche Materie, vor eine wesentliche keimende Kraft und Feuchtigkeit zum Aufflug, und künftigen verhoffenden

Wiederwachs vermuthlich haben möge, damit er nicht bey Anordnung der Schläge und jungen Gehaue solches wider die Natur, oder wo wenig oder gar nichts von Wiederwachse zu hoffen, ohne Verstand anordne.

2) Er muß ferner nicht allein eine physicalische Wissenschaft der Kräuter, wovon sich die wilden Thiere zu nähren pflegen, haben; sondern auch den Unterscheid der unterirrdischen Mineralien und Wasserquellen, jedoch dieses nur als ein Nebenwerk, und ohne Aberglauben wissen, und gebrauchen. Vornemlich muß er die Natur und Eigenschaft aller Bäume, von dem Saamen, Keimung, Auflug, Wiederwachs, von deren Jugend bis in das Alter, genau beurtheilen, den Unterschied alles Holzes, und eines jeden Baumes, nämlich sowohl des Laub- als Tängelholzes, ob solches frisch oder schadhaft, und wozu ein jedes zu gebrauchen, richtig verstehen, nützlich anordnen, und sich hierinn keinen Käuffer etwas unmögliches vorschwatzen lassen.

3) Muß er sich eines christlichen und ordentlichen Wandels befleissigen, sich vor aller Unordnung, Trunkenheit, u. a. d. g. Lastern hüten, und seiner Herrschaft unterthänig, treu und dienstgewärtig seyn, ihren Nutzen und Bestes, nach seinem besten Wissen und Verstande in alle Wege befördern, Schaden und Nachtheil aber, so viel an ihm ist, verhüten und abwenden, auch den Verordnungen seiner Herrschaft in Forst- und Jagdsachen, sie ergehen nun unmittelbar von derselben, oder mittelbar durch andere, treulich und unverbrüchlich nachleben.

4) Soll er auf die ihm anvertraute Waldungen und sämmtliche Reviere, deren Grenzen er sich wohl bekannt zu machen hat, auf die dazu gehörige Wildbahnen, Eicker, und Buchmast, Fischereyen, Wiesewachs, Acker, Weyde und Triften genaue und unverdrossene Aufsicht führen, selbige fleißig begehen, vornemlich aber die Grenzen und Vermahlung derselben, und daß an solchen nichts geändert, oder solche zum Nachtheil seiner Herrschaft geschmälert werden, auf das sorgfältigste in Acht nehmen, und im Fall er dergleichen gewahr werden würde, solches unverzüglich anzeigen, und niemand, wer der auch seye, weder um Geschenke noch Freundschaft, noch sonst um einer andern Ursache willen, verschweigen; vielweniger in Grenz- u. a. d. g. Sachen etwas, ohne Vorwissen seiner Herrschaft, für sich ändern und einräumen; insonderheit auch fleissige Acht haben, damit die Unterthanen das auf und an ihren Feldern stehende Holz nicht ringeln, oder heimlich aushauen und entwenden, und denn ihre Felder und Wiesen, mehr als sich gehöret erweitern, oder umreissen und zu Felde machen, noch sonsten den Jagd- und Forstbefugnissen hiedurch unbefugten Eintrag thun mögen; immassen, und da er dergleichen verspürete, er solches ungesäumt anzeigen, diejenigen aber, die sich auf dergleichen ungebührlichen Unternehmungen betretten lassen, pfänden, auch die abgenommenen Pfänder jedesmal

an

an das ihm angewiesene Amt- oder Dorfgerichte, mit richtiger, und allenfalls dem ihm vorgesetzten Oberförster zu thuenden Anzeige der Verbrecher, auch Benennung der Zeit, Ort und Gelegenheit, einliefern, dergleichen aber keinesweges für sich unangezeigt zurücke geben solle.

5) Hat sich der Förster die ihm vorgeschriebene Holztaxe wohl bekannt zu machen, und sich dahin zu bemühen, wie dergleichen auch führohin mit Nutzen und Vortheil hiernach verkauft, und an Mann gebracht, mithin die Einkünfte der Herrschaft verbesseret werden. Zu dem Ende soll er keinem Käuffer erlauben, sich das Holz nach Belieben auszusuchen, sondern soll ihm solches so, wie er es brauchen, und ohne Schaden der Forste geschehen kann, anweisen. Wie er denn auch zuförderst dahin zu sehen hat, daß a) die jungen Eichen Luft zum Wachsthum erhalten, und b) überhaupt auch der Wiederwuchs und Anflug des Holzes nicht gehindert noch verderbet werde.

6) Hat er gute Aufsicht zu halten, daß die Unterthanen, denen das Leseholz verstattet ist, sich dessen nur von denen ihnen angewiesenen Orten, gebrauchen, keinesweges aber stehendes Holz, wenn selbiges auch schon dürre, noch viel weniger aber frische Bäume, oder sogenanntes Spechtholz, für sich abhauen und wegführen, oder sonst die Gebühr in diesem Stücke überschreiten; sondern ihnen bloß an dem Leseholz, unter welchem aber das abgefallene Eichenholz und Stämme nicht zu verstehen, als welches er jederzeit mit seinem Stempel sogleich zu beschlagen, und verarbeiten zu lassen, auch zu verkauffen hat, genügen lassen.

7) Da auch, wo Eisen- und Hammerhütten, Bretschneidemühlen u. d. g. vorhanden sind, zu den Bedürfnissen derselben beständig Holz erfordert wird; so hat der Förster solches jederzeit a) hierzu, auf vorgängige Anzeige vom Factor, anzuweisen, und dem Oberförster zu berechnen, auch diejenige, die ohne vorherige Anzeige Holz zu den Hüttenwerken hauen würden, im Amte zur Bestraffung zu denunciren; b) bey Anlegung der Klafterschläge, welche der Oberförster zuförderst anzuordnen hat, die Klaftern mit dem Oberförster nach dem gewöhnlichen Maaß zu übernehmen; c) dem Factor aber hiernächst zu übergeben, und dahin zu sehen, daß die Klaftern tüchtig, und nicht beträglich gesetzet werden, die Stämme kurz an der Erde abgehauen, so viel möglich mit der Säge geschnitten, alles Holz, so auch nur eines starken Mannes Daumen dicke ist, eingeklaftert, und sonst pfleglich mit dem Holze gewirthschaftet werde.

8) Hat er wohl Acht zu geben, daß die Unterthanen, denen das Streulingsrechen verstattet wird, sich an denjenigen Orten und Flecken, die ihnen dazu angewiesen werden, genügen lassen, die übrigen Holzungen aber, und insonderheit diejenigen, wo junges Holz aufwächset, damit gänzlich verschonen; gestalten er diejenigen, die darwider han-

deln, jedesmal pfänden, und solches gehörig anzeigen solle.

9) Weiter hat er scharfe und genaue Aufsicht zu führen, damit weder die Unterthanen noch die Schäfer auf den herrschaftlichen Vorwerkern mit dem Vieh in die Geheege, oder sonst auf solche Oerter kommen und treiben, welche geheeget werden; widrigen falls aber, und woferne sich dieselben an solchen Orten mit ihrem Vieh betretten liessen, er selbige ohne Unterschied pfänden, oder wo er sie nicht auf der That angetroffen, gleichwohl aber ein gegründeter Verdacht gegen sie vorhanden wäre, solches jedesmal auf der Stelle anzeigen, und in Ansehung derjenigen Flecke und Aecker, woselbst seit einiger Zeit ein junges Holz aufgewachsen, oder wo künftig einiger Holzsaame ausgestreuet werden möchte, ein gleiches auf das sorgfältigste beobachten, und hierinnen niemanden schonen, noch durch die Finger sehen solle.

10) Nicht weniger hat er darauf zu sehen, daß niemand weder von den Unterthanen und Hirten, noch auch andern Leuten, in den herrschaftlichen Heiden und Waldungen Feuer anzumachen, sich unterfange, als welches er, im Fall dergleichen geschehen, jedesmal anzeigen, und die, so es gethan, nahmhaft machen, im übrigen aber bey entstehendem Feuer und Brande, sich nach Möglichkeit dahin bemühen solle, daß die besorgliche Gefahr und Schaden durch gute Veranstaltung ungesäumt abgewendet werde.

11) Hat er insonderheit auch die Wildbahne und Jagden auf den ihm anvertrauten Revieren, und daß seiner Herrschaft hierinnen weder von Fremden noch Einheimischen einiger Eingrif geschehe, wohl in Acht zu nehmen; nicht weniger auch für seine Person auf die Erhaltung der Wildbahn zu sehen, alles Setzwild wohl zu schonen, alles Mittel- und Großwild mit der Kugelbüchse zu schiessen, und sich im Schiessen und Fangen so zu verhalten, daß die Bahn allenthalben in gutem Stande verbleibe. Alles Wild, so geschossen oder gefangen, wie nicht weniger alle gefällete Raubthiere, soll er treulich einliefern, und nichts davon zurücke behalten, oder zu seinem Nutzen verwenden, sondern sich in alle Wege mit dem, was ihm von seiner Herrschaft aufgesetzet worden, begnügen lassen. Wobey er sich vorzüglich bemühen soll, die Raubthiere und Raubvögel, so viel möglich, zu vertilgen. Wenn die Schweinhetze angehet, oder sonst einiges grosses Wild, sonderlich in den Monaten August und September (als auch zu welcher Zeit ihm Thiere zu schiessen erlaubet ist) vorhanden, hat er demselben fleissig nachzuspüren, auch wo nöthig, solches in Zeiten anzuzeigen, damit dasjenige, was dießfalls dienlich, ungesäumt veranstaltet werden könne. Wobey er auch fleissige Acht zu geben hat, daß die Hunde überhaupt, und insbesondere die Dorf- Hirten- und Schäferhunde tüchtig geklöppelt, und durch selbige der Wildbahn kein Schaden zugefüget werde; immaßen er solche angeklöppelte Hunde, wo er dergleichen

gleichen in dem Feld und den Wildbahnen antrift, sofort auf der Stelle todt schiessen, die Schäfer und Unterthanen aber, die dergleichen unterhalten, und ins Feld lauffen lassen, zu behöriger Bestraffung bey Amte anzeigen solle. Den Vogelfang soll er desgleichen zu gehöriger Zeit in Acht nehmen, allen Fleiß darauf wenden, und das gefangene richtig einliefern.

12) Endlich soll er sich ohne Vorwissen seiner Herrschaft nicht von seinem Revier entfernen, oder gar verreisen; sondern sich jedesmal die Erlaubniß hierzu ausbitten.

B) So gut nun diese und andere dergleichen Vorschriften sind; so ist es doch nicht möglich allen Schleichwegen vorzubeugen, wenn sich ein Förster kein Gewissen machen will, untreu zu handeln. Es geschiehet dieses auf verschiedene Art und Weise, und zwar

1) wenn er ohne Vorwissen des Forstmeisters und anderer Beamten, Bäume mit dem Waldhammer zeichnet, und verkauft, ohne solche hernach in seine Rechnung zu bringen.

2) Wenn er andern, von welchen er bestochen worden, oder mit denen er sonst gut Freund ist, einen guten Ort zum Holzschlag, wo es viel Reisig giebt, und leicht aus dem Walde zu bringen, obgleich das Holz daselbst noch nicht recht hiebig, ohne Vorbewußt seiner Vorgesetzten anweiset.

3) Wenn er von andern heimlich Geld nimmt, und ihnen erlaubet, daß sie in dem herrschaftlichen Holze aufstellen, und Vogelheerde aufschlagen, oder in jungen Schlägen grasen und hüten dürfen.

4) Wenn er die Eicheln und Buchekern durch die Seinigen aufliesen läßt, und also die Mästung dem Wilde entziehet.

5) Wenn er denen, so ihm über das Anweisegeld nicht noch ein besonder Trinkgeld geben, das schlimmste Holz zu hauen, und welches an solchen Orten lieget, wo man es nicht aufladen kann, sondern zur Fuhre weit tragen muß, anweiset.

6) Wenn er um Geschenke willen den Leuten die Scheite und Klaftern höher machen läßt, als in der Waldordnung erlaubet ist.

7) Wenn er die Seinigen in die jungen Schläge schicket, und das Gras daraus nehmen, oder sein Vieh, ohnerachtet er es anders verbotten hat, heimlich darinnen hüten läßt.

8) Wenn er einen von seinen guten Freunden auf verbottenen Wegen antrift, und damit er ihn nicht pfänden dürfe, auf die Seite gehet, und thut, als wenn er ihn nicht gesehen hätte.

9) Wenn er sich von den Gepfändeten bestechen läßt, und ihnen, ohne es der Obrigkeit anzuzeigen, das Pfand wieder giebt.

10) Wenn er den Leuten das Eichellesen, Wachholderschlagen, nach Vögeln zu stellen u. d. g. um eine Gabe oder Antheil an dem gesammelten, verstattet, und da sonst etwas davor zu verrechnen, und der Herrschaft zu geben wäre, solches unterschläget.

11) Wenn er die Eichelmast in seinem Revier so geringe macht, daß es solche zu verlassen, der Mühe nicht werth seye, nur damit er sich derselben zum sammeln allein bedienen könne.

12) Wenn er Holz und Reisig vor der Bezahlung abführen läßt, damit er solches unterschlagen könne.

13) Wenn er denen, welche sich weiches Holz schreiben lassen, um Geschenkes willen, hartes mit anweiset, und was dergleichen mehr ist.

Förstnerey, ist ein Nahme, womit sowohl ein Forstamt, als auch ein Forsthaus bezeichnet wird.

a) Ein Forstamt oder Forstgericht, franz. *Maitrise des Eaux & Forets*, nennet man an grossen Fürstlichen Höfen ein besonderes *Departement*, darinnen alle bey dem Wald- und Forstwesen vorfallende Streitigkeiten entschieden werden; welches hingegen an andern Höfen von dem Cammercollegio mit besorget wird. s. a. Forstwesen.

b) Ein Forsthaus aber wird dasjenige Haus genennet, welches von einem Oberforst- oder Wildmeister bewohnt wird. Doch werden auch theils Häuser so genennet, darinnen Oberförster und Förster wohnen, woraus dieselben Heiden, Wälder und Wildbahnen, so weit sie sich erstrecken, sonderlich aber die Grenzen alle Tage fleissig bereuten und besichtigen können. Insgemein wird das Forsthaus an denen Strassen oder Holzwegen, auch in Dörfern, so an denen Heiden und Wäldern liegen, gebauet, damit die Bauren in Feuersgefahr hülfreiche Hand leisten können. Es ist dasselbe mit Stuben, Kammern, Küchen und andern nöthigen Zimmern versehen, so wie auch Scheunen, Stallungen, und andere Behältnisse zu des Forstbedienten Nothdurft erbauet werden, zum Zeichen, daß die Herrschaft desselben Waldes oder Forstes die hohe oder niedere Jagdgerechtigkeit rechtmässig besitze. Zum Zeichen aber, daß in solchem Hause auch ein hirschgerechter Jäger und Weydmann wohne, werden auf den Giebeln des Daches die Hirschgehörne angeschlagen. Wo die Herrschaften weit von ihrer Residenz Amtshäuser oder andere Schlösser haben, da wird ein solches Forsthaus noch einmal so zierlich erbauet und übersäulet, auch werden darinnen obenher Gemächer gelassen, woselbst sie bisweilen übernachten können. Doch haben manche Herrschaften hierzu an lustig gelegenen Orten besondere Jagdhäuser, sich daselbst zu divertiren, und zu der Birk- oder Auerhahnenpfalzzeit, zugleichem bey der Hirschbrunft, Schweinhatz, Pürschen oder andern vorfallenden Gelegenheiten, etliche Wochen lang sich aufzuhalten. Man kann mit solchen Forsthäusern auch Gastwirthschaft,

schaft, Geleits- und Zolleinnahmen, und endlich auch Ackerbau, Wiesen und Viehzucht auf eine nützliche Art, wenigstens zum Beytrag in denen Besoldungen der Forstbedienten, verbinden.

Förstliche Herrlichkeit, s. Forstgerechtigkeit.

Förstliche Obrigkeit, s. Wildbann, Forstgerechtigkeit.

Fohre, s. Forelle, Kiefer.

Foina, s. Marder.

Foine, s. Marder.

Folge, s. Nachfolge.

Folia Arborum, s. Laub.

Fora, s. Baal.

Forcean, s. Pfahl.

Forceps, s. Zange.

Forche, s. Kiefer.

Forckeln, Forcheln, Furckeln, nennet man bey dem Jagdwesen gewiesse Stangen, worauf die Netze, Tücher und andere Jagdzeuge aufgestellet werden. An theils Orten werden sie auch Stiefel oder Stiftel, oder Stellstangen genennet. An einigen Orten werden auch diejenigen Stäbe, dadurch man die Ketten an denen Heu- und Erndtewagen in die Höhe stämmet, ingleichem die hölzernen Gabeln, womit man das Stroh in denen Scheunen wegnimmt, so genennet. Die Forckeln bey der Jagd zu denen hohen Tüchern müssen von Tannenholz, weil solche leicht und steif sind, gemachet, und 5 eine halbe Elle, auch etwas länger seyn, nachdem nämlich der Erdboden weich oder hart ist, oben aber mit einem Ring und eisernen Haacken veste beschlagen werden, weil darauf das Tuch mit der Oberleine liegen muß. Zu den hohen Mitteltüchern müssen die Forckeln 4 eine halbe, auch wohl 5 Ellen, nach dem der Boden weich oder hart ist, lang, zu denen schmalen Mitteltüchern aber nur 3 eine halbe Elle hoch seyn. Die Forckeln zu denen Tücherlappen sind meistens 3 Ellen lang, mit welchen die Lappen einfach zu stellen, und oben mit einem Ringe und Kerbe zu versehen sind. Wenn aber gar doppelt damit übereinander an den Tüchern zu stellen ist, und zwar entweder wegen des rothen Wildprets, oder anderer Ursache halber, nachdem viel daran gelegen ist, indem öfters nur erst anfänglich mit lauter Lappen umstellet wird; alsdenn müssen die Forckeln 4 eine halbe Elle lang seyn, um oben Lappen, und in der Mitte in einer Kerbe auch Lappen aufzuhängen, und also dem Wild ein Blendwerk zu machen. Zu denen Hirschnetzen braucht man Forckeln von mittelmässiger Stärke, und 4 gute Ellen lang, welche man in Ermanglung des Tannenholzes, gerne von dürren Fichten oder Kiefernholze machen lässet, und oben bis auf die Helfte eine gerade Kerbe einschneidet, daß die Oberleine vom Netze darauf hafte. Von gleicher Stärke, aber nur 2 eine halbe Elle lang, sollen die Forckeln zu den Saunetzen seyn. Zu denen Spiegelnetzen aber können eben diejenigen, die man zu den hohen Tüchern brauchet, genommen werden. Hingegen müssen die Forckeln zu denen Prellnetzen nicht nur sehr

ſtark ſeyn, ſondern auch mit einer etwas hohen, eiſernen Sabel beſchlagen werden, daß die Leine von den Sauen nicht daraus gelauffen werden könne. Die Forckeln zu den übrigen kleinen, als Rehen- Haaſen- und andern Netzen, werden nach Proportion der Netze kleiner und fein leichte gemacht. Alleſammt aber werden in dem Zeughauſe, entweder an der Wand auf Träger hingelegt, oder in die Winkel an der Seite der Wand ordentlich hingeſetzet.

Fore, ſ. Forelle.

Forelle, **Fohre**, **Fore**, lat. Trutta, Trutta fluviatilis, Trocta, Orata, Fario, Vario, Variola, franz. *Truite*, iſt ein edler Fiſch, welcher wegen ſeines wohlgeſchmackten Fleiſches auf Herrentafeln ſehr äſtimiret wird, und ſeiner leichten Verdauung halber von Geſunden und Kranken genoſſen werden kann. Er kommt dem Hecht an Geſtalt ziemlich gleich, nur am Kopf und Maul iſt er kleiner und ſpitziger, und iſt entweder mit rothen und gelben oder ſchwarzen Flecken geſprenget, wovon die erſtern denen letztern, weil dieſe ein weicher Fleiſch haben als jene, vorgezogen werden. Sie halten ſich entweder in ſteinigten, hellfließenden und ſüßlichten Berg- und Waldbächen auf, und bekommen daher den Nahmen, der Wald- oder Bachforellen; oder ſie ſtehen in Seen, oder beſondern Forellenteichen, und werden deswegen See- oder Teichforellen genennet. Die Fiſcher machen noch einen Unterſchied, indem ſie die groſſen Forellen, ſo auf dem Grunde ihrer Waide und Raub nachgehen, Grundfohren; diejenigen aber, welche ſich in der Höhe aufhalten, und von Fliegen, Mücken, Käferlein und anderm ob den Waſſern ſchwebenden Ungeziefer, ihre Nahrung finden, Schwebfohren heiſſen, ob ſie gleich einerley Art ſind. Dieß iſt gewiß, daß immer ein Bach oder Fluß edlere und beſſere Forellen bey ſich führet, als der andere, und daß die ſchwärzlichten ein weit körnichters und wohlgeſchmackteres Fleiſch haben, als die weiſſen. Vor allen aber werden die ſogenannte Lachsforellen am meiſten äſtimiret, welche ſich roth und wie fleiſchfarb ſieden, davon, weil ſie ein Mittel zwiſchen dem Lachs und der Fohre, und gleichſam ein beſonderer Fiſch iſt, an ſeinem Ort gehandelt iſt. Weil ſie mit unter die Raubfiſche gerechnet werden, als pfleget man gemeiniglich Speiſefiſche oder Leichkarpfen in die Forellenteiche mit zu ſetzen, damit die Foren von der Brut ihre Nahrung bekommen mögen.

Die Seeforellen, welche zu Zeiten vier bis fünfpfündig werden, ingleichen die Teichfohren laichen erſt im November, dahingegen die Fluß- und Bachfohren ſchon im September laichen. Wo viel groſſe Steine im Waſſer liegen, und viel erlene Stöcker oder Bäume an den Ufern ſtehen, unter welche ſie ſich verkriechen, und ihren Bauch an die Wurzeln ſtreichen können, da ſind ſie gerne, wie ſie denn auch, wenn ſie an dergleichen Orten ſtehen, und man dieſelben mit dem Finger nur ein wenig unterm Bauche berühret, vor Wohl-

Wohlthun sich um und auf die Seite legend mit den Händen ergriffen und also gefangen werden können. Sie sind sonst behende Fische, welche wie ein Pfeil wider den Strohm schiessen, und über hohe Wasserfälle unglaubliche Sprünge thun. Man fänget sie mit Angeln, Hamen und Reusen; wer nach ihnen angeln will, der muß eine gute Angelruthe, Schnure und starken Haacken haben, denn eine grosse Fohre schnellt die Schnure oder Ruthe bald entzwey, und gehet mit dem Hacken durch; drum muß ein Fischer, wenn er merkt, daß eine starke Fohre angebissen, solche mit der Angel fein im Wasser umher zu leiten wissen, bis sie müde wird, und sodenn schell heraus aufs Land gerückt werden kann. Wenn es reguet, so beissen sie gerne an, ingleichem, wenn die Sonne heiß scheinet, allein sie sterben im Sommer bald, wenn sie aufs Land kommen, und nicht gleich in frisches Brunnen- oder Quellwasser gebracht werden. Zum Köder oder Querder an die Angeln macht man von ungesottenen Krebsen die Schwänze und Scheeren aus, schneidet solche in kleine Bißlein, und stecket dieselben an die Angelhacken. Oder, man nimmt einen Theil Honig, zwey Theil Reiher- oder Reigerfett, ein Theil Campher, und vier Theile faul Holz von denen alten Weiden, und leget eine Nacht Regenwürmer darein, mit selbigen ist auch gut Forellen zu angeln. Oder: Regenwürmer in Rindsblut geweichet, und eine Nacht darinnen liegen lassen, können die Forellen ungemein an sich locken. Es sind auch diejenigen Würmer sehr dienlich an die Forellenangeln, welche in demjenigen alt verfaulten Holze sind, so man in denen Wassern, worinnen sich die Forellen aufhalten, findet; denn weil dieses ihre ordentliche Speise mit ist, also lieben sie auch solche am meisten. Wenn man sie mit dem Hamen fangen will, muß man fleissig Achtung geben, daß man denselben, so bald sie darinnen sind, auf und in die Höhe rücke, sonst springen sie wieder heraus. Will man aber mit Reusen Forellen fangen, so muß man folgenden Köder haben: Bibergeil und Campher müssen erstlich zusammen gestossen, hernach in einem Tiegel warm gemacht, und wenn der Campher zerflossen, Leinöl dazu gethan werden, hierauf läßt man es noch einmal wohl vermischt einen Aufwall thun, und röstet Werk oder Flachs wohl darinnen, welches man in den Beutel der Reusen, die Reuse aber bald ins Wasser legt; da denn die Forellen dem starken Geruche nachgehen, und folglich sich selbsten in den Reusen fangen. Ihre Zubereitung zur Speise, s. *Onomatol. oeconom. practica* oder ökonomisches Wörterbuch, 1er Theil, pag. 1148-1151.

Forellenbehälter, s. Fischbehälter.

Forellenfang, s. Forelle.

Forellensprünge, s. Forellenteich, Teichfischerey, Nro. I. lit. B) γ) 14).

Forellenteich. Dieser erfordert den allerkältesten Ort, und wird am besten da angeleget, wo gute Quellwasser in einem schattigten Thal

Thal eine Strecke von ihrem Ursprung fortgelaufen sind, daß man sodenn ein solches Wasser in einen Damm fangen, und zu einem Teich machen kann. Die Grösse, Dicke und Weite des Dammes muß nach Gelegenheit des Erdreichs beobachtet werden, worinnen jedoch hier keine gewisse Masse zu setzen, sondern nur dieses zu merken ist, daß der Damm unten im Grund auf eine bis anderthalb Lachter tief eingegraben und gesetzt, auch mit Leimen und Thon vest verrammelt werden muß. Ist kein Thon oder guter Letten auf demselben Platz vorhanden; so muß solcher herbeygefahren werden. Denn mit Thon und Letten kann man die Wasser verwahren, daß sie nicht durchdringen; aber mit Sand und schwarzem Erdreich nicht. So ist auch der sandige Leimen nichts nütze dazu; welches bey allen Teichdämmen in Acht zu nehmen. Ferner ist hier auch nöthig ein Flußgerinne oder Flußbette an einer Seite des Dammes, woselbst das Wasser beständig ablauffen kann, wie auch eine Zapfenrinne durch den Damm zu machen. Und zwar muß selbige auf 2 bis 3 Fuß tiefer liegen, als der Teich, damit das Wasser ordentlich abgelassen werden kann. Auf der Zapfenrinne muß entweder ein Ständer, oder aber, welches noch besser, ein Grundzapfen oder Schießkulpen seyn. Die Verfertigung desselben muß der Teichmeister, ja fast ein jeder Zimmermann und Müller verstehen. Besonders müssen auch Rechen oder Reffen vor dem Fluß- und Zapfengerinne seyn, daß die Fische nicht mit dem Wasser fortgehen mögen. Ueber dieses müssen an solchen Teichen auch Forellensprünge gemachet werden, weil die Forellen, gleich einem Lachs, Mannes hoch aus dem Wasser herauf und über den Damm springen können, wie auch am Flußgerinne geschiehet. Es werden also über dem Teich auch ein oder 2 Forellensprünge gemacht, die also beschaffen sind: Es wird sowohl über als unter dem Flutgerinne ein enger Rechen gemacht, doch nicht weit davon, daß, so bald die Forelle übersetzt, sie bald an den engen Rechen komme, worinnen denn auch meistens am Grunde von hölzernen Stäben Einkehlen, wie an einer Fischreuse, vorne weit und hinten enge seyn müssen, damit, wenn die Forelle hinein kommt, sie nicht wieder heraus kann. Es müssen aber auch die Einkehlen also gemacht werden, daß man selbige von oben in den Rechen hineinschieben, und wieder herausziehen kann, damit man die Forellen wieder heraus langen, und entweder wieder in den Teich werfen, oder zum Verspeisen mit nach Hause nehmen kann. Besonders muß das Wasser im Forellenteich kleine Fische haben, daß die Forelle einen Zugang und Nahrung davon haben kann; oder aber man muß sowohl Bäche als Teiche mit Gründlingen, Ellritzen, Heßlingen u. d. g. besetzen.

Sonst ist in der Erfahrung gegründet, daß an einem Forellenteich oder Bach keine Schneidemühle gebauet werden muß, denn wenn ein einziger Sägspan der Forelle unter den Kienbacken kommt; so ist sie hin.

Die

Die Forellenteiche, welche man besetzen muß, werden übrigens alle drey Jahr einmal gefischet, und mit Sätzlingen aus den Forellenbächen wieder besetzt. Winterszeit müssen diese Teiche sowohl, als etwan die Karpfen- und Hechtteiche, aufgerissen oder aufgeeiset, und täglich mit Fleiß nach dem Ein- und Ausfluß, daß er allezeit offen bleibe, gesehen werden. s. a. Trichfischerey, Nro. I. lit. B) γ) 14).

Foreſt, s. Forst.

Forestarius, s. Förster.

Foreſtier, s. Förster.

Foret, s. Forst, Wald.

Foron, s. Fröttel.

Forst, Forstwald, lat. Saltus, Silva, Sylva, Nemus, franz. franz. *Foreſt*, *Foret*, ist ein weit umfangener mit Oberholz bewachsener offener Raum, oder Theil eines Waldes, der in verschiedene Reviere, Berge, Thäler, Hölzer, Vorhölzer und Büsche eingetheilet wird, und darauf derjenige, dem die Forstgerechtigkeit zukommt, die Nutzung von Wild, Holz, Buch- und Eichelmast, wildem Obst u. a. m. zu geniessen hat. Wie nun an pflegliche und gebührliche Verwaltung und Erhaltung eines Forstes und demselben anhängiger Gerechtsame, einer Herrschaft sehr viel gelegen ist, weil ein merklicher Theil ihres Einkommens darauf beruhet; so sind auch, wo eines Herrn Land oder Herrschaft groß und weitläuftig, und mit vielen Holzungen, auch Feldern, Wiesen, Brüchen, Triften, Hatungen ꝛc. versehen ist, dieselbe in gewisse Forstreviere eingetheilet, und nach vorhandenen Gelegenheiten in richtige Grenzen mit besondern Zeichen, Mahlreinen oder Hauffen abgesteckt, und einem jeden Revier ein Förster vorgesetzet. Sind aber in einer Herrschaft viele Forstreviere, zu deren Aufsicht folglich auch viel Förster seyn müssen; so wird über solche ein Oberförster, oder da es noch weitläuftiger wäre, ein Forstmeister, über diese aber noch bey grossen Fürstl. Forstwesen, ein Oberforstmeister, als deren Vorgesetzter verordnet, die Oberaufsicht über dieselbe zu haben, daß kein Unterschleif unter ihnen, oder von andern keine Schmälerung, oder Eingrif wegen Holz- und Wildprets-sachen, dem herrschaftlichen Regali zum Präjudiz, unverantwortlich vorgenommen oder nachgelassen werde.

Forstamt, s. Försterey.

Forstbann, ist der Zwangbefehl eines Fürsten oder Forstherrn, kraft dessen seine Unterthanen schuldig und gehalten sind, das benöthigte Holz aus seinem Forste zu nehmen, und der Eichel-, Bucheckern-, Castanien- oder anderer wilden Obstmast, gegen Erlegung eines gewießen Mast- oder Fehmgeldes, aus demselben sich zu erholen. Sonst aber nennet man auch Forstbann, wenn die Obrigkeit in ihrem Lande Waldordnungen aufrichtet, nach welchen den Unterthanen auch in ihren eigenen Hölzern vorgeschrieben wird, wie sie selbige gebrauchen sollen.

Forstbediente, heissen diejenige, welchen bey der Försterey etwas zu

zu beobachten anvertrauet worden, wohin die Forstmeister, Förster und Forstknechte gehören, von welchen an ihrem Orte besonders gehandelt worden. An andern Orten sind die Titul der Bedienten sehr unterschieden, und es finden sich Oberknechte, Waldschreiber, Waldschaffer, Holzinspektor, Waldbereuter. Im Oesterreichischen, Holzversilberer, Wald-Amts-Bau- und Clausmeister, Waldförster, Wald-Amts-Mautner, Wald-Amts-Hof-Holzaufseher, Kohlenschreiber ꝛc. Die Dienste aber bleiben an sich allemal einerley, ob sie gleich zuweilen etwas anderst eingerichtet sind. Daher wir uns dabey nicht aufhalten wollen.

Forstbereuter, **Forstgegenbereuter**, sind die Controlleurs der Förster, welchen sowohl obliegt, die Forste, besonders die Hauungen fleissig zu bereuten, und nachzusehen, ob alles in vorgeschriebener Ordnung geschehe, als auch hauptsächlich die vorräthige Holzmaterialien im Hauerlohn und Forstzinß abzuzehlen, und richtige Gegenrechnung darüber zu führen.

Forstbücher, **Forstregister**, sind eine Art von Amtsbüchern, darinnen besonders die Grenzen eines jeden Forstes, und was dem weiter anhängig, genau verzeichnet und beschrieben zu finden.

Forstcalender, ist bey dem Nahmen eines jeden Monats nachzusehen.

Forstcyliche Obrigkeit, s. Forstgerechtigkeit.

Forstfrohnen, sind diejenigen Dienste, welche die Unterthanen ihrer Obrigkeit aus ihren selbst eigenen Mitteln, oder gegen eine geringe Lieferung an Speise, oder auch Gelde, auf Jagden, Hätzern und Forsten entweder mit der Hand, oder auch mit Pferden, Ochsen, und Geschirr leisten müssen.

Forstgarbe, **Stockgarbe**, ist ein gewisser Zehend, der von einem gewiessen Stück Holzes, wenn es zu Saatfelde gemacht wird, dem Lehensherrn des Forstes von dem Lehenmanne jährlich bezahlet werden muß, um dadurch den Wildbahnschaden, den der Lehensherr leidet, zu ersetzen.

Forstgegenbereuter, s. Forstbereuter.

Forstgerecht, wird derjenige genennet, der von dem, was zu dem Forstwesen gehöret, die nöthige Einsichten besitzet. s. Förster.

Forstgerechtigkeit, **Forstrecht**, **Forstliche Herrlichkeit**, **Forstcyliche Obrigkeit**, lat. Jus forestale, Jus forestarium, bedeutet in weiterm Sinn alle Wald- und Holzgerechtigkeit, das Jagdrecht, die Wildbahn, und alles, was zur Jagd gehöret; in einem engern Verstande aber nur, was der Waldung und dem Gehölze anhängig ist. Indessen werden die hier gesetzte Benennungen, von andern, die die Sache gründlicher auseinander gesetzet, nicht als gleichbedeutend angenommen; sondern die Forstgerechtigkeit oder das Forstrecht wird von der forstlichen Obrigkeit unterschieden, so wie auch der Wildbann von dem Forst-

Forstrecht unterschieden ist. Wir bleiben demnach jetzo bey Erläuterung dessen stehen, was eigentlich zur forstlichen Obrigkeit gehöret. Dieses ist, ihrem vollständigen Begriff nach, eine öffentliche Macht und Gewalt, in Ansehung der Jagden, Forst und Wälder, und derer davon abhängigen Sachen, etwas zu gebieten und zu verbieten, über Forst- und Jagdstreitigkeiten zu erkennen, die Uebertretter zu bestraffen, und allen Nutzen aus dem Forst an Holz und Wild zu geniessen.

Wehner. Observ. pract. voc. Forst. *Spiz.* de Jurisdict. forest. *Hildebrand* de Jurisd. univers. cap. 13. posit. 1. *Westenholz* Dissert. de Jurisd. Forest. cap. 3. §. 37. *Hert.* de Superiorit. territ. §. 48.

Solchemnach enthält die forstliche Obrigkeit als ein totum integrale 2 Stücke in sich, 1) den Wildbann, und 2) das Forstrecht oder Waldgerechtigkeit, welche beyde wohl voneinander zu unterscheiden. Jener bestehet in dem Waydwerk, oder der Befugniß mit Ausschliessung anderer zu Jagen, und allerhand des Wilds und der Jagd halber zu beschliessen und vorzunehmen. Dieses aber bestehet in Aufsicht und Erhaltung der Wälder und Gehölze.

Berger. Oecon. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 6. p. 228. *Wehner* l. c. *Harpprecht* ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 264. *Spiz.* Dissert. de jur. forest. cap. 1. §. 6. 7. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 40.

Daher siehet man, daß an etlichen Orten, ja wohl gar an Fürstl. Höfen, die Aemter des Jägermeisters und Forstmeisters von einander unterschieden seyn; denn jener wird der Jagd vorgesetzt, und hat alles, was zur Jagd gehörig, anzuordnen; dieser aber hat die Inspektion über die Wälder, und darauf zu sehen, daß sie nicht verödet, ausgestockt, oder sonsten verwüstet werden.

Wehner c. l. *Jod. Beck* Tract. de Jurisd. crim. & *Centen.* lib. 3. cap. 3. obs. 5. *Majer.* Tract. de Jur. venand. cap. 12. thes. 2. *Ertel* de Jurisd. infer. lib. 2. cap. 34. obs. 1.

Wie dann auch in Deutschland, besonders in Schwaben, sich täglich zuträgt, daß einer in einem Wald den Wildbann, und der andere das Forstrecht hat, weil diese Jura an und vor sich selbst in keiner Verbindung stehen, und eines ohne das andere, gar wohl exercirt werden kann.

Ruland de Commissar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 43. *Ertel* c. l. cap. 34. obs. 2. *Knichen* de Jur. territ. cap. 4. num. 295. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 6. num. 17. & 70.

Man darf also von einer Specie auf die andere nicht sofort den Schluß machen, daß demjenigen, welcher den Wildbann

hat, auch das Forſtrecht, oder dem, der das Forſtrecht hat, auch die Wildbannsgerechtigkeit zuſtehe.

Berger Oecon. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 6. pag. 228. *Myler* ab Ehrenbach. de Princip. & Statib. Imper. cap. 73. §. 5. *Krebs* de lign. & lapid. part. 1. claſſ. 4. ſect. 16. §. 1. num. 5.

Wer alſo entweder nur das Forſtrecht, oder nur allein den Wildbann hat, der hat noch nicht Jurisdictionem foreſtalem, oder die forſtliche Obrigkeit; ſondern er muß jene beyde beyſammen haben. Und wenn er dieſe hat; ſo kann er alles exerciren, was ſowohl das Forſtrecht, als der Wildbann in ſich faſſet.

Knipſchild de nobilit. lib. 2. cap. 5. num. 220. *Weſtenbolz* Diſſert. de Juriſd. foreſt. theſ. 29. 36. *Ruland.* de Commiſſar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 41. Klinger Beamter part. 1. tit. 34. §. 1.

Von dieſer forſtlichen Obrigkeit, die jene beyde das Forſtrecht und den Wildbann in ſich begreifet, wollen wir nun die nöthigſten Punkte, die davon zu wiſſen ſind, kürzlich anmerken. Was die Effecte, Wirkungen und Kennzeichen derſelben anbetrift; ſo iſt nicht nöthig hier derſelben zu gedenken; denn es ſind eben dieſelbe, die bey dem Forſtrecht und dem Wildbann zugleich obwalten; daher dieſe beyde nachzuſchlagen. Hingegen iſt folgendes bey der forſtlichen Obrigkeit beſonders zu bemerken:

A) Die verſchiedene Eintheilungen derſelben. Sie wird nämlich eingetheilet

α) in die unmittelbare und mittelbare (immediatam & mediatam). Jene iſt, welche entweder von dem Landesherrn ſelbſt, als ein Theil der Territorialſuperioritæt unmittelbar, oder als Regale und Recht in einer andern Territorio, von einem andern Landesherrn, aber nicht als ein Actus der hohen Landesobrigkeit, ſondern nur als ein beſonderes Recht von demſelben, unter dem Nahmen eines Regalis, exerciret wird (*Schweder* introd. in Jus publ. part. ſpec. ſect. 2. cap. 15. §. 13, *Weſtenbolz* Diſſert. de Juriſd. foreſt. cap. 4. §. 40.) Dieſe iſt, welche von dem Landesherrn durch die von ihme niedergeſetzten Beamten, oder andere Perſonen, denen ſolche iſt conceäiret worden, exerciret wird (*Weſtenbolz* c. l. §. 40. 47.).

β) In patrimonialem, die jemand durch einen rechtmäßigen Titul, oder auch durch die Belehnung überkommen; und in adminiſtratoriam ſ. officialem, welche jemand vermöge ſeines obhabenden Amtes iſt anvertrauet worden (*Weſtenbolz* c. l. theſ. 85.) Zwiſchen beyden iſt ein groſſer Unterſcheid. Jene haftet auf denen Gütern, und wird mit denſelben auf einen jeglichen Beſitzer transferiret; dieſe aber wird jemand als ein Amt anvertrauet, höret mit der Perſon auf, und gehet nicht auf die Erben (l. 12. ff. *Lauterbach* Colleg. theor. pract. tit. de Juriſd. §. 43). Jene iſt in Commercio, und kann

ralisirt werden; aber nicht diese; jene überkommt man durch die Belehnung, oder sonst einen rechtmäßigen Titul; diese aber durch die Erwählung und Gnade des Landesherrn (*Engelbrecht* ad tit. ff. de Jurisd. §. 11). Wobey noch anzumerken, daß die Geldstraffen und andere Früchte der Jurisdiction denne gehörig, der die Jurisdictionem patrimonialem hat. Dahingegen der, welchem die Jurisdiction vi Officii zustehet, solche emolumenta nicht einfangen, oder vor sich behalten darf, sondern er ist solche zu verrechnen schuldig (*Adrian. Bejer.* in posit. ad ff. tit. de Jurid. posit. 21.).

2) In die vollkommene und allgemeine forstliche Obrigkeit (plenam & illimitatam), wenn nämlich jemand alle zur forstlichen Jurisdiction gehörige Jura, ohne Ausnahm, zu exerciren hat; und in die eingeschränkte forstliche Obrigkeit (limitatam ac restrictam), wenn nämlich derjenige, welcher diese Jurisdiction verstattet, ein und andere Actus und Gerechtsame ausnimmt, oder ein anderer einige besondere Actus, z. Ex. das Eichellesen, die Niederjagd, das Holzfällen ꝛc. in dem Forst hergebracht, mithin der, welchem ansonsten die forstliche Obrigkeit zustehet, nicht alle und jede Actus zu exerciren hat, oder wenn die forstliche Obrigkeit auf eine gewisse Zeit, oder gewisse Personen restringirt ist.

3) In die eigene forstliche Obrigkeit (solitariam s. propriam), welche jemand in einem Forst allein exercirt; und in die gemeinschaftliche oder gesammte (simultaneam s. communem), welche jemand mit einem andern oder auch mit mehrern, gemeinschaftlich hat (*Lauterbach* de Condom. territ. cap. 6. §. 16.).

B) Die Personen, welchen die forstliche Obrigkeit heutiges Tages zustehet, sind

a) die Fürsten und Stände des Reichs in ihren Territoriis und Gebieten (*Schweder.* Introd. in Jus publ. part. spec. sect. 2. cap. 15. §. 13. *Myler* ab Ehrenbach de Princip. & Stat. Imper. cap. 71.). Folglich

b) auch die Reichs-Städte, welche sowohl, als die Fürsten, Stände des Reichs sind, und deswegen laut des Oßnabrückischen Friedensschlusses Art. 8. §. 4. auf denen Reichstägen ihren Sitz und Stimme haben, mithin gleich den andern Ständen des Reichs der hohen Landesobrigkeit fähig sind (*Limn.* Jur. publ. lib. 7. cap. 1. num. 49. sq. *Hermes* Jur. publ. cap. 31. num. 20. *Knipschild* de Jur. Civit. Imper. lib. 2. cap. 4. num. 7. sqq.). Aus eben diesem Grunde

c) auch die geistlichen Stände; denn obgleich nach den canonischen Rechten den Geistlichen die Jagd verbotten (cap. 1. & 2. X. de Clericor. venator. cap. 1. X. ne Cleric. vel Monach.); so sind doch diese Verordnungen auf die geistlichen Fürsten und Stände keinesweges zu extendiren; denn diese werden nicht als geistliche Personen,

sondern als Fürsten und Stände des Reichs angesehen, die ihre Güter Herrschaften und Gebiete mit den anhängigen Juribis von dem Kayser und Reich zu Lehen empfangen (*Gail.* 1. Obs. 30. num. 6. *Reinking* de Regim. secul. & eccleſiaſt. lib. 1. claſſ. 4. cap. 9. *Weſtenholz* cit. loc. cap. 4. §. 44.).

d) Die unmittelbare Reichs von Adel in Franken, Schwaben, am Rheinſtrohm und Elſaß, und zwar entweder vermöge einer undenklichen Gewohnheit, oder eines beſondern Privilegii und ausdrücklichen Conceſſion des Kayſers, der Fürſten oder anderer Stände des Reichs, oder aber auch Kraft hoher Landesobrigkeit (*Weſtenholz* c. l. cap. 4. §. 45. *Knipſchild* de jur. nobil. lib. 3. cap. 5. de jur. venand. & jurisd. foreſt. nobil. immed. compet. per tot.).

e) Einige freye Reichsdörfer, als Suffelheim, Godramſtein, Gams, Sendfeld und Gochsheim nahe bey Schweinfurth, item Gartach bey Heilbronn gelegen, die zwar keine Stände des Reichs, jedoch einig und allein Kayſerl. Majeſtät unmittelbar unterworfen ſind (*Goldaſt.* in Epiſt. Dedicat. der Reichshandlungen. *Ludolph-Hugo* de Stat. region. German. cap. 1. §. 8. cap. 5. & 9. *Schweder* c. l. part. ſpec. ſect. 2. cap. 18. §. 16.). Auſſer jetzt erzehlten Perſonen ſind noch andere, welche die forſtliche Obrigkeit, nicht zwar vermöge hoher Landesobrigkeit, ſondern Kraft eines andern beſondern Rechts erlanget und hergebracht. Daher wir

C) bemerken: Wie und auf was Art die forſtliche Obrigkeit acquiriret werde? Es geſchiehet ſolches,

a) durch die *Conceſſion*, wo bey dreyerley Fälle ſtatt finden:

1) die *Inveſtitur*, da nämlich jemand mit der forſtlichen Obrigkeit belehnet wird (L. B. *Lyncker* Cent. 6. deciſ. 565.); und dieſes geſchiehet entweder mit deutlichen und ausdrücklichen Worten: mit aller forſtlichen Gerechtigkeit, Wildbann, Jagden und Jagdgerechtigkeit (*Weſtenholz* c. l. cap 6. §. 83. *Spiz.* de Jurisd. foreſt. cap. 3. §. 1.); oder aber ſtillſchweigend, wenn nämlich ein Fürſt oder Landesherr jemand einen Diſtrikt oder Schloß mit allen Pertinentien, An- und Zugehörungen zu Lehen gegeben, und die forſtliche Obrigkeit dem Ort anhängig iſt (*Klock.* vol. 1. conſil. 29. num. 231. *Knipſchild* de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 93. *Weſtenholz* c. l. cap. 6. §. 83.). Hier kommen nun viele ſchwere Rechtsfälle vor, welche man decidiret findet in *Jod. Beck* Tract. de Jurisdict. foreſt. cap. III. pag. 24 – 39.

2) Die Beſtellung der Officianten, da nämlich die Landesherren, kraft der ihnen zukommenden Territorialſuperiorität, Obrigkeiten verordnen, und ihnen die forſtliche Obrigkeit anvertrauen (*Hildebrand* in Diſſert. de Jurisd. univerſ. cap. 13. poſt. 5.).

3) Ein

3) Ein *Privilegium*, *Teſtament*, *Donation*, Geding und Vertrag, Kauff, oder andere *Contract* und Handlung (per l. 31. ff. de acquir. rer. domin. *Gail.* 2. obſerv. 6. num. 6. *Weſtenholz* c. l. cap. 6. §. 84.). Wobey jedoch erfordert wird, daß die Tradition und Uebergabe darzu komme, welche in rebus corporalibus eo ipſo geſchiehet, wenn derjenige, welchem die forſtliche Obrigkeit durch einen rechtmäſſigen Titul conſtituirt worden, die Jurisdiction wirklich exerciret, der Conſtituente aber ſolches leidet und geduldet; denn ſonſt iſt die forſtliche Jurisdiction nicht acquiriret, ſondern bloß conſtituirt (per l. ult. ff. de ſervitut. l. 1. in fin. ff. de ſervitut. præd. ruſtic. l. 11. §. 1. ff. de publ. act. l. 3. pr. ff. de Uſufruct. *Lauterbach* Colleg. theor. pract. tit. de Jurisd. §. 43. coll. arg. l. 3. pr. ff. de Obligat. & act. l. 11. §. 1. ff. de publ. in rem. act.). Die weitere Ausführung der Fälle, die hier vorkommen, Siehe in *Jod. Beck* Tract. de Jurisdict. foreſt. cap. III. pag. 40--56.

β) Die andere Art, wodurch die forſtliche Obrigkeit acquiriret werden kann, iſt die *Præſcription* oder Verjährung, wenn man ſich nämlich derſelben durch die in den Rechten beſtimmte Zeit, und nach denen zur Præſcription gehörigen Requiſiten, entweder auf ſeinem eigenen oder auf einem fremden Diſtrict bedienet (*Spiz.* Diſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 3. §. 2. *Weſtenholz* l. c. cap. 6. §. 89.). Damit aber ſolche Præſcription von einiger Kraft und Wirkung ſeye; ſo wird theils eine rechtmäſſige *Poſſeſſion*, theils eine rechtsbewährte Zeit erfordert.

A) Durch die *Poſſeſſion* wird allhier verſtanden der Gebrauch der Sache, wenn nämlich jemand mit des andern Patienz ſolche Actus exerciret, welche zur forſtlichen Obrigkeit gehören; welche beyde Stücke, nämlich der Gebrauch, und die Erduldung des Gebrauchs, bey der Præſcription der Gerechtigkeiten, oder rerum incorporalium, die Tradition oder Uebergabe, und die Tranſlation der Poſſeſſion repræſentiren (*Hahn* ad *Weſemb.* tit. de ſervitut. num. 5.). Zu einer rechtmäſſigen Poſſeſſion aber, worinnen das Haupt- und Subſtantialrequiſitum der Præſcription beſtehet, gehöret

a) eine rechtmäſſige Urſache der Poſſeſſion, welche ſonſten ein Titulus oder rechtmäſſige Urkunſt genennet wird. Dieſe wird bey der Præſcription der Jurisdiction als nothwendig erfordert von *Matth. Stephan.* de Jurisd. lib. 1. cap. 38. num. 33. Allein ſo bald ein Titul vorhanden iſt, als wenn z. Ex. der Landesherr jemand die forſtliche Obrigkeit durch Verkauff, Donation, oder auf andere Weiſe concediret hat; ſo findet keine Præſcription mehr ſtatt, ſondern die Sache wird pleno jure acquirirt. Daß aber iſt bey der Præſcription nothwendig, daß jemand mit Wiſſen und Gedulden des Territorialherrn, und alſo weder heimlich, noch bittweiſe, noch mit Gewalt (nec clam, nec precario, nec vi) die forſtliche Obrigkeit durch eine Rechtsverjährte Zeit

exerciret habe (*Kuchen* de Jur. temit. cap. 3. num. 119. &c. *Struv.* S. J. Civ. Exercit. 13. th. 38. *Brunnemann* ad l. 2. cod. de ſervitut. num. 9. *Noe Meuſ* ſer vom Jagd- und Forſtrecht, tit. wie die forſtliche Gerechtigkeit *præſcribiret* werde, verſ. zum fünften).

b) Hingegen iſt bey Präſcribirung der forſtlichen Obrigkeit bona fides nie aus den Augen zu ſetzen, d. i. man muß nicht wiſſentlich dieſelbe auf eine ungerechte Art exerciren, und den Willen haben, dem rechtmäßigen Herrn, ſo bald man denſelben mit Ueberzeugung erkennet, den Gebrauch zu cediren (*Spiz.* Diſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 3. §. 2. in fin.): denn obwohl bona fides in der Præſcription von 30 bis 40 Jahren nicht nothwendig iſt, weil durch Verlauff ſolcher Zeit alle Actiones reales und perſonales, wenn gleich bona fides nicht vorhanden, nach den Civilrechten erlöſchen (vid. lib. 3. 4. & 7. Cod. de præſcript. 30. l. 40. annor. *Struv.* S. J. Civ. Exercit. 32. theſ. 20. 22.); So wird doch derſelbe nach canoniſchen Rechten, (ſecundum diſpoſitionem cap. fin. X. de præſcript.) indiſtincte erfordert, ſo gar, daß auch in der Præſcriptione immemoriali bona fides vorhanden ſeyn muß (*Covarruv.* in cap. poſſeſſor. malæ fidei de Reg. Jur. part. 2. §. 8. num. 1. *Gail.* 2. obſerv. pract. 18.). Wiewohl in Præſcriptione longiſſimi temporis, nämlich einer Zeit von 30 bis 40 Jahren, wie auch in Præſcriptione temporis immemorialis bona fides præſumiret wird. Daher dem Gegentheil zu erweiſen obliget, daß die Præſcription mangelhafft, und der Acquirent ein malæ fidei Poſſeſſor ſeye (*Carpz.* lib. 1. reſp. 38. num. 7. ſeq. *Rolland a Valle* vol. 2. conſ. 89. num. 33.). So bald demnach aus erfundenen alten Urkunden und Documenten erſcheinet, daß der Anfang der forſtlichen Jurisdiction unrechtmäßig geweſen, und einem andern zugehörig ſeye; ſo kann der gleichen andenkliche Poſſeſſion nichts fürtragen, inmaſſen die Præſcription der Sachen Wahr- und Unwahrheit nichts geben oder nehmen kann, und wenn gleich etwas 1000 Jahr für wahr wäre gehalten worden; ſo iſt und bleibt es doch, wenn hernach die Unwahrheit zum Vorſchein kommt, in alle Ewigkeit falſch (*Covarruv.* in cap. poſſeſſor. part. 2. §. 3. 8. num. 5. *Mevoch.* l. 3. præſumt. 131. num. 49.) Ueber dieſes wird

c) zu einer rechtmäßigen Poſſeſſion erfordert der Wille des, wider welchen die Præſcription intendiret wird. Denn wer ohne den Willen des Autoris etwas beſitzt, obſchon die übrigen Requiſita vorhanden, der hat keine rechtmäßige Poſſeſſion, ſondern wird vor einen Räuber gehalten (vid. l. 5. ff. de acquir. & omittend. poſſeſſ.

B) Damit aber die Præſcription vollkommen ſeye, ſo wird dabey auch noch eine Rechtsbewährte Zeit erfordert, welche das andere Hauptſtück der Præſcription ausmachet. Dieſe Zeit aber iſt zu betrachten ſowohl ratione Qualitatis, als Quantitatis. Ratione Qualitatis wird erfordert, daß

daß sie nicht interrumpirt, sondern der Præscribent in ruhiger Possession beständig verblieben seye (*Schneidewin* ad tit. de Action. §. 12. num. 77. *Vinn.* in Comment. ad §. 7. Instit. de usucap. num. 3. *Noe Meurer* vom Jagd- und Forstrecht, d. tit. §. nachdem dann). Was aber Quantitatem, oder, wie viel Zeit zur Præscription der forstlichen Obrigkeit erfordert werde, anbetrift; so kommt es auf folgende Fälle an:

1) Wenn jemand wider einen Fürsten oder Landesherrn præscribiren will; so ist Tempus immemoriale oder undenkliche Zeit dazu nöthig (*Spiz.* de Juriad. forest. cap. 3. §. 3. *Krebs* Tr. de ligno & lapid. part 1. class. 4. sect. 16. §. 7. *Finsterwald* Observ. pract. ad consuet. Austriac. lib. 3. observ. 158.); denn die forstliche Obrigkeit wird von den Dd. unter die Regalien gezehlet, welche eine undenkliche Zeit erfordern (cap. 26. præterea. X. de V. S. conf. *Recess. Imper.* de A. 1548. §. Wann auch ein eingezogener. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de usucap §. 45.). Wobey aber zu merken, daß die undenkliche Zeit nicht nach der Quantität abzumessen. So können zum Ex. 100 Jahre noch kein Tempus immemoriale machen, wenn Leute vorhanden sind, welche von dem Anfang strittiger Sachen testiren können; sondern das ist eine undenkliche Zeit, wo man den Anfang nicht anzugeben weiß. Mithin kann sich das Tempus immemoriale öfters weit über 100 Jahr erstrecken; manchmal aber kann es sich auch auf weniger, denn 100 Jahr belauffen (l. 3. §. 4. ff. de aqu. quotid. l. 2. ff. de aqua pluv. arcend. *Carpzov.* part. 2. constit. 1. def. 7.).

2) Wenn aber ein Fürst wider einen Fürsten, oder ein Stand des Reichs wider den andern, oder jemand wider eine Privatperson, z. Ex. einen Edelmann, oder wider eine Stadt præscripiren will; so wird in Ermangelung des Tituls eine Zeit von 30 bis 40 Jahren zur Præscription erfordert (*Wesemb.* ad ff. tit. de jurisd. num. 9.).

3) Die dritte und letzte Art die forstliche Obrigkeit zu acquiriren, ist die Gewohnheit (*Spiz.* Dissert. de Juriad. forest. cap. 3. §. 1. *Wesemb.* ad tit. ff. de Jurisd. num. 9.). Wenn daher eine Stadt die forstliche Obrigkeit eine geraume Zeit exerciret hat; so ist dadurch die forstliche Obrigkeit acquiriret; daferne nur die Actus in einem gewissen Ort, stets einförmig, ohne Contradiction desjenigen, der hierinnen interessirt, oder ohne Adhibirung eines contrairen Actus zum öftern sind exerciret worden (l. 2. 3. Cod. quæ sit. long. consuetud. *Rosenthal* de feud. cap. 5. concl. 16. *Wesemb.* c. l. num. 9.; wo es zeiget, wie Præscription und Gewohnheit differiren.). Bey diesem modo acquirendi ist weder Titulus, noch bona fides nöthig, weil kein Gesetz vorhanden, welches solche Stücke erfordert (*Schultes* 2. quæst. num. 80. seqq. *Mich.* de Inquisit. Crim. cap. 3. §. 53.). Wie viel Zeit aber zu Einführung einer Gewohnheit erfordert werde, ist in den gemeinen Rechten nicht ausgedrückt zu

ſtuden; indgemein erfordern die Doctores 10 Jahre (*Hieron de Ceval.* ſpec. opin. commun. contra commun. quæſt. 357. num. 10. *Jo. Petr. Salazar.* de Conſuetud. cap. 8. num. 9. ſeq.). In Sachſen ſind zu Einführung der Gewohnheit determinirt 31 Jahr, 6 Monate, 3. Tage; und dieſe iſt von dem erſten Actu, welcher erweißlich gemacht werden kann, zu rechnen (*Carpz.* part. 2. Conſtit. 3. def. 21. *Coler.* de Proceſſ. execut. part. 1. cap. 3. num. 29.). Beede aber, ſowohl die Gewohnheit, als Præſcription, können entweder durch Inſtrumenta, oder durch Zeugen erwieſen werden, und die Præſcriptio immemorialis unter andern auch dadurch, wenn alte Leute von ihrer Wiſſenſchaft, die ſie von Sehen oder Hören haben, deponiren, daß ſie es ſo, und nicht anderſt, ſo lange ſie gedenken können, gefunden und geſehen, auch von ihren Eltern oder andern alten Vorfahren nie anderſt gehöret hätten (vid. l. 2. §. 8. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend. *Gail.* 2. obſerv. pract. 66. num. 3. *Monte* de ſinib. regund. cap. 51. num. 6.).

D) Weiter iſt hiebey zu merken nöthig: Welche Perſonen die forſtliche Obrigkeit *acquiriren* können? Ueberhaupt wird dieſes davon veſtgeſetzet: daß ein jeder die forſtliche Obrigkeit acquiriren könne, dem ſolches nicht in ſpecie verbotten. Da nun die Jurisdiction Juris publici iſt (arg. l. 3. Cod. de Jurisd. omn. judic.); ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß eine Privatperſon, weil ſie gar keine Jurisdiction hat, ſolche nicht præſcribiren oder acquiriren könne; hingegen eine obrigkeitliche Perſon durch exercirte Actus, und bey behöriger Poſſeſſion, auch mit Beyhülfe anderer Requiſiten, die forſtliche Obrigkeit, beſonders in einem andern Territorio, durch Verjährung gar wohl acquiriren, oder ſeine bereits beſeſſene Actus durch andere vermehren mag (*Spiz.* l. c. cap. 24. §. 12. *Hahn* ad *Weſemb.* tit. 3. de Jurisd. num. 9. *Strauch.* Diſſert. ad Jus Juſtin. 20. aphor. 10.). Jedoch kann eine Privatperſon die forſtliche Obrigkeit dadurch acquiriren, wenn ſie entweder ein adelich Gut, deme die forſtliche Obrigkeit anhängig, an ſich gebracht, oder aber ſothane Jurisdiction beſonders durch Kauff, Tauſch, oder einen andern Contract, oder durch Erbſchaft, Privilegium, Donation, Vermächtniß, oder durch die Belehnung überkommen (*Lindenſpür* de Imper. & familiar. Origin. & mutat. cap. 31. num. 16. ſeqq. *Stephan.* de Jurisd. lib. 1. cap. 38. num. 41.). Was aber vorher überhaupt von Privatperſonen geſagt worden, das hat noch mehr bey Unterthanen ſtatt, daß dieſe nämlich die forſtliche Obrigkeit durch Præſcription nicht acquiriren können; denn Unterthanen, welche ſich in den Territoriis ihrer Landesherren der Jurisdiction anmaſſen, begehen ein Crimen læſæ Majeſtatis (arg. l. 3. ff. ad leg. Jul. majeſt. *Ekold* ad ff. tit. de Jurisd. §. 5.). Doch kann es geſchehen, wenn ſie von ihrem Herrn dieſelbe zu Lehen bekommen, oder von einem andern durch Kauff, und andern rechtmäßigen Titul an ſich bringen (*Paurmeiſter* de Jurisd. lib. 1. cap.

cap. 27. num. 43. *Never.* diſſert. de juriſd. in alien. territor. cap. 8. §. 2. num. 3.

E) Wie nun jeder das, was er behauptet, zu erweiſen ſchuldig iſt; alſo muß dieß auch in Anſehung der behaupteten forſtlichen Obrigkeit geſchehen. Die Arten des Erweiſes aber ſind folgende:

aa) Durch briefliche Urkunden, Inſtrumenten, und authentiſche Schriften; inſonderheit durch Receſſe, Privilegia, Contract- und Lehnsbriefe, Verträge, bruderliche Abtheilungen, und ergangene Urthel. Dann für dergleichen Urkunden und Regiſter waltet billich eine rechtliche Vermuthung, welche, wie die Rechtslehrer ſagen: probationem probatam, non probandam, wirket; mithin dem Gegentheil die Führung des Beweiſes in Contrarium, aufbürdet (*Stephan.* de Juriſd. lib. 1. cap. 37. num. 1. 2. &c. *Carpz.* lib. 1. reſp. 79. num. 6. *Harprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 295. *Noë* Meurer vom Forſt- und Jagdrecht, part. 2. rubr. von Beweiſung forſtlicher Oberherrlichkeit, pag. 231).

ββ) Durch unverwerfliche Zeugen, bevorab durch die angeſeſſene und benachbarte, als welche die beſten und bequemſten Zeugen abgeben (*Harprecht* d. §. 12. num. 295. *Meichsner* tom. 3. deciſ. cameral. 33. num. 7. *Noë* Meurer l. c.). Es wird aber erfordert

1) daß die Zeugen, derer wenigſtens zwey ſeyn ſollen, glaubwürdig, und unverleumdet, und ſonſten aus keiner rechtmäßigen Urſach zu verwerfen ſeyn;

2) daß ſie die Perſonen benennen, von denen ſie die Ausſage gehöret. Sie müſſen alſo deponiren, daß ſie nicht nur vor ihre Perſon ſelbſt geſehen, wie in dieſem Forſt von dieſem oder jenem die forſtliche Obrigkeit exerciret worden; ſondern auch ſolches von ihren Eltern und Vorfahren alſo vernommen, und niemals anderſt erfahren und gehöret haben (*Ockel* de præſcript. temp. immemor. §. 64. *Mohr* de jur. venand. part. 2. cap. 4. num. 9. ſeq. *Noë* Meurer c. l.).

3) Wird erfordert, daß die Zeugen ihre Ausſagen von mehr als einem, wenigſtens von zweyen her haben (*Surd.* deciſ. 12. num. 12. *Monte.* Tr. de ſinib. regund. cap. 51. num. 9.).

4) Müſſen die Zeugen ihre Ausſagen ſchon vor erregtem Streit gehöret haben (*Klock* vol. 1. conſ. 17. num. 47. *Maſcard.* de probat. vol. 1. concl. 140. num. 4.

5) Sollen die Zeugen nicht nur beeidiget ſeyn, ſondern auch ſelbſten glauben, daß es wahr ſeye, was ſie von ihren Vorfahren gehöret, und alſo an ihrer Depoſition nicht zweifeln. Wobey dann noch zu merken, daß zu ſolcher Zeugſchaft keine junge, ſondern alte und betagte Leute, die wenigſtens 54 Jahr alt ſeyn, und von 40 Jahren her deponiren können, genommen werden ſollen (*Harprecht* ad §. 12. Inſtit. de

rer. divis. num. 269. *Stryck.* de Jur. sensuum dissert. 8. cap. 3. num. 20.).

77) Durch den gemeinen Ruf; in so ferne man nämlich eine alte Jurisdiction zu probiren willens ist (*Socin.* vol. 2. cons. 187. *Noé* Meurer l. c. part. 2. pag. 23.). Es muß aber der gemeine Ruf 1) von ehrlichen, glaubwürdigen und unverdächtigen Personen herrühren, 2) eine vernünftige und wahrscheinliche Ursache zum Grunde haben, 3) beständig und einförmig seyn, 4) sich schon vor erhobenem Streit angesponnen haben (*Cothmann* vol. 1. resp. 12. num. 167. 174. 177. & vol. 3. resp. 4. num. 17. *Monte.* de finib. regund. cap. 55. num. 7.). Und diese Requisita müssen wenigstens durch zwey Zeugen erwiesen und dargethan werden, welche, weil keine Zahl derselben bestimmet ist, für hinlänglich gehalten werden (arg. l. 12. ff. de test. *Monte.* cap. 55. num. 8.).

78) Durch die Actus possessorios. Dahin gehöret: die Publication der Wald-Forst- und Jagdordnungen; die Pfänd- und Bestraffung der Forst- und Jagdbedienten; das Exercitium des hohen und niedern Waydwerks, und dessen Verbot; Einnehmung des Forst- und Jagdhabers; die Aufrichtung der Forst- und Jagdsteine; Verbietung des unziemlichen Baumabhauens und der Ausstockung in dem Forst, und andern dergleichen Actus mehr. Insonderheit wird unter die Actus possessorios der Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit gezehlet: die Publication der Jagdordnungen und Mandaten; die Pfändung und Bestraffung um Jagdsachen; die Bestellung und Abschaffung der Jagd- und Waydknechte; die Einnehmung des Jagd- und Hundhabers; die Forderung der Jagdfrohnen; das Verbot alles unwaydmännischen Jagens, und Fahung der Vögel, wenn sie in der Brut sitzen; die Verleyhung der Vogelheerde; die Nach- und Aufrichtung der Salzen oder Salzlecke; die Einfangung des Waldes mit einem Zaune; die Aufrichtung der Jagdsteine, Jagd- oder Hägesäulen, Hasensäulen ꝛc.

Noé Meurer tract. von Forst- und Waldrecht, part. 2. ruhr. von der Beweisung forstlicher Obrig- und Herrlichkeit, pag. 23. *Hoppr.* ad §. 10. Institut. de rer. divis. num. 295. *Wesenbeck* Dissert. cit. cap. 9. §. 131. *Textor.* Dissert. de possessor. juriad. §. 55.

79) Durch die Strafbücher und Pfandregister. Dann wenn diese Bücher von den geschwornen Actuariis gehöriger massen sind verfertiget, und in den Archiven aufbehalten worden; so ist kein Zweiffel, daß solche authentische Symbola und Kennzeichen der forstlichen Obrigkeit seyn, und zu Beweisung derselben ein merkliches beytragen.

Mev. part. 4. decis. 179. *Besold.* cons. 3. num. 10. L. B. de *Lyncker* resp. 59. num. 5. 10. *Knichen* de jur. territ. cap. 3. num. 408. seqq. *Noé* Meurer tract.

tract. vom Forst- und Jagdrecht, part. 2. rubr. von Beweisung forstlicher Oberherrlichkeit pag. 23.

ξξ) Durch Einnehmung des Forst- und Jagdhabers; insonderheit aber das Forstrecht durch die Lieferung des Forsthabers, und die Wildbannsgerechtigkeit durch den Jagd- und Handhaber.

Myler ab *Ehrenbach* de Princip. & Statib. Imper. lib. 2. cap. 13. §. 6. Noe Meurer c. l. *Klock.* vol. 2. conf. 29. num. 482.

ππ) Durch die gesetzten Marksteine; insonderheit das Forstrecht durch die Forststeine oder Wald- und Holzmarkungen; die Wildbannsgerechtigkeit aber durch die Jagdsteine, Jagd- und Hägsäulen; denn so weit diese Markungen reichen, so weit erstreckt sich auch die forstliche Jurisdiction, und zeigen derselben Possession an.

Noe Meurer cit. loc. *Oettinger* de jur. limit. lib. 1. cap. 9. num. 36. seqq. *Kyllinger* de jur. venand. thes. 19. lit. e.

ββ) Endlich wird die forstliche Obrigkeit auch præsumtive erwiesen; denn wenn jemand mit einem Wald oder Forst belehnet worden, dem die forstliche Obrigkeit anhängig, und allezeit ohne Contradiction derselbst exerciret worden; so wird auch mit Verleyhung des Forstes oder Waldes die forstliche Obrigkeit für mit concedirt gehalten (*Roesener* de jur. reservator. cap. 1. Sect. 4. num. 65. *Rosenthal* de feud. cap. 5. concl. 6. num. 1. *Strykk* dissert. de clausul. Investitur. cum pertinent. §. 3.). Sonsten ist auch in Jurisdictionalibus die Præsumtion vor den Landesherrn, daß ihm, wie alle Gerichtbarkeit, also auch die forstliche Obrigkeit, kraft der ihm justehenden hohen Landesobrigkeit, im ganzen Territorio zukomme, bis das Contrarium von einem andern, der sich derselben anmassen will, rechtsgenügig erwiesen worden (*Surd.* conf. 296. num. 2. *Mev.* part. 2. decis. 313. num. 4. *Leipold* de concurrent. jurisd. quæst. 1.). Wenn jemand erwiesen, daß er ehedessen die forstliche Obrigkeit in einem Forst oder Wald ohne jemands Einrede exerciret habe, so hat er, ob er auch in etlichen Jahren keinen Actum ausgeübet, die Præsumption vor sich, und ist, woferne der andere nicht bessere Befugniß beybringet, bey seiner alten Possession zu handhaben (L. 16. Cod. de probat. cap. 17. X. de restit. spoliat. *Mascard.* de probat. concl. 540. *Mynsinger* Cent. 1. obs. 39. *Tusch* tom. 6. lit. P. concl. 417.).

F) Aus obiger Eintheilung lit. A) erhellet, daß die forstliche Obrigkeit auch gemeinschaftlich, d. i. nicht einem allein, sondern zwey oder mehrern zugleich zustehen könne. Die, so dieselbe miteinander haben, heissen Gemeinherren oder Mitherren. Es kann aber die forstliche Obrigkeit unter ihnen gleich oder ungleich vertheilet seyn. Jenes findet statt, wenn sie alle durch-

durchaus gleichen Antheil an der forſtlichen Obrigkeit, und allen ihren Stücken haben. In dieſem Fall muß die gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit von allen Gemeinherren zugleich exerciret werden, und kann keiner ohne des andern Wiſſen und Willen nicht das geringſte vornehmen. Dieſes aber findet ſtatt, wenn ſie ungleichen Antheil an der forſtlichen Obrigkeit haben, welches auf gedoppelte Art Platz finden kann, entweder ſo, daß jemand nur ein Stück der forſtlichen Obrigkeit mit dem andern gemein hat, das andere oder die anderen Stücke aber nicht. So kann einer z. Ex. das Forſtrecht mit einem andern gemeinſchaftlich haben, die Wildbannsgerechtigkeit aber dem andern alleine zuſtehen; oder ſo: daß einer zwar alle Stücke der forſtlichen Obrigkeit mit dem andern gemein hat, aber nicht in gleichem Recht mit dem andern, als wenn er z. Ex. ein Viertel von allen Stücken der forſtlichen Obrigkeit beſitzet, der andere aber 3 Viertel inne hat. Im erſtern Fall, wo einer ein Stück der forſtlichen Obrigkeit allein excluſive beſitzet, da kan er in demſelben unbegrüſſet des andern procediren, weil in dieſem Stück die Communion, und folglich die gemeinſchaftliche Jurisdiction ceſſiret. Im andern Fall aber, wo jemand zwar an allen Stücken der forſtlichen Obrigkeit einen Antheil, aber nicht gleichen Antheil mit dem andern hat, da kann derjenige, der den gröſſern Antheil hat, doch ohne den andern, der weniger hat, nichts vornehmen; ſondern er muß ihm, nach Proportion ſeines Antheils das Recht zu nutzen, und die forſtliche Obrigkeit zu nutzen überlaſſen. Hat er, vermög des obigen Exempels ein Viertel von aller forſtlichen Jurisdiction; ſo kann der andere Mitherr ohne ihn weder die Wald- noch Forſtbediente beſtellen, noch die Straffen erlaſſen, er thäte es denn an ſeiner ihm competirenden Portion, und ſich ſelbſt allein zum Præjudiz. In Abſicht auf die Nutzung aber hat er in allem 1 Viertel, gleichwie jener drey Viertel zu beziehen hat.

Vid. Epiſt. *Anonym.* von der Gemeinherrſchaftlichen jurium Oberſervanz, verſ. *moribus hodiernis. Donauer* Diſſert. de juriad. commun. *Lauterbach* diſſert. de condomin. territor.

Was die Erweiſung der gemeinſchaftlichen forſtlichen Obrigkeit anbetrift; ſo kan dieſelbe ſowohl a priori, als a poſteriori erwieſen werden.

1) Auf jene Art geſchiehet es durch die Modos, wodurch die gemeinſchaftliche Jurisdiction conſtituirt wird; dergleichen ſind a) die Mitbelehnung, welche ſich aus denen Lehenbriefen offenbahren muß; b) die Præſcription oder Verjährung; c) wenn die forſtliche Obrigkeit durch Verkauff, Tauſch, Schenkung, Vergleich, Ceſſion, Teſtament, u. d. g. auf mehr denn einen transferirt wird; d) wenn der verſtorbene Herr viel Erben hinterläßt, denen die Erbſchaft, und darunter auch die forſtliche Obrigkeit durch eine

von

von diesen Arten einmal ist constituirt worden; so ist alsdann die Præsumption, daß sie sich noch in diesem Statu befinde, weil die Mutation nicht præsumirt wird, nach der bekannten Regel: Quælibet res in eo statu, in quo est, durare præsumitur.

Barbos. thesaur. locupletat. voc. præteritum axiom. 1. *Lauterb.* differt. de Condom. territor. cap. 9. §. 36.

a) Wenn aber dieses zu docireu weder Instrumenta noch Zeugen vorhanden; so läßt es sich doch a posteriori, und aus den Effecten der gemeinschaftlichen forstlichen Obrigkeit præsumtive erweisen, also daß pro Communione so lange vermuthet wird, bis das Gegentheil Rechtsgehörig beygebracht worden. So ist eine gemeinschaftliche forstliche Obrigkeit zu schliessen a) aus einem gemeinschaftlichen Siegel, welches etliche miteinander haben (*Theodor. Hepping* tr. de jur. Sigillor. cap. 4. §. 5. num. 11.); b) aus der Inscription und denen Wappen, wenn an einem öffentlichen Orte die Nahmen der Mitherren als Mitherren angeschrieben, oder ihre Wappen angemahlt zu finden (arg. L. 1. §. fin. ff. de Oper. publ. *Menoch.* lib. 6. præsumt. 23. num. 5. seqq.); c) wenn einer den andern einen Mitherrn in seinem Schreiben betitelt, oder sonst als einen Mitherrn tractiret (*Mascard.* de probat. concl. 1309. num. 6.); d) aus dem gemeinschaftlichen Exercitio der zur forstlichen Obrigkeit gehörigen Actuum (*Boer.* decis. 5. num. 1.); e) aus der gemeinschaftlichen Bestellung der Officianten und Theilung der Einkünfte und Gefälle (*Boer.* d. l. num. 6. *Mascard.* d. l. concl. 328. num. 6.); f) Sonst sind noch andere Mittel übrig, wodurch erweißlich gemacht wird, daß die Mitherrschaft zwar anjetzo nicht mehr seye, jedoch gewesen seye, nämlich durch das Instrumentum divisionis, als welches eine Gemeinschaft voraussetzet; denn wenn dieses nicht wäre vorhanden gewesen, so hätte keine Abtheilung statt finden können (*Christin.* vol. 2. decis. 181. num. 3. *Gilhausen* arb. judic. part. 1. num. 49.). Wie sich die gemeinschaftliche forstliche Obrigkeit endige, davon s. lit. I) γ).

G) Gleichwie derjenige, welcher die forstliche Obrigkeit hat, gewisse Onera oder Beschwerden zu tragen schuldig ist; also ist er auch berechtiget, die Gefälle und Nutzungen der forstlichen Obrigkeit einzuziehen, nach der bekannten Rechtsregel: Secundum naturam est, commoda cujuscunque rei eum sequi, quem sequuntur incommoda (L. 10. ff. de R. J. ibique Dd. commun.). Die Beschwerden bestehen hauptsächlich darinn: daß er auf seine eigene Unkosten allerhand Forst- und Jagdbeamte oder Bediente annehmen, solche mit einem hinlänglichen und anständigen Gehalt versehen, allerhand Jagdinstrumenten anschaffen, auch alle und jede Unkosten, die zum Exercitio und Erhaltung der forstlichen Obrigkeit erfordert werden, über sich nehmen muß. Die Commoda und Nutzungen aber können aus den

den Windungen des Forstrechts und der Wildbannsgerechtigkeit ersehen werden, s. also Forstrecht, Wildbann.

H) Nun ist ferner die Frage: Was für Personen und Sachen unter der forstlichen Obrigkeit stehen, und welches der Richter seye, vor welchem die unter die forstliche Jurisdiction gehörige Sachen zu erörtern sind?

a) Die Personen, welche unter die forstliche Obrigkeit gehören, sind vornemlich die Forstmeister, Forst- und Holzknechte, Lauffer, Flur- und Feldschützen, Jägermeister, Jäger- und Waydknechte, Forstschreiber, und mit einem Wort, alle und jede Forst- und Jagdbediente, die der Forst- und Wildbannherr zu seinem Dienst bestellet und angenommen, von dem obersten bis zum geringsten; nicht allein in denen Forst- und Jagdsachen, sondern auch, wenn sie etwa wegen eines geschlossenen Contracts und Handlung, oder wegen zugefügten Schadens, ausgestossener Schimpfreden, und anderer von ihnen begangenen Verbrechen in Anspruch genommen werden. Und dieses ist nicht nur von denjenigen zu verstehen, welche in des Forst- und Wildbannsherrn eigenem Territorio und Gebiet angenommen worden, und daselbsten seßhaft sind, als welches keinem Zweifel unterworfen; sondern auch von denjenigen, welche der Forst- und Wildbannsherr in einem fremden Territorio, allwo ihm die forstliche Obrigkeit zustehet, zu seinem Dienste bestellet, und ihnen die Aufsicht über den Forst- und Wildbann anbefohlen, auch in solchem Forst und Wald, entweder mit Einwilligung des Waldeigenthumsherrn, oder vermög besonderer Geding, Vergleich und Gewohnheit, Forst- und Jagdhäuser aufgerichtet, und darinnen wohnen. (*Westenholz* dissert. de jurisd. forest. cap. 9. §. 114.). Der Forst- und Jagdbedienten Eheweiber und Kinder müssen ebenfalls vor demjenigen, welchem die forstliche Obrigkeit zustehet, belanget werden, so lange nämlich die Kinder in der väterlichen Familie bleiben, und nicht eine andere Lebensart erwählen. Eben dieses Forum haben auch der Forst- und Jagdbedienten Wittwen, so lange sie nicht den Wittwenstuhl verrucken, und ausser ihren Standtheurathen; gleichwie auch der Forst- und Jagdbedienten Gesinde solcher forstlichen Obrigkeit unterworfen sind, so lange sie bey denselben in Diensten verbleiben.

b) Die Sachen, welche vor dem, so die forstliche Obrigkeit hat, untersucht, und entschieden werden müssen, sind einig und allein die Wald-, Forst- und Jagdhändel und Verbrechen. Zu Bestimmung derselben können folgende vier Hauptregeln dienen:

Die erste: Welche Sachen die forstliche Jurisdiction, oder ein und ander Stück derselben, und deren Exercitium angehen, dieselbe gehören zur forstlichen Obrigkeit, und entweder zum Forstrecht oder zur Wildbannsgerechtigkeit.

Die

Die zweyte: Diejenigen Verbrechen, welche in dem Forst, in Ansehung des Waldes oder Forstes begangen werden, dieselbe bestrafet einig und allein derjenige, der die forstliche Obrigkeit, oder doch das Forstrecht hat, mit Ausschliessung dessen, deme an diesem Ort die Civil- oder Criminaljurisdiction zuständig.

Die dritte: Welche Sachen nicht die forstliche Jurisdiction, und deren Exercitium betreffen; sondern entweder zum Frevel, oder zum Fraiß und Zent qualificirt seyn, die darf der Forstherr nicht bestrafen; sondern die Bestraffung der ersten stehet dem Niedergerichtsherrn, und der letztern dem Zentherrn zu.

Die vierte: Alle Verbrechen, die nicht im Wald und Forst, und der Wildbahn geschehen, oder geschehen zwar darinnen, aber nicht in Ansehung des Forsts und Waldes und des Wildbanns; deren Bestraffung gehöret nicht deme, der die forstliche Obrigkeit oder die Wildbannsgerechtigkeit hat; sondern demjenigen, der entweder die Niedergerichtbarkeit, oder die Criminaljurisdiction hergebracht (*Stryck* in us. modern. ad ff. tit. de Jurisd. §. 6. 7. Klüger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 1. num. 3. 13. *Myler* ab *Ehrenbach* de Princip. & Stat. Imper. cap. 73. num. 4. &c. *Westenholz* dissert. cit. cap. 9. §. 114. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 45. & de Nobilib. cap. 5. num. 228.).

2) Es pflegen aber die zu der forstlichen Obrigkeit gehörige Sachen gemeiniglich in denen ordentlichen Gerichten ventilirt und entschieden zu werden. Jedoch sind an etlichen Orten besondere Gerichte angeordnet, vor welchen die der forstlichen Jurisdiction unterworfene Personen belanget, und die forstliche Sachen und Strittigkeiten erörtert werden müssen, als wie in der freyen Reichsstadt Nürnberg das sogenannte Kayserl. befreyte Forst- und Zeidelgericht. So sind auch an einigen Orten besondere Waldgerichte, welche gemeiniglich des Jahrs zweymal gehalten werden. S. Waldgerichte. Wenn die, so dem Reich unmittelbar unterworfen, der forstlichen Jurisdiction halber miteinander litigiren wollen; so muß in prima Instantia die Klage bey denen Austrägen angestellet werden. S. Austräge (*Westenholz* dissert. cit. cap. 9. §. 117. *Schweder* J. publ. part. spec. sect. 2. cap. 17. §. 4. seq.). Von dem Judicio Austregarum aber wird hernach, wenn ein oder der andere Theil durch den daselbst ergangenen Spruch gravirt zu seyn vermeynet, an beede höchste Reichsgerichte appellirt (*Schweder* loc. cit. §. 16. *Stryck.* dissert. de Process. Austregar. num. 34. seqq. *Textor.* ad Recess. Imper. de Anno 1654. disp. 3. thes. 30. seqq.). Zuweilen aber und in etlichen Fällen ist das Kayserl. Cammergericht auch unter denjenigen, unter welchen sonst das Jus Austregarum obtinirt, sogleich Judex competens, nämlich in Causa Pignorationis & litigiosæ Possessionis, und wenn solche Umstände vorhanden, um welcher willen Mandata sine Clausula erkannt

kannt zu werden pflegen (vid. *Ordinat. Cameral.* part. 2. tit. 21. 22. 23. *Gail.* 1. obſerv. 1. 6. & 8. & in tract. de Pignorat. obſerv. 21. num. 1. *Weſtenholz* diſſert. cit. cap. 9. §. 119.).

I) Endlich iſt noch zu bemerken übrig, wie die forſtliche Obrigkeit theils ſich endigen, theils verlohren werden könne. Zwiſchen beyden iſt billig ein Unterſcheid zu machen. Denn die Verlierung geſchiehet wegen Verſchulden und Nachläſſigkeit deſſen, der die forſtliche Obrigkeit gehabt; die Endigung aber ohne Verſchulden und Nachläſſigkeit deſſen, dem die forſtliche Obrigkeit zugeſtanden.

a) Was demnach die Endigung der forſtlichen Obrigkeit anbetrift; ſo geſchichet dieſelbe

1) durch den Tod deſſen, deme ſie auf lebenslang iſt verliehen worden, z. Ex. wenn der Beamte, welchem der Herr das Exercitium der Jurisdiction anvertrauet, mit Tod abgehet; ſo höret mit der Perſon des Beamten die forſtliche Obrigkeit auf, und gehet nicht auf deſſen Erben (*Weſtenholz* deſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 8. §. 110. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 1. 11.).

2) Wenn die forſtliche Obrigkeit auf eine gewiſſe Zeit iſt verliehen worden, und dieſe Zeit verfloſſen iſt (L. 11. §. 2. ff. quemadmod. ſervit. amitt. *Weſtenholz* cit. loc.).

3) Wenn der Forſt oder Wald, worinnen die forſtliche Jurisdiction iſt exercirt worden, durch einen natürlichen Zufall, als durch Verſchwemmung, Erdbeben, u. d. g. völlig zu Grunde gegangen (arg. §. 3. de uſufruct. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 11. *Weſtenholz* c. l. cap. 8. §. 110.).

4) Durch die Revocation des Concedenten, wenn nämlich dieſe Jurisdiction aus einer bloſſen Vergünſtigung iſt zugelaſſen worden (Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 11. *Weſtenholz* cit. loc. *Hildebrand* de Jurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 11.).

5) Wenn derjenige, ſo die forſtliche Obrigkeit hat, ſich derſelben ausdrücklich begiebt, und ſolche durch eine Convention oder Vergleich, entweder gantz, oder zum Theil, dem Herrn des Orts, in deſſen Forſt ihme dieſes Recht zuſtehet, oder aber einem andern überläßt und abtritt. (Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 11. *Hildebrand* cit. loc. *Maier* de Jur. vehmd. cap. 15. theſ. 1. pag. 346.)

6) Wenn das Lehen, welchem die forſtliche Obrigkeit anhängig, apert wird, und dem Lehenherrn wiederum anheim fällt (*Schneider* de Jurisd. per Inveſtit. feudal. conceſſ. §. 20. *Hildebrand* cit. loc.).

7) Wenn derjenige, ſo die forſtliche Obrigkeit in eines andern Wald oder Forſt gehabt, dieſen Wald mit allen demſelben anhängigen Rechten und Gerechtigkeiten durch Kauff, Tauſch, oder in andere Wege überkommen, oder vice verſa der Waldei-

gen-

eigenthumsherr die forſtliche Obrigkeit, ſo ein anderer in ſeinem Forſt exerciret, an ſich gebracht, welches man eine Conſolidation zu nennen pfleget (arg. L. 5. ff. ſi uſusfruct. petat. L. 5. §. 3. ff. de precar. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num 339. *Knipſchild.* de jur. nobil. lib. 3. cap. 5. num. 323.).

8) Wenn derjenigen ſein Recht, der die forſtliche Obrigkeit oder den Wildbann vergönnet, verlöſchet, z. Ex. wenn jemand ein Rittergut im Pacht hat, deme die forſtliche Obrigkeit oder Wildbannsgerechtigkeit anhängig, und verläßt die forſtliche Obrigkeit oder den Wildbann davon beſtandweiß wiederum an einen andern; welchenfalls die Jurisdiction oder der verlaſſene Wildbann nicht länger dauren kann, als der Hauptpacht des ganzen Ritterguts ſelbſten; nam reſoluto jure damtis, reſolvitur jus accipientis (arg. L. 31. ff. de Pignorib.).

9) Wenn die forſtliche Obrigkeit von einem andern Gericht evinciret und weggenommen wird; doch iſt alsdann der Transferent, die Eviction oder Gewähr zu leiſten, und alles Intereſſe zu erſtatten, ſchuldig (*Surd.* deciſ. 290. *Lauterbach* Colleg. theoret. practic. tit. de Eviction. §. 13. *Berlich.* part. 1. concl. 24. num. 58.).

10) Wenn die forſtliche Obrigkeit jemanden zum Unterpfand eingeräumet, und ſolches hernachmalen von dem Debitore durch Bezahlung der Schuld wiederum eingelöſet worden (§. fin. Inſtit. quib. mod. re contrah. obligat. L. 40. §. fin. ff. de Pignorat. act. L. 11. §. 1. ff. eod. *Lauterbach* differt. de Jur. Anticheſ. theſ. 59.).

ß) Die Urſachen, um welcher willen jemand der forſtlichen Obrigkeit verluſtig wird, ſind folgende:

1) Wenn derjenige, welcher die forſtliche Obrigkeit gehabt, wegen eines groſſen Verbrechens in die Reichsacht erkläret wird (vid. Kayſerl. Cammergerichtsordnung part. 2. tit. 9. §. ſo jemand, verſ. ſo bald auch 26. *Weſtenholz* de Juriſd. foreſt. differt. cap. 8. §. 112. *Colleg. Jur. Argent.* lib. 41. tit. 1. §. 20. in fin.).

2) Wenn er ſeines Verbrechens halber, aller Güter, Privilegien, Freyheiten, und Gerechtſamen, dergleichen in Crimine Perduellionis, oder dem Laſter des Hochverraths geſchiehet, beraubet wird (Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 11. *Carpzov.* pract. crimin. quæſt. 36. 140. num. 17. ſeqq. *Weſtenholz* c. l. cap. 8. §. 112.).

3) Wenn das Lehen, dem die forſtliche Obrigkeit anhängig, wegen der von dem Vaſallen begangenen Felonie, von dem Lehnherrn eingezogen wird (*Hildebrand* Differt. de Juriſd. univerſ. cap. 13. poſit. 11. *Weſtenholz* d. l. *Maier* tr. de Jur. venand. cap. 15. theſ. 1. pag. 346.).

4) Wenn eine Stadt um ihres Verbrechens willen, z. Ex. wegen Aufruhr, geſchleifſet worden. Denn weil ſie ſolchergeſtalt

maximam Capitis Deminutionem leidet; ſo fallen damit alle derſelben anhangende Jura dahin (text. notabil. in L. 21. ff. quib. mod. uſufruct. cf. *Gothofred.* ibid. in not. lit. m. *Gail.* 2. obſ. 61. num. 1.).

5) Wenn der, ſo die Jurisdiction überkommen, ſelbige mißbraucht, und nicht auf die vorgeſchriebene Art exerciret, ſondern wider den Vertrag oder Innhalt der Conceſſion gehandelt, beſonders wo die Clauſula privatoria mit angehänget worden, daß man dieſer Gerechtſame bey ereignendem Mißbrauch verluſtig ſeyn ſolle (arg. L. 10. §. 1. quemadm. ſervitut. amitt. L. 18. pr. ff. eod. add. Reichsabſchied v. Speyer de Anno 1570. & Klüger Beamter part. 1. tit. 34. §. 11.).

6) Wenn derjenige, dem dieſe Jurisdiction zuſtehet, ſich ſolcher nicht bedienet, und das Exercitium derſelben gänzlich unterläſt. Allein es kommt hier darauf an, ob einem die forſtliche Obrigkeit in ſeinem eigenen Beben und Diſtrikt, oder in einem fremden Gebiet zukomme. Im erſten Fall wird die forſtliche Obrigkeit nicht verlohren, wenn ſchon jemand dieſelbe 40, 50 und mehr Jahre zu exerciren unterlaſſen hätte (Klüger Beamter part. 1. tit. 34. §. 11. *Maier* tr. de jur. venand. cap. 14. theſ. 1. pag. 347. 349. *Weſtenholz* diſſert. cit. cap. 8. §. 123.). Im andern Fall wird dieſelbe, gleich den Servituten, ſodann verlohren, wenn der, dem dieſe Jurisdiction zuſtehet, ſich derſelben 10 Jahr nicht bedienet hat.

7) Endlich wollen wir noch etwas davon, wie ſich die gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit endige, hinzu fügen. Es geſchiehet ſolches

a) durch die Conſolidation, wenn nämlich einer von den Mitherren die forſtliche Obrigkeit allein überkommt, welches geſchiehet, wenn der, einem von den Mitherren zugehörige Antheil, auf den andern durch Schenkung, Kauff, oder ſonſt durch einen rechtmäßigen Akuiſitivtitul, eigenthumlich transferirt wird (arg. §. 2. Inſtit. de uſufruct. *Bemauer* diſſert. de Jurisd. commun. cap. 6. §. 1.).

b) Durch die Præſcription; denn wenn einer von den Mitherren ſich der forſtlichen Obrigkeit allein anmaſſet, dem andern deren Exercitium verbeut, dieſer aber ſo lange dabey ruhig iſt, als zur Præſcription nöthig; ſo wird er von der Zeit der Prohibition, und der darauf erfolgten Aquieſcenz an, aus der Poſſeſſion geſetzet, und die forſtliche Obrigkeit von dem andern völlig und privative adquirirt (*Leipold* de concurrent. jurisd. quæſt. 2. pag. 477. *Stephan.* lib. 1. de jurisd. cap. 39. num. 165. ſeqq. *Richter* deciſ. 15. num. 18. deciſ. 86. num. 8.).

c) Wenn die Mitherren die gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit auf einen Fremden, und zwar auf dieſen ganz allein transferiren, jedoch muß ſolches gemeinſchaftlich und mit einhelligem Conſens geſchehen; ſo wenn auch die meiſten in die Alienation conſentirten, ſo können ſie doch dem

dem andern, welcher nicht darein willliget, an seinem Antheil nicht præjudiciren (cap. 29. de R. J. in 6to L. 28. ff. commun. divid. L. 11. ff. de servitut. præd. rust. *Frommann* differt. de Condomin. §. 48. 43. *Berlich*. decis. 132. num. 2. 3.).

d) Durch die vorgenommene Theilung, im Fall die Mitherren zu keiner Einigkeit zu bringen; denn wenn die Communion wirklich eine Mutter der Uneinigkeit und des Streits wird; so kann niemand wider seinen Willen darinnen zu verbleiben gezwungen werden (L. 77. §. 20. ff. de legat. 2. *Donaoer* differt. de Jurisd. commun. cap. 6. §. 2.). s. a. **Forstrecht**, **Wildbann**.

Forstgerichte, s. **Forstamt**, **Waldgerichte**.

Forstgränze, nennet man den ringsumher bezeichneten Ausgang der Reviere eines Försters. Die Bezeichnung aber geschiehet durch Bäume, Lagerbäume und Eichen, Säulen, Grenzsteine, Wege, Graben, Berge, Hügel, Bäche und Flüsse, und ist also entweder eine natürliche, oder durch die Kunst gemachte. In den Forst- und Lagerbüchern oder Grenzbezeichnungs-Protocollen werden sie beschrieben, und wenn sie sonst rechtmäßig eingerichtet, oder allerhand Recesse und Vergleiche vorhanden sind; so werden sie dadurch sowohl, als durch diejenige Zeugen, die man bey den Grenzbeziehungen dazu nimt, bewiesen. Bisweilen braucht man auch Vermuthungen. Es werden auch an gewiessen Bäumen, um solche als Grenzbäume zu erkennen, besondere Zeichen gemacht, welche auseinander weisen. Diese Forstgrenzen muß ein Forstbedienter nicht nur wissen, ihren Grund, so viel möglich, erforschen, und ihre Zeichen verstehen und finden können; sondern auch selbige oft umgehen und bereuten, damit keine Veränderungen oder Eingriffe daran geschehen, als welches er alsobald der Herrschaft zu melden, mit Protestiren, Widerspruch und durch allerhand Actus possessorios aber die Grenzrechte zu erhalten, suchen muß, bis alles mit den Grenznachbarn ausgemacht ist. Ja er muß auch die verlohrnen und unrechtmäßig verrückte Grenzen, wiederum aufsuchen, und herzustellen bemühet seyn.

Forstgraf, s. **Holzgraf**.

Forsthaber, heißt derjenige Haber, den die Unterthanen an einigen Orten ihrer Herrschaft, zufolge des Forst- und Wildbannrechts, auf die Jagdhunde zu geben schuldig sind. Es wird aber sonst mit diesem Wort auch noch ein anderes Præstandum ausgedrückt. Wenn nämlich theils Orten denen Unterthanen vergünstiget worden, aus denen herrschaftlichen Wäldern und Gehölzen einige Klafter Holz, so viel der Wald füglich ertragen kann, zu fällen, oder das dürre und abgestorbene Holz aus dem Forst zu führen; so müssen sie dafür dem Forstherrn jährlich eine gewiesse Quantität Haber, den man auch den Forst- oder Holzhaber nennet, entrichten.

Westenholz differt. de Jurisd. forest. cap. 5. thes. 67. **Klüger Beamter** part. 2. tit. 88. §. 34.

in fin. *Brunnemann* Cent. 4. decif. 71.

Dieſes iſt aber nicht anderſt, als wie die ſonſt bekannte Graſegelder, anzuſehen. Denn daß man dergleichen Forſthaberlieferung unter die ordentliche Contributionen mit rechnen könne, welche Unterthanen, beſonders Holzbeſitzere, ihrem Landesherrn, wegen deſſen Aufſicht auf die Forſte, und deren Beſorgung leiſten müſſen, ſolches iſt allerdings in Zweifel zu ziehen, und dafür zu halten, daß deſſen Urſprung entweder aus einer hergebrachten Dienſtbarkeit, welche dem Holz, daß man beſitzet, aufgeleget worden, oder aus einem Vertrag, ſelbigen vor das ertheilte Holzrecht abzuführen, hergeleitet werden müſſe.

Forſtherr, heißt derjenige, welchem ein gewiſſer Forſt eigenthümlich zuſtehet. ſ. a. **Forſtgerechtigkeit, Forſtrecht.**

Forſtinſpektor, wird theils Orten derjenige genennet, welchem ein gewiſſer Bezirk angewieſen iſt, wo er über das Forſtweſen, und die darinn beſtellte Forſtbediente, die Aufſicht hat. Er hat neben den Ober- und Forſtmeiſtern die Holzanweiſungen und ſonſt allerley Einrichtungen nebſt der Gegenrechnung zu beſorgen.

Forſtknecht, Fußknecht, iſt ein Forſtbedienter, welcher unter dem Förſter oder Forſtmeiſter ſtehet, und von demſelben zur Beobachtung der weitläuftigen Forſtreviere gebraucht wird. Er ſoll den Forſt täglich beſuchen, und und niemals einen andern an ſeine ſtelle ſchicken, und denſelben hernach mit Holz belohnen. Vielweniger ſoll er einiges groſſes oder kleines Holz verkauffen, oder gegen andere Waare vertauſchen; keine Viehtrift oder neue Straſſen, wodurch viel junge Bäume zu Grunde gerichtet werden, verſtatten; von dem Forſt, und dem ihm anvertrauten Revier, es ſeye Holz, Wießwachs, Weide, oder andere Gerechtigkeit, nichts entziehen laſſen; auf der Unterthanen und fremde Gehölze, darinnen nämlich der Wildbann ihrer Herrſchaft zuſtehet, Acht haben, damit ſie nicht verwüſtet, und dadurch dem Wild ſeine Stände und Nahrung geſchmälert werden. Nicht weniger ſind ihm die Waldwaſſer, Forellen- Gründel- und Krebsbäche anbefohlen, darauf zu ſehen, daß ſie nicht ausgefiſcht, und von diebiſchen Leuten verderbet werden; vielweniger ſoll er ſich ſelbſt gelüſten laſſen, dergleichen zu thun. Er ſoll niemand, der in ſeinem Revier etwas verbottenes unternimmt, ſchlagen oder beſchädigen, es wäre denn, daß man ſich frevenlich widerſetzte; ſondern allein pfänden, und alſobald gehöriger Orten anzeigen; auf verdächtige Perſonen, die mit Holz, Kohlen, Beſen, Reiff- und Hopfenſtangen, Radſpeichen u. d. g. auf der Straſſen, oder unrichtigen Wegen ſich finden laſſen, wohl Obſicht haben, ſie beſprechen, und da ſie nicht einen glaubwürdigen Schein vorzuweiſen haben, ſie anhalten, ſonderlich wenn es Leute ſind, die nahe an dem Forſt ihre Wohnung haben. Kurz er ſoll alles dasjenige thun, was ihm von ſeinem vorgeſetzten Förſter oder Forſtmeiſter anbefohlen wird, welches

sonst, wo kein Forstknecht ist, dem Förster selbst zu thun obliget. s. a. Förster.

Forstliche Herrlichkeit, s. Forstgerechtigkeit.

Forstmeister, ist ein Landbeamter, der über einen gewiessen Bezirk in Holz- und Jagdsachen zu gebieten, und Oberförster, auch Förster, Forstknechte, und Holzlauffer unter seinem Commando stehen hat. Er soll selbst vollkommen Jagd- Forst- Hirsch- und Holzgerecht seyn, die Holzmärkte ausschreiben und persöhnlich besuchen, über alle und jede Gehölze, Grenzen, Arten des Holzes und Wildprets ein Register halten, was jährlich gejagt, geschossen, gefangen, und in die herrschaftliche Küche geliefert, oder verkauft, oder auch an die Bedienten an Deputaten abgegeben wird, aufzeichnen, und sowohl über die vor verkauftes Holz und Wildpret, vor Mast, Waldmiethen u. d. g. in Empfang genommene Gelder, als auch über die eingebrachten Straffen richtige Rechnung führen, seinem Oberforstmeister, oder wo keiner vorhanden, der Herrschaft, von allem, was in Jagd- und Forstsachen wichtiges vorfällt, unverzügliche Nachricht geben, und worüber es nöthig, Verhaltungsbefehle einholen, und in allen vorfallenden Sachen und Handlungen seiner Herrschaft Nutzen und Aufnehmen befördern, und allen Eingrif, Schaden und Nachtheil verhüten. Ordentlicher Weise stehet er unter dem Oberforstmeister, wenn aber die Stelle desselben vacant ist, so verrichtet er seine Verrichtungen völlig, und hat einerley Obliegenheit mit demselben.

Forstordnung, Holzordnung, Waldordnung, ist eine von der Herrschaft gegebene Vorschrift, die meistentheils über folgende Materien abgefasset wird: 1) Wie die Förster in Abgebung des Holzes sich verhalten sollen, 2) von Windwürfen, 3) von Vermarkung des Waldes und der Gehölze, 4) von Brenn- und Zimmerholz, 5) von Abhauung und Ausgrabung der Bäume, 6) von Treibung der Geiß in die Hölzer und Schläge, 7) von der Hut und Trift in denen Wäldern, 8) vom Waldzinß, 9) vom schädlichen Mayenhauen und Spitzruthenschneiden, 10) von Hayung und Bannung der jungen Häu, 11) von Auflesung des dürren und andern schadhaften Holzes in denen Wäldern, 12) vom Baumscheelen, 13) von Verwüstung der Holzungen, 14) vom Tax des Holzes, 15) vom Laubstreiffen und grünen Wasen binden, 16) vom Eicheln und wilden Obs klauben, 17) von wilden Obsbäumen, 18) von Hägung des Holzes, 19) von Köhlern, 20) von Glashütten, Glasmachern und Aschenbrennern, 21) vom Harz- oder Pechscharren, 22) von der Länge und Meß des Brenn- und Bauholzes, 23) von der Schweinmast, 24) von Wiederpflanzung und Aufziehung des Holzes, 25) vom Grasen und Wildschneiden in Hölzern, 26) von Reisstangen, 27) von Beynutzungen und Stammgeld der Forstmeister und Forstknechte, 28) von Rügungen u. Waldbussen u. a. Sachen mehr. S. *Ahasv. Fritsch* Corp. Jur. venatorio-forestalis.

Forſtrath, iſt gemeiniglich derjenige, welcher bey der Cammer Sitz und Stimme, und die Forſtſachen, welche daſelbſt vorfallen, zu ſeinem Departement hat. Es muß eine Perſon ſeyn, welche nicht nur die unter die Forſtämter gehörigen Reviere fleißig beſuchet, ſondern auch die dazu erforderliche Fähigkeiten, Kräfte und Erkänntniß beſitzet, alle Vorfälle, und beſonders was zur Aufnahm und Verbeſſerung der Waldungen, wie nicht weniger zur Abwendung des Schadens gereichen kann, anzumerken und richtig zu beurtheilen, damit die angemerkte Vorfälle, ſonder Weitläuftigkeit, dem geſammten Collegio zur gemeinſchaftlichen Ueberlegung vorgetragen, und ſolchergeſtalt die erforderliche Mittel vorgekehret werden können.

Forſtrecht, lat. Jus foreſti, iſt die Macht und Gewalt, über Waldungen und Hölzer zu gebieten, Aufſicht darüber zu haben, und das, was zur Erhaltung derſelben dienet, vorzukehren. Solches Forſtrecht haben die Regenten ſchon lange beſeſſen, indem man Nehem. 2, 8 lieſet, daß ſchon der König Arthaſaſta, Holzfürſten, welche das Holz angewieſen, gehalten habe. Die Fränkiſche Könige haben dieſes Recht gleichfalls exercirt, und ihre Forſtgrafen gehabt, die die Forſt und Wälder beobachten und in gutem Stande erhalten mußten (*Hert.* de ſuperior. territ. §. 48. *Petr.* de *Ludewig* ad aur. Bullam tit. x. §. 12 p. 154.). Auf ſolche Weiſe iſt denn das Forſtrecht ſchon vor ſehr langer Zeit aufgekommen, und zu einem uralten Rechte erwachſen. Hiernächſt haben die Fürſten und Stände des Reichs, und andere unmittelbare dieſes Recht ebenfalls von den Kayſern erhalten, auch zugleich mit der Territorialſuperiorität überkommen, und beſitzen, Kraft derſelben, dieſes Regale noch heut zu Tage unſtreitig.

Das Forſtrecht iſt, wie oben (ſ. Forſtgerechtigkeit) bemerket worden, von der Wildbannsgerechtigkeit unterſchieden, ſo daß wirklich einem in einem Wald der Wildbann, und wiederum in einem andern das Forſtrecht zuſtehen kann. Daher wir denn jetzo beſonders von den Wirkungen und üblichen Kennzeichen des Forſtrechtes, oder von den *Actibus* und Rechten handeln wollen, welche der Forſtherr, wenn er nicht zugleich die Wildbannsgerechtigkeit hat, zu exerciren berechtiget iſt. Wobey aber zum voraus anzumerken iſt, daß nicht immer alle Stücke bey einem jedweden, der das Forſtrecht hat, anzutreffen ſeyen, ſondern daß ſolche, der Sachen und Perſonen Gelegenheit nach, durch den Gebrauch ſich vielmals verändern, alſo daß der Forſtherr bisweilen mehr, bisweilen weniger, in einem und andern Ort exerciren kann. Weswegen dießfalls vornemlich auf das, was durch den Gebrauch erlanget, in den Forſtordnungen jeder Provinz verſehen, und durch lange Obſervanz practiciret worden, das Abſehen zu richten. Denn es kann dieß alles unmöglich in eine gewieſſe allgemeine Regel verfaſſet werden, geſtalten in dergleichen Gerechtigkeiten die

die Gewohnheit den Vorzug hat. Sonsten aber gehöret zum Forstrecht

1) Die Macht, Wald- Holz- und Forstordnungen zu machen, und Mandate zu publiciren (*Besold.* thesaur. pract. voc. Forst. *Westenholz* Dissert. de Jurisd. foreſt. cap. 5. thes. 52. *Harpprecht* ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 266. *Ertel.* de Jurisd. infer. lib. 2. cap. 34. observ. 2.). Jedoch kann der Forstherr nicht von allen und jeden Sachen ohne Unterscheid, sondern nur von denjenigen Gebot und Verbot thun, welche den Forst und Wald, und dessen Nutzen und Erhaltung betreffen (*Harpprecht* loc. cit.). Was nun vornemlich hieher gehöre, davon s. Forstordnung.

2) Das Recht, die Uebertretter der Wald- und Forstordnungen zu pfänden (*Meichsner* part. 2. tom. 2. decis. 2. num. 30. *Hildebrand* Dissert. de jurisd. univers. cap. 13. posit. 7.). s. a. Pfändung.

3) Das Recht, die forstliche Strittigkeiten zu *cognoscir*en, und die Uebertretter der Wald- Holz- und Forstordnungen, nach Befinden, ernstlich zu bestraffen (*Maier* tract. de jur. venand. cap. 12. thes. 2. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 44. *Westenholz* cit. loc.).

4) Das Recht, allerhand Forstbeamte und Forstbediente, Forst- und Holzknechte, Laufser, Flur- und Feldschützen, anzunehmen, und wieder abzuschaffen (*Besold.* thesaur. pract. voc. Forst. *Myler* ab *Ehrenbach* de princip. & statib. Imper. cap. 73. num. 6. Seckendorf im deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. sect. 6. §. 1.).

5) Das Recht, in dem Wald, zu Beschützung des Forsts, Forsthäuser, darinnen sich die Forstknechte aufhalten, aufzurichten, und zu bauen (*Maier* de jur venand. cap. 12. thes. 2. in fin. *Besold.* c. l. *Webner* Observar. pract. voc. Forst. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 47.).

6) Das Recht, das Baumabhauen in denen Forsten, bevorab das unziemliche Baumabhauen, und was dem Wald etwa sonsten schädlich seyn möchte, zu verbieten (*Bidembach* quæst. nobil. 9. *Knipschild* c. l. num. 49. 50. *Westenholz* Dissert. de jur. foreſt. cap. 5. thes. 63. Kluger Beamter part. 1. tit. 24. §. 14.).

7) Das Recht, von denen Neubrüchen in den Wäldern, oder denen durch die Ausstockung und Abtreibung des Holzes neuangebauten Feldern, den Zehenden, welcher Forst- oder Stöckgarbe genennet wird, eins zufordern (*Besold.* thesaur. pract. voc. Ausstocken. (*Syring.* tract. vom Zehendrecht, cap. 7. §. 8. num. 3. *Knipschild* l. c. lib. 2. cap. 7. num. 103.).

8) Die Hut- Trift- und Waydgangsgerechtigkeit, u. die Macht, zuzulaſſen und zu verbieten, mit gehütetem Vieh in die Wälder oder Forſt zu fahren (*Knipſchild* l. c. cap. 7. num. 56. *Wehner* Obſerv. pract. voc. Forſt. Finſterwald, Obſerv. pract. ad conſuet. auſtriac. lib. 3. obſ. 151. num. 8.).

9) Das Recht, zu erlauben, die Schweine in das Eckerig, oder die Eichelmaſt zu ſchlagen (*Wehner* cit. loc. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 12. theſ. 2. *Knipſchild* l. c.).

10) Das Recht, Eicheln und wildes Obſt zu leſen, und Haſelnüß zu brechen, ſolches zu erlauben, oder dieſes alles zu verbieten (*Wehner* & *Maier* cit. loc. *Knipſchild* cit. loc. num. 57. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 14.).

11) Das Recht, das dürre Holz aus dem Walde führen, oder ſcheitern zu laſſen (*Maier* cit. loc. *Knipſchild* cit. loc. num. 59. Finſterwald obſerv. pract. ad Conuet. auſtriac. lib. 3. obſ. 151. num. 8. it. *Fritſch* tr. de jur. boſcandi membr. 4. num. 2. ſeqq.).

12) Die Graſensgerechtigkeit, welche ohne deſſen Erlaubniß, und ſonderbare Berechtigung niemand vornehmen oder ausüben darf (*Knipſchild* cit. loc. num. 60. *Maier* cit. loc. *Beſold* theſ. pract. voc. Forſt. Kluger Beamter cit. loc.).

13) Die Windbrüche oder Windfälle werden gleichfalls dem Forſtherrn zuerkannt (*Knipſchild* cit. loc. num. 58. *Beſold.* cit. loc. voc. Forſt und Windfall. Kluger Beamter cit. loc.).

14) Das Recht, die Bienen im Wald einzufangen und das Honig auszunehmen (*Knipſchild* cit. loc. num. 61. *Noë* Meurer tract. von Jagd- und Forſtrecht part. 3. rubr. von Eigenſchaft der Immen, pag. 57.).

15) Das Recht, Forſtſteine zu ſetzen, oder Wald- und Holzmarkungen aufzurichten (*Knipſchild* cit. loc. num. 66. *Krebs* tr. de ligu. & lapid. part. 2. claſſ. 6. ſect. 4. §. 20. *Noë* Meurer cit. loc. part. 1. pag. 7.).

16) Dem Forſtherrn wird auch zugeeignet die Ballacherey der Pferdte, der Schnitt oder Nonnenmacherey, wie auch die Viehvertheilung, und das Recht, Feld- Aleer und Raſenmeiſter oder Abdecker zu ordnen, welchem letztern auch von dem Forſtmeiſter der Raſen oder Waſen verliehen wird (*Wehner* cit. loc. voc. Forſt. *Knipſchild* cit. loc. num. 57. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 13. *Adam Keller* de Offic. jurid. politic. lib. 2. cap. 14. p. 447.).

17) Das Recht, die Hegung der jungen Gehäne anzuordnen, oder zu verbieten, daß man in die neugehegene Wälder, die jetzo mit Holz be-

ſtiegen

ſtiegen, kein Vieh bis auf das vierdte oder fünfte Laub, nach Beſchaffenheit der Umſtände, hinein treibe, daß man darinnen ſo lange nicht graſe, bis die jungen Aufſchößlinge ſo ſtark werden; daß ihnen dadurch kein Schade mehr geſchehen kann, ingleichem daß man keine Sommerlatten, Spitzruthen, Wieden, Donen, oder Schneiſenbügel herausſchneide, noch das abgefallene Laub mit eiſernen Rechen oder Schauffeln zuſammen rechen (*Knipſchild* loc. cit. num. 51. *Weſtenholz* Diſſert. de jurisd. foreſt. cap. 5 §. 62. *Maier* tr. de jur. venand. cap. 12. theſ. 2. pag. 266. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat part. 3. ſect. 6. §. 6. 8.).

18) Das Recht, die Geiß, Schaaf und andere Thiere, die denen Wäldern durchaus ſchädlich, von denſelben abzuhalten, und zu verbieten, daß ſie nicht in den Forſt getrieben werden (*Knipſchild* loc cit. num. 52. Finſterwald Obſerv. pract. ad Conſuet. auſtriac. lib. 3. Obſ. 151. num. 9. *Schweſer* Theatr. ſervitut. tit. 10. §. 42.).

19) Das Recht, zu einem Zeichen der einem zuſtehenden Forſtgerechtigkeit, den Forſthaber einzufordern; ſonderlich alsdann, wenn die Unterthanen eine gewiſſe Quantität Holz aus dem Forſt zu hauen berechtiget ſind (*Knipſchild* loc cit. num. 62. *Weſtenholz* loc. cit. theſ. 67. Kluger Beamter loc. cit.).

Dem Forſtrecht ſind alſo, wie aus den jetzt beſchriebenen Wirkungen und Kennzeichen deſſelben erhellet, gewieſſe Nutzungen anhängig, alſo daß vermöge deſſelben dem Forſtherrn zuſtehen: 1) Die Geldbuſſen, welche ſowohl denen Förſtern, und andern Forſtbedienten, wenn ſie ihr Amt nicht recht verſehen, als auch denen, welche die Wald- und Forſtordnungen übertreten, auferleget werden. 2) Das Hut- und Waydrecht. 3) Das Recht, die Schweine in das Eckerig, oder die Eichelmaſt zu ſchlagen. 4) Die Holzung. 5) Das dürre Holz aus dem Walde zu führen, oder zerſcheitern zu laſſen. 6) Die Windfälle und Brüche. 7) Das Laubbrechen, und die Waldzinſe. 8) Die Graſengerechtigkeit. 9) Eichel- und wild Obſt leſen, wie auch Haſelnüſſe brechen. 10) Die Forſtgarbe oder der Zehend von denen Neubrüchen. 11) Der Forſthaber. 12) Die wilde Bienen und Immen und das Honig.

Wie ſich das Forſtrecht endige und verlohren werde, davon ſ. Forſtgerechtigkeit lit. I).

Forſtreſier, Forſtrevier, iſt eine mit Forſten oder Waldungen beſtandene Gegend, über welche die Aufſicht einem oder mehrern Förſtern, nach Beſchaffenheit ihrer Gröſſe, anbefohlen wird.

Forſtregiſter, ſ. Forſtbücher.

Forſtrevier, ſ. Forſtreſier.

Forſtſchreiber, oder an theils Orten Forſtſecretair, heißt derjenige, welcher die Rechnungen der Jäger und Forſtbedienten

in Wald- und Forstsachen zu untersuchen, deren Besoldung auszuzahlen, aus den eingelaufenen Rechnungen an manchen Orten Extracte zu machen, und dem Oberjäger- oder Forstmeister einzuliefern, nicht minder bey Haltung des Forstamts, das Protocoll zu führen hat. An andern Orten ist seine Verrichtung, die Expeditionen in Forstsachen zu besorgen, und aus denen Particularrechnungen der Forstbedienten eine Hauptrechnung zu formiren.

Forststeine, Jagdsteine, werden diejenigen genennet, so die forstliche Obrigkeit und das Jagen unterscheiden.

Forstverwalter, ist theils Orten derjenige, der nebst dem Forstmeister über ein ganzes Fürstenthum, und über die darinnen bestellte Forstbedienten gesetzt ist. Er ist bey allen Holzanweisungen und Abzehlungen desselben, und führet auch die Gegenrechnung. An andern Orten ist in jeder Forstmeisterey ein Forstverwalter darzu bestellt, daß er die Holzanweisung besorgen, und Rechnung führen muß.

Forstwald, s. Forst.

Forstwesen, Aberglauben bey demselben, s. Aberglauben bey dem Forstwesen.

Forum Austregarum, s. Austräge.

Fouesnes, s. Buchecker.

Fougere, s. Fahrenkraut.

Feuilles d'Arbres, s. Laub.

Fouine, s. Marder.

Fourche aux Glaux, s. Leimstange.

Fousau, s. Buche.

Fraaß, Fraß, wird nach der Jägersprache die Speise oder Nahrung, und der Raub einiger Thiere genennet. So sagt man von Bären, Wölfen, Füchsen u. d. g. daß sie auf den Fraaß ausgehen.

Fraize, ist ein französisches Jägerwort, und bedeutet die Gestalt des untersten und knorrichten Theils an dem Gewehe eines Hirsches oder Rehbocks, welcher zunächst am Kopfe ist. Sonst nennet man denselben auch *Massacre*.

Framboiser, s. Himbeerstrauch.

Francolin, s. Birkhahn, Haselhuhn.

Frangula, s. Faulbaum.

Fraß, s. Fraaß.

Frauenrose, s. Dornrose.

Fraxinus, s. Esche.

Fraxinus arbor, Fraxinus aucuparia, silvestris, bubula, s. Ebereschenbaum.

Fraye, s. Laich.

Fremde, s. Falke.

Frené, s. Esche.

Fréne, s. Buchesche.

Freouer, heißt bey den französischen Jägern das Zeichen, welches der Hirsch am Holze macht, wenn er es mit seinem Kopf berühret, um die rauhe und haarichte Haut, die es bedecket, davon abzustreichen. Derjenige nun, welcher das erste *Freouer* in die Gesellschaft überbringt, bey welcher sich der König befindet, und derselben

ien das *Courre* oder *Curée* vom Hirſche überläßt, verdie-net bey dem König eine Verehrung, nämlich ein Pferd vor einen Jagdjunker, und ein Kleid vor einen Spürknecht, wie ſolches beſtändig alſo beobachtet worden.

ſaie, ſ. Eul.

ſaye, ſ. Eul.

ſene, ſ. Eſche.

ſne Champetre, ſ. Bucheſche.

ette, Frettel, Fretgen, Frötel, lat. Muſtela ſilveſtris, rutica, franz. *Furon*, *Furet*, iſt ein kleines vierfüſſiges Thier von dem Geſchlechte der Wieſel. Es iſt etwas gröſſer als ein Eichhörnlein, geſchlank und länglicht vom Leibe, hat ſchöne rothe Augen, und gar niedrige Füßlein. Gemeiniglich ſind ſie von Farbe weißgebleicht; doch giebt es einige, welche bunt und ſcheckigt, von oben röthlicht oder leberfarbig, unten aber am Bauch ganz weißlicht ſind. Sie werden zu uns aus Frankreich, Weſtphalen und Brabant gebracht, woſelbſt ihr gewöhnlicher Aufenthalt in den gröſten Wildniſſen iſt. Ihre Nahrung beſtehet in Kaninichen, Fiſchen, Vögeln und Honig, welches letztere ſie inſonderheit lieben. Das Weiblein gehet 40 Tage trächtig, und ſetzet öfters 5 bis 8 Junge auf einmal, welche 30 Tage blind liegen. Sie laſſen ſich zahm machen, und auf die Kaninichenjagd wohl abrichten. Man pfleget ihnen eine Schelle an den Hals zu hängen, den Kaninichen mehrere Furcht einzujagen, zuweilen aber auch ein Maulkörblein von Leder anzuhängen, damit ſie die Kaninichen zwar ſtoſſen, aber nicht beiſſen können, wenn ſie dieſelbe aus ihren Schlupflöchern heraus treiben. Dieſe Frötteln pflegen einen ſtarken Biſamgeruch, wie die Marder, von ſich zu geben, ſo oft ſie erzürnet und erhitzet ſind.

Frettgen, ſ. Frette.

Freybürſche, Freybüſche, Freypürſche, lat. Liberæ Venationes, ſind an einigen Orten ſolche Hölzer und Gegenden, darinnen die Landesherrſchaft einem jedweden zu jagen erlaubet. Dergleichen giebt es ſonderlich auf den Thüringiſchen Grenzen, und werden dieſelbe von dem Forſtbezirk durch gewiſſe Marken unterſchieden. Im Würtembergiſchen heißt Freybürſche ein ſolches Recht, kraft deſſen in gewiſſen Gegenden jedermann das Wild und Vögel zu jagen und zu fangen, befugt iſt, weil niemand eine beſondere Jagdgerechtigkeit allda hat; dergleichen Gegenden es in Schwaben mehrere giebet.

Freybüſche, ſ. Freybürſche.

Freyholz, Gnadenholz, nennet man bey dem Forſtweſen eine gewiſſe Anzahl Stamm- oder ander Holz, welches gewiſſen Perſonen ohne Entgeld verabfolget wird. Dergleichen Holz iſt nun gemeiniglich nicht erblich, ſondern wiederruflich verſchrieben, und werden daher, wenn an denen hiezu angewieſenen Orten kein Holz mehr befindlich iſt, die Leute ſich zu gedulden beſchieden. Wenn abgebrannten oder andern Stammholz aus Gnaden gegeben wird;

so sollen die Afterschläge dem Landesherrn zu gut ausgezogen und verkauft werden.

Freypürsche, s. Freybürsche.

Frigilla, Buchfinke, Finke.

Fringilla, s. Buchfinke, Finke.

Fringilla canabæa, linaria, s. Hänfling.

Fringilla Cerasorum, s. Kernbeisser.

Fringilla rostrata, sanguinea, siehe Kernbeisser.

Fringilla viridis, s. Grünzling.

Fringillago, s. Meise.

Fringillarius, s. Sperber.

Frischen, wird 1) von den wilden Sauen gesagt, und heißt so viel, als bey den zahmen Schweinen das Wort: Ferkeln oder Werfen. 2) Von einer Büchse oder Rohr, und heißt so viel, als ein gezogen Rohr auf das neue reissen und wieder ausziehen.

Frischling, lat. Aper anniculus, franz. *Marcassin*, heißt ein junges wildes Schwein, welches noch nicht 2 Jahr alt ist. s. Bache, Wildes Schwein.

Frettel, s. Frette.

Frontieres, s. Grenzen.

Frosch, lat. Rana, franz. *Grenouille*, ist das bekannte kleine vierfüßige Thier, welches verschiedener Arten, und entweder grün, gelb und weiß, grau, oder grün, und schwarzfleckigt ist. Etliche wohnen nur auf der Erden, als die grünen Laubfrösche, lat. Rubetæ, franz. *Graisets*, *Grenouilles Buissoniers* genannt, welche sich von dem Laub der Bäume und Sträucher, auf welchen sie sich aufzuhalten pflegen, nähren, und durch ihr Schreyen den zukünftigen Regen anzeigen sollen, ingleichem die gelben Frösche, die man nur in Gärten, Feldern und Gebüschen findet; die grauen, auch grün und schwarzfleckigten aber, halten sich in Gräben, Bächen, Flüssen, Seen, Teichen und Morästen auf, und sind grösser als die vorigen Arten. Die Hintervierteln werden einigen Orten verspeiset, besonders unter den Franzosen, welche solche mit hölzernen Bolzen von kleinen Armbrüsten oder Froschschneppern, welches Wort nachzusehen, schiessen, oder sonst fangen und sie fricassiren, mit Mehl oder Grieß besprengt, und Schmalz backen, oder auch wie junge Hüner zurichten; nur ist dabey noch anzumerken, daß das Froschfleisch viel schärfer als anderes Fleisch, oder als Fischwerk tractiret seyn will. Man brauchet hierzu nur die gelben und weissen Frösche, nicht aber die grün und schwarzsprenglichten aus Teichen oder Sümpfen, vielweniger die Laubfrösche; so hütet man sich auch im Monat Majo, als in der Laichzeit der Frösche, sie zur Speise zu nehmen, weil sie sich alsdenn auch mit den Kröten zu vermischen pflegen. Die Bienen haben einen argen Feind an diesem Ungeziefer, denn wenn sie schwer beladen vor die Bienstöcke und Körbe kommen, und vor solchen aus Müdigkeit, wie es oft geschiehet, in das Gras fallen, so werden sie von denen darinnen verborgen liegenden Fröschen weggeschnappt und

und verſchlungen; welches ihnen auch wiederfähret, wenn ſie an das Waſſer zu trinken, und denen Fröſchen zu nahe kommen. Sie thun auch an den kleinen Fiſchen und der Brut im Fließwaſſer und Teichen groſſen Schaden, und freſſen ſolche weg, wo ſie dergleichen erhaſchen, ja ſie wagen ſich ſo gar an ziemlich ſtarke Hechte, wie man davon ein Exempel beym Dubravio, in ſeinem Tractate de piſcibus & piſcinis hat, da ein groſſer Froſch auf einen ſtarken Hecht geſprungen, demſelben die Augen ausgekratzt, und ſo lange auf ihm ſitzen geblieben und ihn gemartert, bis er ihn ums Leben gebracht. Sie laichen im Frühling, da denn erſtlich aus dem Laich ein rundes ſchwarzes Stücklein Fleiſch erwächſet, an welchem ſich folglich der Kopf, die Vorderfüſſe und der Schwanz ſehen laſſen, dieſer theilet ſich endlich, und wenn die Haut davon abgegangen, ſo werden die Hinterfüſſe daraus.

In der Arzney werden von denen grünen Fröſchen faſt alle Theile gebraucht. Weil aber dieſe Thiere nicht nur, obgedachter maſſen, in den Fiſchwaſſern groſſen Schaden thun, ſondern auch manchem mit ihrem heßlichen Geſchrey zuwider fallen, ſo werden ſie entweder mit denen Froſchſchneppern weggeſchoſſen, oder mit Hohlwurz, welche man in das Waſſer, worinnen ſie ſich aufhalten, wirft, oder am beſten durch Ausfiſchung des Froſchlaichs im Frühling getilget, und aus dem Wege geräumet. Durch ein am Ufer angemachtes Feuer, kann man auch das beſchwerliche Schreyen der Fröſche ſtillen. Sonſt wird aus ihrem Laich auch das bekannte Froſchlaichpflaſter, ingleichem ein Waſchwaſſer vor das Geſichte des Frauenzimmers gemacht.

Froſchſchnepper, iſt ein Inſtrument, die Fröſche damit zu ſchieſſen. Es beſtehet ſolches in einer langen mit einem ſtählernen Bogen verſehenen höltzernen Armbruſt oder Schnepper, auf welcher ein langer von ſtarkem Eiſendrat verfertigter und an der Spitze mit einem ſcharfen Widerhacken bewafneter Pfeil lieget, welcher mit einer Schnure, ſo zugleich den Bogen ſpannet, angebunden iſt. Wenn ein Froſch damit getroffen worden, bleibet derſelbe am Pfeil, der Pfeil aber an der Schnure hängen, womit man den Froſch herausziehen, abnehmen, und den Bogen wieder ſpannen kann.

Froſtbohrer, iſt ein Inſtrument, welches bey hartem Froſt gebraucht wird, wenn mit denen Furkeln nicht in die Erde zu kommen iſt, man aber dennoch, zumal bey der Wolfs- oder Luchsjagd, ganz ſtille und heimlich ſtellen muß, und weder mit dem Kellhacken hacken, und pochen, noch mit den Aexten und Beilen ſchlagen, und dadurch einen Lermen erregen darf, wovon das Wild ſcheu werden, und ausreiſſen würde. Dieſer Bohrer muß in proportionirter Gröſſe, und, weil er wegen der kleinen Steine, des Krieſes und Sandes, der gefrornen Erde und des Eiſes, bey öfterm Gebrauch bald ſtumpf werden kann, mit einem dicken und ſtarken Gewinde wohl verſtählet,

fühlet und scharf geschliffen seyn. Er soll aber auch nicht anderst, als zur höchsten Noth gebrauchet werden.

Früschen, nennen die Jäger wasserreiche Oerter.

Fruticetum, s. Gebüsche.

Fuchs, lat. Vulpus, franz. *Renard*, ist ein vierfüssiges Thier, zur niedern Jagd gehörig, so sich mehr nach seinem Tode mit seinem zu einem warmen Futter dienlichen Balge, als in seinem Leben nutzbar machet. Denn er weißt nicht nur den vierfüssigen Thieren, als jungen Rehen und Hasen, auch Hirschwildkälbern, treflich auf den Dienst zu passen, und sie zu seiner Nahrung wegzufangen; sondern auch überhaupt alles Geflügel, so sich auf der Erde aufhält, listig wegzuschnappen; und seinen hungrigen Magen damit zu füllen. Nicht weniger ist er auch darauf abgerichtet, die Krametsvögel und Drosseln aus den Sprenkeln und Schlingen zu nehmen, und auf den Dörfern in grosser Geschwindigkeit die Hünerhäuser völlig leer zu machen. Kann er aber zu diesen Delicatessen nicht gelangen, so läßt er sich auch mit Fröschen, Maulwürfen, Feldmäusen, Schnecken, Heimen oder Grillen, Heuschrecken und anderm Ungeziefer begnügen. Er trabet bey Nacht weit und breit in Höltzern und Feldern herum, um seinen Raub zu suchen. Sobald aber der Morgen wieder herbey kommt, so suchet er das Holz, oder im Felde seinen Nothfluchtbau, und verbirget sich den Tag über darinnen. Er gehet auch der Wolfsfährte nach, weil er weißt, daß die Wölfe öfters etwas niederreissen, welches sie nicht aufzehren können. Seiner Gestalt nach hat er die Grösse eines mässigen Hundes, einen etwas spitzigen Kopf, im Maul ein sehr scharfes Gebiß, und kann über die massen weit riechen. Die Ohren sind kurz und zugespitzt, die Augen klein, doch scharfsichtig, der Hals, nach Proportion des Leibes, ziemlich stark, der übrige Leib schlank; der Schwanz mit langen Haaren bewachsen, dicke und lang, gibt im Winter gute Wärme, und wird in Müffe gemacht. Die Vorderläuffe sind schwach, die hintern etwas stärker, die Spur ist eines mässigen Hundes Spur ziemlich gleich, doch etwas länger und schmäler. Er trabet auch einen geraden Schritt in den andern, so die Hunde nicht thun. Der Balg ist verschieden, nachdem die Art der Füchse verschieden ist. In unsern Landen hat man vornemlich 2 Sattungen, Brandfüchse, und Rothe oder Birkfüchse. Jene, die auch Braunfüchse heissen, haben schwarze Läufte, Ohren und Schwanz, als ob sie versengt wären, einen grauen Pelz auf dem Rücken, und nicht viel röthliches. Diese aber, die Birkfüchse sind etwas kleiner, und röther von Haaren, haben an Läuften, Ohren und dem langen Schwanz eine weisse Spitze, nur jener eine schwarze, so die Blume genennet wird. In Schweden, sonderlich aber in Lappland, werden ganz schwarze, ingleichem Brand- und Creutzfüchse, auch aschfarbige und weisse gefangen. Die ganz schwarzen sind selten, und die Kohlbursten, und

werden

werden bey den Russen von vornehmen Herren zu ihren Mützen gebraucht, wie denn ein solcher schwarzer Balg zum öftern 10 bis 15 Ducaten gilt. Die mit einem Creutze gezeichnet sind, und von einigen deswegen Creutzträger genennet werden, haben von dem Maul an, über den Kopf, Rücken und Schwanz einen gleich schwarzen Strich, über solchen gehet ein anderer über die Schulter an die 2 Vorderfüsse.

Die Zeit, wenn der Fuchs ranzet oder rollet, ist der Monat Februarius, da ihrer etliche nacheinander einer Füchsin, wie die Hunde, nachtraben. Die Füchsin gehet sodann 10 Wochen dicke, und bringet mehrentheils 4 bis 6 Junge, gleich einer Hündin, wie denn die Füchse fast in allen Ständen mit den Hunden überein kommen, ja sich auch zuweilen mit denselben belaussen. Die Jungen sind anfangs weißgelbliche, werden aber nachgehends immer dunkler. Diese bringt die Füchsin zwar in den Bauen oder Fluchtröhren auf. So bald sie aber 9 Tage alt und sehend werden, sich auch etwas Menschen um den Ort ihres Aufenthalts wittern lassen; so bald nimmt sie ihr Gehecke, und trägt es in das Korn, und zwar gern nahe an die Dörfer, weil sie, nebst anderm Geäsche, allerdings am ersten etwas von jungen Hünern, zur Auferziehung ihrer Jungen, ohne Kosten haben kann. Um Jacobi lauffen diese schon mit den Alten aus, und lernen ihre Nahrung selbst suchen. Ums Martini aber ist ihr Balg zu seiner Vollkommenheit gelanget. Es macht der Fuchs, ob er gleich gerne in der Erde wohnet, doch selten sein Lager selbst, sondern erkundiget sich, wo ein Dachsbau anzutreffen, und treibet den Dachs, wenn er ihm gewachsen ist, mit Gewalt aus demselben, oder wenn er vermerket, daß der Dachs ausgegangen, legt er seine Losung häufig vor die Röhre. Wenn nun der Dachs bey seiner Ankunft den Gestank merket; so verläßt er seine Wohnung, worauf der Fuchs dieselbe sogleich beziehet. Oder wenn er des Sommers räudig geworden ist, so durchkriecht er den Dachsbau und verstänkert solchen allenthalben, welches der Dachs, als ein reinliches Thier, nicht vertragen kann, sondern gerne ausziehet. Wenn aber der Fuchs keinen Dachsbau findet, und doch sicher seyn will; so muß er nothwendig seinen Bau unter einem wurzlichten Baum, oder unter einem Steine machen, welches doch nur mit einer Röhre geschiehet. Man findet auch öfters in freyen ebnen Kornfeldern Fuchsgruben, die man aber, nach weydmännischer Redensart, einen Nothbau nennet, dergleichen aber auch nur von jungen Füchsen geschiehet, welche von ihren Alten vertrieben worden, und sich selbst zu nähren nirgends hin wissen. Sie sollen in ihren Höhlen mit den Schlangen sehr friedlich leben, weil sie wissen, daß sie von ihnen sonst leicht vertrieben werden können. Hingegen den Raben, welche ihnen ihre Jungen rauben, sind sie von Natur feind. Sie werden am gewöhnlichsten, wie die Wölfe, in Gruben, auch mit Netzen, Fallen, und besondern Eisen, so man

man Fuchseisen nennet, gefangen, oder mit Schliesern aus ihren Bauen gehetzt, und erschlagen, oder gejudert; welches am besten mit einem gebratenen Häring, geschiehet, und erschossen, oder auf eben die Art, wie die Hasen, gejagt. (s. Fuchsfang). An grosser Herren Höfen werden sie, nachdem sie eingetrieben worden, entweder geprellt (s. Fuchsprellen), oder mit kleinen Prügeln zu tode geworfen.

Das Blut von dem Fuchs wird wieder die Nieren- und Blasenschmerzen, das Fett aber in Contracturen, im bösen Wesen der Kinder, in Krampfbeschwerden und Ohrenschmertzen, wie auch Heilung der Wunden, und bey erfrornen Gliedern, damit geschmieret, nützlich gebraucht. In den Apothecken findet man auch das Fuchsöl. Die Leber soll eben so, wie die Lunge, vor die Schwindsucht dienlich seyn. Der Koth in Essig geweichet, und die grindichte Haut damit geschmieret, heilet ohne Gefahr des Einschlagens. Die Zunge hilft den Augen, und macht ein gutes Gesichte. Vom Gebrauch der Lunge s. Fuchslunge. Man kann die Füchse auch zahm erziehen, und wenn man sich mit ihnen Mühe geben will, so lernen sie allerley Künste, gehen mit ihren Herren zu Holze, Feld u. d. g. aus und ein. Doch muß man ihnen in der Jugend kein rohes Fleisch zu fressen geben. Dafern sie auch nach ihrer angebohrnen Art junges Federvieh u. d. g. anpacketen, müssen sie scharf gestraffet werden, so lassen sie doch endlich davon ab. Doch hat man auch Exempel, daß, wenn sie schon 2 bis 3 Jahr zahm gewesen, sie doch auf den Raub ausgegangen, wenn man ihnen nicht recht satt zu fressen gegeben. Solche zahm erzogene Füchse sind insonderheit zum Entenschiessen recht wohl zu gebrauchen. s. Entenfang, Ente.

Die waydmännische Redensarten von dem Fuchs sind folgende: Er trabet, an statt gehet; er billt, bey Veränderung des Wetters, oder die Jungen bellen, wenn ihre Nahrung zu lange aussen bleibet; er kriecht zu Baue; er läuft aufs Reitzen, oder vor den Hunden; er ranzet oder rollet, bedeutet die Vermischung; er wölfet oder wirft, d. i. er bekommt Junge; er frißt den Raub; das Männlein heißt Fuchs, das Weiblein Füchsin; er hat einen Balg; er wird todt geschlagen; er wird gestreift; sein Schwanz heißt Standarte oder Ruthe; das Spitzgen an dem Schwanze heißt Blume; er hat Gebiß und Fänge; er hat Läufte und Klauen; er ist listig; er gehet oder reinet; er wird gejudert; das Fuchsloch heißt eine Röhre; er ist im Bau, d. i. im Loch; er hat was gefangen oder geraubet.

Fuchsbehälter, Fuchszwinger, heißt bey dem Jagdwesen ein umzäunter oder sonst wohl verwachter Ort zu Aufbehaltung der Füchse. Wenn die Herrschaften in ihren Landen durch die Forstbedienten, auf den angestellten Jagden im Herbst, da die Füchse am besten sind, Füchse [illegible] einfan-

fangen, und dieselbe zu bessrer Verwahrung in die Fuchskästen einstecken lassen; so werden sie meistentheils auf ihren Residenzen in den Jägerhof geliefert, und in einen wohlverwahrten Zwinger gelassen, allda ausbehalten und gefüttert, bis etwa in Fuchspreellen gehalten, worden solle, da sie wieder eingefangen, nach dem verlangten Orte geliefert, und daselbst so viel, als jederzeit auf einmal zu preellen verlangt wird, ausgelassen werden, um der Herrschaft und den Cavaliers und Dames ein Vergnügen zu machen. Nachdem aber die Jagdreviere nicht alle einander gleich sind, und einer also nicht so viel Jagd haben kann, als der andere; so könnte mancher des Herbsts durch alle und jede seine Feldbüsche und Brüche mit Hasennetzen umstellen, und die Füchse einfangen lassen, die Füchsinnen aber, zumal im December und Jenner, da sie bald läuffig werden, ganz allein besonders verwahren. Wer keinen eigenen Zwinger hätte, könnte die Füchse in einen Ziegelofen thun, welcher aber eine ziemliche Höhe, Weite und Breite haben, und mit starken Mauren verwahret seyn müßte, daß sie nicht so leicht daraus kommen könnten. In die Brandlöcher zur Seite, wo die Ziegelstreicher das Holz einzuschieben pflegen, müssen von starken eichenen oder tannenen Spündebrettern, die 9 Ellen in die Länge haben, Fuchskästen geschoben, und die Vorschieber offen gelassen, das übrige aber vest vermauret werden, daß die Kasten halten, und die Füchsinnen aus dem Ofen hinein kriechen können. Nun muß aber

auch nicht vergessen, ihnen in solchem Behältniß ihren Faaß zu geben, und kann ihnen der Schäfer schon wöchentlich ein verdorben Schaaf hinein werfen, welches die Füchse des Nachts, wenn alles stille ist, wohl holen werden. Im Hornung darauf, da die Füchse zu rollen pflegen, kann man einen hübschen Fang damit vornehmen. Man befestiget eine Füchsin die läuffisch geworden, an eine Kette, woran ein Würbel ist, und schließt sie einem Hunde gleich, in einem Bruch an einen Baum. Noch besser aber ist es, wenn man dieses mit etlichen zugleich vornimmt. Hierauf werden sich die Füchse haufenweise einstellen, und mit denen Füchsinnen courtoisiren. Will man nun davon profitiren; so verlappet man ermeldeten Bruch oder Morast, mit doppelten Federlappen, und umstellet ihn mit leinenen Zeugen oder Hasennetzen; so kann man eine einträgliche Fuchsjagd halten. Man muß sich hiebey wundern, daß der Fuchs nicht die Federn bey lebendigem Geflügel, sondern vielmehr, da solche an Schnüre geknüpft sind, scheuet. Welches daher rühren soll, weil diese Lappen öfters durch der Menschen Hände gezogen, und also durch die Witterung des Menschen ihnen zuwider werden, so daß er als eines von den behutsamsten Thieren sich alsdann in Acht nimmt, und nicht gerne darüber gehet.

Fuchsblume, s. Fuchs.

Fuchsblut, s. Fuchs.

Fuchseisen, ist eine gewisse Maschine, womit die Füchse weit und breit in der größten Kälte

bey finsterer Nacht weggefangen werden. Man hat zwey Gattungen derselben, die wir hier beschreiben müssen.

A) Die erste ist das gemeine und bekannte Fuchseisen. Es bestehet aus 2 starken vorne zusammen vernieteten eisernen Bügeln, welche hinten an eine starke krumme Feder geschrauhet sind. Zwischen dieser starken Feder und den Bügeln wird von hinten das Schloß mit den Deckeln und Abzügeln, vornen aber die Zugröhre angeschrauhet, und alles reinlich und blank gehalten. Wenn nun der Fuchs auf einen gewiesen Platz verkirret ist, und sich daselbst fleissig eingefunden hat, daß man also Hofnung hat, ihn zu fangen; so schmieret man das Eisen mit einer probirten Witterung, trägts hinaus, und bindet an die Abzügel durch die Röhre an einen härenen Faden den Abbiß. Alsdann werden beyde Bügel mit den Knien von einander gedrücket, die Abzugdeckel übereinander gelegt, und zum Stellen bereitet, letztlich aber allenthalben dünne mit Erde oder Laub überstreuet. Wenn nun der Fuchs kommt, und den Abbiß anrühret; so schlagen die Bügel beyde zusammen, und fängt er sich gemeiniglich um den Hals. Er schleppet auch wohl sodann das Eisen, so viel er noch Macht hat, ziemlich weit davon, um entweder es loß zu machen, oder sich zu verbergen. Was aber listige Füchse sind, diese langen lieber mit den Klauen, als mit der Nase nach dem Abbiß, und fangen sich daran, beissen sich aber bald los, lauffen auf drey Beinen davon, und pflegen sich doch wieder auszuheilen. Die Witterung zu dergleichen Eisen ist unterschiedlich. Einige schmieren die Schuh mit Pferd- oder Kühmist, binden einen gebrauchten Häring mit Bast daran, und schleiffen solchen durch die Hölzer, wo der Fuchs zu traben pfleget. An statt des Härings nehmen auch die gelbe Materie von Manseholz, weissen Canister, Honig, Gänsefett und Zucker in einem neuen Tiegel mit Butterkräschen lassen, und Schwein- oder Brodkriesen darunter rühren, und solches alles in einen Beutel thun. Während der Stellung muß man alle 100 Schritte eine Kriese fallen lassen. Denn wenn man sie gar zu viel ausstreuet, wird der Fuchs gar schwinde satt. Also leitet man ihn bis an den Platz, wo er gekörret worden, der mit Kienspreu bestreuet seyn muß. Das Eisen selbst schmieret man mit Kalraupenwasser, so in einen neuen Topf vergraben worden, und mit Johanniskäl vermischt ist, bindet alsdann ein Stückchen Fleisch an Zitterdrat, und hängt das Eisen auf, welches man wiederum dünne bestreuet, welche mengen auch unter die Witterung Tannenknospen, Fichtenzapfel, die Geilen von einem Fuchs, und etwas von ihrem Harn, lassen alles zusammen faulen, und thun es in einen neuen Topf, und decken es fein zu. Bey dieser Witterung soll kein Mensch schleppen dürfen, sondern man macht zwey Plätze, auf den einen legt man das Eisen, auf den andern die Bissen Brodt, mit in der Witterung gebraten worden müssen. Solche Witterungen sind

sind auch gut. Man nimmt Marum verum eine halbe Hand voll, rothe Butter vor einen Groschen, die Geburt von einer Füchsin, Campher 2 Erbsen groß, Bibergeil vor 6 Pfenning, Anis vor 6 Pfenning. Oder Violenwurzel vor 3 Pfenning, Anisöl vor 1 Groschen Alfrancken oder Mäuseholz eine gute Hand voll. Die Zubereitung solcher Witterungen geschiehet also: Man nimmt einen neuen Tiegel, und siedet ihn erst mit reinem Wasser aus, läßt ihn wieder trocken werden, nimmt die Butter, läßt sie im Tiegel zergehen und abgeschäumet, aber nicht braun werden. Nimmt man fett, so läßt man es auch erst zergehen. Von Alfranken oder Mäuseholz wird vorher die graue Rinde oben subtil abgeschabet, und weggeworfen, hernach die grüne auch abgeschabet, und in die Butter oder das Fett, nebst den andern Stücken zugleich hineingethan, ausser dem Campher und Wachs, wo man dieses mit gebrauchet, welche nicht zugleich mit hinein kommen; allesammt mit einem reinen Hölzlein fleissig umgerühret, daß sie nicht brandig werden, sonst ist sie nichts nütze. Wenn nun die Species etwas in der Butter oder in dem Fett gebraten; so thut man den Campher auch dazu, und läßt es braten, bis es anfängt bräuchlich zu werden, nimmt einen reinen Leinwandlappen, dringet den Saft heraus, schabet ein wenig Wachs hinein, nur darum, daß es ein wenig steif werde. Wo man den Pferdemist darunter haben will, wird er denn auch, da es noch heiß ist, hinein gedrucket, und thut man diese Witterung alsdenn in ein rein Gläsern oder irrdenen Geschirre. Sie sind alle bewährt, und man kann sie zum Gebrauch wohl ein halb Jahr aufheben.

B) Das andere Fuchseisen ist das sogenannte Berlinische Eisen, oder der Schwanenhals. Wie selbige in Proportion verfertiget werden, kann man aus Fig. 8. sehen. Die beste Fason ist, wenn selbige quer herüber von einem Bügel zum andern, als wo auf dem Risse 3 und 3 stehet, zwey Fuß breit sind, von 4 zu 4, 1 Fuß, 9 Zoll, und die Feder von 4 bis 5, 1 Fuß, 2 Zoll. Das vornehmste dabey ist dieses, wenn sie tüchtige Federn haben, daß sie fein rasch sind, und aus dem Lager in die Höhe hinauf springen, allermassen der Fuchs den Brocken ganz behutsam und mit langem Halse wegnimmt. Wenn denn das Eisen nicht rasch ist, und hinaus- und nachfähret; so ist er schon mit dem Kopf weg, ohn daß ihn ein mattes Eisen erwischet. A. 1. ist ein solches aufgestelltes Eisen. A. 2. aber die Proportion, wie das Eisen aussiehet, wenn es zusammen stehet. Wenn man nun mit diesem Zeug etwas rechtes ausrichten will, so müssen die Eisen recht rein geputzet, und sauber gehalten werden, auch muß man wohl zusehen, daß kein Oel oder Schmiere daran seye. Wenn denn der Fuchs angehen soll, so ist es gut, wenn man dürren Pferdemist mit reinem Wasser in einen Kessel thut, das Eisen auseinander nimmt, und es recht wohl und gut aussiedet, hernach dasselbe vollends mit klarem Sande und reinem Wasser abputzet,

tzet, alle Schrauben, Gewürbe und Löcher mit schönem reinem Sande ausäubert, und alle Stücke recht vollkommen abtrocknen läßt. Die Witterung, ingleichem auch die Brocken oder die Kirrung, so man hiebey gebrauchet, sind eben dieselbe, die wir lit. A) beschrieben haben.

Was nun den Fang selber anbetrift, so ist es gut, wenn man die Lager, worinnen die Eisen zu liegen kommen, einhauet, ehe es zufrieret. Denn im Frost sind sie nicht allein schweret zu machen, sondern verursachen auch mehr Unreinigkeit bey dem Eisen herum. Die Lager zu machen, muß man eine kleine Hacke haben, so auf beyden Seiten Schneiden hat, deren die eine in die Länge, und die andere in die Quere stehe, auf die Art, wie eine Zimmermannsqueraxt. Das Lager macht man in den Wiesen und Gründen, oder auf freyen Plätzen, und alten Leeden, in und zwischen dem Walde. Denn die Füchse pflegen gerne auf denen Feldern und Wiesen des Nachts nach Mäusen, oder was sonst zu rauben ist, zu schleichen. Man spannet das Eisen auf, stellet es veste, und leget es auf den Fleck, wo ein Fuchs hin soll; doch daß die Feder allezeit gegen dem Winde liege. Denn weil der Fuchs gegen den Wind zum Eisen gehet; so fängt er sich besser, wenn er vorne gerade zu zwischen die Bügel, als wenn er die Quer oder über die Feder kommt. Nun kann man zwar nicht wissen, wo der Wind hergehen wird, wenn man das Eisen geleget hat; mithin haue man das Lager so ein, daß die Feder gegen Nordwesten kommt. Auch kann man noch ein Lager etliche Schritte davon mit der Feder in Osten hinein bringen. Wenn es auf dem Boden abgezeichnet ist; so hauet man 3 Finger breit eine Rinne in die Erde, und bringet das Erdreich heraus, wo die Feder, desgleichen wo die Bügel hinkommen. Wo das Schloß kommt, muß es fein geräumlich und so tief eingehauen seyn, daß das Eisen nicht über dem Boden heraus zu sehen ist, und daß es überall fein gleich tief liege. Ist nun aber solches nicht in Vorrath gemacht; so muß man auch mit mehr Mühe das Eisen im Frost einhauen, und es thut wegen des Fangs nichts. Denn so der Fuchs die Kirrung oder Brocken erst auf denen Plätzen weggenommen; so leget oder hauet man das Eisen ein, und fängt er sich demungeachtet doch in der ersten Nacht.

So man nun den Fuchs fangen will, so macht man Plätze an solchen Orten, wo man vermeynet, daß die Füchse des Nachts herumtraben. Diese Plätze aber werden also gemacht: Man hacket mit der Hacke ein rund Fleckgen in dem Erdboden, so groß, als wo ein Eisen liegen kann, ein wenig auf, oder schüret nur mit dem Schuh etwas weg. Im Schnee aber muß man nur den Schnee etwas wegkratzen, aber nicht aufhauen; denn sonst will der Fuchs nicht gern dran. Der Kirrungsplätze macht man wenigstens 3, auch wohl 4 bis 6, da er denn durch mehrere desto listiger und confus wird. Auf jedem legt man von einem Kirrungsbrocken, 2 bis 3 Stückchen, macht

macht auch an mehrern Orten Plätze, daß sich mehr Füchse daran gewöhnen. Alsdann schleift man auch vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern. Zu solcher Schleppe ist besonders gut, so man eine Katze nimmt, oder einen Fuchs streifet, und bratet selbige so gar, ausser daß das Geschreide vorgeschwissen werden muß. Man bestreichet es auch mit Gänsefett, und ein klein wenig mit der gemachten Witterung, oder aber mit Butter, und ein wenig Campher. Wenn es gebraten ist, so macht man es an ein reines Leinlein, fangt an dem begehrten Orte an, solches hinter sich herumschleppen, und läßt dann und wann einen Brocken von der Kirrung einzeln auf die Schleppe fallen, bis zu den Plätzen, und also fort. Auch gehen die Füchse gut, wenn man mit Reh Hasen- oder Wildpretsgeschreide schleppet. Wenn nun Reinicke auf die Schleppe kommt, so folget der Fuchs selbiger nach bis an die Plätze, da er sich denn die daselbst befindliche Brocken zu speisen, gefallen läßt. Man legt auch, ohne wieder zu schleppen, eine oder 2 Nächte wieder was ein. Kommt er nun fleissiger, so legt man gegen Abend das Eisen; da denn an dem Abzug ein von Zwirn geflochtenes Schnürlein, und an demselben ein Brocken, oder von dergleichen, womit man ihn angekirret, etwas lang muß. Allzulang muß der Brocken nicht vom Schlosse herunter seyn. Alsdann wischt man das Eisen rein ab, und stellet es auf. Hinter dem Abzug aber muß entweder was von Holze, oder ein dazu gemachtes rundes Eisen vorstehen, daß es sich im Legen nicht aufziehen kann. Unter den Bügeln auf jeder Seite, wie auch unter der Feder, legt man einen kleinen breiten Stein; das giebt im Lotschlagen dem Eisen mehr Kraft, daß es nicht unter sich in den Boden drücken kann. Sodann leget man über das Schloß, und vorne über die Würbel, auch wohl über die Bügel, wiewohl das letztere nicht allezeit nöthig ist, rein und weich Pappier, füttert und bedeckt das Eisen überall mit reiner Spreu, vorhero aber muß auch auf den Plätzen dergleichen gestreuet gewesen seyn, daß es der Fuchs schon gewohnet sey. Auch nimmt man von den Ameisenhauffen, und füttert es damit ein, welches gleichfalls sehr gut ist.

Anbey muß auch nicht vergessen werden, daß, so man das Eisen in das Lager legen will, man ein rein leinwandenes Läpplein haben, dasselbe mit der Witterung bestreichen, und sie eintreiben muß. Mit diesem Witterungsläpplein überstreichet man das Eisen um und um, doch aber auch so mässig, daß man nicht zu stark damit komme, auch nicht zu wenig. Kommt man zu wenig, so geht der Fuchs nicht daran. Ist es aber zu stark, so fängt er an, vor dem Eisen zu graben, und bis auf das Eisen. Wird er dieses Gewahr, so gehet er dieselbe Nacht nicht an den Brocken, vermerket Unrath, und macht sich davon. Wenn aber die Accurateſſe in Acht genommen, und das Eisen ordentlich dem Boden gleich eingefüttert, und alles erst fertig wird, bis auf das Fleckgen, wo man zu Schloß kommen, und

das, was man vorgestecket, subtil heraus ziehen kann, und gemächlich decket; wie denn auch nicht schaden kann, wenn man mit einem Reise etwas dünne Erde darauf stäubet; so wird der Fuchs, so gut er sich auch in Acht nehmen will, sich doch durch die Niedlichkeit betrügen, und die eiserne Halskrause, ehe er es sich versiehet, am Halse haben, und nicht vermögend seyn, selbige los zu werden. Viele sind noch lebendig, wenn man des Morgens hinkommt, und sehen sich gefährlich um; da man sie denn vollends tod schläget. Wenn Schnee ist, kann man das Eisen auch wohl in puren Schnee legen, ohne das Schloß einzufüttern. So man es aber überall einfüttert, muß man auch mit einem Räthlein ein wenig Schnee darüber stäuben; im Erdreich aber einzuhauen ist sodann nicht nöthig. Käme aber der Fuchs nicht sogleich auf das Eisen; so muß man des Morgens doch allezeit darnach sehen, und mit einem Reise nur den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben oder dergleichen solches nicht wegziehen. Des Abends aber muß man das Reiß wieder wegnehmen. Sonst ist hiebey noch zu gedenken, daß neben den Abzugsbrocken, noch ein oder zwey dergleichen mit hingeleget werden, und auf denen Nebenplätzen müssen gleichfalls Brocken seyn. Etliche Füchse sind sehr schlimm, daß sie wohl die Nebenplätze wegnehmen, aber auf das Eisen nicht hin wollen. Geschiehet solches etwa zwey oder 3 Nächte; so ist es falsch mit dem Eisen; daher nehme man es lieber ein paar Tage weg, und führe fort, den Fuchs anzulocken, lege es alsdann neben den ersten Platz, so läßt er sich betrügen. Sie sind auch so behutsam, daß sie auch wohl den Brocken vom Schnürlein abbeißen können. In diesem Fall muß das Eisen nicht zu veste stehen. Durch fleissige Uebung wird man ihrer Ränke am besten kundig werden. Wenn es verschmitzte Füchse sind, die wohl an die Plätze gehen, aber nicht auf das Eisen wollen, ob es gleich gar ordentlich zu rechte gemacht ist; so muß man es mit der Aenderung verändern. Sollte man aber den Fuchs spüren, und er gienge zwar an den Plätzen hin, nähme aber den Brocken nicht; so verändert man auch die Aenderung. Nimmt er auch solche nicht an, so ist es verlohren. Doch kann man ihm noch auf eine andere Art begegnen, wenn man nämlich Kurcklern stäubt, und mit dem Brocken beyzieht. Denn so er davon etwas nimmt, wird er gleich so confus, daß er sich vor dem Eisen nicht mehr in Acht zu nehmen weiß. Auch muß ein Fuchsfänger dieses wissen, daß nicht einerley Aenderungen in allen Hölzern, oder der Landesart nach gut thun. Darum haben die mehresten Jäger geschlagen. Die Wälder, wo sichtene und tannene Stangen darunter kommen, thun an einen Orten am besten gut, wo dergleichen Art Holz ist, aber an andern Höltzern nicht. Hingegen will der Fuchs in Forstichten Hölzern und sandigem Boden auch nicht so gut thun, als wo fetter Boden, und harthende Laubhölzer seyn.

Fuchs-

Fuchseisen, Berliner, s. Fuchseisen.

Fuchsfang, bedeutet ausser dem, was schon bey dem Artikul: Fuchseisen, angeführet worden, alle diejenige Arten, wie man die Füchse fangen, oder als Raubthiere, die der Wildbahn so schädlich sind, tilgen und ausrotten kann. Wir wollen demnach die hieher gehörige Arten, diesem listigen Thier beyzukommen, beschreiben.

a) Die erste Art ist das Graben der Füchse, welches alsdann von statten gehet, wenn es Baue sind, die nicht in Fels, sen, oder allzugroß und tief sind. Wo aber große und veste Baue sind, erwählet man lieber eine andere Art des Fanges. Zu diesem Graben muß man nur gute Hunde haben, und einen oder 2 hinein lassen. Wenn sie laut werden, schlägt man eben mit der Hacke derbe auf dem Boden; denn so er sich etwa in einen Kessel gesetzet, und nicht in eine Röhre zum Ende weichen wollte; so wird sich der Fuchs durch das Schütteln so weit machen, als er kann, und die Hunde bekommen auch mehr Eyfer. Man muß sich aber auf den Boden mit den Ohren legen, daß man den Laut der Hunde recht abhöre, und alsdann nicht zu weit vor den Hunden niedergraben. Und wie man den Eingang der Röhren von aussen beurtheilen kann; so schlägt man alsdann auch so ein, daß es quer über die Röhre kommen, und der Einschlag oder das Loch wird lieber etwas länger, als kürzer gemacht. Auf solche Art behält man Platz, die Erde herauszubringen, und daß man auch recht frey handthieren kann. Man kann sodann den Fuchs lebendig haben, und ihn noch zu Hause in einem Sacke oder Hose setzen.

b) Eine andere Art, die Füchse durch Dachshunde und Netze zu fangen, wird also veranstaltet: Man mache sich ein Paar Garne von Bindfaden, als ein Hasengarn, deren Länge so groß seyn muß, daß jedes Garn Busenreich 20 Schritte stelle. Wer nun seine eigene Revier hat, der schlägt zuvor in der Sommerzeit Hestel, und stösset auch Forcheln. Auch räumet man, so das Holz dicke ist, ein wenig ab, daß die Garne gut abfallen, und alles parat seye, um die Garne ganz leicht stellen zu können. Wenn nun im Winter stäubricht Wetter ist, ja je mehr es stäubet und schneyet, desto mehr kriechen die Füchse ein. Bey dem guten Wetter findet man sie nicht viel in Bauen. In der Ranzzeit kriechen sie fein zu Paaren, ja wohl 3 oder 4 hinein. Bey gedachten Zeiten wird man also wenig vergebens gehen, wenn anderst Füchse in der Gegend vorhanden sind. Man nimmt nun die beyden Garne, und besucht die Baue, stellet die Garne vorher, als ein Winkeleisen, und dahin, wo die meiste Röhren auswärts gehen, aber ganz stille und ohne Poltern. Denn sonst wollen sie nicht heraus, und lassen sich eher antreiben. In der Ecke, wo kein Garn gestellet ist, stellt man sich mit der Flinte. Will man aber die Mühe haben, mehrere garne herauszutragen; so kann man 4 Garne machen, und den Bau

ganz umstellen. Sind die Garne gestellet, so läßt man einen Hund ganz stille hinein. So bald der Hund an den Fuchs kommt, fähret er bald zum Bau heraus, entweder in die Garne, oder man schießt ihn mit der Flinte. Es ist eine feine Lust, auch ein Accidens vor den Weydmann, indem er auf diese Art etliche in einem Tage fangen kann.

2) Die dritte Art bestehet darinn, daß man eine Schießhütte auf die Füchse macht, welches auf verschiedene Art geschehen kann. Man macht nämlich eine Hütte in die Erde, und zwar in einem Bruch, damit sie fein warm seye. Dieselbe kann 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit seyn, und 7 Fuß hoch wird ausgehöhlet, und oben wieder mit Erde zugedecket. Die Schießlöcher aber müssen, so viel möglich, gegen Süden gemacht werden, daß der Mondenschein gut vorfalle. Sehr gut ist es auch, wenn ein rauschend Bächlein vor der Hütte fließt, daran wird das Luder gebracht. Wenn nun Mondschein oder Schnee ist, so setzt man sich in die Hütte, und nimmt einen Sack voll Häckerling zu sich, und setzt seine Füße hinein, um sich vor dem Frost zu verwahren. Wenn es recht frieret, so kommen sie fleissig zum Luder, daß man wohl etliche in einer Nacht schiessen kann. Auch leget man Eisen nicht weit davon, damit, wenn einige nicht gleich heran kommen wollen, sie sich doch in den Eisen fangen. Im Fall auch, daß man wegen strengem Frost ausdauren könnte, muß, so viel möglich, Luder vor die Hütte gebracht werden. Es kommen auch zuweilen Wölfe, da man gleich den Fuchs mitnehmen kann. Auch manche Hütten sind einem Hunde gemacht. Sie sind wohl etwas kälter, allein es stösset sich der Wind darum, daß der Fuchs nicht etwas vernehmen kann. Wenn man Heu hinein bringet, und einen Heckerlingssack dabey hat, so kann man sich auch darinn recht wohl vor dem Frost erhalten. Es bezahlet alle Mühe und Beschwerlichkeit, indem man offt Füchse in einer Nacht fangen kann.

3) Weiter werden auch die Füchse in Tellereisen geschossen. Dabey hat man wenig Arbeit. Denn Witterungen brauchet man nicht, ausser zu den jungen Füchsen. Wenn man diese vor dem Bau fangen will, so muß man das Eisen mit obiger Witterung verwittern. Die alten Füchse aber werden auf folgende Art leicht gefangen: Wo Quellen oder Springbrunnen im Walde sind, die ablauffen, da nimmt man das Eisen, und legt es in die Quelle ohne Witterung, doch so, daß das Wasser darüber lauffe. Auch schneidet man ein Stückgen von dem in der Quelle befindlichen oder morastigen Grase aus, so groß, daß es über das Eisen langet. Ist dergleichen nicht vorhanden, so leget man ein dünnes laubigtes Zäckgen, und streuet dürres Laub vor das Zäckgen, daß es das Wasser nicht wegschwemme. In die Quelle stecke man eine Gabel hinein, und hänge etwas von Wild- oder Rehegescheide neben das Eisen, und um die Quelle werfe

man alt Holz, und allerley Reisig, daß der Fuchs über das Eisen muß, wenn er zum Geschreide will. Kommt er nun nach dem Geschreide, so wird er sich in das Eisen fangen. Wenn es hart frieret, und er sich mit dem Eisen im Wasser überschläget, und naß machet, wird ihm der Pelz bald steif frieren, daß er nicht weit laufen kann. Bey weichem Wetter reissen sie zuweilen wohl eine Ecke weg, wenn aber Schnee ist, kann man ihn bald ausmachen. Die Füchse fangen sich auf solche Art recht gut, und sind auch diejenigen, so mit andern Eisen verpresset worden, doch hierinn zu fangen. Denn sie haben gar keine Witterung vom Eisen, weil ihnen das Wasser die Witterung benimmt.

c) Ferner werden die Füchse auch mit Krähenaugen gefangen. Hier muß man sich aber wohl in Acht nehmen, daß nicht etwa ein guter Hund darüber komme. Denn alles, was Hund gebühren ist, muß von Krähenaugen sterben. Auch kann man diesen Fang nicht eher vornehmen, als wenn es frieret. Er wird aber also angestellet: Man nimmt Fleisch und schneidet kleine Scheiben, streuet feine Messerspitze Krähenaugen darauf, und wickelt das Fleisch zusammen, es muß aber so groß werden, als ein Schneeklügelein; und so legt man die Klügelein gleich hinaus, daß sie zusammen frieren. Man muß sich aber wohl in Acht nehmen, daß keine Krähenaugen notwendig daran kommen; sonst schmeckt es der Fuchs, und läßt es liegen. Wenn man nun den Fang vornehmen will; so kömmt man die Füchse auf Spitzen an. Wenn er dann nur ein- oder zweymal von den Spitzen weggenommen hat; so werden die Kugeln mit den Krähenaugen erst den Tag, da man sie hinaus legen will, gemacht. Wenn sie steif gefroren, bestreichet man sie mit zerlassenem Gänsefett, oder Butter, legt auf 2 oder 3 Plätzen 8 bis 9 Stücke von den Fleischkügelein. So bald er sie genommen, und die Kügelein im Leibe warm worden, wird ihm übel, daß er nicht weit laufen kann, sondern crepiren muß. Dieser Fang ist am besten, wenn Schnee liegt, damit man ihn, so er die Oblen zu schwach eingenommen, und noch weit gienge, noch und nach ausmachen kann. Die müssen aber bald gestreift werden, sonst gehen ihnen die Haare ab.

ξ) Man pfleget auch die Füchse auf das Reitzen zu schiessen, und dieses wird auf verschiedene Art traktiret. Will man auf den Hasenruf reitzen; so muß man erst einen reitzen bereiten, und dieses machet man also: Man nimmt den Daumen an der Hand, legt den Nagel mit der Seite zwischen die Lippen, oder die Spitze von einem Zeigefinger wird zwischen die Lippen, oder auch die Hand an das Maul gehalten, und an den Fingern oder der Hand stark angesauget, daß es einen Laut geben muß, wie ein Hase, wenn er gefangen wird. Auch bläset man in die zugemachte Hand, und giebt auch den Laut des Hasens an. Noch hat man auch ein Horn, welches abgedrehet ist, und einen Ansatz hat, wie ein Hasenhorn, und ist nichts anders, als ein Finger lang. Gedachtes hält man

man auch mit einem Ende in die Hand, bläset darauf, und thut die Hand auf und zu. Solche geben unter allen Reitzen den stärkesten Laut, wie ein Hase, und sind weit zu hören. Ferner reitzet man auch mit der Vogelpfeiffe, und wie eine Drossel, wenn sie gefangen wird. Ingleichem spitzet man auch mit dem Maul, wie eine Maus. Die beschriebene Arten zu reitzen müssen aber rein gemachet werden. Denn der Fuchs ist so schlau, daß er es gleich verstehet, und wird er eher vom Schützen weg, als zu ihm laufen. Man stelle sich nun den Abend, oder des Morgens mit anbrechendem Tage, an den Ort, wo man vermeynet, daß Füchse heraus, oder hineintrachen, und reitze dann und wann einmal, aber nicht oft. So man ihn aber eher zu sehen bekommt, ist es desto besser. Reitzet man nun, so wird er bald darauf hören, und reitzet man noch einmal, so wird er geschwinde auf das Reitzen laufen. Fertig zum Schuß muß man aber vorher seyn; denn er kommt geschwinder, als man es sich versiehet; er wartet aber auch nicht so lange, daß man ihn mit Pulver und Bley willkommen heissen kann.

y) Hier ist auch noch hinzu zu fügen, wie man junge Füchse tilgen könne; denn dieses ist sehr nöthig, wo Wildbahnen, und Gehege seyn. Wenn dieß aber auch geschehen soll; so giebt man dem Jäger von jungen Füchsen so viel, als man ein altes Fuchsbalg gilt, und ist wohl noch mehr zu geben, damit sie wegkommen, ehe sie noch dieses Schaden thun können. Kriegen aber die Jäger nicht ein gutes Schießgeld; so lassen sie die jungen Füchse lieber gehen, bis die Bälge mehr gelten. Und es ist ihnen auch nicht zu verdenken, indem auch dieses Accidens ein Stück ihrer Besoldung ist. Es können aber junge Füchse auf verschiedene Art getilget werden. Wo es gut zu graben ist, und man einen guten Dachshund hat, da kann man sie leicht meistentheils bekommen, oder aber man macht Schlaghäume, wie bey dem Dachsfange; so kann man sie auch also fangen. Auch legt man Tellereisen vor die Löcher, darinn man sie auch meistentheils nimmt, wo sie nur zu sind; denn sonst kriechen die andern, so sich einer gefangen, heraus, und führet alsdann selbige die Alte weiter, weswegen dieser Fang bey Zeiten geschehen muß. Wenn man sie mit der Flinte wegnehmen will, so stelle man sich zum Bau, oder ja ein Paar, wo es ist, ist es noch besser, und lege sich darauf nieder. Und weil die Alte gemeiniglich gegen Abend oder Morgens frühe zu den Jungen kommt; so läßt man sie anfangs lieber die Jungen mit haben, und schießet erst die Alte todt; so kann man darauf die Junge alle auch schießen. Man muß aber nicht vom Bau gehen, sie kommen heraus und suchen sich nach den Alten, und man auch wohl ein Paar, und kann auf einen Schuß schießen können, und bleibt keiner darinnen. Man muß nur Geduld haben, und wenn man auch ein Paar Tage warten müssen.

6) Die Füchse mit dem Fangeisen zu fangen, davon siehe den Articul: Fangeisen.

7) Die Füchse mit Schlagbäumen zu fangen, davon siehe den Articul: Fangeisen.

Fuchsfett, s. Fuchs.

Fuchsgarten, ist eine Art von einem Wildgarten, oder eine zum Fuchsfang dienliche Umzäunung. Hierzu siehet man sich im Walde einen Ort aus, so recht dicke ist, oder kurz zu sagen, man erwählet dazu einen Dickigt, und jungen Gehäu, von 100 Ellen im Quadrat, so, daß dieser Platz auf allen Seiten 200 Ellen habe, man umzäunet ihn mit einem Zaun von dritthalb Ellen hoch, leget darauf gute tüchtige Dornbunde in der Quer und Länge, damit er recht wilderisch aussehe, machet an 2 Seiten einen Thorweg gegen über, daß also ein Thorweg auf der einen Seite, gegen den auf der andern Seite gleich zu stehen komme. In diesen einen Thorweg schleppet man das Luder, welches man zuvor im Walde abdecken lassen, und eine Ecke herum geschleifet hat, bis auf die Mitten hinein, läßt es daselbst liegen, und reutet oder gehet zum andern Thorweg wieder hinaus. In dem Zaun auf den andern beyden Seiten werden in jeder Seite 5 Löcher gelassen, so 1 und ein Viertel Ellen hoch sind, unten aber werden die Löcher entweder eine halbe Elle hoch verzäunet, oder Stücken Holz dahinein gelegt, damit die Füchse darüber steigen, und eher an den Draht streichen müssen. Vor diese Löcher werden nun die an ihrem Orte beschriebene Schlagbäume, welche doch etwas höher, als daselbst angegeben ist, seyn können, 3 Viertel Elle weit vom Zaun gestellet. Jedoch muß der Schlagbaum gleich dem Zaun, welcher oben auch geflochten seyn muß, gleich oben über das Loch gestellet, und gleichsam vom Zaun verdecket werden, damit er nicht so gleich in das Gesicht falle; denn sonst möchte der Fuchs, wenn er ihn erblickte, wieder umkehren, und nicht in den Schlag gehen. Der Zaun von unten her ist deswegen verordnet, daß der Fuchs bey offenem Wetter sich bemühen müsse, darüber zu steigen, und daß auch die Löcher bey Schnee noch hoch genug bleiben. Wenn man nun die Schlagbäume fleissig aufstellet und besuchet; so wird sich der Nutzen von selbsten zeigen. Dem ersten Anblick nach möchte nun zwar ein solcher Garten vielen zu kostbar und weitläuftig scheinen: Allein wenn man ihn nur recht betrachten, sowohl dessen Nutzen als Bequemlichkeit, wenn er einmal in Stand gesetzet ist, erwägen, und bedenken will, daß man auf diese Art die Füchse über eine Meile und noch weiter durch das Luder herbey bringen könne; so wird man finden, daß er vornemlich in grossen Waldungen und Gehölzen von besonderer Nutzbarkeit und Schädlichkeit seye, und die Kosten, so man darauf verwenden muß, doppelt und vielfach wieder einbringe. Es kostet auch die Erhaltung desselben sehr wenig. Denn man darf ihn nur gut mit Dornen, oder in Ermanglung dieser, mit andern Reißbunden wohl bedeckt erhalten, damit der Zaun trocken stehe, und wo ja ein Loch bekommt, aus-

ausbessern / und die Löcher zu machen.

Fuchsgeschoß, s. Bogner.

Fuchsgraben, s. Fuchsfang.

Fuchsgruben, s. Fuchs.

Fuchsjagd, wird ordentlicher Weise nicht so, wie die Jagd mit anderm Wilde angestellet, ausser was etwa bey den unter dem Artic. Fuchsfang beschriebenen Arten, ihrer mit Netzen und Garnen habhaft zu werden, geschiehet. Es wollen auch die Füchse nicht gern in die Netze, und sind so listig, daß sie auf einen Windbruch, über hohen Stamm, und kurzen, knorrichten Stümmel ihre Zuflucht nehmen, und den Hunden unter sich zusehen. Wo sie aber sonst nicht einen Dachsbau, oder ein ander Loch finden können, hineinzuschlupfen, da werden sie dennoch den Jagdhunden viel krumme Sprünge machen. Ja sie pflegen auch, wenn sie Zeit haben, an die kleinen Netze mit dem Schwanze zu schlagen, daß sie abfallen, und sie darüber kommen können, oder durchwischen die Wechsel. Es müssen ihnen also die Hunde nicht Friede lassen.

Fuchskasten, ist ein Behältniß, worinnen man einen lebendig gefangenen Fuchs von einem Orte zum andern führen kann. Es wird derselbe eine Elle lang und eine halbe Elle breit und hoch von vesten eichenen Brettern gemacht, und die Luftlöcher werden mit eisernem Bleche wohl beschlagen, damit sich dieser schlaue Gast bey langen Nächten nicht nach und nach heraus beissen möge. Seinen Frass und das nöthige Wasser muß man ihm nicht mit den Fingern hinein thun; sondern von aussen einschütten, sonst würde er einen übel bezahlen. Sähe man ihm aber nichts, so würde er vor Hitze verschmachten müssen, weil bey solchen wilden Thieren grosse Herzensangst und starke Hitze vorhanden.

Fuchskoth, s. Fuchs.

Fuchsleber, s. Fuchs.

Fuchslosung, s. Fuchs.

Fuchsmist, s. Fuchs.

Fuchsnetz, s. Fuchsfang.

Fuchsoel, s. Fuchs.

Fuchspoellen, nennet man, wenn die Füchse mit langen, von guten Jägern oder andern Personen gehaltenen Netzen, darüber sie weg passiren müssen, in die Höhe geschnipst, und in die Luft geschleudert werden, dergleichen Art von Lustbarkeit insonderheit an grossen Herren Höfen üblich ist. Wenn nun hohe Standespersonen nach Gelegenheit der Zeiten und Umstände, bey allerhand Solennitäten, mancherley Lustbarkeiten anzustellen pflegen; so werden auch vor die Cavaliers und Dames, auch mancherley Ergötzen, lustige Fuchspoellen angestellet. Wenn demnach von der Landesherrschaft dergleichen resolvirt worden; so wird von dem Oberjägermeister, als Directeur der ganzen Jägerey, an die Oberförster und Wildmeister Befehl ertheilet, daß sie allenthalben lebendig die Füchse in die Netze einfangen, und in behörigen Kästen nach der Residenz in den Jägerhof liefern sollen. Sie werden alsdann in einem wohl-

verwahrten

vermahrten Zwinger beysammen ausgelassen, und mit angeschaftem Futter von dem Cavalier gefüttert. Bisweilen müssen auch von den Forstbedienten auf eben diese Art, lebendige Hasen, Dachse u. d. g. geliefert werden. Es ist auch wohl ein jeder Oberförster oder Wildmeister, der ein wenig Ambition hat, bedacht, daß er die Thiere lebendig einfangen möge. Bisweilen werden auch Jährlinge, Frischlinge und Bachen, auf Befehl mit eingefangen, welches aber verschwiegen werden muß. Diese Thiere werden alsdann in Kästen auf den bestimmten Platz gebracht. Dieser wird mit Tüchern umher, sonderlich an der Erde, dichte bevestiget, damit die listigen Füchse nicht unten hinaus kommen und Verdruß erregen. Sie werden auch auf den mit Grase bewachsenen Jägerhof gebracht, da es nicht nöthig ist, Tücher zu stellen. Sollte aber die Herrschaft unpäßlich, oder die Gemahlin in den Wochen seyn; so wird das Prellen auf dem Schloßplatz vorgenommen, und die Herrschaften sehen aus ihren Gemächern mit Vergnügen zu, erlustigen sich an den Capriolen und Lustsprüngen der Hasen und Füchse, an dem Umfallen der Cavaliers und Dames, zumalen wenn die zu heimlichen Kästen verborgene Sauen unter sie gelassen werden, da es bey den geordneten Reihen und Gliedern eine ziemliche Verwirrung erwecket, und ein grosses Gelächter abgiebt. Der Platz muß wenigstens eine Viertel Elle hoch mit Sande bedecket und gleich gehacket seyn, damit die Lust desto länger dauren, und daß die Velitigiesprünge der Füchse und Hasen desto vigoreuser und öfter gesehen werden mögen. Denn sonst würde die Lust sich bald endigen, wenn die arme Thiere bey dem Herunterfallen den Kopf an die Steine schlügen, oder den Rückgrad, das Creutz oder die Läuste zerbrächen. Erscheinen nun an dem bestimmten Tage die Cavaliers und Dames in grüner Kleidung bey Hofe; so werden sie an ihre Stellen angewiesen, daß also wechselsweise ein Cavalier und eine Dame einander gegen über vor sich haben, welcher mit ihr den Fuchs mit denen hierzu behörigen schmalen Prellnetzen aufziehet und prellet. Nachdem sich nun die Cavaliers und Dames dabey eingefunden, werden 3 bis 4 oder mehr Reihen formiret, und sind also 2 bis 3 Gassen zu sehen. Auf Befehl der Herrschaft werden die Kästen der Füchse und Hasen zuerst geöfnet, daß alles durcheinander die Gassen passiret. Soll es nun bald zu Ende gehen; so werden die Sauen herausgelassen, und diese machen sodann bey den Damen unter ihrer langen Kleidung, insonderheit den Reifröcken, einen solchen Rumor, daß es nicht zu beschreiben ist. Solchemnach ist dieses Fuchsprellen ein sonderliches Plaisir, besonders wenn sich die zwey, so mit einander prellen, recht verstehen, und zugleich rücken; so bringen sie den Fuchs 6 bis 8 Ellen in die Höhe. Rücken sie aber nicht in einem Tempo, so überschlagen sie selbige nur, daß sie von einer Prelle auf die andere kommen. Zu dem ist dieses Fuchsprellen auch eine vollkommene Leibesbewegung Es gehöret aber sowohl Force, als

Geschick-

Geschicklichkeit dazu. Wer mit dem Prellen die Vortheile nicht recht in Acht nimmt, der kann von dem andern umgerückt werden, oder sich doch verrenken.

Fuchsruthe, s. Fuchs.

Fuchsschiessen, s. Fuchsfang.

Fuchsschwanz, s. Fuchs.

Fuchsstandarte, s. Fuchs.

Fuchswürste, dienen bloß zum Spaß, und werden also gemacht: Man nimmt die Därme von einem Fuchs, nebst dessen Herz, Lungen und Leber, mit vermengtem Salz, Kümmel, Ingber, Pfeffer, und etwas von zahmen Fleisch, hacket dieses alles untereinander, lässet es kochen, und füllet es in einen Fuchsdarm. Hat nun einer eine solche Wurst verzehret, so wird er ausgelacht, die Jäger blasen die Hüfthörner, und bellen dazu, wie die Hunde und Füchse.

Fuchszunge, s. Fuchs.

Fuchszwinger, s. Fuchsbehälter.

Führig, sagen die Jäger von dem Leithunde, wenn er ein Jahr alt ist, und nunmehr zur Arbeit tüchtig wird. s. Leithund.

Fünffpforte, franz. *Quinque-Porte*, ist ein in Frankreich erfundenes Fischgarn, welches daher also genennet wird, weil es fünf Eingänge oder Pforten hat, die im Französischen *Portes* genennet werden. Es ist aber dieses Garn eigentlich aus 6 Stücken zusammengesetzt, in deren Mitten ein Eingang gelassen wird. Jedoch geschiehet solches nur an der Decke und den 4 Nebenseiten. Denn der Boden, welcher das sechste Stück ausmacht, muß ganz gleich und flach seyn. Es wird mit 48 Schmasen oder Maschen eines Zolles weit angefangen, und bey 40 Schuh lang fortgestricket, ehe etwas zu oder abgenommen wird, zumal so die Länge jeder Seite 8 Schuh, die Höhe aber, wenn es gerichtet wird, vier Schuh halten solle.

Fulica, s. Taucher.

Funduli, s. Gründling.

Fundulus, s. Schmerle.

Fungus cervinus, s. Hirschbrunst.

Fungus Laricis, s. Lerchenschwamm.

Fuxckeln, s. Forckeln.

Furet, s. Frettel, Iltis.

Furo, s. Iltis.

Furunculus, s. Iltis.

Fusanus, s. Spindelbaum.

Fußgestelle, nennen die Jäger an dem Habicht die Schenkel.

Fußknecht, s. Forstknecht, Förster.

Fustel, franz. *Fustel*, s. Gelbholz.

Fute, ist ein bey den französischen Vogelstellern gebräuchliches Wort, welches von einem Vogel gesagt wird, welcher die Fallen und Schlingen entdecket hat, und nicht mehr darein gehen will.

G.

Gabel, iſt auch ein Inſtrument, ſo die Jäger gebrauchen, angeſehr wie eine mäſſige Streugabel, zweyzackicht, entweder ganz von Holz oder von Eiſen, mit einem hölzernen Stiel. Sie bedienen ſich derſelben, um einen in Netzen gefangenen Wolf, Luchs, Dachs, Fuchs, Fiſchotter, wozu man aber eine dreyzäckichte Gabel haben muß, oder ein anderes dergleichen wildes und beiſſendes Thier um den Hals zur Erde zu drücken, damit man es deſto ſicherer angreiffen, und hernach um ſo viel beſſer damit handthieren könne.

Gabelgehörn, gablichtes Gehörn, heiſſen die Jäger, wenn zu oberſt an jeder Stange eines Hirſchgeweyhes 2 Enden in Form einer Gabel beyſammen ſtehen, oder wenn jedes von dieſen Enden wiederum in kleine Gabeln zertheilet iſt.

Gabelhirſch, heißt derjenige, dem nur allein nebſt den Spieſſen die Augenſproſſen ausgewachſen ſind, und der ſonſt kein Ende mehr hat. ſ. a. Hirſch.

Gablichtes Gehörn, ſ. Gabelgehörn.

Gäms, ſ. Gems.

Gänge oder Gänge ſeyn, ſagt man von den Thieren und Hunden, die wohl lauffen können.

Gänſeaar, iſt ein groſſer Raubvogel, wie ein Adler, und wird in Deutſchland von denen Schützen oft gefunden. Wenn die Gänſe auf der Erden ſind; ſo thut er ihnen nichts. So bald ſie aber nur über ſich in die Luft fliegen, ſo ſcheuſt er unter ſie. Daher pfleget man zu ſagen: die Gänſe ſind närriſche Vögel, wenn der Fuchs oder Wolf kommt, ſo ſollten ſie in die Höhe fliegen; wenn aber der Gänſeaar kommt, ſo ſollten ſie ſitzen bleiben. Uibrigens iſt dieſer Vogel nicht wohl zu ſchieſſen; denn er ſetzt ſich nicht, ſondern ſchwebet allezeit oben in der Luft. Wo er aber ſeine Jungen etwa auf einem Baume hat, da ſetzt er ſich bisweilen hin.

Gagnages, iſt ein franzöſiſches Jägerwort, und bedeutet die Kornfelder, oder die mit Kornfrüchten beſchwerte Oerter, wohin die Hirſche kommen, ihr Geäſſe, oder ihren Fraß zu halten.

Gainus, ſ. Marder.

Gallapfel, ſ. Eiche, lit. B) und D) nr. 1.

Galbula, ſ. Emmerling.

Galerant, ſ. Rohrdommel.

Galgulus, ſ. Emmerling.

Gallina, ſ. Henne.

Gallina Corylorum, ſ. Birkhahn, Haſelhuhn.

Gallina novalis major & media, ſ. Brachvogel.

Gallinago, ſ. Schnepfe.

Gallus Betularum, ſ. Birkhahn.

Gallus ſilveſtris, ſ. Birkhahn, Faſan.

Gallus ſilveſtris major, ſ. Auerhahn.

Gangfiſche, Meelen, Stüben, ſind zinerley Fiſche, die nur den Nahmen nach den Jahren ändern. Im erſten Jahr werden ſie Seelen, im andern Jahr Stüben, am Zürchersee aber Albele oder Alburin genannt, entweder von der Weiſſe der Schuppen und des Fleiſches, oder von dem Wörtlein: Halb, darum, weil es halb erwachſene Fiſche ſind. Im dritten Jahr heiſſen ſie Gangfiſche oder Wattfiſche. Nun ſind dreyerley Gangfiſche im Bodenſee. Die erſte Gattung heiſſet Sandgangfiſche, und daraus erwachſen Sandfelchen, oder Adelfelchen. Die andere Gattung ſind grüne Gangfiſche, und daraus erwachſen Blaufelchen. Die dritte Gattung ſind weiſſe Gangfiſche. Etliche werden gefangen um Coſtanz, und iſt ihr Laich in der Faſten, und ihr Lagerſtatt zum gröſten in der Claus zwiſchen Brägenz und Lindau. Die andere Gattung wird ſonderlich um Coſtanz gefangen, und iſt ihr Laich im Wolfmonat, und währet bey 6 Wochen. Ihre gröſte Lagerſtatt iſt neben Coſtanz, des Orts, das man nennt in der Grub, da ſie jährlich in groſſer Anzahl gefangen werden. Im Jahr 1534. wurden in einem Zug bey 46000 Gangfiſche gefangen. Sie ſind aber nicht über eine Spanne lang. Sie ſind indeſſen alle gut, geſotten, gebraten, und gebacken. So man ſie ſieden will, muß man ſie in heiſſen Wein legen. Sie werden auch in Lägeln eingeſalzen, und in fremde Länder geführet. Man dörret ſie auch, und macht damit Fürſten und Herren Verehrungen.

Gans, wilde, lat. Anſer, franz. *Oye*, kommt der zahmen an Geſtalt faſt allerdings gleich, auſſer daß ſie ſchmächtiger iſt, und einen ſchärfern Schnabel hat. Der Farbe nach ſind die wilden Gänſe entweder grau, die man am häuffigſten ſiehet, oder ganz weiß, ausgenommen die 4 oder 5 Schwingfedern, ſo kohlſchwarz ſind. Dieſe werden Hagelgänſe, ingleichem Schneegänſe genennet, und ſind zwar etwas kleiner, können aber weit ſtärker und höher fliegen, als die grauen. Dieſe wilden Gänſe legen im Frühjahr 9 bis 12 Eyer, und bringen nach einem Zeitheil von 4 Wochen ihre Jungen in morastigen Orten auf Grüſchen und Hügeln aus. Sie ſind ſehr ſcheu, und ſetzen ſich nicht leicht, wo ſie nicht vorhero etliche mal zur Sicherheit herumgeflogen ſind, und ſich der Gelegenheit erkundiget haben. Sie halten ſich auf groſſen Brüchen auf, fliegen bey Nachts auf die Saatfelder nach dem Getreyde, und ſchreyen in ihrem Flug, wie ein Trumpf, wobey ſie nicht ſelten ein ſtarkes Geſchrey von ſich hören laſſen. Einige meynen, ſie ſchreyen darum, daß, wenn bey Nacht oder dickem Nebel einige zurück geblieben, dieſelbe ſich nicht verlieren, ſondern durch ſolches Zeichen ihrem Zuge richtig nachfliegen können. Sie ſollen lange leben und zu einem hohen Alter gelangen. Man pfleget ſie mit die wilden Entun, entweder mit dem Schießpferd zu ſchieſſen, vermittelſt eines Fuchſes oder zahmen Hundes, oder durch zahm gemachte wilde Gänſe mit Netzen, und einem beſonders darzu verfertigten Garn zu fangen. ſ. Gatter,

Ente, lit. b) und c). Man kann auch ein Gehäge für sie machen, wie für die Enten, s. Entengehäge.

Eine besondere Invention, die Gänse nebst den wilden Enten mit Doppelflinten oder Karrenbüchsen zu schiessen, verdienet hier noch beygefügt zu werden. Man läßt sich eine Doppelflinte, d. i. eine Flinte mit 2 Läufen machen, wie dergleichen in Dreßden verfertiget werden. Es muß aber solche Flinte lang seyn, und die Röhre auch ziemlich Eisen haben. Die Röhren liegen neben einander, und ist auf beyden Seiten an jedem Laufe ein Flinten- oder französisches Schloß. Der Schaft ist wie ein ordentlicher Flintenschaft. Beyde Abzüge zu den Schlössern sind also gepaßt, daß der eine etwas vor dem andern stehet, und kurz, der andere aber länger ist, daß man nach Gefallen beyde zugleich, oder ein Rohr nach dem andern abschiessen kann. Es gehet auch gar wohl an, daß beyde Röhren zugleich nur von einem Schloß gezündet werden: doch ist es besser, wenn jedes Rohr besonders nach Erfordern kann losgeschossen werden. Und weil denen Enten und Gänsen nicht sonderlich nahe anzukommen; so ist nöthig, daß dergleichen Stückgewehr lang und stark seye, damit man wegen des weiten Schusses recht groben Hagel darein laden kann, als mit welchem allezeit, neben dem, daß er besser durchschlägt, auch weiter hinaus zu langen ist. Weil aber eine solche schwere Flinte nicht wohl fortzutragen ist, noch weniger aber aus freyer Faust angeschlagen und abgefeuret werden kann; so muß man auf Mittel denken, wie das Gewehr nicht nur fortzubringen, sondern auch damit anzukommen ist. Hat nun der Entenschütze ein Pferd; so läßt er sich einen leichten Pferdekarren machen, mit geraden und niedrigen Leitern, auch nicht gar hohen Rädern, daß, wenn er neben dem Karren stehet, er auf den Leitern auflegen, und drüber wegschiessen kann. Gleich hinter dem Pferd auf den Karrenbäumen wird ein Brett geleget, darauf der Fuhrmann sitzet. Desgleichen ist über der Axe eine Schale, wie sonst auf den Wagenarten seyn, worinnen ein ziemlich grosses rundes Loch einzubohren, daß ein Säulgen hineingesteckt werden kann, welches sich aber leichte muß umdrehen lassen. Oben in dem Säulgen muß eine Gabel seyn, daß man die Flinte auf- und einlegen kann. Auf der einen Seite muß ein Schirm von Leinwand, welcher als Buschwerk gemahlet, doch nicht von glänzender Farbe ist, gemachet werden, doch so, daß man selbigen nur auf die Leitern einstecken, und nach Begehren auf diese oder jene Seite bringen kann. Der Schirm ist so lang, daß er von dem Pferde bis hinten hinaus, so lange der Karren ist, reiche, und so hoch, daß der Fuhrmann, und der daneben hergehende Schütze dahinter verborgen sitze, oder gehen kann. Und da das Säulgen mit der Gabel 6 bis 7 Zoll höher, als die Leitern seyn muß; so wird auch der Schirm also eingerichtet, daß gleich der Gabel ein Sucklich im Schirm ist, welches länglicht geschnitten seyn muß. Der Schirm ist zwar

an und vor sich selbst oben und unten in einem ganzen Rahmen durch weg; jedoch gleich dem Schießsäulgen läßt man auf 2 Fuß Leinwand fehlen. Diese Scharte aber zu verblenden, wird noch ein Rahmen hineingemacht, der sich in dem grossen Rahmen hin und her schieben läßt, als wie an theils Glasfenstern zu seyn pfleget. Dieser kleine Rahmen ist gleichfalls mit Leinwand, wie der grosse, gemacht, daß sie also, wenn der kleine Rahmen, in welchem eben die Schießscharte ist, an den grossen hineingeschoben wird, das offene Loch bedecket.

Wenn nun zur Winterszeit die Seen und Teiche zufrieren, und die Enten nach den Flüssen und Ströhmen, gemeiniglich wo offene Striche bleiben, oder aber zur Herbstzeit sich auf den Teichen und Seen stark versammeln; so läßt man ein Pferd in den Karren spannen, und leget die Doppelflinte darauf. Der Fuhrmann setzt sich auf den Karren hinter den eingesteckten Schirm, und der Schütze gehet auf der Seite am Karren her. Sehen sie die Enten liegen; so fahren sie erst etwas von ferne bey denenselben vorbey. Wenn sie eine Ecke weg sind, daß ihnen die Enten nicht mehr recht nachsehen können; so stecken sie behende den Schirm auf die andere Seite, und fahren also gemächlich näher. So sie noch nicht nahe genug sind, müssen sie nochmals vorbey, und nachgehends näher hinzufahren. Da nun der Schütze vermeynet, bald nahe genug zu seyn; so fasset er allgemach seine Flinte, leget selbige in währendem Fahren auf die Säule, und steckt sie durch die Schießscharte allgemächlich durch. So bald er nun siehet, daß ihm die Enten oder Gänse recht zum Schusse sind, giebt er dem Fuhrmann ein Zeichen, welcher denn mit einer Hand das Pferd aufhält, und mit der andern nach dem Schieberahmen greift, und solchen zurücke ziehet. Es muß aber auch der Schütze schon fix zum Schusse seyn, und losdrücken. Sollten nun die Enten geschwinde, wie sie ohnedem zu thun pflegen, aufstehen, wenn das Pferd angehalten wird; so ist deswegen das weite Loch mit dem Schieberahmen schon weggezogen, kann also der Schütze sich mit seiner Flinte auf die Seite oder nach der Höhe wenden, und dieselbe im Flug herunter schiessen; oder aber, da sie ihm im Sitzen nicht nahe genug beyeinander wären; so schiesset er nur mit einem Lauff im Sitzen, und mit dem andern im Flug nach ihnen. So kann diese Invention, ausser den wilden Enten und Gänsen, auch zu Trappen gebraucht werden. Sollte aber ein Weydmann diese Maschine mit einem Pferdkarren nicht anwenden wollen, so lasse er sich einen langen Schiebkarren machen, darauf die Flinte bequem liegen kann, in der Mitten, wie oben bey dem Pferdkarren angewiesen, ein Säulgen mit einer Gabel, so hoch, daß, wenn der Schütze auf den Knien liegt, er darauf auflegen könne. Auf der Seite wird noch ein Gerüste gemacht, welches nur so hoch seyn darf, daß sich der Schütze gebückt dahinter verbergen kann. Hiebey ist aber noch ein besonde-

rer Schild nöthig, von der Art, wie der, so bey dem Rebhünerfang gebraucht wird. Doch muß dieser etwas lang seyn. Wenn nun der Jäger an Enten anziehen will; so legt er seine Flinte auf den Schiebkarren, sticht den Schirm auf, und spannet den Schild auf, hat auch einen Mann, der den Schiebkarren führet, er selbst aber trägt den ausgespannten Schild, daß er und sein Fuhrmann dahinter verborgen gehen, und laviret anfangs nur von ferne, wie bey dem Rebhünereintreiben, bis er vollends hinanziehen kann. Wenn er nun siehet, daß er nahe genug ist, giebt er währendem Fortziehen seinem Fuhrmann den Schild, und macht sich immittelst nach seiner Flinte, bringet selbige behende auf die Gabel, und schleichet immer gebückt dahey her, bis er zum Schuß fertig ist. So bald giebt er jenem ein Zeichen, dieser hält sofort an, und der Schütze muß auch alsobald losdrücken. Dabey ist endlich auch ein guter Hund nöthig, der nach diesem die getroffene Enten aus dem Wasser langen kann. Wo dergleichen Federwildpret, als Enten, Gänse und Trappen, stark einfallen, bezahlen sie die Kosten, die man hiebey aufzuwenden hat, bald; der Lust, die man dabey haben kann, nicht zu gedenken. Uebrigens ist von den wilden Gänsen noch zu bemerken, daß sie zur niedern Jagd gehören.

Ganzmachen, ist eine weydmännische Redensart, und heißt so viel, als das Treibevolk bey einem Jagen in Reihe und Ordnung stellen.

Garbenkrähe, s. Krähe.

Garde de Bois, s. Förster.

Garde de Forets, s. Förster.

Garde des Chiens, s. Hundsjunge.

Gardes, ist ein französisches Jägerwort, welches die beyden Beine bedeutet, die bey allem schwarzen Wildpret die Schenkel ausmachen.

Gardes-Chasse, s. Forstknecht.

Gare, s. Hadacht.

Gare Erde, s. Kohlstätte.

Garenne, s. Fischweyde.

Garn, Netz, lat. Rete, franz. *Files*, *Rets*, nennet man ein gewisses, nach Maßgabe des Gebrauchs, von zartem und starkem Zwirn, Bindfaden, oder hänfenen Leinen, mit weiten oder engen Maschen oder Schmasen verfertigtes Gestricke, so man zur Jagd, oder auch zum Fisch- und Vogelfang gebraucht. Von denen bey der Fischerey nöthigen Garnen, s. Fischgarn, Fischzeug. Bey der Jagd des hohen Wildprets bedienet man sich der Garne, um sowohl das Wild darinn zu fangen, als auch der Tücher zu schonen. Dahin gehören die Hirschnetze, Saunetze, Spiegel- und Prellnetze, Wildgarn, Kuppelnetze, welche gebraucht werden, damit bey dem Anfallen der Hirsche und wilden Sauen die Tücher nicht durchbrochen oder zerrissen werden mögen. Wenn aber das Wild gar ohne Tücher, und sonderbare Vorbereitungen gejaget werden solle, welches die

Jäger ein Streiffjagen heissen; so müssen diese Garne ihre besten Dienste im Niederfallen und Bedecken des Wildes erweisen. Zur niedern Jagd hat man Reh- und Wolfsnetze, Fuchs- Lausch- oder Lückennetze, Flach- oder Steckgarne zu denen Hasen und Caninichen, zu welchen auch die sogenannten Inngarne gebrauchet werden; ferner Dachshauben, Biber- und Fischotternetze, Marder- und Iltisnetze. Zum Federwild hat man allerley Flach- und Steckgarne, Rebhünerzeug mit Hamen und Flügeln, Hoch- Hang- und Ziehnetze, Spinneweben, Tiraſſe, Schneegarn, Steckgarne, Wachtelgarn, Nachtnetze, Klebenetze, Born- und Bügelgarn; wovon unter diesen Benennungen das mehrere nachzuschlagen. Ueberhaupt aber iſt von allen diesen Garnen zu bemerken, daß ſie durchgehends viele Busen und Höhlen haben müssen, darein ſich das Wild und Gevögel verwickeln und fangen könne. Damit ſich aber die Garne nicht weiter ausdehnen, noch auch enger einziehen mögen, als die nöthige Länge oder Breite erfordert; ſo ſoll der Weydmann dieſelbe, nach der Breite, die ſie haben ſollen, nehmen, zum öftern auf einem groſſen Platz ausbreiten, und ſodenn mit Lohwaſſer beſprengen, jedoch aber wohl wieder abtrocknen laſſen, da ſich denn das Geflechte an denen Maſchen ſo veſt in einander ſchlinget und zuſammen hält, daß es groſſe Mühe brauchet, wenn ein Garn ſich über die gerechte Länge und Breite ausdehnen ſoll.

Die Garne zum Federwild werden entweder grün, braun oder gelb gefärbet; denn wenn ſie weiß bleiben, würde daſſelbe erſchrecket und vertrieben werden. Die grüne Farbe aber, welche die Vögel, die ſich immer im Grünen aufhalten, nicht ſo leicht gewahr werden, wird aus grünem Korn bereitet, welches man zu einem Safte ſtöſſet, und damit das Garn über und über beſtreichet, welches man hierauf mit dem Saft in einen Zuber oder in eine hölzerne Wanne thut, und es Tag und Nacht darinnen liegen läßt. Die braune Farbe, welche die Garne am längſten erhält, macht man aus Gerberlohe, oder man nimmt von den ausgegrabenen Wurzeln eines Nußbaums die Rinde, zerhackt dieſelbe gröblich, und läßt ſie eine Stunde lang im Waſſer ſieden. Hernach legt man das Garn oder Netz unten auf des Keſſels Boden, ſchüttet die Rinden mit dem Waſſer drüber her, und läßt ſie Tag und Nacht darinnen weichen. Nach dieſem thut man das Garn heraus, und läßt es wohl auswinden und trocknen; ſo bekommt es eine ſchöne hellbraune Farbe, welche ſehr wohl dauren, und das Garn lange Zeit gut erhalten wird. Die gelbe Farbe macht man aus Schöllkraut. Von dieſem nimmt man ganze Hände voll, und reibet das Garn durchgehends damit, als wie mit Seiffen, läßt es wohl austrocknen, und zum Gebrauch aufheben. Wenn man die Garne lange Zeit gut erhalten will; ſo laſſe man ſie niemals zur Sommerszeit, ſonderlich bey groſſer Hitze, über eine Nacht im Waſſer liegen, indem ſie ſonſt gleich

morſch dünne werden. Hingegen kann man ſie im Winter, wenn es nicht zu ſehr gefrieret, und ſonſt in denen kühlen Zeiten, wohl 2 Nächte und einen Tag darinnen liegen laſſen; nach welcher Zeit ſie ſodenn abgetrocknet werden müſſen. Hiernächſt muß man auch die Garne an ſolchen Orten aufbehalten, wo es kein Ungeziefer von Ratten oder Mäuſen giebt, auch dieſelbe an keine Wand, ſondern in die Mitten, an Stricke oder Stangen aufhängen. Wäre ungefähr an einem Garn eine Maſche aufgegangen, muß ſolche unverzüglich wieder gefaſſet und zuſammengezogen werden, ſonſt gehen auch die übrigen nach und nach auf, und machen es unbrauchbar.

Garnſack, iſt ein zum Fiſchfang gehöriges, und in Geſtalt eines langen Sacks geſtricktes Netze, welches bey dem Eingang weit, und mit 2 Wänden verſehen iſt, nach und nach aber enger wird, alſo, daß es auf die letzte ganz ſpitzig zuläuft. Damit aber dieſer Sack in ſeiner Rundung ausgeſpannt bleiben möge; ſo werden nach der Weite deſſelben einige Reiffen in gewiſſer Diſtanz von einander inwendig angemacht, auch gleichſam ein geſtrickter Trichter mit eingebracht, der enge zuſammen gehet, und nur einen kleinen Durchgang hat, wodurch der Fiſch wohl hinein, aber nicht wieder zurück heraus kann. Sie werden nebeneinander in die Flöſſe und Ströhme gelegt, und ſowohl die Wände, als der Zipfel vom Sack, am Pfahle beveſtiget.

Garre, ſ. Habt acht.

Garrulus, ſ. Hetze.

Garrulus Bohemicus, ſ. Seidenſchwanz.

Gartenfröſche, ſ. Froſch.

Gartenröthling, ſ. Rothſchwänzlein.

Garuſſe, ſ. Karauſche.

Gauch, ſ. Guckguck.

Geäfter, ſ. Afterklauen.

Geäſſe, heißt bey den Jägern die Nahrung der wilden Thiere und Vögel, welches ihnen um ſo mehr bekannt ſeyn muß, als ſie ihre vornehmſte Anſtalten zum Jagen, Fangen und Schieſſen darnach einzurichten haben. Von allen wilden Thieren, ſowohl edlen, als Raubthieren, iſt bekannt, daß ſie des Nachts ihr Geäſſe, Nahrung und Fraß, jedes nach ſeiner eingepflanzten Natur ſuchet, wie an Hirſchen, Tannhirſchen und Thieren, Elenden, Sauen, Rehen und Haſen zu ſehen, daß ſich ſelbige gegen Abend aus ihrem Lager und Stande aufmachen, bey und nach der Sonnen Untergang aus ſelbigem heraus, und auf die freyen Oerter ziehen, wo ſie ihr Geäſſe haben, mit anbrechendem Morgen aber wiederum nach ihrem Stande eilen. Doch das gilt nur von dem, was recht wilde iſt. Mit dem, was zahm gemacht, oder nahe bey Städten und Dörfern gezogen und gewohnet worden, iſt es anderſt beſchaffen. Denn ſolche nehmen des Tages noch mehr Geäſſe zu ſich, als des Nachts. Wiederum iſt auch zu merken, daß es mit dem Geäſſe der wilden Thiere nur im Frühling, Sommer

und Herbst diese Beschaffenheit hat; im Winter aber, da die Noth in Absicht auf ihre Erhaltung grösser wird, treibet sie der Hunger, auch am Tage nach dem Geässe umher zu ziehen. Doch findet man auch, daß sie meistens nur im stehenden, und wenig auf freyen Oertern, sich den Tag über ässen. Mit Raubthieren, wie auch mit dem, was unter der Erde und im Wasser seine Nahrung hat, hat es eben die Beschaffenheit, daß sie sich gemeiniglich des Nachts nähren. Der Bär und Dachs kommen in den Wintermonaten, als in der Mitten des Novembers, im December, Jenner, und zuweilen bis in den Hornung gar nicht aus, indem sie von ihrem eigenen Leib und Fette zehren. Der Luchs, Wolf, Biber, Fischotter, Fuchs, Katzen, Marder und Iltisse, suchen das ganze Jahr ihren Fraß meistens bey Nacht. Bey Luchsen, Wölfen und Füchsen geschiehet es zuweilen, daß sie auch am Tage weit suchen und fangen; da man sich denn darnach richten muß, wenn etwas mit Jagen und Pürschen erhalten werden solle, daß man solches am Tage, vornemlich aber in den Morgen- und Abendstunden einrichten muß. Dahingegen, was durch Gärten, Einfänge, Gruben, Fallen, Eisen, Schlagbäume u. d. g. gefangen werden werden soll, solches muß also eingerichtet werden, daß es gegen die Abendstunden fertig ist, immassen man am Tage mit dergleichen Fängen nichts ausrichten wird.

Mit dem Federwildpret hat es wieder eine andere Bewandnis. Solches suchet sein Geässe durchgehends am Tage, ausgenommen der Schuhu, und die Eulengeschlechter, welche ihren Raub und Fraß in der Nacht suchen. Nicht weniger suchen die im Wasser schwimmende Vögel ihre meiste Nahrung auch in der Nacht; die Tagesschlaffe aber in den Morgen- und Abendstunden. Sonst sind überhaupt alle andere Vögel, vom Auerhahn an bis zum schlechtesten, beschäftiget, daß sie ihr Geässe und Nahrung am Tage suchen, insbesondere aber des Morgens frühe, und auch Nachmittags; in den Mittagsstunden aber ruhen sie insgemein, zwar wohl nach Erfordern nicht so gar, jedoch sind sie nicht so emsig, als frühe, da der Magen verdauet, und gegen Abend, da sie vollends zu sich nehmen, daß sie des Nachts dauren können. Hiebey sind aber auch die bleibende und ziehende Vögel zu unterscheiden. Denn in währendem Zug nimmt sich der ziehende Vogel freylich des Morgens nicht so rechte Zeit, daß er sich zuförderst satt mache, sondern er eilet, sonderlich bey ersprießlichem Wetter und Winde, auch nachdem die Natur in ihm das bevorstehende Wetter merket, damit er wieder in andere warme und ihm gelegene Länder komme. Eben dieses verleitet auch den ziehenden Vogel, daß, da ihm der Magen in währendem Ziehen vollends leer wird, er sich alsdann belieben läßt, auf den Heerden einzufallen, da er den Ruff und das Geschrey von Vögeln, die seines gleichen sind, vernimmt, in Meynung, daß diese Nahrung vor sich haben; da sie auch auffussen, und Beeren, Kräu-

ner und vor sie dienliches Futter gewahr werden, so nöthiget sie der Appetit, einzufallen, worüber sie aber berücket und gefangen werden. Ein fleissiger Dohnensteller wird wahrnehmen, wenn er seine Dohnen mit dem frühesten zu rechte macht, daß er gegen Mittag um 9 bis 10 Uhr die meisten Vögel fänget, weil der Zugvogel alsdann anfängt einzubuschen; und ferner gegen Abend, wenn der Vogel wieder ein- und zur Ruhe fällt, ist der Fang abermals recht gut. Mit den Lerchen sind ebenfalls, was etwa auf dem Zug mit Herden oder Wänden gefangen werden soll, die Frühestunden die besten, inmassen sie gegen Mittag einfallen und liegen bleiben. Wachteln ziehen meistens des Nachts, Schnepfen ganz frühe, und des Abends späte in der Dämmerung; die Wasservögel auch meistens des Nachts über eine Weile, und fallen sodann nach ihrer Nahrung ein. Die kleinen Vögel von allerhand Art ziehen Vormittags, gegen und nach dem Mittag aber suchen sie ihre Nahrung. Auerhähne, und Hüner, desgleichen die Fasanen stehen des Nachts auf Bäumen, und fallen des Morgens wieder auf den Boden nach ihrem Geäsche; dergleichen die Birkhähne und Haselhüner auch meistens thun, besonders bey nassem Wetter, und starken Reiffen oder Thauen, da sie denn des Morgens wieder auf das Geäsche fallen. Kraniche, Trappen und Wachteln ziehen frühe Vormittags, und Nachmittags. Wo sie aber auf die Felder auf das Geäsche einfallen, daselbst halten sie sich den übrigen Tag vollends auf, und wenn sie gut Wetter vermerken, stehen sie auch wohl noch des andern Tages auf dem von ihnen einmal angenommenen Felde.

Geay, s. Häher.

Gebauer, s. Vogelbauer.

Gebohlte Kohlstätten, s. Kohlstätte, lit. B).

Gebüsche, Gesträuche, lat. Dumetum, Fruticetum, franzöſ. *Boscage*, *Bocage*, *Buisson*, wird ein kleines untereinander gewachsenes Holz genennet, welches keinen rechten Stamm erlanget, sondern nur als niedrige Stauden aufschiesset. Dahin gehöret z. Ex. der Hasenstrauch, die Weide, die Wersten, die Dornsträucher ꝛc., wovon an ihrem Orte nachzuschlagen.

Geß, s. Geschühe.

Geßs, s. Geschühe.

Geelfinke, s. Emmerling.

Geendet, s. Enden.

Gefährd, s. Fährte.

Gefallen, sagen die Jäger von einem Hirsch oder Thier, das gestorben ist.

Gefallen Wildpret, s. Wildpret.

Gefege, s. Fegen.

Geflügel, Gevögel, lat. *Aves*, franz. *Volaille*, ist der allgemeine Nahme aller Vögel, welche überhaupt in zahme oder heimische, und wilde unterschieden werden. Das wilde Geflügel, das wir hier allein zum Vorwurf haben, wird wieder in verschiedene Gattungen abgetheilet; nämlich a)

in Waldgeflügel, worunter die Auerhähne, Birkhüner, Haselhüner, Waldschnepfen, alle Arten von wilden Tauben, Mistler oder Schnerren, Ziemer oder Krametsvögel, Zipp- und Weindroſſeln, Amſeln, Kirſchvögel oder Pyrolt, Häher, Krummſchnabel oder Grünitz ꝛc. gehören. b) In Feldgeflügel, als Trappen, Faſanen, Rebhüner, Wachteln, Brachvögel, Staaren, Lerchen, Nachtigallen ꝛc. c) In Waſſergeflügel, wohin die Schwäne, Reiger, Rohrdommel, wilde Gänſe, Enten, Bläßgen oder Horbeln, Taucher oder Waſſerhüner, allerley Arten Waſſerſchnepfen, Kibitze, Seeſchwalben, Eisvögel, Waſſeramſeln ꝛc. gehören. d) In Raubgeflügel, unter welches die Adler, Schuhu, Habichte, Sperber, Baumfalken, Eulen, Kautze, Geyer, Raben, Krähen, Elſtern, Rücken, Dohlen u. d. g. gezehlet werden.

Geflügelter Wald, ſ. Flügel.

Gefräß, nennet man die Nahrung des ſchwarzen Wildprets, ſ. a. Fraaß.

Gefreyte Richter, ſ. Austräge.

Gehäge, Gehege, Gehecke, nennet man eine Gegend, wo man das Wildpret ſchonet und häget; d. i. daſſelbe nicht ſchieſſet oder jaget, noch ihm ſonſten Leid zufügen läßt, damit es ſich geruhig vermehren möge, und hernach zu des Landesherrn Luſt ein Jagen angeſtellet werden könne. Zu deſto beſſerer Verwahrung ſolches Gehäges werden um daſſelbe Hägeſäulen geſetzt, und Hägereuter verordnet, wovon die Artickel nachzuſchlagen.

Gehäge, bey der Fiſcherey, ſ. Hägewaſſer.

Gehäge, werden von den Jägern die Ohren der Jagdhunde genennet.

Gehäuigt, ſ. Gehau.

Gehau, Gehauig, Gehäuigt, Hau, Mais, heiſſet der abgetriebene Theil eines Ortes in dem Forſt oder Walde, es ſeye nun das Holz, gänzlich, oder zum Theil weggenommen. Nimmt man das Holz hin und wieder nur einzeln heraus; ſo nennet man ſolches an einigen Orten Plentern, und einen ſolchen einzeln durchgehauenen Ort Plenterhau. Werden aber in einem Orte hin und wieder kleine Plätze und Striche weggenommen, ſo heiſſet ſolches plätzig durchgehauen, und ein ſolcher Ort ein plätziger Hau. Ein Hauswirth, der Laubholz bey ſeinem Gute hat, pfleget ſolches in ordentliche Gehaue einzutheilen, damit er alle Jahr etwas zu holzen habe, dergeſtalt, daß er in 9 bis 12 oder mehr Jahren, nachdem nämlich das Unterholz gewächſig iſt, einmal herum kommen, und inzwiſchen das junge Holz Zeit zum Wiederwachs haben möge. Iſt dergleichen Schlagholz auch mit Oberholze verſehen, ſo pflegt man bey einem jeden Gehau eine gewiſſe Anzahl Laaßreiſer ſtehen zu laſſen, und dagegen von denen Hauptbäumen einige wieder zu ſchlagen, deren Stellen wieder von denen angehauenen Bäumen, gleichwie dieſe von den Vorſtändern, die Vorſtänder aber von den Laaßreiſern erſetzet werden. In dergleichen Gehauen hat man nöthig, ehe etwas zum Kohlen-

brey-

brennen, oder zum Feuerholz angewiesen wird, daß man dasjenige Holz, so zu Hopfenstangen, Reiffen, Latten u. d. g. zu gebrauchen, zuvor aushauen lasse, inmaassen solches theurer und nützlicher an den Mann zu bringen, als das Brennholz. So muß auch ein solches Gehäu, so bald, als möglich, aufgeräumet werden, damit an den jungen Sommerlatten, welche also fort im Frühling heraus sprossen, kein Schaden geschehe, und solche abgetretten, abgestossen oder abgebrochen werden. Die Gehäue oder Schläge im Tangelholz werden ganz und gar abgetrieben, und keine Laasreiser, wie in dem Laubholze, stehen gelassen, weil der Saame, so den Schlag und das Gehau wiederum ausfliegend machen soll, allbereit in der Erde seyn muß, und das schwarze Holz nicht wieder vom Stock ausschläget, zu dem auch der Wind die Laasbäume, welche mit ihren Wurzeln ganz flach auf der Erde weglauffen, weil solche vormals mit einander in die Höhe erwachsen, und einer den andern vor dem Winde erhalten, nunmehro also einzeln nicht würde stehen lassen. So bald aber ein Gehau, es seye in Laub- oder Tangelholze, geräumet, und das Holz abgeführet worden ist; so muß er billig gleich das erste Jahr mit Hägewischen bestecket, und weder mit dem Vieh betrieben, noch begrasset werden, so lange, bis der Augenschein giebt, daß es ohne Schaden des Wiederwuchses geschehen kann. Ein solch abgehauenes Stück Wald, welches zum Wiederwuchs geschonet werden muß, und wo man weder hüten noch grasen darf, wird ein gebannter Hau genennet. Und wenn auch schon jemand den Waydgang, und das Recht, zu grasen, darinnen hergebracht hätte; so darf er doch sich dessen nicht eher bedienen, bis der Wald wieder fährig, oder wieder aufgethan worden. s. a. Jähriger Wald.

Da an der Erhaltung der Gehaue so vieles gelegen ist, und der Nutzen und Schaden sich merklich äussert, nachdem man sie behandelt; so wird es dienlich seyn, von ihrer Wartung umständlichere Anleitung zu geben. Das Gehau mag billig die Mutter des Holzes heissen, welches das Holz ausbrüten und gebähren solle; wiewohl die Erde, und ein guter Boden, nebst der Witterung das meiste dazu beytragen müssen. Demnach ist ein junges Gehau auf alle Weise zu schonen. In dieser Absicht muß es, nach aller Möglichkeit, aufs eheste geräumet werden. Ist Feuer- und Nutzholz darinnen, und wird, wie an etlichen Orten geschiehet, dasjenige, was in einem Winter gehauen worden, den künftigen Winter allererst abgefahren; wie mancher Zuwachs von jungem Holze, so es steif gefroren, oder etwas ausgeschossen ist, gehet nicht alsdann zu Schanden? Stehet auch wohl noch über das andere Jahr Holz vorräthig; so wäre besser, daß es aus dem Gehau auf einen andern Platz gerücket würde, und könnte es daselbst auch mit Nathe verkauft werden. Werden in den Oertern Kohlen gebrannt; so müssen nicht allzu viel neue Kohl- oder Miehlerstätte gemacht, sondern, so viel

möglich, auf denen einmal bekohleten Stätten wieder fortgekohlet werden. Es wächset zwar das Holz, als z. Ex. Birken, Aspen, Ahorn u. d. g. Holz, welches sich gerner vom Saamen fortpflanzet, auf denen Kohlstätten gut, und treibet auch auf selbigen fast noch stärker, als in anderm Boden, welches gar leicht an vielen Orten zu erweisen stehet; aber die Kohlstübe müssen nicht davon weggefahren, und in die Aecker oder Gärten geschaffet werden. Denn diese ist ihnen in so fern schädlich, weil gemeiniglich gar vieles dabey zu Schanden gefahren wird. Auch müssen deswegen solche Anstalten gemacht seyn, daß ein jedes Gehau Holz in einem Jahre abgekohlet wird. Keine neue Wege sind auch nicht zu dulden, als wodurch viel junges Holz niedergetretten und gefahren wird. Wenn einer oder der andere Bauholz angenommen, oder wenn auch der Eigenthümer selbst welches beschlagen läßt; so ist sehr [illegible], daß es zusammen, und so viel möglich, ausser dem Gehau gerücket werde. Denn mit dem vielen Hin- und Wiedergehen und Trämpeln der Zimmerleute wird der Boden so veste, daß insbesondere in Kiefer- Fichten- und Tannengehauen der Saame nicht wohl aufliegen, noch wurzeln kann. Muß aber unumgänglich dergleichen Holzausarbeitung im Gehaue geschehen; so ist nöthig, die Späne auf das schleunigste heraus zu schaffen, die verträmpelte Oerter aufzuhacken, und mit allerhand Holzsaamen zu bestreuen. Mit dem Vieh aber dieselbigen zu betreiben, ist höchst schädlich. Denn was in 1, 2 oder 3 Jahren gewachsen ist, wird alsdann in einer Stunde verdorben, daß es also ein krypfigtes Holz wird, und sich so bald nicht, in kieserigten Orten aber fast gar nicht erholen kann; und ist also auch dieser Schaden, so er öfters vorkommt, so bald nicht wieder zu ersetzen.

Mit den Gräsern muß es auch ordentlich gehalten werden. Denn in laubichten Hölzern, welche in Sommerlatten stark treiben, gehet es wohl an, daß im 3ten oder 4ten Jahr gegraset werden kann. Es ist aber wohl darnach zu sehen, daß die junge Loden nicht mit weggeschnitten werden, und die Gräser auch mit keinen Hausicheln oder Sensen hinein kommen, sondern sich einzig und allein der Zahnsicheln bedienen dürfen. Wo auch Viehtriften an den Gehauen gestattet werden müssen; da sind dieselbe wohl mit Stangen zu verbinden, auch Graben daran wegzuziehen; wie es denn auch an Strassen geschehen kann. Denn der Forstbediente kann nicht jederzeit an den Strassen stehen, und Achtung geben, was passiret. In den jungen kieserigten oder harzigten Gehauen ist besonders mit Grasen zu schonen, indem dieses Holz von seinem Saamen erst in 3 oder 4 Jahren aus der Erde kommt, und also sehr zart und wenig zu sehen ist, und würde es also mit der Sichel gänzlich ruiniret werden. Wo auch starke Wildbahnen seyn, die sind dem jungen Zuwachs ebenfalls sehr schädlich. Es kann aber dem noch ein grosser Herr sowohl das Wildpret, als das Holz erhalten,

ten, wenn der Ort, da er noch zu jung iſt, mit Stangen vermacht wird, bis daß es etwas erwachſen iſt; alsdenn läßt man es ihnen wieder frey, daß alſo ein junges Gehau um das andere vermacht, und wieder frey gelaſſen wird. Man ſollte lieber die Koſten daran wenden, und im Walde viele Heuſchuppen bauen laſſen, und daſelbſt bey Winter das Wildpret füttern laſſen.

Wegen der in denen Receſſen verbindlichen, oder in denen Wald- und Forſtordnungen befohlenen Eingebung zur Viehhaltung der jungen Hölzer, daß ſelbige nämlich in gewiſſen Jahren einzugeben ſeyn, welche zwar in den mehreſten Ländern und Herrſchaften auf verſchiedene Zeit geſetzet worden, wird es wohl bey dem Hauptgeſetze bleiben, daß ſelbige zu betreiben ſind, wenn ſie dem Vieh aus dem Maule gewachſen, und alſo der Gipfel des Holzes nicht vom Vieh erreichet und abgebiſſen werden kann. Denn ſollte ein ſolch junges Holz eher zu behüten eingegeben werden, und das Vieh auf jetzt gedachte Weiſe Schaden thun; ſo wäre der Schaden faſt noch gröſſer, als wenn im erſten Jahr darinn geweydet würde. In kiefernichten jungen Hölzern, iſt durchaus nicht nachzuſehen, daß Quirlen, wozu man die Spitzen des Holzes zu nehmen pflegt, geſchnitten werden. Doch können ſie wohl von demjenigen, wo abgeholzet wird, oder von den Seitenäſten genommen werden. Auch iſt das Schneideln an den jungen harzichten Hölzern ſehr ſchädlich, als wodurch ihm das halbe Leben genommen wird. Denn wo ein ſolches Aeſtgen abgeſchneidelt wird, da lauft das Harz heraus, und die Kraft, ſo oben heraus treiben ſollte, unten am Stamme herunter. Woſern ſich auch etwa Zwiſtigkeiten wegen der Hut und Triften ereignen; ſo kann doch ein harzichtes junges Gehau noch eher dazu eingegeben werden, als ein laubichtes. Wenn das harzichte Holz nur Mannlänge hat; ſo thut ihm das Vieh keinen Schaden, welches aber bey dem laubichten eher geſchiehet. Ueberhaupt iſt dieß der gröſte Nutzen eines Gehaues oder Schlages, wenn er gleich anfangs geſchonet wird. Denn wird er ſofort im erſten und andern Jahr betrieben und ruiniret; ſo erfolget nachgehends der Schaden daraus, daß das lange Gras überhand nimmt, darinnen der Saame alsdenn den Boden nicht ergreiffen, noch wurzeln kann. Das vom Stock ausgeſchlagene, ſo es erſt verbiſſen iſt, kann ſich auch nicht ſogleich wieder erholen, und es währet wohl etliche Jahre, ehe es ankommt, und wird entweder gar nichts daraus, oder doch krupfichtes Holz.

Gehaubet, Gekappet, ſagt man von den Falken, wenn man ihnen eine Haube oder Kappe aufſetzet. Denn wenn ſie gefangen werden, werden ſie erſtlich mit Reuſchhauben, und wenn man ſie anfängt zu tragen, ſo werden ſie recht gehaubet. ſ. a. Falkenskappe, Falkenier.

Gehaubte Lerchen, ſ. Lerche.

Gehäuig, ſ. Gehau.

Gehecke, ſ. Gehäge.

Gehege,

Gehege, ſ. Gehäge.

Gehen, ſ. Zu Holze gehen.

Gehölze, ſ. Holz.

Gehörne, ſ. Geweyhe.

Gehörne vortragen, iſt ein uralter Gebrauch, welcher alsdann vorgenommen wurde, wenn ein Jäger ſein beſtätigtes Jagen gemacht, und den ſtärkeſten Hirſch dabey nach der Gefährde angeſprochen hatte. So dieſes nach geendigter Jagd richtig eingetroffen, iſt dem Hirſch alſobald ſein Gehörn ausgeſchlagen, und in Gegenwart der hohen Herrſchaft dem Leithunde mit beſonderer Art vorgetragen, und zu ihm unterſchiedliche altväteriſche Weydeſprüche aus hellem Halſe geſprochen worden, welches man das Weydegeſchrey nannte. Doch iſt dieſe Ceremonie heutiges Tages ganz abgekommen.

Gejackte Hunde, gepanzerte Hunde, werden bey der Sauhatz gebraucht. Die Jacken zu den Hunden aber werden alſo gemacht: Man nimmt rohe und doppelte Leinwand, und Fiſchbein darein genehet, wie in den Frauenzimmerſchnürbrüſten mit feinem Bindfaden durchnehet. Dieſe Jacken gehen unter dem Leibe hinauf, und werden oben auf dem Rücken zugeſchnüret, bis unter dem Halsbande vor, und vor die Bruſt herunter. Auch müſſen über den Blättern Klappen oder Flecke herunter hängen, daß alſo nur die Keulen, die Füſſe und der Kopf bloß ſind. Auf ſolche Art bewahren ſie die Hunde vor den Schlägen der Schweine ſehr wohl. Wenn auch zuweilen einmal durchgeſchlagen würde, ſo gehet es doch nicht tief hinein. Auf dem Lauff bey Saujagen ſind die gejackten Hunde recht gut. Aber im freyen oder Streifjagen thut das Jacken der Hunde nicht ſo gut, indem dieſe Hunde im Lauffen nicht wohl fortkommen, und ſich nicht recht behelfen können.

Geier, ſ. Geyer.

Geilen, Geylen, werden von den Jägern die Hoden des Hirſches genennet. ſ. Hirſch.

Geiß, heiſſet bey den Jägern das Weiblein des Rehes. ſ. a. Reh.

Geißvogel, ſ. Brachvogel.

Gekappet, ſ. Gehaubet.

Gelaut, Laut, heißt in der Jägerſprache das Bellen des Hundes. ſ. a. Laut.

Gelbe Fröſche, ſ. Froſch.

Gelbholz, Fuſtel, Färberbaum, lat. Cotinus, Cotinus coriaria, Coccigria Theophraſti, Coggygria ſ. Cotinus putata, Scotanum vulgo, franz. *Fuſtel*, iſt ein Strauch, welcher 5 bis 6 Schuh hoch wird, und runde Zweige treibet, die mit einer dunkelrothlichten Schale überzogen ſind. Seine Blätter ſind breit, voll Adern, faſt rund, und denn Ulmenlaub nicht ungleich, jedoch viel kleiner, gleicher und grüner, und haben einen zuſammenziehenden Geſchmack. Die Blüthen wachſen auf den Spitzen der Zweige in Form der Träublein, ſind ſo weich wie Wolle, dunkel und purpurfärbig. Wenn ſie vergangen ſind; ſo finden ſich unter den rauhen Locken einige wenige Saamenkörner, die ſo groß,

wie Linsen, und als ein Herz gestaltet, und braunroth oder schwarz sind. Die Wurzel ist harzicht. Dieser Strauch wächst an bergichten Orten, in Italien, Ungarn und *Provence*, wird auch bisweilen bey uns in Spalttöpfen fortgepflanzet. Sein Holz ist gelb, dienet den Färbern, *Feuille morte*, oder abgeschossen gelb, und *Coffée*-Farb damit zu färben. Das Laub brauchen die Lederbereiter. Die Blätter, die zarten Knöpfe von den Zweigen, und der Saamen halten gar stark an, erfrischen und trocknen, und sind zu den Wunden gut. Sie werden, wie der Sumach, zu den Geschwüren des Halses, Mundes und anderer Orten, ingleichem zu dem Zahnweh, in Gurgelwasser gebraucht.

Geleiten, s. **Prellnetze.**

Geline, s. **Henne.**

Gelock, Gesang, Ruff, heisset bey den Vogelstellern ein lebendiger Vogel, welcher in einem Gebauer oder Käfig eingesperret ist, die vorbeyfliegenden Vögel mit seinem Singen und Pfeiffen herbey zu locken. s. a. **Lockvogel.**

Gelster, Genst, Pfriemenkraut, lat. Genista, gehöret unter das Staudengeschlechte, welches im Sommer Blätter, und eine schöne gelbe Blüte bekommt. Hierauf erfolgen Schoten, welche schwarze Saamenkörner, wie kleine Bohnen, in sich haben. Sodann schiessen die Blätter in häufige dünne und lange Stengel auf, die wie ein Besem anzusehen sind, und den ganzen Winter hindurch grün bleiben. Wenn der Gelster gerieben wird, giebt er einen gar eckelhaften Geruch von sich. Der kleine holzichte Stamm wird einen halben oder auch wohl ganzen Zoll stark, und ist überaus zähe und hart. Auf sehr hohen und kalten Gebürgen findet er sich nur einzeln. Auf den vor- und niedrigen Landbergen aber überziehet er die abgetriebenen Oerter oftmals dergestalt, daß an keinen Anwachs des Holzes aus Saamen zu gedenken stehet, bevor dieses dem Anwachs des andern Holzes sehr hinderliche Gewächs nicht ausgerottet ist. Man hat zu dem Ende an einigen Orten jedermann erlaubt, solches zur Feuerung an statt der Wellen oder Waasen wegzunehmen; jedoch mit gar schlechtem Erfolg; denn, weil es zur Herbstzeit gehauen, eine weit bessere Feuerung giebt, als wenn es im Sommer und Frühjahr gesammelt wird; so tragen es die Leute nur in der spaten Jahreszeit ein, nachdem die schwarzen Körner schon ausgefallen sind, woraus es im folgenden Jahr desto dicker wieder aufgehet, ja auch selbst aus dem abgeschnittenen Stamm wieder auswächst. Es ist daher kein anderes Mittel, als den Gelster im May oder Junio, ehe der Saamen reif wird, etliche Jahre hinter einander weit und breit weghauen zu lassen; so kommt er so bald nicht wieder, und man hat einige Jahre Zeit, junges Holz durch die Besaamung so weit zu bringen, daß es von dem wiederanwachsenden Gelster, dessen Saamen von den Vögeln herbeygebracht wird, keinen Schaden leiden kann.

Einige

Einige Forſtbediente pflegen hin und wieder in denen Forſten auf leeren Plätzen, dieſes dem Anwachs des Holzes ſo ſchädlichen Gewächs nicht nur zu hegen, ſondern auch auszuſäen, weil die Feldhüner und das ſchwarze Wildpret ſich gerne darinnen aufhalten. Wenn man nun verſichert iſt, daß das Holz in denen umherliegenden Oertern aus dem Stamme in gehöriger Dickung wieder ausſchlägt, ſo iſt es noch zu verantworten, weil es alsdann nicht weiter überhand nehmen kan. Der Gelſter ſchadet dem friſch aus den abgehauenen Stämmen ausſchlagenden Anwachs nichts, und vergehet, ſo bald die Loden ſtark werden. Wo aber die Hofnung des Holzanwachſes nur allein auf der Beſaamung beruhet, da ſind ſolche Oerter ohne viel Koſten und Zeitverluſt mit Holz nicht wieder in Beſtand zu ſetzen, weil der Gelſter ſich bald darzwiſchen anfindet, und das junge Holz entweder ganz, oder plätzig verdrücket. So ſchädlich aber derſelbe in den Forſten ſeyn kann, ſo viel Nutzen kann er an ſolchen Orten ſchaffen, wo Mangel an Waaſen und Brennholz iſt, und wo die Umſtände nicht geſtatten, ſolches anzuziehen. Er iſt leicht fortzupflanzen, wächſt auf ſandigem Boden in etlichen Jahren 6 bis 10 Fuß hoch, ſchlägt nicht allein vom Saamen, ſondern auch von der Wurzel gar geſchwinde aus, und wächſt ſchnell, ja er iſt ein Mittel, gar magere Felder zum Ackerbau oder Anziehung anderer Holzarten vorzubereiten. So wie aber ein überſtändiges Holz nicht wieder ausſchlägt, ſo bleibt auch der Gelſter zurücke, wenn wenn er 6 bis 8 Jahr in einer ſtarken Dickung ſtehen bleibt. Sonſten dienet der Gelſter zu Hecken, welche doch an Dauer denen von Dornen, Hülſen und Haynbüchen, nicht gleich kommen, auch einen viel breitern Raum haben müſſen. ſ. Genſthecken. Wo es an Birken mangelt, kann man ziemlich gute Beſen davon machen, und wenn der Gelſter etwas ſtark wird; ſo iſt er zum Backen, Brauen, Ziegel- und Kalkbrennen, und anderer Feuerung zu gebrauchen. Er erſetzet auch einiger maſſen den Mangel des Strohes zum Feuer anmachen, Decken der Schuppen, Streue für das Vieh u. d. g. Man hat noch eine Art von niedrigem, mit vielen und ſehr ſcharfen Stacheln beſetzten Gelſter, der zu oberwähntem Gebrauche nicht dienlich iſt. Dieſer kommt ſo häuffig in Forſten nicht vor, und wird an einigen Orten in den Koruſcheuren um die Garben gelegt, weil ſeine Stacheln die Mäuſe abhalten ſollen; ſonſt iſt davon kein Gebrauch bekannt.

Gelſterhecken, ſ. Genſthecken.

Geludert, ſ. Ludern.

Gemeine Jagd, ſ. Kuppeljagd.

Gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit, ſ. Forſtgerechtigkeit, lit. F).

Gemerk geben, iſt eine weidmänniſche Redensart, und heißt ſo viel, als ſchweiffen. So ſagt man z. Ex. der Hirſch giebt Gemerk, d. i. der Hirſch ſchweifet.

Gemmæ Populi, ſ. Pappel.

Genſt,

Gems, Gemse, Gäms, Steinziege, wilde Feldgeiß, Felsengeiß, Steingeiß, latein. Rupicapra, Capra alpina, Capreola, franz. *Chamois*, *Pfard*, iſt eine Art von einer wilden Ziege, welche meiſtens in denen Schweitzeriſchen Alpen, und hohen Tyrolergebürgen anzutreffen, und von Leibe etwas kleiner und niedriger, als ein Rehe iſt. Die Farbe iſt ordentlicher Weiſe braunroth; jedoch wird ſie im Sommer lichter, und im Winter etwas dunkler; die Augen ſind hell, röthlicht, groß und ſcharfſehend; die Ohren ungefehr 5 Zoll lang; die oberſte Lefze iſt geſpalten, wie an einem Haſen; der Schwanz iſt etwa 3 Zoll lang. Sie haben auch ſtarke, ſpannenlange, oben wie Hacken rückwärts gebogene, und von vielen knotigten Zirkeln oder Ringeln ganz rauhe, ſchwarze Hörner, und ſehr ſchnelle Füſſe, mit welchen ſie gewaltig ſpringen können. Wenn ſie auf den höchſten Klippen ſich befinden, und von den Jägern verfolget werden, ſollen ſie ſich, um der Gefahr zu entgehen, mit ihren krummen Hörnern an die Steinfelſen hängen. Von dieſem Gehörne gehet am Kopf zu beyden Seiten, neben den Augen auf das Maul hinab, ein ſchwarzer Strich; auf der Stirne aber befindet ſich eine Bläſſe oder ein Sternlein.

Der Gemſenbock, oder das Damhirzlein, lat. Dama, franz. *Daim*, iſt ein ſchüchternes Thier. Bald nach Jacobi begeben ſich die Gemſen in die Höhe, der Kälte des Winters bey Zeiten zu gewohnen. Gegen den Frühling aber, da ſie von Natur die Aenderung des Wetters vermerken, kommen ſie wieder herab auf die niedern Gebürge, wegen der zeitigen Kräuter, ſonderlich des Gemſenkrauts oder *Doronici*. Und wo ſie Sand finden, welchen ſie ſo gerne, als die Ziegen, das Salz lecken, und damit nicht nur den Schleim von der Zunge abſchaben, ſondern auch beſſer Luſt zum Freſſen kriegen; daſelbſt, oder wo man ſonſt gemeiniglich ihre Wechſel vermerket, wird ihnen von den Schützen aufgepaſſet, und ſie alſo geſchoſſen. Wenn ſie von den Gemſenſteigern getrieben werden, begeben ſie ſich je länger je höher, und ſpringen von einer Felſenklippe auf die andere, bis ſie nimmer weichen können. Ein ſolch gejagtes Thier ſchreyet nicht, ſondern wiſpelt gleichſam nur, und giebt einen Druck durch die Naſe. Wenn nun der Gemſenſteiger nachkletiert, auch ihm ſo nahe kommt, daß er es erreichen kann, folglich das Thillmeſſer, wie ſie es nennen, aufſchiftet, und ihm ſolches an den Leib ſetzet; ſo reibet es ſich ſelbſt darein, als ob es ſich daran ſtämmen oder ſteuren wollte, und fällt ſodann hoch vom Felſen herab. Dem ungeachtet bleibt doch das Häutlein gemeiniglich ganz und unverletzt.

Das Alter der Gemſen rechnet man nach den Knorben der Hörner, und ſo viel derſelben gefunden werden, ſo viel Jahre ſoll es alt ſeyn. Der Schweiß aus der Wunde eines friſch gefällten Thiers ſogleich gefanget, wird von dem Jäger als ein kräftiges Mittel wider den Schwindel gebraucht, weil er ſonſt auf denen hohen und ſteilen Gebürgen

gen schlecht zu rechte kommen würde. So muß er auch über dieses scharfe Fußeisen anhaben, damit er auf den jähen und schlüpferigen Felsen nicht gleiten und herabfallen möge.

Das Gemsenwildpret wird als was sonderliches und gesundes gerühmet, und an denen Orten, wo es zu haben, nur auf vornehmen Tafeln aufgesetzet, dessen Zubereitung alsdann mit dem Rehwildpret ganz übereinkommt. Beyde, der Bock und die Ziege, führen viel flüchtiges Salz und Oel. Die Gemsengalle soll ein treflicher Mittel wider dunkle und blöde Augen; das Unschlitt aber in Milch zerlassen, und warm getrunken, wider die Lungen- und Schwindsucht gut seyn. Die Leber dienet im Durchfall. Ihr Fett ist gut zu Lungengeschwüren, und in der Schwindsucht, wenn es mit Gemsenmilch eingenommen wird. Wilder Geißen Blut mit Meerpalmen vertreibet das Haar, und der gebrannte Roth mit Honig und Essig vermischt, wehret dem Haarausfallen; sonst aber heilet er, mit Wein getrunken, die Gelbsucht, mit Essig aufgeleget, stillet er den Blutfluß. Mit Schmalz gemischt und übergeleget, stillet er das Podagra. Das zugerichtete Gemsenfell wird häuffig zur Kleidung gebraucht, es ist linde, und hält warm.

Die Gemsenjagd ist, wie aus vorgedachtem abzunehmen, sehr mühsam, und also keine Lust für grosse Herren. Doch werden zum Plaisir die Gemse mit Tücherlappen des Nachts verlappet, wenn sie von denen gar hohen Felsen in die mit Kräutern, gutem Gras und jungen Holz bewachsene kleinere Berge ziehen. An diesen Lappen aber werden viele Feuer angemacht. Wenn nun ein Plaisir damit gemacht werden solle; so stellet man sich in den verlappten Ort hinein, und lässet denselben mit etlichen Leuten durchtreiben. Die Jäger aber vor sich selbst jagen mit etlichen Jagdhunden, und bringen also die Gemsen einander zu Schuß. Auch bekommen die Jäger selbige, wenn sie die Felsen durchweydewerken (durchschleichen), und schiessen sie mit guten Büchsen.

Gemse, s. Gems.

Gemsenbock, s. Gems.

Gemsenfell, s. Gems.

Gemsenfett, s. Gems.

Gemsengalle, s. Gems.

Gemsenjagd, s. Gems.

Gemsenkraut, s. Gems.

Gemsenkugeln, lat. Aegagropilæ, Aegagropili, Pilæ Caprarum s. Damarum, franz. *Agropiles*, sind länglicht runde, und zusammen getrocknete Fleischkugeln, ungefehr wie eine welsche Nuß, äusserlich mit einer grauen oder schwarzbraunen ledernen Haut umgeben, inwendig aber bestehen sie aus vielen subtilen Fäserlein, und sind von gutem würzigten, aber bittern Geschmack. Sie wachsen aus denen von den Wurzeln und Kräutern hinterbliebenen Fäserlein,

stein, in dem ersten und andern Magen dieser Thiere. Es werden auch in keinem andern Thiere, als nur in den Gemsen, dergleichen Kugeln gefunden, in welchen die zu deren Zeugung gehörige Säure, welche diese Kugeln zusammen ziehet, und gleichsam gerinnend macht, zu finden ist. Sie sollen so gute Dienste thun, als die Bezoarsteine, weswegen sie auch deutscher Bezoar, lat. Bezoar germanicum, franz. *Bezoard d'Allemagne*, genennet werden. Sie stärken das Haupt, die Glieder, und die Nerven; sind dienlich vor den Schwindel, wider das Fraisch und die schwere Noth. Sie befördern die schwere Geburt, treiben die Nachgeburt, befördern die monatliche Reinigung, begegnen dem Aufsteigen der Mutter, und dämpfen die Colicschmerzen. Verwahrungsweise werden davon auf einmal 4 bis 7 Gran, und im Fall einer benöthigten Cur 13 bis 20 Gran in einem dazu dienlichen Wasser, Saft oder Latwerge genommen.

Gemsenleber, s. Gems.

Gemsenschweiß, s. Gems.

Gemsensteiger, s. Gems.

Gemsenunschlitt, s. Gems.

Gemsenwildpret, s. Gems.

Genethocatus, s. Genithkatze.

Genetta, s. Genithkatze.

Genevre, s. Wachholderbaum.

Genevrie, s. Wachholderbaum.

Genickfänger, s. Hirschfänger.

Genickfangen, heißt in der Jägerey so viel, als einem Stück Wild mit einem Messer oder spitzigen Stahl einen Stich in das Genicke geben. Bey dem Abjagen soll ein jeder Weydmann billich beobachten, daß er keinen jagdbaren Hirsch mit dem Messer im Genick fange, sondern mit dem Hirschfänger einen Fang gebe. Und zwar soll der Fang nicht nach dem Gescheide zu, sondern gegen die Herzkammer geschehen. Das Wildpret und die Rehe hingegen sollen nur mit dem Messer Genickfangen werden, als welches zur Ordnung und Zierlichkeit eines Lauffjagens mit gehöret. Bey dem Schwarzwildpret aber würde es sich mit dem Genickfangen nicht wohl schicken. Denn je stärker die Sau wäre, je gefährlicher würde es mit dem Weydmann stehen. Daher das Schwarzwildpret alles mit dem Hirschfänger gefangen, und erleget werden muß.

Genickt, wird von dem Hasen gesagt, wenn man ihm mit schwacher Hand über den Hals herunter das Genicke abschläget.

Genießen, s. Genüß.

Genießen des Leichnudes, s. Genüß.

Genievre, s. Wachholderbaum.

Geniſta, s. Geister.

Genithkatze, lat. Genetta, Genethocatus, Panthera minor, Catus Hiſpaniæ, franz. *Genette*, *Genotte*, ist ein vierfüßiges Thier, welches sich in Spanien an wasserreichen Orten aufhält. Es ist viel kleiner, als ein Fuchs. Sein ganzes Fell ist mit weichen wollichten Haaren bedeckt, auch

mit schwarzen, und braunen Flecken gezeichnet, und riechet nicht unangenehm. Sein Fett zertheilet, und ist vor die Nerven gut. Da das Fell sehr schön ist, so bedienet sich desselben das Frauenzimmer zur Winterszeit statt des Unterfutters unter ihre Pelze und Kleider, und wird daher bey den Rauchhändlern hoch geachtet.

Genotte, s. Genichkatze.

Genst, s. Gelster.

Genstheckeu, Gelsterheckeu, geben eine sichere und noch ziemlich dauerhafte Verzäunung. Es ist auch diese Stande zu gewissen Jahreszeiten sehr schön, und macht allezeit unter andern Einschlieffungen eine sehr angenehme Abwechslung, ja sie hat noch dazu diesen Vortheil, daß sie auf solchen Boden und Lagen gemacht werden kann, wo weder die weissen noch schwarzen Dornen wachsen wollen. So viel läßt sich, schreibt Hr. Kalm, aus dem, was wir in der Natur sehen, schlieffen. Denn wir finden beständig in vielen Theilen Engellands, daß die Genstbüsche in grossem Ueberflusse wild auf sandichten, heidichten und unfruchtbaren Boden wachsen, wo hier und da eine schwarze oder weisse Dornstande, und zwar in einem sehr schlechten Zustande, nur oben hervorraget.

Es finden sich insonderheit zween Boden, worein die weissen Dornen nicht müssen gepflanzet werden, nämlich in gar zu feuchten, oder in gar zu trockenen und sandichten. Der Genst schicket sich für trockene und sandichte Boden am besten; denn kein Land ist so unfruchtbar, in welchem Genst nicht wachsen könte. Wenn also ein Stück Landes, von einer ausserordentlich unfruchtbaren Heide, soll eingeschlossen werden, oder wo in Ort zur Verzäunung ein dürrer trockener und verfallender Damm ist, der fast ganz aus Sand besteht, oder wo der Boden so beschaffen ist, daß er kaum den Nahmen eines Bodens verdienet; da muß man sich dieser Stande bedienen, die alsdenn sehr gute Art haben wird. Das stärkste, was darwider eingewendet werden kann, ist dieses, daß sie nicht langes Stand hält. Man kann aber gar leicht neue wieder versetzen, und die alten geben vortreffliches Brennzeug ab. Allein wir den Franzosen, denen wir doch in Kleinigkeiten so gern nachzuäffen pflegen, in der Handhabung des Genstes nachahmen, und 30 oder 40 Fuß dicke Hecken an Oertern, wo der Boden kaum des Bebauens werth ist, als zum Ex. auf blossem Sande und Kiese, pflanzen wollten; so würden wir einen Vortheil davon haben, den man sich kaum vorstellen kann. Zu unserm guten Glücke haben wir nicht so häufige Boden von der Art, als sie, wo sich solche oben finden, da könnten sie doch besser zu diesem, als zu gar keinem Nutzen gebrauchet werden, und man könnte den Französischen Genst darauf pflanzen, der 5 oder 6 englische Ellen hoch wächst, und in den ersten beyden Jahren, fast gar keine Wartung erfordert. Die Franzosen finden, daß diese dicke Hecken ihrem Wilde einen starken und vortheilhaften Schutz geben, und

ches allen sowohl, als das Federvieh, des Pächters Eigenthum ist, und endlich haben sie solche ab, zum Brennzeuge.

Ein trockener, unfruchtbarer Boden, so der Luft und Sonne bloß gestellet liegt, ist der rechte Ort für eine Hecke von Genst. Hat ein Landmann einen solchen Boden, so pflanze er ja keine andere Stande darauf, auch muß er damit ganz anderst, als mit andern Heckengewächsen, verfahren. Er hat nicht nöthig, eine Baumschule zu den jungen Pflanzen anzulegen, weil das Versetzen hier nicht nöthig ist. Die Stauden müssen aus dem Saamen an dem Orte, wo sie bleiben sollen, hervorwachsen, man macht es damit also: An dem Orte, wo die Hecke stehen soll, muß der Boden im Winter tief aufgepflüget werden, und in solchem Zustande bis an das Ende des Monats März liegen bleiben. Um diese Zeit muß man ihn noch einmal pflügen, und alsdenn eggen, um ihn so eben und gut, als möglich, zu machen. Wenn dieses im Anfange des Aprils geschehen ist; so muß man behutsam über diesen Boden gehen, und wohl ausgesuchten und schönen Saamen von der Art, der französischer Genstsaamen genennet wird, darauf säen. Wenn der Saamen in der Erde ist; so lasse man an jeder Seite eine todte Hecke ziehen. Sie braucht eben nicht stark zu seyn, indem sie nur drey, oder höchstens vier Jahre nöthig ist. Der Saamen wird bald aufschiessen, und wenn die Pflanzen zu einer gewissen, kleinen Höhe gekommen sind; so müssen sie vom Unkraut gefahren werden. Mit diesem Ausgäten muß man so lange fort fahren, bis sie ziemlich stark geworden, da sie kein Unkraut ferner unter sich leiden, und alsdenn wird in drey oder vier Jahren, ohne weitere Mühe, eine sehr starke und schöne Hecke daraus werden.

Die Genstheckeu erfordern weniger Beschneiden, als die andern Arten, und können es auch auch nicht gut leiden. Es ist selten nöthig, eine solche Hecke auf den Feldern zu beschneiden, und die, so es thun, verderben sie öfters dadurch. Wenn der französische Genstsaamen gesäet ist; so wächst er selten über die ihm gesetzten Gränzen hervor, denn diese Art läuft nicht so aus, als die andern. Sollte solches aber bey einer besondern Lage geschehen; so ist am besten, die Hecken dichte am Boden abzuschneiden, und sie alsdenn aus Wurzeln hervor schiessen zu lassen. In diesem Falle aber muß sie leben wiederum, wie im Anfange, verzäunet werden, da sie denn gar bald weit ordentlicher wieder hervor schiessen wird. Wenn die Umstände dieses Abschneiden nicht erlauben, und die Hecke doch in ihren Schranken erhalten werden muß: so muß solches durch Beschneiden geschehen. Da dieses aber sehr gefährlich ist; so muß man behutsam und zwar auf folgende Art damit umgehen:

Man muß den Genst niemals zu dichte an dem alten Holze abschneiden, sonst schießt er niemals wieder aus; wenn also das Beschneiden nöthig ist; so muß

es ganz behende geschehen. Auch muß man die Jahreszeit dabey wohl in Acht nehmen, denn nichts ist den Zufällen vom Wetter so sehr unterworfen, als frisch geschnittener Genst. Wenn Kälte einfällt: so erstirbet der beschnittene Zweig gewiß davon, und wohl gar die ganze Stande. Er muß daher weder zu spät im Herbste, noch zu früh im Frühlinge, beschnitten werden, damit ihm der Frost keinen Schaden thue. Wird der Genst hingegen in gar zu trockenem Wetter beschnitten: so greiffen ihn die trockenen Winde an und verderben ihn. Aus diesen Ursachen ist es also am besten, diese Hecken gar nicht zu beschneiden, oder wenn es ja seyn muß, so muß es in der Mitte des Aprils, bey einem vollkommen gemäßigten Wetter, geschehen.

Wenn eine solche Hecke von neuem angeleget wird, oder nach dem Abschneiden aus den alten Wurzeln wieder hervor schießt: so kann man nicht sorgfältig genug seyn, die Schafe davon abzuhalten. Denn wenn der Genst jung ist; so sind seine Knospen weich und saftig; wenn er aber ein wenig stark geworden; so wird er durch seine häufige Stacheln genugsam vertheidiget.

Noch einen Vortheil dieser Art von Hecken muß ich nicht vorbey gehen, welcher darinn besteht: Es wächst der Genst nicht nur auf blossem trockenen Sande; sondern auch auf dem unfruchtbaren Seesande, eben so gut, wie die natürlichen Seepflanzen. Es erhellet hieraus, daß man von dem Genste auch an solchen Orten Hecken [illegible] kann, wo sonst nichts [illegible] wachsen will, von welchen D[illegible] tern man fast durchgehends [illegible] bet, daß es nicht möglich [illegible] sie durch Hecken einzuschließen.

Kaum einige Art von [illegible] wird von einer Genstheckе [illegible] wenn sie eine gewisse Höhe [illegible] reichet hat. Einige sind [illegible] auf die Gedanken gerathen, [illegible] der Genst ungesund sey, [illegible] die meisten Creaturen einen [illegible] türlichen Trieb haben, alle [illegible] Kräuter zu vermeiden, die [illegible] schädlich sind. Allein, das [illegible] ein gemeiner Irrthum. Das Vieh ist aus keiner andern Ursache so scheu dafür, als wegen seiner vielen Stacheln; denn sonst ist kein Kraut gesunder. Man säet den französischen Genst in einigen unserer westlichen Landschaften, auf eine Lande, daß sonst nichts tragen will. Man hackt die grünen Köpfe davon klein, und giebt sie den Pferden. Auf diese Art nehmen ihnen das Stechen benommen; die Pferde fressen sie auch sehr gern, und es ist ein gutes Futter für sie.

Gentil, s. Falcke.

Genüß, Genüß geben, Genießen, Gepfnecht, ist eine Redensart der Jäger, welche alsdann gebraucht wird, wenn man bey einem Jagen das erste gefällte Wildpret, weil es noch warm ist, aufbricht, das Eingeweyde zerhackt, und sammt dem mit dem Schweisse vermischten Brod den Jagdhunden zu fressen giebet. Dieses heißet Genüß geben oder Pfneichen; das Fressen selbst aber Genüß oder

Ge-

Gepfneisch. Dieses Genüssen, wenn man den Leithund arbeitet, geschiehet also: Es stellet sich der Jäger früh vor Holze, und bestrebet sich, einen Hirsch zu schiessen. So bald dieses geschehen, schärffet er den Hals bis an die Brust auf, löset die Kehlbraten heraus, klemmet selbige zwischen des Hirsches Schalen, zerwirkt auch wohl auf einer Seite den Hirsch, legt selbige unten, und die ganze Seite oben, deckt den Hirsch mit grünen Brüchen wohl zu, holet seine Leithunde, und arbeitet mit seinen Cameraden auf die Fehrten nach, wo der Hirsch zu Holze gezogen, lässet einen um den andern vorschiessen, und zeichnen, bis sie bald an dem Hirsch sind, da er sie denn nochmals zeichnen, und hierauf sammt dem Hengseil hinanschiessen lässt. Er muß aber auch gleich selbst herbeyeilen, und die Hunde das aus den Schalen heraus, wie auch nachhero von der zerwirkten Keule, Blat und Halse vollends satt, aber nicht überley geniessen lassen, das übrige nach und nach wieder mit Brüchen bedecken, den Hunden recht geben, und sie mit dem Bruche ablieben und gemächlich abtragen. Solch Geniessen macht die Hunde feurig. So man des andern Morgens wieder mit ihnen heraus zeucht, werden sie sehr fleissig seyn. Wenn man es vor nöthig findet; kann man sie noch ein oder zweymal genüssen lassen.

Will man den Hunden Genüß geben, so muß man dabey sehr behutsam gehen, und vor allen Dingen seinen Leithund wohl beurtheilen, ob er eifrig und hitzig, oder faul und kaltsinnig suchet, welchen beyden Mängeln mit Verstand muß abgeholfen werden. Dem hitzig und begierig suchenden muß man vom Genüß ja nichts geben; sonst würde man ihn noch hitziger und unbrauchbarer machen. Die beste Hülfe aber bestehet hier darinn, daß er denselben kurz führet, ihm nicht mit starker Stimme, noch zu ofte zuspricht, ihn auch auf keine frische Fehrte bringet, oder was lebendiges sehen läßt, u. d. g. Einem kaltsinnigen und faulen Hunde aber kann mit dem Genüß, zumalen wenn er solchen liebet, und gerne annimmt, merklich geholfen werden. Man muß ihm aber den Genüß ganz warm mit frischem Schweisse geben. Denn dadurch wird ihm ein Muth gemacht, die Hirschfehrte desto besser und williger zu suchen. Sollte er es das erstemal nicht annehmen wollen; so muß man ihm durch die Hungerur den Appetit erwecken.

Genüß geben, s. Genüß.

Genüßjagen, heißt das erste Jagen im Jahr, zur Hirschfeiste oder Schweinhatzzeit, da den Jagdhunden mit besondern Ceremonien der Genüß gegeben, und dabey mit den Hörnern geblasen wird.

Gepanzerte Hunde, s. Gepackte Hunde.

Gepfneisch, s. Genüß.

Gepfneitsch, s. Genüß.

Gepneuscht, s. Getöset.

Gepst, s. Getöset.

Geräusche, s. Lunze.

Gerberbaum, Färberbaum, Schlingbaum, Sumach, Schmack, lat. Rhoe, Rhois, Rhus, Rhus folio Ulm, Rhus coriaria, Rhus ſ. Sumach coriariorum, Rhus ſ Sumach Obſoniorum, Rhus culinaria, Rhus rubrum, Sumach Arabium, franz. *Sumac*, iſt ein mittelmäßiger Baum, der in Italien, Frankreich, Portugall und Spanien, an felſichten Orten wild wächſt, bey uns aber in Gärten zur Zierde gepflanzet wird. Gerberbaum und Rhus coriaria wird er genennet, weil die Gerber die Rinde und Blätter davon gebrauchen, das Leder damit zu gerben, und dicke zu machen; Färberbaum, weil ſich die Färber deſſelben bedienen, die Tücher damit zu färben; Rhoe, Rhois und Rhus, weil er die Durchflüſſe ſtillet; Rhus Obſoniorum, weil man damit vormals denenjenigen die Zugemüſſen an ſtatt des Salzes gewürzet, die mit der rothen Ruhr, und andern Bauchflüſſen behaftet waren; Rhus culinaria, weil man ihn vor dieſem in der Küche ſtark gebrauchet. Er wächſt bis 5 und mehr Ellen hoch, hat viel zarte Aeſte, welche mit einer dunkelbraunen, rauhen oder wollenen Rinde, ſonderlich gegen die Spitzen zu, bekleidet, und inwendig voller Mark ſind. Und weil dieſe rauhe Rinde dem Baſt der neu aufgeſetzten Hirſchkolben gleich ſiehet; ſo nennen ihn einige Hirſchbaum. Aus den Aeſten wachſen Rippen, daran je 4 oder 5 Paar rauhe eingekerbte Blätter, den Ebereſchen oder Vogelbeerblättern gleich, hängen. An den Gipfeln der Aeſte zwiſchen den Blättern kommt im May eine röthliche krauſe Blüte hervor, woraus nachgehends eine kleine lichte gerade aufſtehende Frucht wird, welche aus vielen rothen Körnern beſtehet, in welchen ein glatter und platter Saame, wie eine Linſe, verborgen lieget. Die Frucht bleibet den Winter über am Baum; die Blätter aber fallen ab. Die Wurzeln laufen ganz flach in der Erde weg, und greiffen nicht tief ein. Er kan die Winterkälte wohl vertragen, und darf daher, wenn er die Jahr überſtanden hat, nicht eingebunden, noch bedecket werden. So nimmt er auch ſo wohl mit ſchlechtem, ſteinigtem, als gutem Grunde vorlieb; wiewohl dieſer ſeinen Wachsthum merklich befördert. Er kan zwar aus ſeinem Saamen fortgebracht werden, aber viel ſchneller und gewiſſer durch die Brut, die er um den Stamm herum auszuſtoſſen pfleget, und welche man ihm von Zeit zu Zeit benehmen muß.

Der Saamen, gemeiniglich Sumachkörner genannt, führet viel Salz und Oel, und hilft wider die Bauchflüſſe, Blutſpeyen und Blutharnen, geſtoſſen in einer Brühe genommen; äuſſerlich aber wieder Entzündungen, böſe Geſchwüre, faules Fleiſch u. d. g. In Roſen- oder Wegerichwaſſer geweicht, und die Augen damit beſtrichen, ſoll er für den Blattern bewahren; die Blätter aber, in Clyſtieren gebraucht, die rothe Ruhr ſtillen. Die Alten bedienten ſich des Saamens dieſer Bäume an ſtatt des Salzes, und an einigen auswärtigen Orten bedienet man ſich deſſelben noch als eines Gewürzes zu denen Speiſen.

Gerah-

Gerahmet, ſ. Rähmen.

Gerecht, heißt 1) bey den Jägern ſo viel, als verſtändig, geübt und erfahren oder kundig, z. Ex. Jagdgerecht, Hirſchgerecht, Holzgerecht, Forſtgerecht, wovon an ſeinem Orte nachzuſehen. 2) Wird von dem Hunde geſagt: es iſt ihm gerecht, wenn er die Fehrte luſtig und begierig anfällt. 3) Wird von einem Baum oder Stamm geſagt: er gehe gerecht, wenn er gerade in die Höhe gewachſen und gleichſpaltig iſt. Das Gegentheil davon heißt ſchnellgehend. ſ. Schindelſtamm.

Gereichen, heißt in der Falkuerey, wenn der Weydmann den Habicht nachfliegen läßt.

Geren, Geeren, iſt ein zum Fiſchfang gehöriges Inſtrument. ſ. Aalfang.

Gereuthbachſtelze, ſ. Lerche.

Gereuthlerche, ſ. Lerche.

Gerfalke, ſ. Falke.

Gerfant, ſ. Adler.

Gerfant, ſ. Falk.

Gerinne, an einem Teich. ſ. Teichfiſcherey, Nro. I. lit. B) γ) a).

Geſang, ſ. Gelock.

Geſchiftet, ſ. Schiften.

Geſchirrholz, ſ. Schirrholz.

Geſchleiff, heißt die Wohnung oder der Bau, welchen ſich die Biber über dem Waſſer an den Ufern mit ſonderbarem Fleiß zurichten pflegen. ſ. Biber.

Geſchloſſen, ein Forſtterminus. ſ. Loden.

Geſchmeiſſt, ſ. Schmeiſſen.

Geſchöpfet, ſ. Schöpfen.

Geſchrenke, ſ. Schrenken.

Geſchühe, Geſüſſe, franz. *Geck, Gecks, Gets*, ſind zwey, ungefehr eines Fingers lange, fein gearbeitete, gelinde, und mit Schellen verſehene Riemen, welche dem Falken um beyde Füſſe geleget werden, um die Wurfriemen daran zu befeſtigen. ſ. Falkenier.

Geſchütze, nennen die Jäger die Geſäſſe der Falken.

Geſchwär, Geſchwulſten der Hunde, werden auf zweyerley Art, nämlich durch Schneiden, und durch Arzney geheilet. Wenn ſie durch den Schnitt curiret werden ſollen; ſo muß der Jäger eine Nadel, die gekrümmet iſt, mit einem Faden nehmen, und ſolche unter die Adern durchziehen, die Adern aber zuvor binden, damit ſie nicht ſchweiſſen, wenn der Schnitt gethan wird; hernach die Geſchwulſt mit einem Scheermeſſer ringsherum ausſchneiden, und heraus thun, die Nerven mit einem heiſſen Eiſen brennen, und alsdenn Drachenblut, einen Dotter von einem Ey, und Leinwand zu Pulver gebrannt, nehmen, alles mit Eſſig wohl ſieden, und dem Hunde auflegen; ſodenn aber Speck in Waſſer einträufeln, weiß Nießpulver ſtoſſen, darunter miſchen, und den Hund täglich damit verbinden. Zu eben dieſer Beſchwerung iſt auch folgendes Recept dienlich: Nimm 3 friſche abgebrochene Dornen von einer Dornenhecke, lege ſie 24 Stunden in das Menſtruum einer Weibsperſon,

persen, beschmiere sie alle 3 damit, und stecke sie mitten auf die Geschwulst, so tief sie hinein gesteckt werden mögen. Wenn sie aber nicht hinein wollen, muß man ein Loch mit einem Pfriemen, oder einer grossen Nadel machen, und alsdann die Dornen darinn stecken lassen, bis sie selbst wieder heraus fallen; also verschwindet die Geschwulst von selbst, und vergehet in wenigen Tagen.

Gesenke, heissen bey der Fischerey die runden cylindrischen von Eisen oder Bley gemachten Gewichte, welche an dem untersten Saum einer Wathe oder eines andern Fischnetzes angemacht sind, damit solche auf den Grund eines Teiches oder Flusses aufstreichen, und also verhindern mögen, daß keine Fische unter dem Netze durchgehen können.

Gestärkter Falke, s. Falke.

Gestäude, s. Staude.

Gestelle, nennet man die Schenkel des Habichts, welche auch wohl das Fußgestelle genennet werden.

Gestellet, s. Stellen.

Gesträuche, s. Staude, Gebüsche.

Gestreift, s. Streiffen.

Gestürzt, s. Stürzen.

Getöset, Gepneuscht, Gepfft, wird von Jagdhunden gesagt, wenn sie sehr gelauffen sind, und ihnen der Bauch sehr schläget.

Gei, s. Geschähe.

Gewärff, s. Gewehr.

Gewaldrycht, s. Waldrecht.

Gewehr oder Schießgewehr, s. Büchse.

Gewehr, Gewärff, Gewerff, Hadersen, Waffen, Wehrzähne, nennet man die vier grösten Zähne der wilden hauenden Schweine, mit welchen sie Leute und Hunde darnieder zu schlagen vermögend sind. Von nemlich aber gebrauchen sie die untersten beyden Zähne darzu, womit sie gewaltig um sich hauen, aber einem liegenden keinen Schaden zufügen können; da hingegen eine Sau mit ihren Zähnen unter sich beissen und zerreissen, aber einem, der aufgerichtet stehet, wenig Schaden thun kann.

Geweihe, Geweyhe, Gehörne, Gewichte, nennet man die Hörner des Hirsches, welche demselben sowohl zur Zierde, als zur Gegenwehr dienen. Es bestehet aber ein solches Hirschgewehr aus 2 Stangen, deren jede mit etlichen an der Seite heraus gewachsenen Enden oder Sprossen versehen ist. Im andern Jahr wächset dem Hirsch das erste Gehörn, welches Spiesser genennet wird, und welches derselbe nachmals alle Jahr, und zwar ein jagdbarer Hirsch im Merzmonat, ein geringerer Hirsch aber, und zumal ein von diesem ersten-Gehörne also genannter Spiesser, bisweilen erst im May abwirft, auch bis in das folgende Jahr bey dem Aufsetzen desselben jedesmal an der Zahl der Enden vermehret, dergestalt, daß er im sechsten Jahr schon 14 oder 16 Enden hat, im siebenden aber bereits alle Enden bekommt, die er sein Lebtage bekommen soll,

ſolle, und mehret ſich ſodann ſein Gehörne nicht weiter, als in die Dicke. Merkwürdig iſt, daß ein Hirſch, wenn er in der Kalbzeit an ſeinem kurzen Wildpret oder Teſticuln verletzet, oder gar verſchnitten wird, gar kein Gehörne bekommt, ſondern, gleich einem Thier, kolbicht bleibet, aber deſto ſtärker am Leibe wird. Hat er aber ſchon ein Gehörne getragen und abgeworfen, und leidet in der Kalbzeit an dieſem Orte Schaden; ſo wächſt ihm zwar das Gehörne, doch aber allezeit ſchwürig, und wird niemals reiff. Hat er hingegen ſein reiffes Gehörne auf dem Kopf, und wird an dem gemeldten Orte beſchädiget; ſo bleibet ihm das Gehörne beſtändig auf dem Kopf, und er wirft es niemals ab. Wird er aber durch einen Schuß daſelbſt verletzet; ſo wird er ganz auſſer der Zeit werfen, verrecken und ſchlagen, nachdem die Zeit iſt, bis die Wunde wieder heil wird, und dieſe nennet man Kümmerer.

Uebrigens giebt es unterſchiedene Gehörne, welche nach ihrer äuſſerlichen Geſtalt Crongehörne, flache Hand, Gabelgehörn, Klippicht Gehörn und Widerſinnsgehörn genennet werden, wovon dieſe Benennungen nachzuſchlagen. Von allen dieſen aber iſt das Damhirſchgehörne unterſchieden, als welches keine runde Stangen, ſondern breite und platte Schauffeln und Enden hat. Die Hörner eines Rehbocks werden allein Gehörne, nicht aber Geweyhe genennet. Das abgeworfene Gehörn nebſt dieſen Stangen iſt eine Jagdnutzung; daher es auch ſehr geſucht, und in denen Jagdordnungen befohlen wird, wenn es irgend ein Unterthan findet, ſolches einzuliefern. (*Finſterwald* Obſerv. pract. ad conſuetud. Auſtriac. lib. 3. obſervat. 156. num. 61.). ſ. a. Anſprechen, Hirſch.

Gewende, Wende, Himmelsſpur, Himmelszeichen, wird dasjenige Zeichen genennet, welches der Hirſch in der Fehrte vor einem Thier thut, da nämlich der Hirſch mit ſeinem Gehörne in einem Dickigt oder Knack die dürren Aeſte antrift, daß er dieſelben, wenn er ſich wenden und fortgehen will, zerbricht und knicket, daß ſie herab hängen, woran man die Höhe und Breite des Gehörns merken kann; oder wenn der durch die Sträucher flüchtig werdende Hirſch mit dem Gehörne das Laub umwendet, und es gleichſam verkehrt ſtreifet. Und hievon hat der Jäger, wiewohl es nur in einem laubichten Dickigt geſchehen kann, deſto gewiſſer den Hirſch damit anzuſprechen, weil ihm ſolches kein Thier nachmachen kann.

Gewerff, ſ. Gewehr.

Geweyhe, ſ. Geweihe.

Gewicht der Hirſche, ſ. Geweihe.

Gewölle, heiſſen die Jäger diejenigen Haare oder Federn, welche die krummſchnäblichten Raubvögel, als Adler, Falken, Habichte, Schuhu, Eulen ꝛc. mit ihrem Raube oder Aetzung genieſſen, und in ihrem Kropf ſammlen, aber des andern Tages frühe wieder werfen oder ausſpeyen. Bevor dieſes geſchiehet, ſind ſie nicht

im Stande, das geringſte zu ſchlagen oder zu fangen.

Gewohnheit, ſ. Forſtgerechtigkeit, lit. C) γ).

Geworffen, ſ. Werffen.

Geweyhe, ſ. Geweihe.

Geyer, Geier, lat. Vultur, fr. *Vautour*, iſt ein groſſer bräunlichter Raubvogel, an Geſtalt dem Adler gleich, welcher mehr nach Aaſe, als nach dem Raube flieget, und einen ſehr ſtarken Geruch und ſcharfes Geſichte hat. Seine Farbe iſt gemeiniglich aſchgrau oder braun, der Schnabel dicke, ſtark und krumm, die Füſſe groß und mit Klauen verſehen. Sie finden ſich häufig in Scythien, und auf denen Gebürgen, am Rhein und an der Donau. Die bekannteſten Arten derſelben ſind die Aſchenfarbichten, Caſtanienbraunen, und Goldgelben, welche letztere ſeltener, als die beyden vorhergehenden, gefunden werden. Weil ſie mehr nach dem Aaſe, als nach dem Raube fliegen, werden ſie auch Roßgeyer und Aasgeyer genennet. Diejenigen aber, deren Raub im Fiſchwerk beſtehet, nennet man Fiſchgeyer. Dieſe kommen dem Mauſegeyer ſowohl in der Geſtalt, als mit Horſten und Brüten gleich. Sie können ſehr ſcharf ſehen, wo ein Fiſch im Waſſer ſtehet, ſchlagen wie ein Pfeil hinein, und holen manchmal anderhalb bis zweypfündige Fiſche mit ihren Fängen heraus, und führen ſolche mit Verwunderung weg. Vom Waſſer werden ſie nicht ſogleich naß, weil ſie mit Pflaumfedern, wie andere Waſſervögel bewachſen ſind. Sonſt ziehen ſie zur Herbſtzeit weg. Der Haaſengeyer, ſo gröſſer, als der Fiſchgeyer iſt, hat ſeinen Nahmen daher, weil ſein Raub mehrentheils in Haaſen beſtehet. Der Hünergeyer, Stoßgeyer, oder weil er gemeiniglich in Steinfelſen horſtet, Steingeyer, und ſonſt auch Hüneraar, Weichmilane, und Schwalbenſchwanz genannt, raubet ſowohl in Höfen, als auf der Waide, das junge Geflügel an Hünern, Enten und Gänſen. Er horſtet in unſern Landen, brütet 3 bis 4 Junge aus, ziehet am allererſten mit weg, und kommt auch, ſo bald der Froſt vergehet, wieder an. Der Klauſegeyer raubet gemeiniglich nur Mäuſe und Fröſche, wiewohl er auch an den jungen Haaſen und am Gevögel nicht geringen Schaden thut. Er horſtet auf die Art, wie andere Raubvögel, und ziehet zwar auch, allein nur hier zu Lande, von einem Orte zum andern, als nämlich wenn ein Paar dergleichen an einem Ort und in einer Gegend, wo Teiche und Sümpfe anzutreffen, zu horſtet, und denn dieſelbe zuſtören; ſo machen ſich die Vögel in die ebene Felder, und fangen die Mäuſe weg, fallen auch wohl, wenn ſie Gelegenheit dazu finden, auf die Luder. Der Aastelgeyer oder Kötelgeyer iſt wohl der nutzbareſte unter allen Raubvögeln, inmaſſen ſein Raub in nichts als Mäuſen oder jungen und noch nicht flüchten Vögeln beſtehet. Er horſtet mehrentheils auf Kirchthürmen oder alten Gemäuren, und fällt jedermann mit ſeinem widerwärtigen Geſchrey beſchwerlich, zieht, wie andere Vögel, weg, und

und kommt zu rechter Zeit wieder. In der Arzney soll das Gehirne vom Geyer vor das Hauptweh, die Lunge vor das Blutspeyen, die Leber vor die fallende Sucht, die Galle vor die Augen, das Fett vor die reissende Gicht, die Sehnen aus den Füssen um die Ferse gewickelt, vor das Podagra, und das Fett mit seinen Pflaumfedern auf den Magen gelegt, zu dessen Stärkung gut seyn.

Geyeradler, s. Adler.

Geylen, s. Geilen.

Gibel, Giebel, Giblichen, ist eine kleine Art Karauschen oder eine Zwergart der Karpfen. Mit der Proportion ihres Gewächses gleichen sie der Karausche sehr. Der Kopf ist zwar dicker, als an dieser, sonst aber auch so breitlicht, doch etwas dickrückiger, und mit eben solchen Schuppen, dennoch aber ist ihre Farbe gelber. Er ist so wenig, als die Karpfen und Karauschen ein Raubfisch, sondern nähret sich im Schlamm und moosichten, noch besser aber in lettigem Boden. Man mag sie in Teiche, stehende Timpel, Mist- und schlechte Wasserlöcher setzen, wie man will; so erhalten sie sich, und ersticken auch nicht leicht zur Winterszeit unter dem Eise. Es ist daher vor einen Hauswirth ein nützlicher Fisch. Wenn er schon keine grosse Teiche und Wasser, sondern nur mässige Wasserlöcher hat, so kann er diese Fische gar leicht darinn erhalten und erzeugen. Wenn sie in Viehtränken gesetzt werden können; so gedeyhen sie insonderheit recht gut, und werden fett, auch recht angenehmen Geschmacks, und bekommen nicht so leicht einen moosichten Geschmack, als bisweilen die Karpfen und Karauschen; daher sie auch von vielen der Karausche vorgezogen werden. Ihre Streich- und Laichzeit ist im April und May. Sie mehren sich stark, werden aber nicht sonderlich gross. Wenn sie ein Viertel bis höchstens ein halb Pfund werden, so heissen sie schon gross. Die Ursache davon ist wohl diese, weil sie so zeitig und schon im andern Jahre streichen, und da folglich ihre Vermehrung so viel gleich untereinander ist; so können sie sich auch in der Grösse nicht sehr erstrecken. Man setzet sie eben nicht sonderlich mit in Teiche, sondern nur in kleine Weyher, Timpel und Lachen. Ihre Zubereitung in der Küche bestehet darinn, daß man sie schuppet, ihnen das Eingeweyde ausnimmt, und etliche Kerben auf beyden Seiten in sie schneidet. Hierauf siedet man sie ziemlich wohl, und machet entweder eine gute Brühe darüber, z. Ex. mit Kappern, Kümmel und Rahmspeck, Nelken, Knoblauch, Zwiebeln, oder man bäcket sie aus Schmalz oder Baumöl, wie andere Bratfische, oder man mariniret sie, wie Forellen.

Gibier, s. Federwildpret.

Gibitz, s. Kibitz.

Giblichen, s. Gibel.

Giboyer, heißt in der französischen Jägerey zu Fusse und ohne Geräusche mit der Flinte auf die Jagd gehen. s. a. Vogelsteller.

Giebel, s. Gibel.

Gießbach, s. Bach.

Giese,

Giese, s. Bäse.

Gigotte, ist ein französischer Jägerterminus, da man von einem Hund sagt: *Chien bien Gigotte*, wenn er runde Schenkel und breite Hüften hat, welches ein Zeichen der Geschwindigkeit ist.

Gimpel, Gümpel, Blutfinke, Dohm- oder Thumpfasse, Rothfinke, Rothschlegel, lat. Pyrrhula, Rubicilla, ist ein kleiner Vogel, der nicht so wohl wegen seines natürlichen Gesanges, welches sehr schlecht klinget, als wegen seiner schönen Farbe und Geschicklichkeit, welche er in Erlernung der vorgepfiffenen Lieder zeiget, von den Liebhabern der Vögel äßimiret wird. Er hat bis an die Augen herunter einen kohlschwarzen Kopf, und einen schwarzen, dicken und stumpfen Schnabel. Die ganze Brust ist recht hochziegelroth, welche Röthe sich bis hinauf zu den Augen erstrecket, so daß die Backen zu beyden Seiten des Kopfes sowohl roth sind, als die Brust. Wo die Röthe unten an dem Bauche aufhöret, da fangen weisse Federn an, welche sich bis an den Schwanz erstrecken. Der Schwanz ist, wie oben der Kopf, kohlschwarz, ohne daß der geringste Spiegel zu sehen. Gleich bey dem Anfang des Halses fängt sich auch eine feine blaue Farbe an, welche jedoch nicht so scheinend und angenehm ist, als das Blaue bey einer Blaumeise. Diese nimmt den Rücken, und auch etwas von den Flügeln ein, deren lange Federn ganz schwarz sind. Wo die blaue Farbe unten am Rücken nahe bey dem Schwanze aufhöret, da fängt sich eine weisse Farbe an, welche dem Vogel, wenn er fleugt, eine besondere Zierde giebet. Das Weiblein ist von dem Männlein gar viel unterschieden, und also sehr kenntbar. Den kohlschwarzen Kopf haben sie miteinander gemein, und wo das Männlein weiß ist, da findet sich jenes ebenfalls mit weissen Federn bewachsen; aber es hat weder rothe, noch blaue Federn, sondern die Brust gleichet dem Finkenweiblein ihrer, und zwar noch dunkler, nicht anderst, als wenn das Rothe mit Koth beschmieret worden wäre, und am Rücken, wo es blau seyn solle, ist es aschfarbicht, und hat an dessen Ende nicht so viel Weisses, als das Männlein.

Der Grösse nach giebt es dreyerley Gattungen. Die erste Gattung ist die schönste, und wird an Grösse einer Weindrossel nicht viel nachgeben, obgleich der Gimpel, weil er kurzbeinigt ist, so groß nicht aussiehet. Die 2te Gattung wird ungefehr einem Emmerling gleich kommen, ob sie schon, weil sie etwas dicker sind, grösser, als ein Emmerling, aussehen. Diese heisset man Hellschreyer, und sind die gemeinsten, weil sie fast an allen Orten brüten, da hingegen die Grossen sich nur in gar kalten Winter sehen lassen. Die 3te Gattung ist die kleinste, so gleich um Michaelis nur vorbey streichet. Diese Gattung ist nicht grösser, als ein Haussperling. Alle zusammen aber haben schwarze Füsse, und sehen breitbrüstig aus, suchen ihre Nahrung an Vogelbeeren, Kreuzbeeren, Hagebutten, Wachholderbeeren u.

d. g.

d. g.; daher sie das ganze Jahr hindurch sehr wenig auf die Erde fallen, vielmehr ihre Nahrung von den Stengeln der Früchte herablesen, und daher, wo nahe am Walde Heidekorn, Hirsen u. d. g. gesäet wird, sich auf die Stengel setzen, und oft die noch unzeitigen Körner herausbeissen. Im Winter aber, da ihnen dieß alles entgehet, wenden sie sich vom Walde hinweg, streuen sich im Lande hin und her aus, und suchen sowohl in Hecken die Beere, als auf den Birnbäumen die Tragknospen zu ihrer Speise auf.

Ihre Brut verrichten sie in grossen Wäldern auf jungen Schlägen, welche so dicke stehen, daß man kaum durchkriechen kann. Daselbst bauen sie hinein, selten höher, als eine Amsel, jedoch zuweilen auch so hoch, als eine Drossel, und brauchen zu ihrem Neste ebenfalls, nach Unterscheid des Ortes, verschiedene Materialien, gemeiniglich aber sehr zartes Mooß, und kleine dürre Baumreißlein. Ein Blutfinke soll selten über 4 Junge in seiner Brutzeit ausbringen. Sie streichen zwar zur Herbstzeit mit andern Vögeln auf ziemlich starken Flügen, aber nur von einem Walde in den andern. Wenn ihnen aber das Futter zuletzt fehlet; so zerschlagen sie sich in kleine Hauffen, um hin und wieder in Gebüschen ihre Nahrung zu suchen. Man fängt sie mit Leimspindeln, die man auf kleine Bäumlein stecket, und einen Lockvogel darunter, oder mitten hinein setzet. Denn es ist schwerlich ein Vogel zu finden, der begieriger auf die Locke gehet, als der Gimpel. In den Herbst- und Wintermonaten fallen sie auf allen Herden ein, wo sie Vögels oder andere dergleichen Beere finden. Sie sind auch vermittelst eines Klobens auf einer Meisenhütte zu bekommen, wenn man an statt der Lockmeise einen Gimpel hinhänget, oder nur einen ausgestopften solchen Vogel nechst dem Kolben hinsteckt, und mit dem Munde lockend das Geschrey der Blutfinken nachmachet. Wer dergleichen Vogel zur Locke halten will, mag ihm anfänglich ganzen Hanf geben, nach drey oder vier Wochen aber ihm denselben entziehen, und ihn dafür mit Rübsen oder Rübesaat und Leindotter füttern, auch zuweilen, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, mit Beeren versehen; da er denn bey solcher Wartung eine lange Zeit dauren, und seine Dienste verrichten wird.

Gipfelreich, s. Höllreich.

Gite, s. Lager, Stand.

Glaire, s. Lager.

Glandatio, s. Mast.

Glandes fageæ, s. Buchecker.

Glanis, s. Wels.

Glans, Glans quercina, s. Eichel.

Glareola nova, s. Brachvogel.

Glareola plumbaria, s. Schrot.

Glaswelden, s. Weide.

Glockengarn, s. Rebhun.

Glu, s. Vogelleim.

Gluau, s. Leimruthe.

Glück zur Jagd, s. Weydmanns Heil.

Gnaden-

Gnadenholz, ſ. Fuyholz.

Gnadenjagd, iſt eine von dem, der das Jagdrecht hat, aus beſonderm guten Willen, einem andern erlaubte Begünſtigung, in ſeiner Wildbahn zu jagen, und das Wild zu fangen. Bey ſolchen Gnadenjagen wird dieſes insgemein beobachtet, 1) daß man die Conceſſion auf eine gewieſſe Perſon richte, 2) einen gewieſſen Ort, Diſtrickt und Bezirk, wo das Jagen exercitet werden ſolle, ausdrücke, 3) eine gewieſſe Jagdordnung vorſchreibe, nach welcher das Jagen anzuſtellen, 4) die Conceſſion und Bewilligung auf eine gewieſſe Zeit einſchränke, 5) die freye Wiederruffung ſich vorbehalte, 6) hierüber ein Inſtrument aufrichte, und endlich 7) ſich einen Revers ausſtellen laſſe, worinnen derjenige, dem dieſe Bewilligung geſchehen, dieß alles bekennet, und dabey verſpricht, von dieſem Jagen wieder abzuſtehen, wenn und zu welcher Zeit es demjenigen, der es ihme bewilliget, gut dünken wird. Inſonderheit muß derjenige, dem die Gnadenjagd verſtattet worden, ſich anheiſchig machen

a) daß er die Gelegenheit des Forſts und Bezirks mit allem Fleiß bewahren, die Gerechtigkeit deſſelben handhaben, und zum beſten verſehen, die Mark- oder Mahl- und Grenzſteine im Weſen erhalten, aus dem Zulaſſen ſolches Jagens an beſtimmten Oertern jetzo und hinführo keine Gerechtigkeit machen, noch auſſerhalb vorerwehnten Bezirks, weder vor ſich noch durch ſeine Diener und die Seinigen, in den herrſchaftlichen Forſt greiffen, oder jagen, auch jemand anders zu jagen geſtatten oder vergönnen wolle, und was ſonſten noch für Punkte in dergleichen Reverſen ausgemacht zu werden pflegen.

b) Und wie ſolcher Revers nach der Conceſſion muß eingerichtet ſeyn; alſo hat auch denſelben derjenige, dem eine Gnadenjagd zugeſtanden worden, auf das genaueſte nachzuleben. Wenn dahero die Jagd des hohen, rothen und ſchwarzen Wildprets, als der Hirſche, wilden Schweine ꝛc. vergünſtiget iſt, der Has nicht die Befugniß, das kleine Weydwerk zu exerciren, und Haſen und Füchſe zu ſchieſſen, obgleich ſonſten, der bekannten Rechtsregel nach, dem, welchem das mehrere erlaubet iſt, das, was weniger iſt, nicht verwehret werden mag. Denn bey dieſer Jagdmaterie leidet dieſe Regel ihren beſondern Abfall; ſintemal die hohe und niedere Jagd beſondere Arten ſind, bey welchen man nicht von einer auf die andere folgern kann. Gleichergeſtalt, wenn der Forſtherr einem die Befugniß ertheilet, nach Füchſen und Haſen zu reiten, und zu baitzen; ſo hat derſelbe dennoch nicht die Macht, auf dem Reviet ſich anzuſtellen, und einen Fuchs oder Haſen mit der Büchſe zu ſchieſſen, indem dieſes beſondere Handlungen ſind. ſ. a. Anſtellen.

c) Der Gnadenjagd kann ſich jemand ſo lang anmaſſen, als ſie der Forſtherr nicht wieder zurücke nimmt. Läßt aber jener, nachdem dieſer die Gnadenjagd

zey-

revociret, vom Jagen nicht ab; so wird er nicht unbillig belangt. Ein anderes ist es, wenn er nöthige Unkosten, z. Ex. zu Behauptung der Jagd- und Forstgerechtsame ꝛc. aufgewendet, welche ihm von Rechtswegen vorhero wieder zu ersetzen sind, ehe er von der concedirten Jagd abstehet.

d) Wegen der Personen, die der Gnadenjagd fähig sind, müssen wir noch anmerken, daß niemand, als die Bauren, damit sie nicht vom Ackerbau abgezogen werden, und die Mönche, welchen aber, als etwas anständigers, das Fischen erlaubet ist, davon ausgeschlossen sind. Es kann auch derjenige, dem die Gnadenjagd concediret ist, sie nicht wiederum einem andern bewilligen, weil man überhaupt die aus sonderbarer Gnade einem ertheilten Privilegien andern nicht abtretten kann; doch aber ist demjenigen, der die Koppeljagd hat, erlaubt, sie als eine Gnadenjagd jemand zu concediren, so lange er nämlich die Mitposeß hat, und sie von dem andern nicht zurückgenommen wird, oder der andere sich ihrer begiebet. Wiederum ist auch derjenige, der die Jagdgerechtigkeit von dem Landesherrn entweder als eine Belehnung, oder durch Verjährung überkommen, allerdings befugt, die Gnadenjagden einem andern zu verstatten. Denn wenn der Vasall berechtiget ist, entweder das ganze Gut, oder einen Theil desselben einem andern, der mit ihm von gleicher oder besserer Condition ist, auf eben die Art, und nach eben den Verträgen, wie er es selbst acquiriret hat, zu überlassen, wie dieses denen Lehnrechten nach vergönnet ist; so stehet ihm ja noch vielmehr zu, es bittweise zu concediren. Und dieß ist auch denen Subvasallen und allen übrigen erlaubt.

Siehe *Abasv. Fritsch* de Venat. precar. per tot. Noz Meuter vom Jagd- und Forstrecht, part. 2. rubr. von aus Gnaden und durch einen Revers zugelassenen bewilligten Jagensgebrauch. *Harpprecht* Differt. de Venat. precar.

Gnesion, s. Adler.

Gob, s. Gründling.

Gobii. s. Gründling.

Gobions, s. Gründling.

Gobius fluviatilis, s. Aalraupe.

Gögler, s. Buchfinke.

Göse, s. Jäse.

Goldadler, s. Adler.

Goldammer, s. Emmerling.

Goldamsel, s. Amsel.

Goldfisch, lat. Chryson, heißt diejenige Art Fische, die bey Colberg in der Ostsee, ingleichem bey Stettin im Frischenhaff in Menge gefangen werden. Dieser Fisch ist schuppig, länger und etwas breiter, als ein Hering, wird meistens geräuchert, und also verführet. Er ist zwar kein gar zu gesundes Essen; doch wenn man sich dessen etwa zur Abwechslung einmal bedienen will; so weichet man ihn vorhero ein, und kochet ihn alsdenn, wie etwa die geräucherten Hechte, mit Rüben.

Seine Benennung hat er vermuthlich von der Farbe bekommen, indem er, wenn er geräuchert ist, recht Goldfarbig aussiehet.

Goldgeyer, s. Geyer.

Goldhähnlein, ist ein kleiner Vogel, der nebst dem Zaunkönig mit vor den kleinsten gehalten wird. Er ist am Leibe Olivenfarbig, fast wie eine Nachtigall, am Bauch aber weißlicht. Auf dem Kopf hat er ein Crönlein oder Blasgen, wie ein Gerstenkorn von Pomeranzenfarbe, und auf den Flügeln goldgelbe melirte Federn. Seine Nahrung suchet er auf den Weiden an kleinen Gewürmen, und beweget sich stets, wie die Schwarzmeise. Er brütet im Gebüsche, und bringet in 12 bis 14 Tägen 4 bis 5 Junge aus. Im Herbst ziehet er mit andern Vögeln, jedoch am spätesten fort.

Goldkarpfe, s. Aurata.

Goldweiden, s. Weide.

Gorge Rouge, s. Rothkehle.

Goujons, s. Gründling.

Govion piquant, s. Steinbeisser.

Graculus, s. Häher.

Gränzen, Grenzen, Marken, Untermarken, lat. Termini, Fines, Confinia, Bodones, Limites, franz. *Fins*, *Bornis*, *Frontiers*, *Enclaves*, heissen eigentlich derjenige Strich Erdreichs, der zweyer Herren Felder, Fluren, Länder und Gebiete voneinander scheidet. Solche bestimmung der Grenzen, durch gewisse Zeichen, dienen dazu, die Güter von einander richtig zu unterscheiden, und alle besorgende Streitigkeiten zu vermeiden. Sie sind aber nicht nur heutiges Tages, sondern auch schon vor 2000 Jahren bey den Römern im Gebrauch gewesen; daher sie nicht allein einen gewissen Grenzgott mit Nahmen Terminus, gehabt, von dem sie geglaubet, daß er einzig und allein zu Bewahrung der Grenzen von dem grossen Jupiter gesetzet seye; sondern sie haben ihm auch gar ihre Grenzen gewidmet, und ein jährliches Grenzfest mit grossen Ceremonien, welches sie Terminalia nennten, gefeyret.

Es sind aber die Grenzen in Ansehung der Oerter und Sachen, entweder öffentliche oder Privatgrenzen. s. Grenzsteine. In Ansehung der Zeichen aber werden sie eingetheilet in natürliche und gemachte. Gemachte Grenzen sind in denen Waldungen die Eichbäume, in denen Feldern aber Steine, und diese Arten werden Land-Grenz-Gebiet-, Freyheits-, Forst-, Jagd-, Flur-, Weid-, Wege-, Wasser-, Güter-, oder Scheidsteine genennet. Natürliche sind, welche die Natur selbst gesetzet, als Flüsse, Berge, Hügel und Felsen. Oeffentliche Grenzen werden von der Obrigkeit ohne Hülfe der Unterthanen, Privatgrenzen aber werden mit Vorbewußt und Hülfe der Obrigkeit des Ortes in Beyseyn der Interessenten und Nachbarn durch einen geschwornen Landfeldmesser, oder durch einen an einigen Orten deswegen bestellten Landschieder errichtet und gesetzet. Es werden aber heut zu Tage die Grenzsteine und Säulen äusserlich mit gewissen Zeichen

der Sache, oder mit gewiessen Buchstaben oder Wappen, oder andern Figuren bezeichnet, innerlich aber und im Grunde etliche kleine Steinlein, gleichsam als Zeugen, und an statt dieser auch zerbrochene Ziegelsteine, Scherben, Gläser, Kohlen, zerknickte Eyerschaalen, Asche, Kalk, Gyps, u. d. g. beygeleget, und gerichtliche Protocolle darüber gehalten. Das oberste Theil der Grenzsteine wird der Kopf, das dickere der Fuß, das untere, worauf er ruhet, das Gefäß, und die Grube, worinn er lieget, das Lager, das übrige aber die Seiten genennet. Zur Erhaltung der Grenzen bezeichneten die Römer die mit ihrem bestimmten Maasse bemerkten Güter in eherne Tafeln, und liessen dieselbe öffentlich verwahren. Heut zu Tage aber lässet man die Güter mit ihren Grenzen in Grundrisse bringen, und in die Flur- oder Lagerbücher eintragen.

Damit man diese Grenzen stets aufrecht erhalte, werden sie jährlich, oder auch wohl nur in 3 oder 4 Jahren, mit Gerichtspersonen, Nachbarn und Zeugen bezogen, Instrumente darüber aufgerichtet, und die Protocolle davon verwahret. Daher auch sogar an einigen Orten, um auf die Grenzen wohl Achtung zu geben, geschworne Leute, die man Flurschützen nennet, bestellet sind. Es ist auch sogar in den Rechten gegründet, daß den Besitzern der Landgüter, durch Hülfe der Obrigkeit, die Einrichtung der Grenze ihrer Güter nicht allein zu erhalten, unterschiedliche Mittel verstattet werden; sondern es ist ihnen auch erlaubet, selbsten den Besitz derselben zu beschützen, und diejenigen, die sie in ihrer wohlhergebrachten Possession kränken, und die Grenzen stöhren wollen, mit Hülfe ihrer Unterthanen und Nachbarn mit Gewalt davon abzutreiben.

Wenn Grenzstreitigkeiten vorfallen; so müssen dieselbe durch gerichtliche oder ausser Gericht aufgerichtete Vergleiche, Compromisse, oder willkührlichen Spruch, ingleichem durch Proceße oder gerichtliche Handlungen, beygeleget werden. Der Beweis aber wird durch alte Abrisse der Güter und Grenzen, Zeugen, Urkunden, gemeinen Ruf, Augenschein u. d. g. geführet. Die Grenzen aber werden dennoch dann und wann verändert, zumal die natürliche der Flüsse, wenn nämlich die Flüsse, die die Grenzen halten, austrocknen, ausreissen und ihren Lauf verändern; so dann auch durch Verjährung derjenigen, welche die Grenzsteine oder Säulen boshafter Weise niederreissen, wegschaffen, und verändern, welches aber, da es ruchbar worden, sehr hart, nach Beschaffenheit der Personen und Sachen, bestraft wird. Es ist daher höchstnöthig, daß die Grenzen der Güter vest gesetzet, erneuret, öfters bezogen, und die entstandene Streitigkeiten bald gehoben, und in die Grenz- oder Flurbücher eingetragen werden. s. a. Gränzsteine, Marksteine.

Gränzschütze, heißt ein Jäger, dem ein an der Grenze gelegenes Revier, wo das Wildpret anzu-

tretten pfleget, oder wo es feindseelige Nachbarn giebet, anvertrauet und anbefohlen ist, das überwechslende Wildpret daselbst fleissig wegzuschiessen, und an gehörigen Ort zu liefern. Solches Wildpret, welches gepürschet wird, heisset man das Grenzo oder Naschwildpret,

Gränzsteine, Mahlsteine, Marksteine, werden sowohl zu öffentlichen, als Privatscheidungen der Grenzen gebraucht, und daher in öffentliche, und Privatgrenzsteine eingetheilet. Durch jene werden Königreiche, Fürstenthümer, und darunter begriffene Geleit-, Forst-, Jagd- und andere Gerechtigkeiten unterschieden; daher sie auch Bannsteine heissen. Durch diese aber werden Privatgüter von einander abgesondert. Bey grossen Landscheidungen nimmt man Steine von 4, 5, 6 und noch mehr Schuh hoch, und wo lange Seiten sind, werden sie 200, 300, bis zu 400 Schritt voneinander gesetzt, welche man Lauffer nennet, weil sie gleich durchlauffen, und darauf beyder Nachbarn Wappen oder Nahme gehauen ist. Da müssen nun Jagd- und Forstbediente sich der Grenzen, Mahlsteine und Mahlbäume, wohl kundig machen, und Achtung geben, daß sie von den benachbarten nicht geschmälert werden. Es ist wohl gethan, wenn bey Entscheidung der Grenzen ein ordentliches Instrument, da die Steine nach ihrer Anzahl alle beschrieben sind, aufgerichtet, und lebendige Zeugen dazu genommen werden, die solches mit unterschreiben. Dieß ist hiebey noch zu bemerken, wenn ein Wasserloch oder gemeiner Weg am untern Mark zwischen zweyen Gütern hergehet; so grenzen die Nachbarn nicht zusammen. Bey Errichtung eines Instruments, wie jetzo gedacht worden, erfordert auch die Ringheit eines Landes, oder Eigenthumsherrn, daß bey solcher öffentlichen Landesscheidung ein oder der Theil einen accuraten Riß, oder geometrische Zeichnung, wie weit eines jeden Grenzen sich erstrecken, verfertigen lasse. s. a. Marksteine, Gränzen.

Gränzwildpret, s. Gränzschütze, Wildpret.

Gräslein, Meerzeislein, ist ein Vogel von ausnehmend schöner Farbe, die aber, wie bey den Häuflingen geschiehet, in dem Vogelhause nicht erhalten werden kann; sondern bald vergehet, ob schon der Vogel bey Leben bleibet. Es giebt der grösse nach 2 Arten derselben, wovon jedoch der Unterscheid nicht groß, und oft mehr an der Stimme, als am Leibe zu merken ist. Beyde, doch die kleinere mehr, als die grössere, sind an der Brust schön roth, welches um so anmuthiger ist, weil solche rothe Federlein mit weissen eingefaßt zu seyn scheinen. Die Kehle ist schwarz, eben so, wie bey denen Zeisigen, wovon sie auch den Nahmen Meerzeislein mögen bekommen haben. Wo das Rothe aufhöret, da fangen weisse Federn an, welche sich bis hinunter zu dem Schwanz erstrecken, und an beyden Seiten mit schwarzsprenglichten Streifen umfangen sind. Am Kopf und Rücken aber sind sie dunkelgrau, mit sehr wenig braunlichten

ten Federn vermischet, und die Flügel sind von gleicher Farbe. ganz am Ende des Leibes von oben her, wo der Schwanz anfängt, kommen etwas weißlichte Federn zum Vorschein; doch nicht so weiß, als die, so gleich gegenüber unten her sich befinden. Am Kopf sind sie an dem Ort, wo die Stieglitze roth sind, doch nur obenher, und nicht ringsherum, wie die Stieglitze, auch treflich schön roth, welches zu ihrem Schnabel, der am dickesten Orte gelb ist, sehr wohl stehet. Die Weiblein beyder Art sind daran kennbar, daß sie an der Brust nichts rothes haben, sondern derselbige Platz weiß und rothtüpflicht ist.

Es hat dieser Vogel keinen Gesang, und ist, als ein fremder Vogel, in hiesigen Landen nicht alle Jahr zu sehen. Manche Jahre aber kommen sie in unzählicher Menge, und werden alsdann bey hunderten auf denen Heerden und mit Leim gefangen. Ihr Strich geschiehet im October und November; mitten im Jenner aber kommen sie mit so grossen Hauffen wieder zurücke, als sie im October und November durchgestrichen sind, bis sie im Hornung ihren Wiederstrich beschliessen. In der Freyheit bestehet ihre Nahrung in Erlen- und allerhand andern Baumsaamen. Im Vogelbauer aber lassen sie sich gar leicht mit gedrucktem Hanf, oder weil sie bey diesem Futter zu fett werden, mit Leindotter- und Rübesaat lange Zeit erhalten; wiewohl man sie nicht lange behält, weil sie keinen Gesang haben, und auch ihre schöne Farbe, wie schon gedacht, verlieren.

Graille, s. Krähe.

Graissets Bonssoniers, s. Frosch.

Grame, s. Gras.

Gramigne, s. Gras.

Grand Maitre des Eaux & Forets, s. Oberforstmeister.

Grand Maitre de Veneurs, s. Obergjägermeister.

Grand Veneur, s. Jägermeister, Oberjäger.

Gras, lat. Gramen, franz. *Grame*, *Gramigne*, *Herbe*, nennet man insgemein alle diejenigen Kräuter, so auf Wiesen, Feldern, Rainen ꝛc. wild wachsen, und beydes wilden und zahmen Thieren, so grün, als trocken, zur Speise dienen. Insonderheit wird das in grosser Menge darunter befindliche schmale, spitzige, zarte und langblätterichte grüne Gewächse also genennet. Wir haben dessen hier nicht weiter zu gedenken, als in Absicht auf die Frage, die bey dem Forstwesen aufgeworfen wird: Ob nämlich Gras und Kraut den Holzanwachs befördern, oder demselben schädlich seyen? Die Forstverständigen scheinen hier gar verschiedene Meynungen zu hegen. Der Mangel genauer Beobachtungen, und mit gehöriger Ueberlegung und Sorgfalt angestellten Versuche, die unrichtigen und übertriebenen Ausdrücke in Erzehlung derselben, sind Ursache, daß die meisten zugleich Recht und Unrecht haben, nachdem man ihre Sätze nimmt. Schränkt man sie gehörig ein, so haben meistens beyde Partheyen Recht, ob sie gleich bey dem ersten Anblick einander zu wi-

derſprechen ſcheinen. Beyde von aller Einſchränkung abweichende und ſich widerſprechende Sätze werden dadurch zurück, und zur Uebereinſtimmung gebracht. Nimt man ſie nach den uneingeſchränkten Ausdrücken; ſo haben ſie beyde Unrecht. Einige ſagen nämlich: das Gras ſeye dem Anwachs des Holzes höchſt verderblich; andere behaupten das Gegentheil: Es ſeye ihm ſehr zuträglich. Es hat allerdings ſeine Richtigkeit, daß ein langes dickſtehendes Gras keine Saamenloden in die Höhe kommen laſſe. Es leget ſich alljährlich darüber, und erſticket dieſelbe. Endlich kann kein neu fallender Saame mehr den Erdboden berühren. Selbſt die ſchnell wachſende Stammloden, ob ſie ſchon weit über das Gras hervorgewachſen, leiden durch die in dem dicken Graſturfe ſich aufhaltende Mäuſe und anderes Ungeziefer oft vielen Schaden. Dieß alles lehret der Augenſchein. Man ſagt aber auch recht, daß das Gras unſchädlich, ja in einigen Fällen dem Holzwachſe nützlich ſeye, wenn nemlich an dürren und rauhen Oertern einzelnes oder nicht gar zu langes Gras hervorgewachſen, welches noch keine Veranges zung, d. i. einen den Boden völlig und dick bedeckenden Raſen machet. Solches ſchützet den zart aufkäumenden Saamen vor groſſer Hitze und Dürre. Iſt ein ſolcher hoher den ausdörrenden Morgen- und Mitternachtswinden ausgeſetzter Boden ganz bloß; ſo hält es mit dem Aufkommen der Eichen, Büchen, Ahorn, Lehnen und vielen andern Saamenloden gar ſchwer, indem einige ſehr heiſſe und trockene Tage

den aufgehenden Saamen gänz verderben.

Graſemücke, ſ. Grasmücke.

Grasgerechtigkeit, Graſen gerechtigkeit, iſt ein Rech das dem Forſtherrn alſo zuſteh daß ohne deſſen Erlaubniß u ſonderbare Berechtigung derg chen niemand ausüben darf.

Knipſchild de Civit. I per. lib. 2. cap. 7. nu 60. *Beſold.* theſaur. pra voc. Forſt. *Mader* tra de jur. venand. cap. theſ. 9. pag. 465. Mi ger Beamten part. tit. 34. §. 14.

In etlichen Jahren darf au auf den abgetriebenen und ab hegten Plätzen niemand graſe noch Viehtreiben, bis die jung Aufſchöslinge ſo ſtark werde daß ihnen dadurch kein Scha geſchehen kann, und müſſen d nenjenigen, ſo an ſolchen Ort zu graſen und hüten, berechtig ſind, andere Oerter unterdeſſ angewieſen werden.

Seckendorf im dem ſchen Fürſtenſtaat part. 3. cap. 3. ſect. 6 pag. 473. & §. 8. pag 477.

Diejenigen, ſo darinn gehandelt, und in ſolchen ne bottenen Hanen gegraſet, Vie getrieben, mit Arten ſolche Höz den darein gezogen, dem de Forſtherr, nach Beſchaffen de Umſtände, mäßiglich beſtra ſen.

Kopfbild de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 51. *Weſtenholz* diſſert. de jurisdict. foreſt. cap. 5. §. 62.

Sonſten wird auch vor das Graſen, welches die Gerichtsherrſchaften in ihren Gehölzen denen Unterthanen auf gewiſſe Maaſſe verſtatten, von dieſen entweder eine ausgemachte Anzahl ſogenannter **Graſehüner**, oder ein baares Geld jährlich abgetragen. Wenn ferner durch einen beſondern Vergleich zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen ausgemacht iſt, daß dieſe der Gräſerey und Hutweyde vor ihr Vieh, in Teichen oder Gehölzen, ohne einigen Einhalt und Hinderung der Herrſchaft, ihres Gefallens gebrauchen und nutzen mögen, dafür aber jährlich einen gewiſſen Erbzins entrichten ſollen; hingegen ſich zuträgt, daß eine andere Gemeinde ſelbige in ihrem geruhigen und verjährten Beſitz ſolcher überkommenen Gräſerey zu ſtören, ſich unterfangen hat; ſo haben die Unterthanen kein Befugniß, ihrer Herrſchaft deswegen die Entrichtung des ſchuldigen Erbzinſes vorzuenthalten, und von derſelben die Gewehrsleiſtung zu fordern, weil jene der widerrechtlichen Turbation durch Remedia legalia widerſprechen, und in ſolchem Beſitz ſich behaupten können, indem præſcriptio evictionis wegfällt, wenn der Beſitzer unrechtmäßiger Weiſe geſtöret wird, und durch Vorſchützung ſeines verjährten Beſitzes darinnen gebührend geſchützet werden muß.

vid. l. 17. C. de ſer. ann. vend. item l. 8. & l. 29. §. 1. ff. de evict.

Grashecht, ſ. Hecht.

Grashühner, nennet man diejenigen Hüner, ſo von den jungen Schlagholzgehägen oder Gehaugen, wenn ſie ſo ſtark wieder aufgewachſen, daß mit der Sichel dem jungen Gewächs kein Schade mehr geſchehen kann, vor die darinn verſtattete Gräſerey entweder in Natur von den Bauren an die Eigenthumsherrſchaft geliefert, oder ein beſtimmtes an Geld dagegen abgeſtattet wird.

Graslinde, ſ. Linde.

Grasmücke, **Graſemücke**, lat. Curruca, Ficedula, franz. *Beque figue*, *Pivoine*, *Verdon*, *Fauvette*, iſt ein ſehr kleiner Vogel, in der Größe eines Rothkehlgens, hat aber einen kürzern Schwanz, und ſiehet von Farbe ſprenklicht grün, am Bauche aber gelblicht. Den Nahmen hat er von dem Gras, weil er ſich darinnen aufhält. Ihre Nahrung ſuchen dieſe Vögelein in den Wieſen und denen daherum befindlichen Gebüſchen, unter welche ſie ihre Brut legen, und gemeiniglich 4 bis 5 Junge ausbringen. Sie können keine Kälte leiden, und ziehen daher bey Zeiten hinweg, kommen auch bey uns ziemlich ſpat wieder an. Es iſt an denſelben weder der Geſang, noch die Geſtalt, noch das Fleiſch, deſſen ſie gar wenig haben, von ſonderlichem Werthe. Hierinn aber haben ſie was beſonders, daß ihre Eyer recht himmelblau ſind; dahingegen die andern Vögel insgemein fremdlichte Eyer haben.

Graasschnepfe, s. Schnepfe.

Graszeichen, sind gewiesse entweder auf Blech geschlagene, oder auf Pappier, Holz, Pappe u. d. g. mit Siegellack gedruckte Zeichen, welche denen, die von der Herrschaft die Graserey abgemiethet, ertheilet werden, um solche, wenn sie Grasen gehen, bey sich zu haben, damit sie, wenn sie etwa von dem Förster, Flurer oder Landknechte dieserwegen angelassen werden sollten, sich damit legitimiren können.

Grauerey, s. Dornrose.

Grauspecht, s. Specht.

Graver, s. Krähe.

Grec, *Grecs*, *Grez*, heissen im Französischen die obern dicken Zähne eines wilden Schweins, welche an die haurenden Zähne ausgiessen, und sie gleichsam schärfen. s. d. Eberzähne, Wildes Schwein.

Grenier à Foin, s. Heuschemme.

Grenouille, s. Frosch.

Grenzbaum, s. Mahlbaum.

Grenzen, s. Gränzen.

Grenzsteine, s. Gränzsteine.

Grenzwildpret, s. Wildpret, Gränzschütze.

Grez, s. Grec.

Grieß, ist eine Krankheit der Falken, welche von einer hitzigen Feuchtigkeit entstehet, durch welche der Mist in den Gedärmen dergestalt hart und erhitzet wird, daß sich weisse Steinlein, so groß als Erbse, und wie Kreide und Kalk anzusehen, in demselben zeigen, wodurch der Falke dermassen verstopfet wird, daß ihm der Darm wohl gar zu, oder heraus gehet, und daß er, wenn ihm nicht Hülfe geschiehet, daran sterben muß. Diese Krankheit müssen sie gemeiniglich in den 3 Wintermonaten ausstehen, beyorab die vermaußten, wenn sie nämlich nach der Mause nicht gehörig purgiret werden. Hiervor sind die Pillen von Manna, einer Erbsen groß, dem Falken, ehe er gefüttert wird, eine Stunde zuvor einzugeben, das heilsamste Mittel. Sodann muß man auch das Weisse von einem Ey, mit klar gestossenem Zucker und wohl abgeschlagen, und klein geschnittenes Fleisch darein gewicht, dem Vogel zu fressen geben. An statt des Eyes aber kann man auch Milch oder Baumöl nehmen.

Grießhuhn, Sandläufer, ist ein Wasservogel, der von einigen vor die kleinste Art der Wasserschnepfen gehalten wird, weil er denselben am Schnabel und den Füssen gleich siehet, sonst aber siehet er schwarzsprenklicht, und hat eine weisse Brust. Seine beyde Nahmen hat er daher bekommen, weil er sehr schnell laufen kann, und auf grossen in den Flüssen liegenden Inseln, Grieß- und Sandbänken, auf dem bloßen Sande brütet. Er hat vier bis drey Junge, und nähret sich von Wassergewürme. Bald nach Jacobi gehet er weg, kommt aber auch zu erst wieder, und läßt auf dem Rückzuge seine Stimme sogleich hören, durch einen hellen Ruf, den er dreymal wiederholet, auch im Herbst- und Frühlingszeit, sowohl des Tages

ges, als Nachts, bey seinem Zug von sich vernehmen läßt.

Gallus, s. Spielhahn.

Gemitz, s. Kernitz.

Grünzling, s. Grünzling.

Grißholz, s. Rheinweiden.

Grive, s. Droschel.

Grobjährig, Kleinjährig, sind Ausdrücke, welche bey dem Forstwesen und Holzhandel gebräuchlich sind, und ihren Ursprung von des Jahres Wuchs, und von der Auflegung in die Runde, oder von der Stärke des Holzes haben, und ist insonderheit dieses hierunter zu verstehen, daß, wenn man einen Baum fället, oder durchschneidet und schrotet, an dem Hiebe oder Schnitt von dem ganzen innwendigsten Kern, bis an die Rinde oder Schale, lauter Ringel zu sehen sind. Diese generiren sich alljährlich von dem durch die Wurzeln in den Stamm, und häuffig unter der Rinde oder Schale hinaufsteigenden Saft. Wenn selbiger nach denen Sommermonaten, dicker und vester zu werden beginnet, und sich also nach und nach zu Holz verwandelt; so bleiben zwischen dem vor einem Jahr, und diesem Jahr neu aufgesetzten Saft und Holz, Narj, daß in selbigen die beyden Jahrswuchse leicht mit einem dünn schneidenden Instrument auseinander gelöset werden können. An und vor sich selbst aber ist es mit dem in sich habenden dicken Saft gleichwohl sehr beschaffen, daß er auseinander hält; jedoch, wie schon gedacht, ist es zwischen beyden Jahrswuchsen leicht zu erkennen. Wo es also voneinander getrennet ist, da siehet es so glatt aus, als ob es polirt wäre. Im Gegentheil aber, so das Holz quer durch die Jahrswuchse gespalten wird, ist es rauh. Wie nun alle Früchte der Erden ein Jahr stärker und besser wachsen, als das andere; so ist es auch mit denen Hölzern beschaffen, daß sie ein Jahr mehr und stärkern Saft bekommen, und folglich auch mehr Holz ansetzen, als das andere; welches man an den Ringeln, so man selbige genau betrachtet, ersehen kann. Deswegen heissen die schmalen Ringel klein- und die starken Ringel oder Jahrswuchse grobjährig Holz.

Grössel, s. Schnerfl.

Groppe, s. Gründling.

Grosbec, s. Kernbeisser.

Grosse Violen, s. Lyhen.

Grosser Lyhen, s. Lyhen.

Grösser Mehlbaum, s. Elsereschenbaum.

Großfalke, s. Falke.

Großmeise, s. Meise.

Grosmard, s. Grünzling.

Gruben, die den Raubthieren gemacht werden, s. Raubthiere.

Grubenkohlen, s. Steinkohlen.

Grügelhahn, s. Spielhahn.

Gründling, Grundel, Grundel, Groppe, Göd, Kresse, Bachkresse, lat. Gobites, Fundulus, Gobiones vdm Gobiones fluviatiles, Gobii, Pisciculi gregati-

gattes, franz. *Gobions*, *Gouions*, *Seebeaux*, ist eine bekannte Art kleiner Fische, die sich haufenweise im Grund der Ströhme und Bäche aufhalten, und daher auch den Nahmen Gründlinge oder Grundeln erhalten haben. Man zählet zweyerley Arten derselben. Die eine mit einer glatten Haut, wie ein Aal, von sehr gutem Geschmack, und eine von den besten und zartesten Fischen, die man hat. Sie werden eines Fingers lang, theuer verkauft und hoch gehalten. Bey uns nennet man sie Grundeln, anderwärts aber nennet man sie Schmerlinge, und die, so man hier zu Lande Kreussen nennet, heissen anderswo Grundeln. Es sind gesunde, wohlgeschmackte Fische, welche leicht zu verdauen, eröfnen, eine gute Nahrung geben, und auch von Kranken ohne Gefahr genossen werden können.

Sie werden sowohl in grossen Fliesswassern, als in kleinen Bächen mit Angeln, Hahmen, Reussen, und engen Netzen gefangen. Wenn man im Mai mit dem Hahmen am Ufer stehen will; so muß es solche geschehen, denn so bald die Sonne herauskommt, und die Wasser erwärmet, so lauffen sie von dem Ufer mitten in das Wasser, da sie denn nicht wohl zu bekommen sind. Weil sie gerne in steinen Bächen sind, darinnen viel breite Stein-Wege, und durch das Quellwasser fällt; so fangen sie die Kidder oft mit denen Händen. Einige werfen Reißgebünde ins Wasser, als wornach die Gründlinge gerne kriechen; ziehen sie alsdann heraus, und schmeissen sie auf den Rand, oder sie halten einen Hahmen unter die Bunde, so fallen sie darein. Von ihrer Zurichtung in der Küche s. *Oekonomisch-technologisch-practica*, oder ökonomisches Wörterbuch, im 1sten Theil, pag. 1819.

Gründlingsreussen, Grundelreussen, sind eine Art kleiner und dünner Weiden zu machter Fischreussen, an welchen der Eingang innen am Bauche enge, auswendig aber weit ist. Hinten oder am Ende gehet ein Stück von einer Weinrebe hinein, woran man sie aus dem Wasser wieder heraus ziehen kann. Dieser Reussen giebt es verschiedene Gattungen, einige sind auswendig ganz weit und rund, dünkt man welchen kleinen und den gehörigen Köder hinein legen könne, welchem die Gründeln haufenweise nachstreichen; die andern aber sind lang und eng, sonderlich bey dem Eingang, in der Mitten werden sie noch enger, alsdann kommt eine Höhlung oder der Bauch, zuletzt lauffen sie wieder zusammen zu.

Grüne Güngfische, s. Gangfische.

Grüne Laubfrösche, s. Frosch.

Grünfink, s. Grünling.

Grünkrebs, s. Krebs.

Grünling, s. Grünlinge.

Grünschling, s. Grünling.

Grünspecht, s. Specht.

Grünzling, Grünling, Grünschling, Grünfink, Grünspecht, Grünzeisig, Grünfinke, Grünzeisig, Grünzeisig, Grünzeisig

lat. Fringilla viridis, Chloris, franz. *Gronigard*, *Verdon*, ist ein Vogel, davon es dreyerley Arten giebt. Die grössten sind am ganzen Leibe gelb, und ein merkliches stärker, als ein Sperling, aber sehr fett. Die andere Art, so ebenfalls um ein Stück grösser, als ein Sperling, ist an der Kehle und am ganzen Unterleibe sehr hochgelb, welche Farbe sich bis zum Schwanz hinunter erstrecket, allwo sie, ehe der Schwanz anfängt, dunkelweissen Federn Platz machet. Am Kopf sind sie grünlicht, mit etwas bräunlichen Federn vermischt, und diese Farbe nimmt auch den ganzen Rücken ein, bis sie unten, wo der Schwanz anfängt, schönen grünen Federn weichet, dergleichen Federn sie auch an den Achseln der Flügel haben. Der Schwanz ist dunkelgrün, oder vielmehr bräunlicht, und zu beyden Seiten sind die zwey bis drey äussersten Federn mit schönen gelben Spiegeln geziert. Die kleinste Art, welche um ein merkliches geringer, als ein Sperling ist, und sonderlich wegen des kurzen Schwanzes viel kürzer aussiehet, hat eben die Farbe, nur daß die Brust mehr grünlicht, als gelb ist. Bey den letzten beyden Arten sind die Weiblein durch die dunkle Farbe zu erkennen, als welche so Aschfarbig ist, daß an der Brust kaum etliche gelbe Federn hervorschimmern, der Rücken aber sammt dem Kopf nicht grün, sondern vielmehr grau aussiehet. Bey der grössten Art hingegen ist der Unterschied zwischen Männlein und Weiblein nicht so leicht zu erkennen, man halte sie denn gegeneinander. Der Schnabel ist dick, und hinterher fast noch einmal so dick, als der Schnabel eines Feldsperlings, vornen aber ist er, wie bey den Sperlingen, etwas länglicht. Sie halten sich meistens in den Vorhölzern auf, wo junger, ziemlich hoher, jedoch nicht sehr dick stehender Schlag ist, erwählen zu ihrer Brut gemeiniglich schwarz Holz, und machen ihr Nest auf einen sehr dicken, in etwas alleen stehenden Baum, auswendig mit lauter Erdenmoos, inwendig aber theils mit eben solchem Moos, theils mit Wolle, und anderm gelinden Zeuge, und bringen darinnen vier bis fünf Junge auf.

Ihre Nahrung bestehet in allerhand Körner und Gesäume, am meisten aber in Hanf- und Leinsaamen, wie sie denn im September am meisten in solchen Feldern anzutreffen sind. Ohngefehr 8 Tage vor Michaelis fangen sie an, zu streichen, aber nicht mit Schaaren, sondern nur zehen bis zwölf miteinander, zu welcher Zeit sie sich mit einem Lockvogel fangen lassen. Im November, wenn das Laub fällt, versammeln sie sich häufiger, und fallen nicht selten 40 bis 50 auf einmal in die Grummetsbeyzhayde ein, nachgehends aber lassen sie sich nur einzeln sehen. Ihr Werk kommt ihr Wiederstrich, welchen sie sowohl, als ihren Wegzug mit wunderlich lautendem zweystimmigem Ruf anzukündigen pflegen. Mann kann sie lang erhalten, wenn

wenn man ihnen ungedruſten Hanf, und nach Beſchaffenheit der Jahrszeit etwas grünes, Salat, Weißkraut, und Wachholderbeere darneben giebt.

Grundangel, ſ. Angel.

Grundel, ſ. Gründling.

Grundelreuſſen, ſ. Gründlingsreuſſen.

Grundforellen, ſ. Forelle.

Grus, franz. *Grue*, ſ. Kranich.

Guckguck, Kuckkuck, Gutzgauch, Gauch, lat. Cuculus, franz. *Coucou*, iſt ein wegen ſeiner Stimme, davon er auch den Nahmen hat, ganz bekanter Vogel. Er hat ungefehr die Gröſſe eines Sperbers, oder einer Taube. Am Rücken, Kopf und Schwanz iſt er dunkelbraun, und auf der Bruſt etwas ſprenklicht, wie ein Sperber, auſſer daß er um den Hals etwas hochfarbige Federn hat. Er kommt im Frühling mit Rückung der Knoſpen, gehet aber gleich nach Johannis wieder weg. Und ob ſich wohl dieſe Vögel paaren, ſo brüten ſie doch ihre Eyer nicht ſelber aus, ſondern legen ſie in der Grasmücken, Lerchen, Bachſtelzen und andern kleinen Vögel Neſter, die ſie hernach ausbrüten, und nebſt ihren Jungen mit Bewſtume fräßen und aufziehen. Ihren Aufenthalt haben ſie gemeiniglich in dicken Wäldern, hohlen Weydenkopfen, oder andern abgehauenen Bäumen, oder in Felſen, oder an Geſtaden der Flüſſe, und in den Löchern der Erde, da ſie ſich des Winters verkriechen, und bis in Frühling darinnen ſtecken bleiben. Daß ſie ihren Pflegevater nebſt ſeinen Jungen freſſen ſollten, wenn ſie etwas erwachſen, iſt eine Fabel, geſtalten ſie mit ihren Füſſen und Schnäbeln ſolches nicht an ihm vermögen.

Man pflegt zwar dieſe Vögel nicht zu eſſen, und hält ſie, wie die Schrift ſie auch dafür erkläret, für unrein, doch meynen einige, daß der jungen Guckgucke Fleiſch, ehe ſie aus ihrem Neſte geflogen, und auſſer demſelben noch keine Speiſe genoſſen, aller andrer Vögel Fleiſch an Wohlſchmackigkeit übertreffe.

In der Medicin haben ſie allerdings ihren Nutzen. Man verbrennet ſie ganz zu Aſchen, und brauchet ſolche wider den Stein, Magenſchmertzen, und deſſelben Feuchtigkeit. Man giebt davon dem Patienten zu anderthalb Quintlein auf einmal ein. Eben dieſe Aſche brauchet man auch wider die ſchwere Noth, auch in Fiebern und andern Krankheiten mehr. Der Guckguckskoth wird geſotten, und von denen als ein kräftiges Mittel getrunken, die von einem wütenden Hund gebiſſen worden. Weil auch nicht des Kauz iſt, wie man ſie etwan auf dem Heerde, oder auf eine andere Weiſe fangen könne, ſo hat man eine Art von Pfeifen erdacht, dadurch ſie ſich leicht hintergehen laſſen, und welche eben darinnen gleichſam

Guck-

Guckguck oder Guckgucks pfeiffe genennet wird.

Guckguck, Guckgucks pfeiffe, iſt alſo ein gewiſſes Inſtrument, mit welchem man den Ruf des Guckgucks angeben kann. Man pflegt ſie auf folgende Art zu verfertigen: Es wird von Horn ein Ende genommen, 13 einen halben Zoll lang, und inwendig die Weite, daß ſie quer über 1 und ein Viertels Zoll habe, wird rund abgedrehet, und an beyden Enden ein Boden darein gemacht. Oben an dem einen Ende wird ein länglicht Loch, wie an einer Flöte, gemachet, am andern Boden aber ein rund Loch; doch ſo groß, daß es vom Auf- und Zuhalten des Loches den Ton des Guckugs bekomme. Damit ſtellet man ſich hin, wo der Guckguck in der Gegend ruft, und antwortet ihm mit dieſer Pfeiffe. Er kommt bald zur Stelle geflogen. Da man denn zum Schieſſen fertig ſeyn muß, weil er nicht lange wartet. Auf dieſe Art kann man ihrer viele ſchieſſen. Man kann auch vermittelſt dieſer Pfeiffe nicht nur den Ruf des Guckgucks angeben, wenn man ordentlich darein bläſet; ſondern es laſſen ſich auch die vornehmſten Arten des Wildgeſchreyes darauf nachahmen, wenn man es geſchickt zu wenden und zu regieren weiß. ſ. a. Wilderuffmacher.

Guckgucksholz, ſ. Guckguck.

Guckgucks pfeiffe, ſ. Guckguck.

Guepier, ſ. Meve.

Gugelſthaus, ſ. Kirſchvogel.

Gui, ſ. Miſtel.

Guillery, ſ. Sperling.

Gümpel, ſ. Gimpel.

Güſtern, lat. Albulus, Alburnus, iſt eine Art von Weißfiſchen, ſo einer Spannen lang werden. Der Bauch iſt etwas breiter und der Rücken ein wenig fleiſchiger, als an den Flinken. Sie haben weißglänzende Schuppen, und weiſſe Augen mit ſchwarzen Aepfeln. Die Floſſedern ſind ſchwärzlicht, aber die an den Kiefern, und die mitten am Bauche, haben ein wenig Rothes an ſich. Der Schwanz iſt geſpalten. Sie laichen, wie die Flinken, im May, und ſind die geringſten unter den Weißfiſchen. Jedoch haben die Güſtern einen etwas beſſern Geſchmack, und weniger Gräten, als die Flinken. Sonſt wird auch [illegible] kleiner Seefiſch alſo genannt.

Guidon, ſ. [illegible]

Guiſarme, ſ. Knebelſpieß.

Guldene Hederæ, ſ. Epheu.

Gußbette, iſt am Teich ein Bette von Brettern, das Waſſer abzuführen. In kleinen Teichen, wo geringer Zufluß iſt, wird es nur durch eine Rinne von Erlen- oder Eichenholz abgeleitet. Wo aber die Teiche groß und der Zufluß ſtark iſt, daſelbſt wird ein ordentlich Bette von Brettern gemacht, wie etwa bey kleinen Mühlen die Wehre oder Mühlbetten ſeyn. Bey ſehr groſſen Teichen werden auch wohl zwey Gußbetten zu beyden Seiten des Zapfens

Zapfens angeleget; denn daſelbſt iſt der Teich am tiefeſten, und der Damm am ſtärkeſten. Es iſt alſo das Gußbette dasjenige am Ausfluß des Teichs, was bey deſſen Einfluß das Flußbette iſt.

Gute Naſe, iſt eine Redensart der Jäger, die ſie von einem Hunde gebrauchen, der die Fährte bald findet, und richtig verfolget. Der Hund, heißt es alsdann, hat eine gute Naſe.

Guter Hirſch, ſ. Hirſch.

Gutzgauch, ſ. Guckguck.

Gny, ſ. Miſtel.

Gny de Chene, ſ. Eichenmiſtel.

Ende des Erſten Theils.

Ulm,
Gedruckt bey Chriſtian Ulrich Wagner,
Canzleybuchdruckern, der Käyſerl. Franziſciſchen Akademie der freyen Künſte zu Augsburg, und der Herzogl. deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt Mitglied.

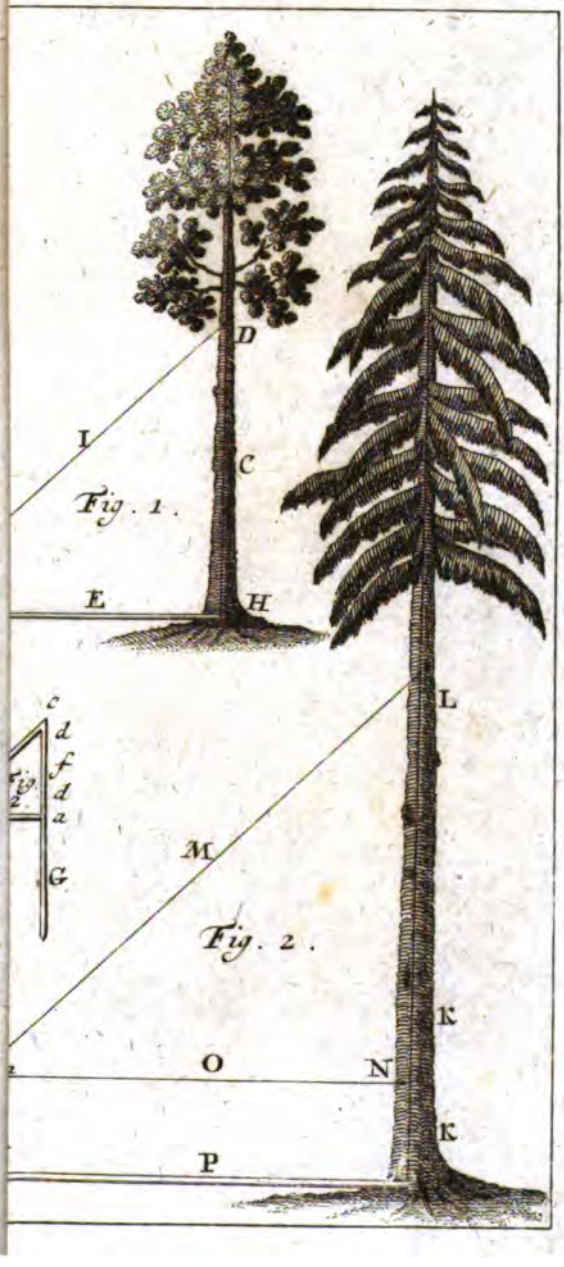

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

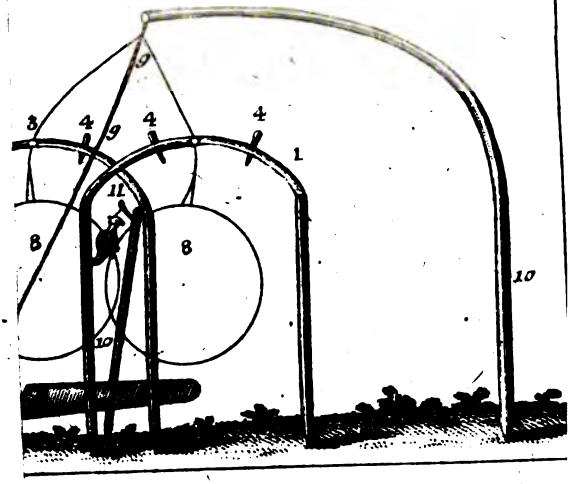

Fig. 4.

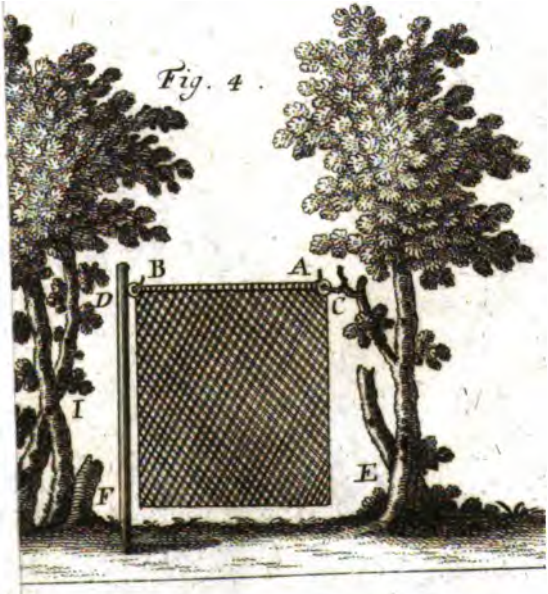

Fig. 5.

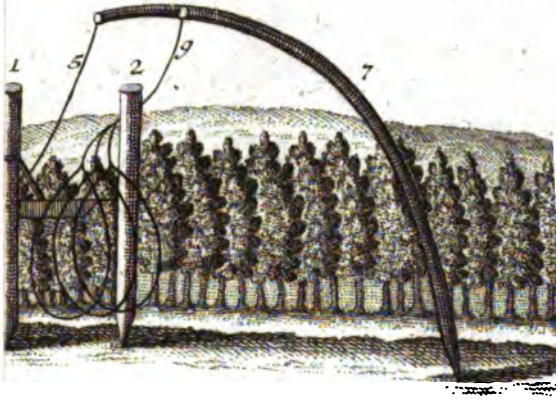

Fig. 6.

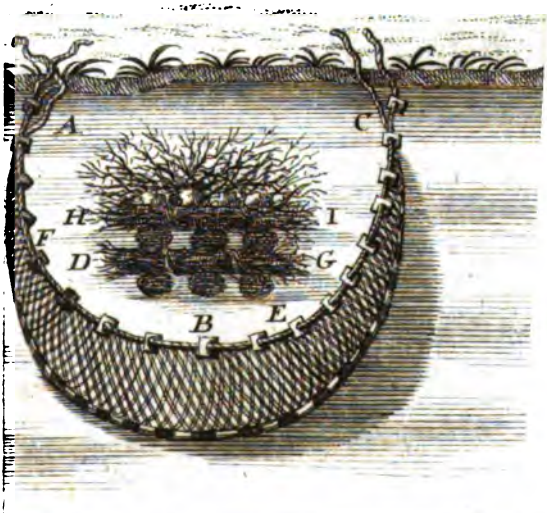

Fig. 7.

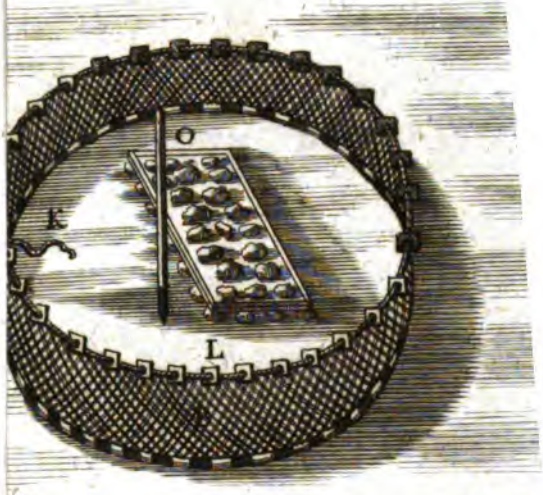
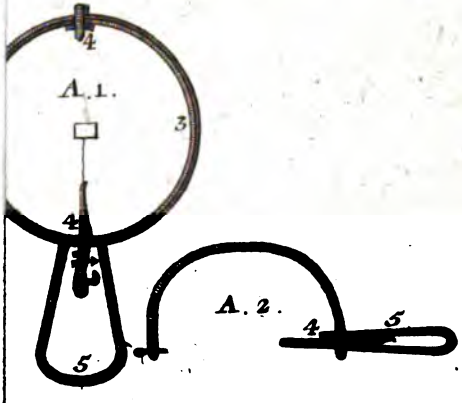
Fig. 8.